Est. A-1457

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Friedrich Bienemann.

Sechsundvierzigster Jahrgang.

LVII. Band.

H. 1-6

BIBLIOTHEK
DER
ESTONIA.

Riga 1904.
Verlag der Baltischen Monatsschrift.
Nikolaistraße Nr. 27.

Inhaltsverzeichnis.

Band LVII.

Seite

Etwas über Dorpats Vergangenheit und Zukunft. Von **Arnold Hasselblatt** 1

Heinrich Reinhold v. Anrep. Ein Lebensbild von Professor Dr. **R. v. Stackelberg** 19

Herders Wirken und Wachsen in Riga. Vortrag von Oberlehrer **K. Walter** 28

Necrologium balticum 1903 53

Auch ein Wiedererstandener. Von **K. Stavenhagen** 85

Karl Worms' „Erdkinder". Von Oberlehrer **K. Girgensohn** . . 88

Kunstfreude und Kunstpflichten. Von M. **E. v. Schrenck** . . 97

Allerlei aus Schule und Haus. Pädagogische Betrachtungen. Von Oberlehrer **Leon Goertz** 123

Über die gegenwärtige estnische Presse. Von Pastor **Gustav Haller**-St. Martens 140

Das Aussterben der höheren Gesellschaftsklassen. Von **Eberh. Kraus** 168

Wozu nützt der Aberglaube? Von **G. v. Glasenapp** . . . 177

Ein Wort über den Wert der klassischen Bildung. Von **Hermann Adolphi** 207

Arbeit an der Weltanschauung. Von **B. v. S.** 224

Gibt es eine jüdische Rasse? Von **Eberhard Kraus** 235

Briefwechsel zwischen Elisa v. d. Recke und Woldemar von Ditmar. Herausgegeben von Prof. Dr. **L. v. Schroeder** . . 249

Goethe — pathologisch. Von Pastor emer. **Emil Rathlef** . . . 276

Die Religionsverbrechen nach dem neuen Strafgesetz. Von **Rud. v. Freymann** 313

Die moderne Irrenpflege und die livl. Heil- und Pflegeanstalt Stackeln. Von Dr. **Albert Behr** 339

Aus den Erinnerungen eines russischen Geistlichen an Livland. 1848—1867. I. 361

Caesar Flaischlen. Von **R. v. Engelhardt** 384

Schiller und die neue Generation. Von **K. Girgensohn** . . 391

Welche Moral verlangt die Predigt Jesu? Von **Gregor von Glasenapp** 401

Über unser landwirtschaftliches Ausstellungswesen. Von **v. P.** 427

Kleiststudien. Von **K. Stavenhagen** 460

Kunstformen der Natur. Von **F. S.** 463

Seite

Kulturgeschichtliche Miszellen:
Ein schwedischer Küchenzettel von 1696 61
Etwas vom „Rosenhof" zu Riga 67
Livländische Schlösser und Güter Ao. 1624 163
Aus dem Leben eines Arztes im 17. Jahrhundert 215
Ulrich Herbers', weil. Bürgermeisters zu Narva, Lebensmaximen . 371
Der Zustand der Kirchen in Livland 1630 452

Von unseren Theatern. Über das Rigasche Stadttheater in der Saison 1903/4 . . . . . 70. 296

Gedichte:
Heimat. Gedicht von **Helene v. Engelhardt** 49
Auf Wereschtschagins Tod. Sonett. Von **Gotthard Freytag-Loringhoven** 370
Sage von der Entstehung der Neuseeländischen Vulkane. Von **Helene v. Engelhardt** 444

Bücheranzeigen:
Rinn u. Jüngst, Kirchengeschichtliches Lesebuch. — H. Seidel, Gedichte. — Anders, Skizzen aus unsrem heutigen Volksleben. — Haarhaus, Der Marquis von Marigny 174
Dalton, St. Petersburger Federzeichnungen. — Bürkner, Herder. — Speck, Zwei Seelen 245
Luiga, Die Fürsorge für Geisteskranke im baltischen Gebiet (russisch). — K. von Freymann, Pupa und anderes. — Gildemeister, Essais 465

Neuerschienene Bücher 93. 176. 248. 311. 399. 470

Zur Schärfung des Sprachgefühls 94. 400

*

Rassentheoretiker und Anthropologen. Eine Entgegnung von **H. Driesmans** (Berlin) 241

Rassentheoretiker und Anthropologen. Eine Erwiderung von **Eberhard Kraus** 309

*

Preisausschreiben der „Balt. Monatsschrift" 472

* * *

Beilage: Baltische Chronik vom 1. Sept. 1903 bis zum 28. Febr. 1904.

Etwas über Dorpats Vergangenheit und Zukunft.

Von

Arnold Haffelblatt.

Wenn in den nachstehenden Ausführungen nicht nur von der Vergangenheit, sondern auch von der Zukunft unsrer Stadt die Rede sein wird, so soll damit nicht das Gebiet des Wahrsagens betreten werden. Wir wissen nicht, ob wir selbst noch das Licht des kommenden Tages schauen werden; da wäre es vermessen, voraussagen zu wollen, wie sich der komplizierte Organismus eines städtischen Gemeinwesens nach 50 oder 100 Jahren entwickelt haben wird. Und doch gilt für einen Toren, wer sich von den Ereignissen überraschen läßt, wer in das Kommende und in die kommende Zeit garnicht vorauszuschauen weiß.

Aber wo steckt der Spiegel, der uns die Zukunft zeigt, und wo sind die Mittel, die uns eine vorausschauende Vorstellung von der zukünftigen Entwicklung etwa einer Stadt gewinnen lassen? Wir sind auf diesem Gebiet in der Tat recht arm an Hilfsmitteln und Systemen; denn wir sind, was die Ergründung der Zukunft anlangt, abgesehen von der freien Kombination, lediglich angewiesen auf Analogieschlüsse — teils von der uns vor Augen liegenden Entwicklung vorgeschrittenerer Städte, teils von den Tatsachen der Vergangenheit aus, oder genauer ausgedrückt: wir sind vor allem angewiesen auf die Fortführung der richtunggebenden Linien aus den Tatsachen der Vergangenheit über die Gegenwart hinweg in die Zukunft hinaus. Mit solchen Analogieschlüssen lassen sich freilich keine zwingenden Beweise erbringen; doch aber bietet das Studium der vergangenen Geschehnisse, sofern das Wesen aller Entwicklung in der Stetigkeit beruht, ein wirkliches Material, das, wenn es auch keine feste Vorausberechnung gestattet,

so doch die Möglichkeiten der zukünftigen Entwicklung zeigt und uns darauf hinleitet, was wir unter den gegebenen Möglichkeiten als annähernde Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen.

Man hat sich dabei immer vorzuhalten, daß jedes unvorhergesehene tiefer einschneidende Ereignis auch die umsichtigste Wahrscheinlichkeitsberechnung über den Haufen stürzen kann. Für den gegebenen Fall, das ist für die Zukunft der Stadt Dorpat, darf jedoch konstatiert werden, daß die Chancen für den Eintritt umwälzender Katastrophen sehr geringe, jedenfalls viel geringere sind, als in früheren Zeiten. Der Eintritt irgend welcher elementarer Katastrophen, wie sie andre Ortschaften verwüsten — Erdbeben, Hochwasser, Springflut, Bergrutsch ꝛc. — sind für unsre Stadt so gut wie ausgeschlossen (das Frühjahrs-Hochwasser des Embach wird über den Rang einer empfindlichen vorübergehenden Kalamität wohl kaum hinausgehen). Sehr verringert haben sich die Gefahren einer Entvölkerung durch Seuchen (Pest, Cholera, Pocken), wie man sie auf der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert erlebte. Eine Brandkatastrophe im Stile jener verheerenden Brände von 1755 und 1775 ist kaum denkbar, wobei überdies jedes Brandunglück durch die jetzt bestehende Versicherung des Eigentums wirtschaftlich sehr gemildert wird. Endlich sind so kolossale Verwüstungen, wie sie Dorpat bei der Eroberung durch Iwan Grosnyj, dann durch die Polen, vor allem aber in den Jahren 1704—1708 zu überstehen hatte, von zukünftigen Kriegen kaum zu befürchten, da einerseits die Stadt nicht mehr Festung ist, anderseits die Kriegführung doch eine so weit humanere geworden ist, daß die Losung: „Alles zerstören!" wohl von keiner kriegführenden Partei mehr als der Kriegswissenschaft höchste Weisheit, namentlich nicht auf eine offene Stadt, zur Anwendung kommen dürfte.

Somit gibt es für unsre Stadt betreffs der Wahrscheinlichkeit einer relativ kontinuierlichen, gesetzmäßigen Entwicklung gegenwärtig bessere Chancen, als in früheren Jahrhunderten, und bessere, als für manche andre Städte. Es kann also mit größerer relativer Sicherheit als ehedem der Versuch unternommen werden, in die Zukunft unsrer Stadt auszuschauen. — Dieser Versuch gilt lediglich der zukünftigen Bevölkerungsbewegung der Stadt.

* * *

Der Nordische Krieg hatte die Stadt Dorpat so gut wie vernichtet. Nachdem im Mai 1707 die Hälfte der Dorpater Handwerker mit ihren Familien, vier Edelleute, einige Kaufleute ꝛc. „zur Hebung des Moskauer Handwerks" nach Moskau und im Februar 1708 der ganze Rest der Bürgerschaft, insgesamt über 800 Personen, in die Gefangenschaft verschleppt worden, wurde im Juli 1708 das Werk der Verwüstung Dorpats vollendet: am 12. Juli 1708 wurde die Stadt nebst den Vorstädten von den abziehenden russischen Truppen an allen Ecken und Enden angezündet und am 17. Juli war die Aufgabe, die Stadt so zu zerstören, daß sie den Schweden unter keinen Umständen wieder einen Stützpunkt zu bieten vermöge, mit Eifer und Erfolg gelöst: von allen Häusern der Stadt — berichtet ein Ringenscher Bauer[1] — ist nur eine alte Badestube „behalten geblieben"; alles andre liegt in Asche und ist ruiniert. — Eine Stadt Dorpat existierte nicht mehr; sie mußte — und damit wird erst nach etwa einem Jahrzehnt begonnen — erst wieder gegründet werden.

Sehen wir zu, in welchem Tempo sich das Wachstum der von den Toten wiedererstandenen Stadt Dorpat vollzogen hat. — Die erste bestimmte Angabe über die Einwohnerzahl des Dorpat des 18. Jahrhunderts entfällt auf das Jahr 1774, wo der sehr zuverlässige Pastor Hupel die Einwohnerzahl mit „ca. 3300" notiert. Das war ein Jahr vor dem „großen Brande": nachdem Dorpat schon am 16. Mai 1755 68 Häuser durch einen Brand verloren, äscherte die große Feuersbrunst vom 25. Juni 1775 nicht weniger als 290 der „besten" Häuser ein, während nur 159, „darunter viele Bauernhäuser", stehen blieben; die eigentliche Altstadt lag wieder in Schutt und Trümmern. — Eine detailliertere Übersicht über den Bestand der Einwohner Dorpats liefert für den 31. Dezember 1783 ein im Ratsarchiv befindliches „Summarisches Verzeichnis aller und jeder Einwohner in der Stadt Dorpat"[2]. Danach setzte sich zum Jahre 1784 Dorpats Einwohnerschaft zusammen aus: 1773 Bürgern und Personen bürgerlichen Standes, darunter 977 männlichen und 796 weiblichen Geschlechts; 35 Personen geistlichen Standes, darunter 17 männlichen und 18 weib-

[1]) Bienemann, Die Katastrophe der Stadt Dorpat, S. 171.

[2]) Aus dem Ratsarchiv dem Verf. freundlichst mitgeteilt von Hrn. Arnold Walter.

lichen Geschlechts; 238 russischen Einwohnern, darunter 109 männlichen und 129 weiblichen Geschlechts; endlich 1911 „undeutschen Vorstädtern und Erbleuten", darunter 874 männlichen und 1037 weiblichen Geschlechts — in Summa 3957 Seelen.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts legt den Keim zu einem ungeahnten Aufschwunge Dorpats: die Wiederbegründung der Universität und die Aufhebung der Leibeigenschaft und die aus ihr hervorgegangene Freizügigkeit der bäuerlichen Bevölkerung haben mächtig zur Vermehrung der Einwohnerschaft der Stadt beigetragen; das erstere Ereignis verlieh Dorpat unter den Städten unsrer Provinzen seine besondere Bedeutung für die Heimat und fürs ganze Reich. — Aus den Jahren der Neubegründung unsrer Universität, 1802, wird (in der zum 25jährigen Jubiläum der Universität herausgegebenen Festschrift) die Bevölkerung der Stadt mit 3534 Einwohnern in 550 Häusern angegeben — entschieden zu niedrig, indem in diese Ziffer die ca. 2000 „undeutschen Vorstädter und Erbleute" vermutlich nicht einbegriffen sind.

Weiter werden nach den amtlichen (polizeilichen) Erhebungen u. a. angegeben:

für das Jahr 1816 — 7376 Einwohner,
„ „ „ 1821 — 8088 „ darunter:
6688 lutherische, 11 reformierte, 1149 griechisch-orthodoxe und 40 katholische;
für das Jahr 1824 — 8499 Einwohner,
„ „ „ 1826 — 8590 „
„ „ „ 1835 — 10,802 „
„ „ „ 1854 — 12,816 „ darunter:
10,509 lutherische, 41 reformierte, 1869 griechisch-orthodoxe und 174 katholische[1].

Bis hierzu sind wir in den Bevölkerungsziffern auf die sog. „Revisionslisten" angewiesen gewesen; mit dem Jahre 1867 setzt ein neuartiges, auf moderner Grundlage gewonnenes Material ein — dasjenige der Volkszählungen. Es ergaben die Volkszählungen:

vom 3. März 1867 — 21,014 Einwohner,
„ 29. Dezember 1881 — 29,974 „
„ 28. Januar 1897 — 40,664 „ (ohne Militär).

Für das Jahr 1903 ist die Einwohnerzahl mit 45,000 Seelen sicherlich nicht zu hoch veranschlagt.

---

[1]) Inland, Jg. 1855, Sp. 139—140.

Bei allen diesen Daten handelt es sich keineswegs um irrtumsfreie Ermittelungen, sondern um Ziffern, in die sich ausnahmelos mehr oder weniger starke Fehler eingeschlichen haben. Das gilt auch von dem durch die drei Volkszählungen ermittelten Material. Für die relativ zuverlässigsten Ermittelungen dürften anzusehen sein: die Angabe von Hupel fürs Jahr 1774, die des Ratsprotokolls für 1784, die gelegentlich des Universitätsjubiläums für 1826 ermittelte und endlich die Ergebnisse der drei Volkszählungen, welche letzteren freilich keineswegs gleichwertiges Material zu tage gefördert haben. Da brauchen wir — zumal es sich um größere Zeiträume handelt — hier nicht subtile Rechnungen vorzunehmen; wir können in den gröbsten Umrissen die Bevölkerungsbewegung skizzieren.

Unter Abrundung der Zahlen spricht sich das Anwachsen der Bevölkerung der Stadt in folgenden Ziffern aus:

im Jahre	1774	etwa	3300	Einwohner,
„ „	1784	„	4000	„
„ „	1802	„	5500	„
„ „	1816	„	7400	„
„ „	1826	„	8600	„
„ „	1835	„	10,800	„
„ „	1854	„	12,800	„
3. März	1867	„	21,000	„
29. Dez.	1881	„	30,000	„
28. Jan.	1897	„	40,700	„
im Jahre	1903	„	45,000	„

Demnach hätte sich in den nahezu 130 Jahren seit dem J. 1774 die Bevölkerung des damaligen Dorpat mehr als verdreizehnfacht, seit dem J. 1784 mehr als verzwölffacht, seit 1802, also in etwas mehr als 100 Jahren, mehr als verachtfacht, seit 1816 mehr als versechsfacht, seit 1826 mehr als verfünffacht und seit 1835 mehr als vervierfacht; seit 1854, also in bald 50 Jahren, ist die Stadt um das Dreiundeinhalbfache, seit dem März 1867, also in 36 Jahren, um mehr als das Doppelte und seit dem Dezember 1881, oder in rund 21 Jahren, um etwa 50 pCt. gewachsen. — Die in Vorstehendem sich aussprechende starke Bevölkerungszunahme des Dorpat des 19. Jahrh. gehört keineswegs zu den Ausnahmeerscheinungen; so z. B. hat Berlin seine Einwohnerschaft in den letzten 50 Jahren um das Fünffache, und

Wien, trotz keineswegs besonders günstiger äußerer Verhältnisse, um das Dreifache vermehrt, während unsre Stadt, wie erwähnt, im nämlichen Zeitraum um das Dreiundeinhalbfache gewachsen ist.

Wenn wir unter der Voraussetzung des absolut stetigen Weiteranwachsens der Bevölkerung in geometrischer Progression die Linien aus der Vergangenheit in die Zukunft weiter führen, so gelangen wir, je nach dem Ausgangspunkt unsrer Linienführung, zu sehr verschiedenen Resultaten: für die Zeit nach 100 Jahren schwankt die errechnete Ziffer der Bevölkerung unsrer Stadt zwischen ca. 330,000 und ca. 530,000 Einwohnern, d. h. je nach den gewählten rechnerischen Grundlagen müßte die Stadt nach 100 Jahren mindestens auf 325,000 und höchstens auf 530,000 Einwohner angewachsen sein.

Die Stadt würde nach 100 Jahren, also um das Jahr 2000 unsrer Zeitrechnung, zählen, wofern sich die Bevölkerungszunahme vollzieht:

analog dem	Zeitraum	von	1802 —1903	—	ca. 350,000 Einw.
„	„	„	1816 —1903	—	ca. 480,000 „
„	„	„	1826 —1903	mehr als	400,000 „
„	„	„	1854 —1903	—	ca. 530,000 „
„	„	„	1867 —1900[1]	—	ca. 360,000 „
„	„	„	1882[2]—1897	—	ca. 330,000 „

Aus der erheblichen Divergenz der Resultate folgt noch nicht, daß die ganze Methode einer solchen Ableitung als trügerisch und wertlos zu verwerfen ist, sondern zunächst nur, daß sie mit Vorsicht angewandt sein will, daß wir zu untersuchen haben, welche der in Betracht gezogenen Zeitperioden wir behufs Erzielung eines möglichst wahrscheinlichen Resultats zur Richtschnur auszuwählen haben. Und zwar werden wir diejenige Periode zu bevorzugen haben, die am wenigsten Ausnahme-Ereignisse innerhalb der stetigen Entwicklung und sonach am ehesten eine gewissermaßen normale, typische Bevölkerungsbewegung in sich schließt.

Da liegt es auf der Hand, daß wir beispielsweise die Periode von 1854—1903, deren in geometrischer Progression

[1]) Wir wählen das Jahr 1900 (bei Annahme einer Bevölkerung von mindestens 42,600 Einw.), weil hier für 33 Jahre gerade eine reichliche Verdoppelung der Bevölkerung zu registrieren ist.

[2]) Die Zählungsperiode vom 29. Dezember 1881 bis zum 28. Januar 1897 verrechnen wir als 15-, nicht als 16-jährige Periode.

fortgeführter Bevölkerungszuwachs für das Jahr 2000 die kaum mögliche Ziffer von ca. 530,000 Einwohnern ergeben würde, nicht als Norm für die zu erwartende zukünftige Entwicklung verwerten dürfen; denn diese auf wirtschaftlich sehr ungünstige Zeiten folgende Periode umfaßt eine so lange Reihe verschiedenartiger, für die Entwicklung der Stadt exzeptionell günstiger Momente (Bauerlandverkauf, die Begründung neuer, eine stark steigende Frequenz der Universität nach sich ziehender Gymnasien, die Erbauung der Tapser wie der Rigaer Bahn 2c.), daß eben in dieser Periode die Bevölkerung der Stadt sich über die Norm hinaus vermehren mußte, mithin diese Periode als eine abnorme sich zur Grundlage für Zukunftsberechnungen, die viel zu hoch ausfallen müßten, nicht eignet.

Das beigebrachte Material läßt sich auch noch von andrer Basis zu Analogieschlüssen verwerten, nämlich indem man nicht die respektiven Perioden vom Anfangsjahre an bis zur Jetztzeit, sondern kürzere Perioden mit früherem Abschluß der Berechnung zugrunde legt. Sehen wir uns einige solcher Perioden an.

Der 15-jährige Zeitraum vom 29. Dezember 1881 (rund 30,000 Einw.) bis zum 28. Januar 1897 (rund 40,700 Einw.) ergibt, als Norm angenommen, ein wahrscheinliches Wachstum von 15 zu 15 Jahren um rund 35,3 pCt., d. i. in folgenden Ziffern:

für das Jahr 1912	—	54,930	Einw.,	für das Jahr 1972	—	184,059	Einw.,
„ „ „ 1927	—	74,320	„	„ „ „ 1987	—	249,031	„
„ „ „ 1942	—	100,546	„	„ „ „ 2002	—	337,000	„
„ „ „ 1957	—	136,038	„				

Zu erheblich andern Resultaten gelangen wir unter Verwertung der zwischen den beiden ersten Volkszählungen liegenden, ebenfalls fast 15-jährigen Periode vom März 1867 bis Dezember 1881, wo eine Vermehrung um rund 43 pCt. stattgefunden hat. Unter Zugrundelegung des Bevölkerungszuwachses dieser Periode würde die Bevölkerung der Embachstadt erreichen oder erreicht haben:

für das Jahr 1896	—	42,900	Einw.,	für das Jahr 1956	—	167,790	Einw.,
„ „ „ 1911	—	61,300	„	„ „ „ 1971	—	239,940	„
„ „ „ 1926	—	87,659	„	„ „ „ 1986	—	383,110	„
„ „ „ 1941	—	117,340	„	„ „ „ 2001	—	547,800	„

Diese Zahlen sind — rein rechnerisch genommen — noch etwas zu niedrig gegriffen, weil es sich nicht um volle 15 Jahre handelt, während die zuvor erwähnte Periode einen Monat über 15 Jahre hinaus umfaßte. Aber dennoch mußten die auf den Jahren 1867—82 beruhenden Zahlen sehr viel höher als bei den Jahren 1882—97 ausfallen, weil diese Jahre zu den für die Bevölkerungsbewegung des alten Dorpat allergünstigsten gehörten: sie repräsentieren die Blütezeit der Universität, in sie fällt die Verbindung der Stadt mit dem ersten Schienenwege (1876), ihr kommen die Früchte des durch den Bauerlandverkauf gemehrten Wohlstandes der bäuerlichen Bevölkerung zu gute. In die Periode von 1882—97 fallen die Reorganisation der Universität, Behörden und Schulen und mehrere landwirtschaftlich ungünstige Jahre, während die Fortführung der Bahn nach Riga, die unsre Stadt aus einem Eisenbahn-Endpunkt zu einem Eisenbahn-Durchgangspunkt verwandelte, kaum sehr erheblich zu einer außerordentlichen Bevölkerungszunahme beigetragen haben dürfte. — Beiläufig bemerkt, ließe sich diese vergleichende Vorausberechnung auch in anderm Sinne verwerten; man könnte nämlich an der Divergenz der errechneten Zukunftsbevölkerung der Stadt je nach der einen oder aber der andern Periode die Prosperität der Stadt in der ersteren Periode gegenüber der letzteren illustrieren. Man könnte also etwa sagen: in den Jahren 1867—82 war die Prosperität des damaligen Dorpat im Vergleich zu der nachfolgenden 15-jährigen Periode der Reorganisationen eine relativ dermaßen günstigere, daß die Stadt, wofern sie auch in Zukunft nach Maßgabe der Jahre 1867—82 prosperiert hätte, im J. 2001 zu ganzen 457,800 Einwohnern gelangt sein würde, während sie auf Grund der Bevölkerungsbewegung von 1882—1897 fürs J. 2001 nur auf ca. 325,000 Einwohner sich Hoffnung machen könnte. — Für Zukunftsberechnungen muß jedenfalls die Periode von 1882—97 als die ungleich normalere angesehen werden. Obgleich ungünstiger, als der voraufgegangene 15-jährige Zeitraum, ergibt doch auch sie Ziffern, die mancher kurzer Hand als „unmöglich" verwerfen mag. „Wie soll" — wird man auszurufen sich versucht fühlen — „der alte Musensitz am Embach selbst nach der ungünstigeren Basis im J. 1942, also nach weniger als 40 Jahren, schon 100,000 Einwohner und nach 100 Jahren gar schon 300,000 beherbergen können!"

Daß das Wachstum der Bevölkerung gerade in diesem Tempo sich vollziehen wird, ist allerdings sehr zweifelhaft; aber die Gegenwart würde doch sehr gut daran tun, sich betreffs der Zukunft der Stadt an die Vorstellung heute sehr hoch erscheinender Bevölkerungsziffern zu gewöhnen. Ähnliche Ziffern liegen jedenfalls im Bereich des Möglichen, und in dem Wachstum der Stadt ist seiner Zeit gewiß als „unglaublich" Erschienenes bereits Tatsache geworden. Wer etwa würde einem Statistiker vom Jahre 1784 getraut haben, wenn dieser damals prophezeit hätte: das Dorpat vom J. 1784 mit seinen 4000 Einwohnern wird nach 100 Jahren das stolze Riga mit seiner damals 28,000 Einwohner, also das Achtfache Dorpats zählenden Bevölkerung erreicht haben! Und nach Ablauf der 100 Jahre hätte dieser prophetische Statistiker mit Genugtuung uns zurufen können: „Seht, die Menschen vor 100 Jahren haben mich damals ob meiner Voraussage ausgelacht, aber schon die am 29. Dez. 1881, also noch vor Ablauf des Jahrhunderts in Dorpat vorgenommene Volkszählung hat nicht nur 28,000, sondern sogar fast volle 30,000 oder genauer 29,974 Einwohner ergeben, das damalige Riga an Einwohnerzahl also nicht nur erreicht, sondern schon vor Ablauf des Jahrhunderts sogar überflügelt.

Dieser hier ins Feld geführte präsumierte prophetische Statistiker würde für seine Voraussage eine ganz brauchbare Unterlage gehabt haben — ein Material, dessen Auswertung auch heute noch unser Interesse erregt. Dieses Material bilden die beiden bereits notierten, als relativ sehr zuverlässig anzusehenden Bevölkerungsangaben vom J. 1774 und 1784 (resp. für den letzten Dez. 1783) für das damalige Dorpat, — erstere von dem sehr gewissenhaften Forscher Hupel herrührend, letztere mit sehr detaillierten Angaben über die Zusammensetzung der Bevölkerung nach Geschlecht und Stand — das „summarische Verzeichnis aller und jeder Einwohner in der Stadt Dorpat" — aus dem Ratsarchiv stammend. — Hupel gab für 1774 die Einwohnerzahl Dorpats auf „ca. 3300" an, das „summarische Verzeichnis" auf 3957 Seelen, welche Zahl wir als aus dem Dezember 1783 stammend, für 1784 auf rund 4000 Seelen abrunden. — Welche Bevölkerungszahlen für Dorpat hätten nun unter Zugrundelegung der Bevölkerungsbewegung im Jahrzehnt 1774—1784 errechnet werden

müssen? Bei 3300 Seelen im J. 1774 und 4000 im J. 1784 hätte die städtische Bevölkerung steigen müssen:

1794	auf	4840	Einw.,					
1804	„	5856	„	(faktisch	1802	mit ca.	5500	angegeben)
1814	„	7086	„	(„	1816	„	7376	„)
1824	„	8574	„	(„	1826	„ ca.	8600	„)
1834	„	10,374	„	(„	1835	„ ca.	10,800	„)
1844	„	12,552	„					
1854	„	15,188	„	(faktisch	1854	mit	12,800	angegeben)
1864	„	18,377	„	(„	1867	„ ca.	21,000	„)
1874	„	22,236	„					
1884	„	28,931	„	(faktisch	1882	ca.	30,000)	
1894	„	35,006	„	(„	1897	ca.	40,700)	
1904	„	42,367	„					

Wir sehen: jenes Jahrzehnt von 1774—1784 würde eine außerordentlich zutreffende Prognose der zukünftigen Bevölkerungsbewegung für die nächsten 120 Jahre gegeben haben, indem sie meist nur um ein Weniges hinter der in Wirklichkeit eingetretenen oder, sagen wir korrekter, hinter den in Wirklichkeit ermittelten Angaben zurückgeblieben ist. Das Zurückbleiben erklärt sich sehr natürlich daraus, daß das Jahrzehnt von 1774 bis 1784 zu den für das Prosperieren der Stadt ungünstigsten Perioden (1775 „der große Brand") gehört.

Die von dieser Basis abgeleitete Prognose für die Zeit von 1784—1904 hat sich als dermaßen zutreffend erwiesen, daß wir nicht unterlassen möchten, sie nun auch wirklich für die Zukunft fortzuführen. Demnach wäre eine Steigerung der städtischen Bevölkerung zu erwarten:

Für	1914	auf	51,264	Einw.,	Für	1954	auf 109,889 Einw.,
„	1924	„	62,029	„	„	1994	„ 235,566 „
„	1934	„	75,055	„	„	2004	„ 285,023 „
„	1944	„	90,817	„			

Wie nun sollen wir uns die Zukunft unsrer Stadt tatsächlich vorstellen? Welche der angeführten Zukunftsziffern haben wir als die wahrscheinlichsten, als die der dereinstigen Bevölkerungsziffer mutmaßlich am nächsten kommenden anzusehen? Welche Erwägungen wären als Korrektiv zu dem starren, mechanisch entwickelten Zahlenmaterial behufs Erzielung einer größeren Wahrscheinlichkeit heranzuziehen? — Gehen wir zunächst der letztaufgeworfenen Frage nach.

* * *

Es ist gewiß mit Recht bezweifelt worden, daß das Wachstum speziell der Großstädte in den nämlichen Progressionen wie in den letzten Dezennien sich auch in Zukunft fortpflanzen wird; man hat berechnet, daß andernfalls z. B. Berlin schon im J. 1950 ganze 12 Mill. Einwohner zählen müßte, was als „fast unmöglich" erscheint. „Das Zusammenfluten der Menschen in den großen Mittelpunkten" — so fanden wir in einem vom „Rig. Tagbl." [1] reproduzierten Artikel von B. Molden in den „Preuß. Jahrbüchern" unlängst ausgeführt — „entspricht zwar einer Tendenz, die immer vorhanden war, aber seine außerordentliche Beschleunigung in den letzten hundert und besonders den letzten 50 Jahren ist eine Folge der Erfindungen, die den Verkehr und die Industrie so riesig gefördert und den Zudrang zu den Annehmlichkeiten und zu den Verdienstgelegenheiten der Hauptstädte erleichtert haben. Es ist indeß wahrscheinlich, daß, wie die Dampfkraft die Menschenmassen zusammengetrieben hat, die noch vollkommeneren Hilfsmittel, denen sich ja wohl weitere zugesellen werden, eher dezentralisierend wirken, indem sie die Annehmlichkeiten und Verdienstgelegenheiten wieder gleichmäßiger verteilen. Schon jetzt sucht man neue Fabriksunternehmungen womöglich auf dem Lande anzulegen; wenn man in einer Stunde 200 Kilometer weit fahren kann, wird man sich noch weniger an die Großstädte binden, und ebenso ist das Telephon ein Werkzeug der Dezentralisierung. Auch um sich an Kunstgenüssen zu erfreuen, wird man nicht mehr in einer der Residenzen wohnen müssen, und nicht nur die Provinzialhauptstadt, auch die Mittelstädte zweiter Ordnung und selbst die Kleinstädte werden ihnen Konkurrenz machen, ja, auch das offene Land wird ein immer begehrterer Aufenthaltsort sein. Diese Wandlung wird sich vermutlich in allen Kulturländern vollziehen. . ."

Die zukünftigen Dezentralisationsbestrebungen werden nach dieser Auffassung zunächst die Großstädte treffen; die Mittelstädte kommen aber sicherlich auch einmal daran, selbst wenn die Bildung der sog. „Garten"- oder „Landstädte", für die hier der Kulturingenieur P. Wöldike-Rosenstand plaidiert und für deren Errichtung sich in England bereits ein Verein gebildet hat, sich nicht verwirklichen lassen sollte. Zunächst aber ist für unsre Embachstadt, soweit die Verdienst- und Verkehrsgelegenheiten in Betracht

[1]) „Rig. Tagebl.", Jg. 1903, Nr. 27.

kommen, auf ein weiteres starkes Steigen der Bevölkerung mit einiger Sicherheit zu rechnen. Vor allem ist im Auge zu behalten, daß im werdenden Industriestaat Rußland die Mittelstädte, wie ein Vergleich mit der städtischen Bevölkerungsbewegung in Ländern von entwickelter Kultur zeigt, erst im Beginn der Periode ihrer raschen Bevölkerungszunahme stehen. — Freilich ist in weiterer Zukunft auch für unsre Stadt eine Abschwächung in der Bevölkerungszunahme vorauszusehen. Ein sehr wesentlicher Grund dafür scheint mir in einer ganz andern Richtung, als in der bisher erörterten, zu liegen.

Worauf beruht das Wachstum der Stadtbevölkerung? Es beruht nicht oder doch nur zu sehr geringem Teil auf der natürlichen Vermehrung der Eigenbevölkerung (durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle), sondern fast ausschließlich auf dem Zuzuge der Landbewohner. Würden die Stadtbewohner sich vornehmlich aus dem natürlichen eigenen Wachstum vermehren, so ließen sich die Ziffern der Zukunftsbevölkerung mit großem Anspruch auf Wahrscheinlichkeit in geometrischen Progressionen herausrechnen; tatsächlich ist das aber nicht der Fall, sondern das Wachsen der städtischen Bevölkerung steht in engster Abhängigkeit davon, in wieweit die Umgebung der Stadt abgabefähig in Bezug auf Menschenmaterial ist. Diese Abgabefähigkeit richtet sich nach dem Bedarf der Landwirtschaft an Menschenkräften (die Maschinen haben in den letzten Dezennien gewaltig viel menschliche Kraft im Ackerbaugewerbe ersetzt und damit Menschenmaterial für die Städte freigegeben), vor allem aber nach der natürlichen Bevölkerungszunahme des die Stadt umgebenden flachen Landes. Das ist die eigentliche Quelle, aus der die Städte gespeist werden: versiegt sie, so wird auch das Wachstum der Städte aufhören; fließt sie spärlicher, so wird auch das Wachsen der Einwohnerzahl der Städte in entsprechendem Maße sich verlangsamen. Schon aus dieser Erwägung geht hervor, daß an ein permanentes Wachsen der städtischen Bevölkerung in geometrischer Progression garnicht zu denken ist; denn nirgends in den Kulturländern wächst die landische Bevölkerung oder die des Gesamtstaates in geometrischer Progression, sondern die Zuwachsrate zeigt eine abnehmende Tendenz (trotz abnehmender Sterblichkeitsziffer eine noch stärker fallende Geburtsziffer). Daraus folgt, daß auch das Wachsen der Städte

sich dereinst in zunehmend langsamerem Tempo wird vollziehen müssen, als in unsern Tagen.

Ein zweites bestimmendes Moment für das Anwachsen der städtischen Bevölkerung bildet die Anziehungskraft der betreffenden Stadt auf ihre Umgegend: das Maß dieser Anziehungskraft bestimmt einerseits die Intensität der Aufsaugung der landischen Bevölkerung der nächsten Umgebung, anderseits die Länge der Radien des Anziehungskreises. Das verarmte Dorpat des 18. Jahrh. zog die nähere Umgebung wenig und die weitere fast garnicht an; die aufblühende Universitätsstadt der 70er Jahre aber zog die nähere Umgebung mit starker Kraft an sich und lockte nicht nur Studierende, sondern auch andre Bestandteile ihrer Bevölkerung mitunter aus weiter Ferne heran. — Das zukünftige Wachsen der Bevölkerung unsrer Stadt hängt also erstens von dem Prosperieren der umwohnenden Landbevölkerung und zweitens von der kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung ab, die sich die Stadt in Zukunft wahren wird.

Ganz lehrreich sind die rechnerischen Kombinationen, die sich aus der Bevölkerungszunahme Dorpats im Jahrzehnt von 1774 bis 1784 ergeben. Obwohl nämlich einerseits diese 10jährige Periode, die nach dem großen Brand von 1775 zeitweilig sogar eine Abnahme der Bevölkerung aufgewiesen haben soll und durchaus im Zeichen einer Depression stand, zu den ungünstigsten gehörte und anderseits in die Folgezeit so exzeptionell günstige Ereignisse wie die Gründung der Universität, die Bauerbefreiung, der Bauerlandverkauf, der Bau von Eisenbahnen 2c. fielen — zeigt doch die von jener exzeptionell ungünstigen Grundlage in eine exzeptionell günstige Zukunft rechnerisch fortgeführte Linie eine mit der Wirklichkeit fast völlig übereinstimmende oder doch nur sehr wenig hinter dieser zurückbleibende Aufwärtsbewegung (sie ergibt für das J. 1904 42,367 Einwohner, während in Wirklichkeit diese Ziffer wohl schon vor dem Jahre 1900 erreicht war). Es zeigt diese Tatsache, daß wir für die Schätzung der zukünftigen Einwohnerzahl gut daran tun, nur ja nicht günstige Wachstumsverhältnisse zur Grundlage unsrer Vorausberechnung zu nehmen oder anders ausgedrückt: daß wir auf eine durch große Zeitläufte sich fortsetzende Vermehrung der städtischen Bevölkerung in rein geometrischer Progression nicht rechnen dürfen, also korrigierende Abschreibungen

an einer solchen Berechnung vorzunehmen haben. Ein zwingender Grund für solche Abschreibungen liegt, wie ausgeführt worden, schon darin, daß das Material, aus dem die Stadt ihre Mehrbevölkerung auffaugt, nämlich die Bevölkerung des flachen Landes, sich nicht in dem entsprechenden Maße vermehrt.

Welche Chancen aber bieten sich für den zweiten, die dereinstige Bevölkerungszunahme bedingenden Faktor, für die zukünftige Anziehungskraft unsrer Stadt?

Solche mächtige Hebel zur Vermehrung der städtischen Bevölkerung, wie sie im vorigen Jahrhundert eingesetzt wurden (Universität, Schaffung einer freizügigen Landbevölkerung, Eisenbahnen 2c.), haben wir für das nächste Jahrhundert schwerlich zu erhoffen. Auf der andern Seite sind besonders ruinöse Schläge wohl auch kaum zu besorgen — keine Brandkatastrophen in einem Maße, daß sie die Gesamtstadt spürbar beeinflußen, wohl auch keine Kriegskalamitäten, die dauernder den Wohlstand untergrüben. Voraussichtlich wird unsre Stadt Universitätsstadt bleiben — wenigstens ist die seiner Zeit von einzelnen russischen Blättern angedrohte Verlegung der Universität in eine andre Stadt immer unwahrscheinlicher geworden, je mehr Kapital von der Regierung für Universitätszwecke in unsrer Stadt festgelegt worden ist und je mehr die Universität ihren früheren Charakter eingebüßt hat; eine Aufhebung der augenblicklich den Seminar-Zöglingen betreffs der hiesigen Universität eingeräumten Vorzugsstellung würde zwar momentan die Zahl der Studierenden und damit die Gesamtbevölkerung etwas reduzieren, in der Folge aber würde dieser Ausfall vermutlich mit Zinsen durch anderweitigen Zuzug wettgemacht werden. — Bleiben wird ferner unsre Stadt voraussichtlich nach wie vor ein Zentrum der landwirtschaftlichen Interessen Mittel- und Nordlivlands; ja es hat den Anschein, daß die neuerdings in diesem Bereich eingetretene vorwärtsstrebende Bewegung (Landeskultur-Bureau, landw. Kommissionsbureau, Samenbauverband u. dgl. m., wie u. a. auch das rührige Gehaben des estnischen landwirtschaftlichen Vereins) noch keineswegs zum Stillstand gelangt ist. — Das die Stadt mit der weiteren und namentlich mit der näheren Umgebung verbindende Verkehrswesen ist weiterer Ausgestaltung noch sehr fähig und bedürftig; die Anziehungskraft unsrer Stadt könnte u. a. durch Erbauung der projektierten Bahn

nach Wjasma, die den ganzen Werroschen Kreis unsrer Stadt näher angliedern würde, erheblich gesteigert werden und sicherlich wird einmal eine Zeit kommen, wo wir mit Fellin, Heiligensee, Oberpahlen und Tschorna durch eine Sekundärbahn oder anderswie direkt verbunden sein werden. — Am maßgebendsten aber für das Tempo der ferneren Bevölkerungszunahme unsrer Stadt wird sich die Tatsache erweisen, ob die Industrie in stärkerem Maße als bisher hier ihren Einzug halten wird. Jedenfalls könnte ein Aufschwung der Industrie hier sehr wohl eintreten. Die Orte, die an der Kreuzung von Wasserstraßen und Magistralbahnen liegen, sind erfahrungsmäßig dem Aufblühen von Industrie und Gewerbe günstig; etwaige relativ billige Arbeitskräfte, relativ billige Rohmaterialien (z. B. der Torf der Zukunft), niedrigere Bodenpreise u. dgl. m. könnten (was uns, beiläufig bemerkt, keineswegs als ein Vorteil ohne starke Schattenseiten erscheint) sehr wohl die örtliche Unternehmungslust auf industriellem Gebiet beleben und dadurch die schon vorhandene Tendenz einer Zunahme der Bevölkerung selbst über die Norm hinaus verstärken. — Schließlich mag daran erinnert sein, daß äußere Hemmnisse zur Ausweitung des städtischen Weichbildes, — innerhalb dessen noch verhältnismäßig viel Wohnraum vorhanden ist — sich schwerlich allzu lästig werden spürbar machen. Nach Norden und nach Nordwesten hin erschwert die Begrenzung der Stadt durch das unverkäufliche Territorium des Majorats Ratshof allerdings eine weitere Ausdehnung der Stadt, wie auch das Gut Karlowa weiteres Hofesland in fremdes freies Eigentum nicht mehr übergehen lassen darf; das zukünftige erweiterte Dorpat aber liegt sicherlich vor allem auf dem Territorium des großen Gutes Techelfer. In diese gesund gelegene Gegend, wo schon der Bahnhof und das Schlachthaus liegen, drängt augenscheinlich die weitere Entwicklung unsres städtischen Gemeinwesens, während der erste und dritte Stadtteil auf ein ähnlich starkes Anwachsen schwerlich rechnen können. Das Gut Techelfer hat ein, ohne Beeinträchtigung seiner gutswirtschaftlichen Aufgaben zu befriedigendes, starkes geschäftliches Interesse an der Verwertung seines Terrains zu Bauplätzen. Es steht dabei wohl kaum zu besorgen, daß es das natürliche Wachstum der Stadt künstlich hemmen wird, indem es darauf ausgeht, exorbitante Bodenpreise zu erzwingen; ebenso wenig dürfte es zu

Schleuderpreisen massenweise Bauparzellen zum Verkauf bringen und dadurch — was für die Stadt durchaus unerwünscht wäre — eine abnorm rasche, sprungweise Zunahme der städtischen Bevölkerung veranlassen. Unter normalen Verhältnissen wird die Stadt schon nach 50 Jahren mutmaßlich so nahe an Techelfer herangerückt sein, wie jetzt an das Gut Karlowa.

Wie also sollen wir uns auf Grund dieser Erwägungen und der rechnerischen Kombinationen, die sich an die bisherigen Bevölkerungsbewegungen der Stadt knüpfen, die wahrscheinliche Entwicklung der zukünftigen Bevölkerungsverhältnisse unsrer Stadt denken?

Wenn im allgemeinen die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß unsre Embachstadt weder mit stärkeren Rückschlägen noch auch mit einer sprunghaften Steigerung ihrer Bevölkerung, wohl aber mit einer einigermaßen gleichmäßigen weiteren Vermehrung ihrer Einwohnerschaft auf absehbare Zeit zu rechnen hat, so werden wir uns natürlich hüten müssen, unsren Vorstellungen von der zukünftigen Entwicklung der Stadt die sehr günstigen neuesten Ziffern der Bevölkerungsbewegung, etwa die vom J. 1867 ab, als rechnerische Basen unterzulegen, und richtig verfahren, wenn wir hierzu für einen möglichst großen Zeitraum vorliegende Progressionsverhältnisse auswählen. Als längste Progressionslinie bietet sich uns die Bevölkerungsbewegung vom J. 1774 bis zum J. 1897 und somit nehmen wir die aus dieser 123jährigen Periode resultierenden Zuwachsverhältnisse als Grundlage für den mutmaßlichen Zuwachs der Bevölkerung im 20. Jahrhundert.

Der Zuwachs der Bevölkerung beträgt für den Zeitraum von 1774—1897 im Durchschnitt jährlich 2,063 pCt.; nach diesem prozentualen Zuwachs würde die Stadt, deren Einwohnerzahl in der Volkszählung vom 28. Januar 1897 auf 40,664 Seelen bestimmt wurde, zählen:

im Jahre	1900	— 43,233	Einw.,	im Jahre	1950	— 120,030	Einw.
„ „	1910	— 53,029	„	„ „	1960	— 147,220	„
„ „	1920	— 65,044	„	„ „	1970	— 180,480	„
„ „	1930	— 79,858	„	„ „	1980	— 221,509	„
„ „	1940	— 97,782	„	„ „	1990	— 271,690	„
(„ „	1941	— 100,000	„)	„ „	2000	— 333,250	„

Die der vorstehenden Berechnung zu Grunde gelegte Zuwachsrate dürfte auf die weiter oben entwickelte Erwägung hin, daß sich in der Regel eine Stadt nach Maßgabe der natürlichen Bevölkerungszunahme der umwohnenden Landbevölkerung vermehren wird, diese natürliche Bevölkerungszunahme aber eine allmählich sinkende Tendenz aufweist, mit der Zeit eine Verkürzung erfahren, und zwar mindestens entsprechend dem Sinken des Prozentsatzes der natürlichen Zunahme der Gesamtbevölkerung. Über die Bewegung dieses letzteren Prozentsatzes liegen aber für unsre Verhältnisse genügend sichere Daten kaum vor; man könnte daher mit genau normierten Abzügen, wie etwa mit Verkürzung der jährlichen Zuwachsrate von Jahr zu Jahr um einen angenommenen bestimmten Prozentsatz, nur hazardieren.

Zweifellos erscheint, daß die vorstehende Tabelle Zahlen aufweist, die in Wirklichkeit in dieser Höhe nicht werden erreicht werden, wahrscheinlich aber ist, daß wir uns auf Bevölkerungsziffern gefaßt zu machen haben, die der bisherigen Zunahme einigermaßen nahekommen.

Nach unsrer Tabelle tritt etwa nach $33\frac{1}{2}$ Jahren eine Verdoppelung der Bevölkerung ein. Nehmen wir nun beispielsweise an, daß für die nächsten Jahrzehnte nicht nach $33\frac{1}{2}$, sondern erst nach 37 Jahren, für die dann folgende weitere Zeit aber auch nicht nach 37, sondern erst nach 41 Jahren und noch weiterhin erst nach 46 Jahren eine Verdoppelung der Bevölkerung eintritt, so würde, ungeachtet dieser sehr starken Reduzierung der Zuwachsrate, unsre Stadt gleichwohl schon im J. 1934 auf rund 81,300, im J. 1975 aber auf rund 162,600 und im J. 2000 auf erheblich mehr als 200,000 Einwohner gestiegen sein.

Das zahlenmäßige Fazit unsrer Untersuchung ließe sich wohl in den Satz zusammenfassen: unsre Stadt müßte einer exzeptionell ungünstigen Entwicklung entgegengehen oder aber von besonderen, katastrophenähnlichen Ereignissen heimgesucht werden, wofern sie im J. 1950 nicht mindestens 100,000 und im J. 2000 nicht mindestens 200,000 Einwohner zählen sollte.

Daß diese Wahrscheinlichkeitserkenntnis auch sehr praktische Bedeutung beanspruchen darf, liegt auf der Hand. So wird speziell unsre städtische Verwaltung mit einer solchen Zukunft rechnen müssen; sie wird verpflichtet sein, bei allen Wohlfahrts-

anlagen — Gasanstalt und Elektrizitätswerken, Schlachthaus und Wasserleitung, Bebauungsplan (hier speziell in Bezug auf die Bebauung der Techelferschen Felder), Straßenbahnen 2c. — mit einer starken Vermehrung der städtischen Bevölkerung und dem entsprechenden Bedürfnissen zu rechnen. Die Erkenntnis, daß nicht ganz Wenige der heute unsre Schulbänke Drückenden schon ein Dorpat mit 100,000 Einwohnern und deren Großkinder ein solches von 200,000 Einwohnern erleben werden, mag unsrer Stadtverwaltung den Mut zu weiter ausgreifenden Plänen stärken; die Zukunft wird ihr nicht nur Recht geben, sondern ihr auch die Mittel zur Durchsetzung des unter Berücksichtigung der Zukunftsbedürfnisse der Stadt Geplanten zuführen.

Heinrich Reinhold von Anrep.

Ein Lebensbild

von

R. von Stackelberg.

Das Jahr 1804 bildet einen wichtigen Markstein in der neueren Agrargeschichte Livlands. War doch damals jene Bauerverordnung zu stande gekommen, durch welche die bisherige Leibeigenschaft unsres Landvolkes in Erbuntertänigkeit verwandelt wurde, womit die Grundlage zu weiteren Reformen — soweit es sich wenigstens um das flache Land handelt — für eine gedeihliche Entwicklung gelegt war.

Im Folgenden soll nun — als ein kleiner Beitrag zur hundertjährigen Wiederkehr jenes Ereignisses — der Versuch gemacht werden, den Lesern der „Baltischen Monatsschrift" einiges aus dem vielbewegten Leben eines Mannes vor Augen zu führen, der als Vertreter der livländischen Ritterschaft an den Arbeiten teilgenommen hat, die dem Erscheinen jener Bauerverordnung von 1804 vorhergingen.

Heinrich Reinhold v. Anrep — ist nach Ausweis des Kirchenbuches von Helmet am 2. September 1760 geboren und am 21. Sept. desselben Jahres getauft worden[1]. Sein Vater, der preußische Kapitän und livländische Landrat Karl Gustav v. Anrep, besaß die Güter Lauenhof, Assikas mit Adscher, sowie auch Kerstenshof, sämtlich im Kirchspiel Helmet, Fellinschen Kreises belegen, wo die Anreps schon seit Jahrhunderten saßen und noch heutzutage besitzlich sind. Außerdem besaß Karl Gustav v. Anrep, der mit einer v. Igelström vermählt war, noch das Gut Arras im Kirchspiel Rujen, im nördlichen Teil des Wolmarschen Kreises.

[1]) Nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Baron Hermann Bruiningk.

Reinhold v. Anrep ist, wie so viele seiner Landsleute, schon in jungen Jahren in russische Militärdienste getreten und ist wohl mit jenem Anrep identisch, der als früherer Kammerpage im Jahre 1779 Zutritt bei Hofe hatte[1]. Die ersten Sprossen der militärischen Stufenleiter hat er rasch erstiegen, denn am 1. Januar 1784 trat der noch nicht 24jährige als Oberstleutnant in das damalige Pskowsche Karabinierregiment (jetzt Dragonerregiment), das in den J. 1778—1786 mit kurzen Unterbrechungen in Fellin stand[2]. Der Abmarsch des Regiments in das Innere Rußlands, in den Rostowschen Kreis des heutigen Gouvernements Jaroslaw sowie später nach Murom im Gouvernement Wladimir, entriß auch Anrep dem Stillleben im livländischen Städtchen, dessen Lage in der Nachbarschaft des Kirchspiels Helmet dem jungen Offizier die Möglichkeit zu häufigem Wiedersehen mit den Seinen bot. Doch sollte auch der Aufenthalt im nördlichen Rußland nicht lange währen.

König Gustav III. von Schweden hatte die Gelegenheit benutzt, da Rußland sich im Kriege mit der Türkei befand, unsrer Regierung den Krieg zu erklären. So rückte denn auch das Pskowsche Regiment im J. 1788 aus seinen Standquartieren, um zunächst nach Jamburg, dann nach Petersburg zu ziehn. Erst im Frühling 1789 wurde das Regiment auf den Kriegsschauplatz beordert und dort der Avantgarde unter General Denissow zugeteilt. Beim Dorfe Kyro, nicht weit von St. Michel, kam es am 29. Mai 1789 zum Kampfe. Die finnischen Truppen, ein Teil der Savolaxer Brigade, leisteten den ungestümen Angriffen der russischen Übermacht hartnäckigen Widerstand. Während des Gefechtes ritt Anrep an der Spitze der Pskowschen Dragoner, deren Kommandeur, Oberst Mamonow, er an diesem Tage vertreten mußte, eine Attake gegen den Feind, der schließlich in Unordnung retirieren mußte[3]. Für diese Waffentat erhielt Heinrich Reinhold den St. Georgsorden 4. Klasse.

---

[1]) Vgl. A. Tobien, die Agrargesetzgebung Livlands im 19. Jahrhundert, Bd. I, S. 205, Anm. 4. — Archiv des Fürsten Woronzow (russ.), Bd. 26, S. 257.

[2]) Vgl. Fürst S. P. Uruſſow, Gesch. des 4. Leibdragoner-Regiments (russ.), S. 248, Anhang S. 126.

[3]) Uruſſow l. c. Zum Gefecht bei Kyro vgl. Schybergson, Gesch. Finnlands, dtsch. von Arnheim S. 427.

In den Friedensjahren, die auf den finnländischen Feldzug folgten, fehlen uns Nachrichten über Anrep. Erst während des polnischen Krieges, welcher dem Untergang der Selbständigkeit Polens vorherging, finden wir Heinrich Reinhold, der mittlerweile Oberst geworden war, zu Lomsha in Polen. Hier trat er mit Hermann v. Boyen, dem späteren preußischen Feldmarschall und damaligen Adjutanten des Generals v. Wildau, in Unterhandlungen, die zur Verbindung der russischen und preußischen Truppen in Polen führten[1]. Während dieses Feldzuges erwarb Anrep die hohe kriegerische Auszeichnung des St. Georgsordens 3. Kl., die ihm am 1. Januar 1795 verliehen ward[2].

Bald jedoch traten Verhältnisse ein, die Anreps militärischer Laufbahn vorläufig ein Ende machten. Der Tod des Vaters und die Verwaltung der ihm zugefallenen Güter Kerstenshof und Murrikas sowie Arras — letzteres seit dem 15. Febr. 1797 — riefen ihn in die livländische Heimat zurück. Er nahm als Brigadier seinen Abschied. Heinrich Reinholds treffliche Eigenschaften, die auch an höchster Stelle sowie in der russischen Armee ungeteilte Anerkennung fanden, erwarben ihm schnell das Vertrauen der Standesgenossen. Am 29. April 1798 erwählte ihn der livländische Landtag zum Landrat[3]. So hatte denn Anrep in der Heimat festen Fuß gefaßt und Alles ließ darauf schließen, daß die Tätigkeit als Landrat in den Tagen der beginnenden Bauerbefreiung wie auch als Besitzer schöner, von den Vätern ererbter Güter in einem gesegneten Teile Livlands den in voller Manneskraft stehenden dauernd an die Heimat fesseln würde. Durch die Pfändung des Kerstenshof benachbarten Gutes Willust im Kirchspiel Paistel im J. 1799 sowie des Gutes Puderküll im Rujenschen Kirchspiel (1801) vergrößerte er bedeutend den Umfang seines Wirtschaftsgebietes. Auch seine Wahl zum Kurator des livländischen adligen Fräuleinstiftes am 13. Juli 1800 wird manche Arbeit gebracht haben, da unter Anreps Kuratorium (1800 bis

---

[1]) Hermann v. Boyen, Denkwürdigkeiten S. 71 (Stuttg. 1893).

[2]) Stepanow u. Grigorowitsch, Zur Erinnerung an das 100jähr. Jubiläum des milit. St. Georg-Ordens (russ.), Nr. 119.

[3]) Laut Landtagsrezeß von 1798, nach freundlicher Mitteilung von H. Hermann Baron Bruiningk.

1804) die Überführung des Fräuleinstiftes von Dorpat nach Fellin stattfand [1].

Besonders bedeutsam für Livland ist Anreps Tätigkeit als Landrat aber dadurch geworden, daß Kaiser Alexander I. ihn sowohl wie den Landrat Gustav v. Buddenbrock unter den vier von der livländischen Ritterschaft vorgeschlagenen Kandidaten zu ritterschaftlichen Vertretern im Komitee „zur Untersuchung der livländischen Angelegenheiten" ernannte, das im J. 1803 zu Petersburg niedergesetzt war. Die Aufgabe dieses Komitees war eben die Ausarbeitung einer allgemeinen bäuerlichen Verfassung für Livland, die in der Bauerverordnung von 1804 ihren vorläufigen Abschluß fand[2]. Wir glauben mit der Vermutung nicht fehlzugehn, daß gerade der Aufenthalt Anreps in Petersburg während der Komiteesitzungen entscheidend für dessen Wiedereintritt in die Armee gewesen ist. Ein gewisser Zug in die Weite, der auch seinen Nachkommen eigen gewesen ist, mag ihm im Blute gelegen haben; hierzu kamen die Erinnerungen an seine mit so glänzenden Aussichten begonnene, früh unterbrochene Kriegerlaufbahn, sowie der militärische Sinn, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts ein Gemeingut des baltischen Adels war. Nennt doch Manstein in seinen Memoiren die Ostseeprovinzen „une pépinière d'excellents officiers"[3]. Daß man aber auch an maßgebender Stelle Anreps Eintritt in den Militärdienst begünstigte, geht allein schon aus dem Kommando hervor, das er erhielt. Er ist nämlich im J. 1804 als Generalmajor zum Befehlshaber der russischen Truppen auf den Jonischen Inseln, die damals im Schutzverhältnis zu Rußland standen, ernannt worden. Über Anreps Leben und Tätigkeit auf den Jonischen Inseln haben wir durch die Briefe des russischen politischen Agenten W. F. Bogoljubow, der dem Fürsten Alexander Borissowitsch Kurakin, damaligem Gesandten in Wien, Bericht zu erstatten hatte, einige Nachrichten[4]. Außerdem liegt uns eine

[1]) Vgl. Jahresber. der Felliner literar. Gesellsch. f. die J. 1900 u. 1901 S. 108, 109.

[2]) Vgl. Tobien l. c. S. 151. Den Delegationsbericht der Landräte Anrep und Buddenbrock v. 4. Juni 1804 erwähnt Tobien S. 206, Anm. 2.

[3]) Vgl. Th. v. Bernhardi, Jugenderinnerungen S. 110.

[4]) Abgedruckt im „Russ. Archiv" (russ.), Jahrg. 33, v. J. 1893, Buch 3, S. 293 ff.

Anzahl Schreiben[1] geschäftlichen Inhalts aus jener Zeit vor, die ein helles Licht auf die vielseitige und aufreibende Tätigkeit werfen, die dem russischen Befehlshaber in jenem Lande zufiel. Vor allen Dingen lag Anrep natürlich die Sorge um Offiziere und Mannschaften seiner über das Gebiet der „Sieben Inseln" dislozierten Regimenter am Herzen. Es werden speziell genannt das Küriniſche und Witepskische Musketierregiment, das 13. Jägerregiment und 6. Artillerieregiment. Hierzu kam noch die Legion der Jäger zu Fuß, ein auf Anreps Anregung aus Eingeborenen gebildetes Korps von 1000 Mann, das unter dem Kommando des damaligen Flügeladjutanten v. Benckendorff, des späteren Chefs der Dritten Abteilung unter Kaiser Nikolai I., stand. Ein Bericht Benckendorffs an Anrep — dd. Korfu d. 9. Febr. 1805 — hat sich unter des letzteren Papieren erhalten und enthält die Klage eines Soldaten der Legion über Gewalttaten von Bewohnern der Insel Leukas. Es liegt auf der Hand, daß die Stellung des russischen Kommandeurs, der auf der Insel Korfu seinen Sitz hatte und in dessen Händen die faktische Macht lag, zu manchen Zusammenstößen mit der Regierung der Jonischen Republik sowie mit Privatpersonen führen mußte. Besonders die Verhältnisse in den Militärhospitälern der Inseln wie die Lieferung von Arzneien für die kranken Soldaten, deren Zahl nach Anreps eigenem, leider nur unvollständig erhaltenem Bericht zu Zeiten auf 6—700 Mann anwuchs, gaben zu mancherlei Klagen Anlaß; so mußten auch die im September 1805 eingereichten Rechnungen über verabfolgte Medikamente vom russischen Oberkommando beanstandet werden. Eine Kollision zwischen Anrep und V. Tosetti, „Kommissär der republikanischen Streitmacht" in der „Commission extraordinaire sur la propretè de la ville" — es handelt sich hier wohl besonders um hygienische Verhältnisse, die auch im europäischen Orient stets sehr im Argen lagen — gab sogar Anlaß zu einer in scharfen Ausdrücken gehaltenen Note des Grafen Mocenigo, des russischen chargé d'affaires bei der Jonischen Republik, an den Grafen Capodistrias, der damals Staatssekretär des Freistaats war. Bei Anrep lief ferner —

[1]) Im Besitze des Herrn Privatdozenten Dr. med. Baron Roger Budberg zu Dorpat; sie sind uns vom Besitzer freundlichst zur Benutzung überlassen worden. Die Schreiben sind in russischer, französischer, italienischer und neugriechischer Sprache verfaßt.

dd. 24. Mai 1805 — die Klage eines gewissen Kirko, Befehlshaber der Albanesen im Dienste der Republik, gegen letztere wegen Vorenthaltung des ihm zukommenden Gehaltes ein. Dann bittet Christophoros Parewo, der seiner Aussage gemäß während des Kampfes der Sulioten gegen Ali Pascha von Janina Lehrer in Parga war, um den Schutz des russischen Generals. Man beschuldige ihn das Gerücht ausgesprengt zu haben, daß der russische Admiral Uschakow von Ali Pascha Geschenke empfangen habe. Nicht er sei der Urheber dieses Gerüchtes, sondern Ali Paschas Sekretär, Nikolai, habe bei seiner Rückkehr von einer gescheiterten Mission bei dem russischen Admiral diese Nachricht öffentlich in Parga verbreitet. Die übrigen uns zugänglichen Schriftstücke, welche die Tätigkeit Heinrich Reinholds auf den Jonischen Inseln betreffen, beziehen sich auf die laufenden Geschäfte, wie Maßregeln der Quarantäne, Berichte eines Albanesenchefs Husein Reala Bey vom Juli und Oktober 1805 — in italienischer Sprache, aber mit beigedrücktem türkischem Siegel — über Beobachtungen vorbeisegelnder Schiffe, dann noch auf verschiedene Rechnungen und Korrespondenzen mit einheimischen Behörden.

Diese vielseitige, aber ungewohnte und aufreibende Tätigkeit in fremdem Lande unter schwierigen Verhältnissen, denn die Regierung der Inseln suchte der russischen Militärverwaltung gegenüber ängstlich ihre Selbständigkeit zu wahren, hatte zur Folge, daß Anreps Gesundheit ernstlich zu leiden begann. Nach den Angaben Bogoljubows[1] war Heinrich Reinhold im Februar 1805 krank und hegte den Wunsch, nach Rußland zurückzukehren. Hierbei gibt Bogoljubow ausdrücklich den vielfachen Verdruß und die Unruhe, die Anreps Stellung mit sich brachte, als direkte Ursache an. Ärztliche Behandlung war zur Stelle, konnte aber keine Hilfe bringen. So wandte sich denn Anrep nach Petersburg mit dem Gesuch, ihm Urlaub zu gewähren, es sei denn, daß die politischen Verhältnisse dringend seine Anwesenheit auf den Jonischen Inseln erforderten. Hierzu kam noch die Sehnsucht nach der Heimat, nach Weib und Kind. Denn Anrep war mit Karoline, geb. v. Anrep (aus der estländischen Linie), vermählt und Vater mehrerer Kinder. Er machte geltend, daß Nachrichten aus Riga zufolge seine Privatangelegenheiten dringend

[1]) a. a. O. S. 235—236.

seine Rückkehr nach Livland erforderten, da diese während seiner Abwesenheit in eine mißliche Lage geraten wären. Hierzu bemerkt jedoch Bogoljubow, der Heinrich Reinhold persönlich zugetan war, daß im Falle des Abganges von „Roman Karlowitsch" — so wurde Anrep russisch genannt — „alle wichtigen Beziehungen, die bis hierzu zwischen unserem Hofe und Korfu bestanden haben, ein Ende nehmen werden." Auch bittet Bogoljubow darum, im Falle daß Anrep von den Inseln abberufen werden sollte, ihn selbst seiner dortigen Stellung zu entheben. Beim Admiral Tatischtschew möchte er nur als offiziell beglaubigter politischer Agent angestellt werden, „wenn die Verhältnisse es nun einmal mit sich bringen, daß ich nicht bei Roman Karlowitsch bleiben kann."

Unterdessen war aber von den verbündeten Mächten Rußland, England und Sizilien eine Landung in Süditalien beschlossen worden, um die Wiedereinsetzung der vom italienischen Festlande vertriebenen bourbonischen Dynastie auf dem Thron von Neapel herbeizuführen. Im September 1805 langten aus dem schwarzen Meere die ersten, aus zwei Regimentern bestehenden Verstärkungen für das russische Kontingent auf den Jonischen Inseln an. Diese Truppen bildeten einen Teil des 12,000 Mann starken russischen Korps, das aus Südrußland nach den Jonischen Inseln transportiert wurde und dazu bestimmt war, unter Anreps Kommando nach Italien überzusetzen.

Am 8./20. Nov. 1805 langten die Truppen in Neapel an, wo der alte General Boris Petrowitsch de Lascy, der bisher verabschiedet in der Nähe von Grodno gelebt hatte, den Oberbefehl über die aus Engländern, Neapolitanern und Russen bestehenden verbündeten Truppen übernahm. Nach Bogoljubows Angabe war Lascy als alter Freund und Dienstkamerad Anreps sehr erfreut darüber, „daß er bei seinem Alter und leidenden Gesundheitszustand einen so geschickten General, wie Roman Karlowitsch, an seiner Seite hätte."

Der Feldzug in Italien hatte kaum begonnen, als der unglückliche Ausgang der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz den Operationen der Verbündeten ein jähes Ende bereitete. So finden wir denn Anrep im Mai 1806 schon in Petersburg; doch hieß es im September desselben Jahres, er werde wiederum das Kommando auf den Jonischen Inseln übernehmen. Von Petersburg aus hat

sich dann noch Bogoljubow[1] in einem Briefe vom 28. April 1806 an den Fürsten Kurakin in Wien für einen Neffen Anreps, Timoleon v. Bock, den späteren langjährigen Gefangenen von Schlüsselburg, mit der Bitte verwendet, der Fürst möge dem Neffen aus Achtung für den Oheim einen freundlichen Empfang bereiten.

Mittlerweile war die russische Armee für den Krieg gegen Napoleon I. mobilisiert worden, Anrep erhielt als Generalleutnant das Kommando über die 14. Division, die aus sechs Regimentern Fußvolk, drei Regimentern Reiterei sowie vier Batterien bestand und zum Korps des Generals Buxhövden gehörte[2]. Am 12. Nov. 1806 stand Anrep mit seiner Division zwischen den Flüssen Narew und Bug, bei Popowo. Hier erhielt er von dem alten Feldmarschall Kamenski, der damals den Oberbefehl über die russischen Streitkräfte führte, den Befehl, mit General Essen, dem Kommandeur der vierten Division, die Waldungen zu besetzen, die sich unterhalb und gegenüber den Brücken von Pultusk befanden. In einem Anfall von Geistesstörung hatte Kamenski Bennigsen befohlen, nach Rußland zurückzugehn, wobei Anrep und Essen ihm den Rücken decken sollten. Kamenski selbst verließ unterdessen eigenmächtig die Armee und übergab das Kommando an Bennigsen. Letzterer beschloß nun, den Franzosen bei Pultusk Stand zu halten, wußte aber nicht, daß Kamenski noch in der Nacht, ohne ihn davon vorher in Kenntnis zu setzen, Anrep und Essen befohlen hatte, statt nach Pultusk zu marschieren, nach Ostrolenka zu retirieren. Auf dem Marsche dorthin erhielten diese beiden Generale von Buxhövden den Befehl, auf dem rechten Ufer des Narew zu ihm zu stoßen. Das war aber nicht mehr ausführbar, weil Bennigsen, der mit Buxhövden wegen der Rivalität um den Oberbefehl verfeindet war, die Brücke bei Ostrolenka hatte verbrennen lassen. So blieben denn Anrep und Essen mit Bennigsens Korps vereinigt und als der Oberbefehl seit Anfang Januar 1807 endgültig in Bennigsens Hände übergegangen war, begann der Vormarsch der russischen Armee nach Ostpreußen. Am 13. Januar 1807 erreichte

[1]) Vgl. S. 243, 246, 262.

[2]) Die folgenden Daten sind dem Werke Michailowski-Danilewskis entnommen: Beschreib. des Krieges Kfr. Alexander I. mit Napoleon in d. J. 1806 u. 1807 (russ.). Pbg. 1846 S. 70, 92 ff. 131, 151.

die Vorhut unter General Markow Mohrungen. Hinter Markow her zog Anrep mit einigen Regimentern Reiterei. Beim Dorfe Georgenthal stieß Markow auf das französische Korps von Bernadotte, der von Elbing herangerückt war und Mohrungen besetzt hatte. Von Bernadotte mit Übermacht in Rücken und Flanke angegriffen, mußte Markow, um einer Umzingelung zu entgehn, den Rückzug antreten. In diesem kritischen Momente erschien Anrep, der von Markow über die Sachlage unterrichtet war, auf dem Schlachtfelde. Er hatte seinen Reitern befohlen, den Marsch zu beschleunigen und war, nur von einem Adjutanten begleitet, vorausgeeilt. Markow ritt Anrep entgegen und fragte nach dessen Befehlen[1]. „Warten Sie," erwiederte Anrep, „ich will Umschau halten." Das waren die letzten Worte des Helden. Er sprengte voraus zu den Tirailleuren und fiel sofort, von einer Kugel in den Kopf getroffen. Ein unersetzlicher Verlust; Kaiser Alexander und die russische Armee sahen in Anrep den künftigen Oberfeldherrn und schätzten in ihm die edelsten Eigenschaften der Seele. — Auf der Straße zwischen Heilsberg und Launau ist dann Anrep zusammen mit den anderen gefallenen russischen Generalen, Koshin, Warneck und Sedmoradzki, bestattet worden. Auf der Stelle des Schlachtfeldes, wo Anrep sein Leben beschloß, hat ein preußischer Gutsbesitzer[2] ihm ein Denkmal, einen ruhenden Löwen, errichten lassen. Eine Nachbildung dieses Denkmals befindet sich auf dem Familienbegräbnis zu Kerstenshof.

---

[1]) Wir folgen hier wörtlich der Darstellung Michailowski-Danilewskis, die auf den Angaben eines Augenzeugen, des Obersten Loschkarew, damaligen Kommandeurs des Pskowschen Regiments, beruht.

[2]) „Söhnke" oder „Senke". Im Russ. Archiv (russ.) 1893, Jahrg. 31, Buch 2, S. 510.

Herders Wirken und Wachsen in Riga.

Ein Vortrag*
von
Oberlehrer **Karl Walter.**

Am 5. Dezember 1803 schied aus dem Leben der Präses des Großherzoglich-Weimarischen Oberkonsistoriums, Generalsuperintendent und Hofprediger Johann Gottfried v. Herder, und drei Tage darauf wurde er unter dem Geläute aller Glocken Weimars in der Stadtkirche beigesetzt. Das Trauergeläute der Weimarer Glocken tönte aber über die Grenzen des Großherzogtums hinaus: er verkündigte ganz Deutschland den Tod eines seiner Geistesheroen, des ersten, der den Kreis der Weimarer Großen verlassen, und dem 1805 Schiller folgen sollte, 1813 Wieland, und endlich 1832 als letzter der größte von ihnen, Goethe. Und wie hätte nicht auch über das engere Deutschland hinaus, wie hätte nicht überall, wo Deutsche wohnen, ja überall, wo der Name „Herder" gehört worden, jener Totenglocken Hall vernommen werden sollen? Hatte doch die bis dahin nimmer feiernde Lippe und die nimmer rastende Hand für die ganze Menschheit gesprochen und geschrieben, der damals einschlummerde Geist für die ganze Menschheit gedacht, das damals ersterbende Herz für die ganze Menschheit geschlagen!

Und jetzt, nach 100 Jahren, wo ganz Deutschland, wo auch das ganze Nichtdeutschland, soweit es einsichtsvoll ist, Johann Gottfried Herders dankbar gedenkt, jetzt steht auch Riga mit solch dankbarem Rückblick nicht zurück. Im Theater und in Vereinen, in Zeitschriften und in Tagesblättern wird Herders ehrend gedacht. Denn er war unser. —

*) Gehalten am 6. Dez. 1903 auf der Jahresversammlung der Gesellschaft für Geschichte der Ostseeprovinzen im Dommuseum zu Riga.

Mehr aber, verehrte Anwesende, als einen kurzen Rückblick auf jene Zeit und des Mannes Zeichnung in großen, allgemeinen Zügen, gestützt auf bekannte Daten, dürfen Sie von mir nicht verlangen. Ich bin nicht Historiker und nicht im Quellenstudium geübt. Überdies hat Herder in Haym einen Biographen gefunden, der in musterhafter Weise wohl so gut wie alles vorhandene Material gesichtet, gewissenhaft durcharbeitet und dem Leser geschmackvoll dargeboten hat. — Jedoch, auch wenn ich imstande wäre, Ihnen neue Daten einer Detailforschung vorzulegen, so täte ich das nicht am heutigen Gedenktage, am Tage der Erinnerung an einen Mann, der jedem Detail, allem Kleinen und Einzelnen so abhold war, der in allen Dingen so auf das Ganze, auf das Wesen drang.

Ist es denn aber überhaupt möglich, das Bild eines Mannes zu malen, der vierzig höchst bedeutungsvolle Jahre hindurch an der geistigen Entwicklung seiner Nation mit regestem Eifer selbst mitbestimmend teilgenommen und in dem rasch wechselnden Fortschritt sein Antlitz, so scheint es, wesentlich geändert?

Wer den zwanzigjährigen stürmenden und drängenden Kollaborator an der Rigaschen Domschule und Adjunktus an der Jesus- und Gertrudkirche in sein patriotisches Erinnerungsalbum einfügen will, wird gewiß nicht zufrieden sein, wenn ihm vom Händler das Bild des konservativen, an Goethes Arbeit nüttelnden Hofpredigers angeboten wird. Es handelt sich heute darum, welchen Herder Sie zu sehen wünschen, welchen Herder ich Ihnen zeichnen soll, um Ihren Wunsch zu erfüllen, Ihre Erwartungen nicht zu täuschen. Nun, ich glaube, daß ein Hörerkreis von Balten, unter denen Rigenser die Mehrzahl bilden dürften, wenn er der Einladung der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands" gefolgt ist, „Herder in Riga" zu sehen wünscht. Aber auch wenn wir von solchem Lokalinteresse ganz absehen, meine ich, ist die Zeit, die Herder in Riga verbracht, am geeignetsten, uns den ganzen Mann vorzuführen, geeignet sowohl seine Tätigkeit am Ort auf ihre Voraussetzungen zurückzuführen, als auch die Voraussetzungen für spätere Leistungen sowie für die Änderung seines Gehabens in der Folgezeit zu finden.

In den Protokollen des Rigaschen Rates, des Magistratus Civitatis Rigensis heißt es am 13. Oktober 1764:

„Herr Gerichtsvogt Schwartz referierte als Scholarcha der lateinischen Schule: wesgestalt der Rektor Lindner zwey Subjekte zur Kollaborator-Stelle bey der Schule nunmehr vorgeschlagen habe, von welchen der eine Schröder heiße und in Dantzig conditionierte, dabey aber als alter Pädagog etwas langweilig zu sein scheinen sollte, der andre heiße Herder, wäre in Königsberg und ein junger Mann, der schon 3 Jahre lang im Collegio Fredericiano, als in einer Schule, wo schon etwas gelernt werden könnte und von Lehrern erfordert würden, in der Mathematik, französisch und andern Sachen dociert hätte. Der Rektor hätte die von diesem Herder verlangte Specimina, wovon eines deutsch, das andre lateinisch wäre, Ihm, Herrn Referenten, zugestellt, welche seine Geschicklichkeit und besonders gute Einsichten, Stil und Geschmack entdecken. Sonsten gäbe ihm auch der Rektor das Zeugnis, daß Er anderweitig, in denen neuen schönen Wissenschaften, Stärke und Geschmack verrathe, in der Historie und Geographie, wie auch in der frantzösischen Sprache und der Mathematik bewandert und endlich an seiner Treue und Arbeitsamkeit nicht zu zweiffeln wäre, wonächst Er sich wegen des Standhaltens dergestalt ausgelassen, daß er eine Abneigung gegen alle Veränderung trüge, und, da Er dort in seinem Lande nichts von besonderer Anziehungs-Krafft verließe, glaubte, daß ihn Riga lange vesthalten könnte. Er, der Rektor, wäre also der Meynung, daß man mit diesem Manne nicht übel fahren, die offene Stelle, durch ihn gut besetzt seyn würde, und man Ihn, bey seinem Hierseyn, zu näheren Engagements verpflichten könnte. Er habe also gebehten, falls Ein Wohl-Edler Rath dieses vorgeschlagene Subjectum anständig fände, deßen Überkunft zu befördern, und Ihm, zur Reise 25 Rthlr. Alb. übermachen zu laßen. Er, Herr Referent, wollte dieses E. Wohl-Edlen Rathe unterlegt und dessen weitere Verfügung hierin erwartet haben.

Es ward nunmehro der von dem Rectore Lindner in Vorschlag gebrachte Herder, auf deßen gutes Zeugnis zum Kollaboratore bey der lateinischen Schule mit dem festgesetzten Gehalte von 200 Rthlr. Alb. ernannt, und nicht allein Einem löbl. Stadts-Cassa-Collegio commitirt, Ihm die zur Herreise erforderlichen 25 Rthlr. Alb. zu übermachen, sondern auch der Cancelley aufgegeben, an besagten Herder die Vocation in forma consueta abzulassen."

Am 16. Oktober wurde die Vokation, wie beschlossen, abgelassen; am 3. November die zusagende Antwort Herders verlesen und verschrieben; am 1. Dezember beschlossen, den inzwischen eingetroffenen Kandidaten Herder zu examinieren und ihn durch den Scholarcha, Herrn Gerichtsvogt Schwartz, in der Domschule privatim zu introducieren.

Am 7. Dezember 1764 erfolgte diese Introduktion als Kollaborator an der Domschule. Morgen also werden es 139 Jahre, daß Herders offizielle Tätigkeit in Riga begann.

Was hatte Herder bisher geleistet, und was sollte er in Riga leisten?

Wenn der Rat der Stadt Riga auf Empfehlung des Domschul-Rektors Lindner einen Lehrer aus Deutschland beruft, so beweist das zuvörderst natürlich das Vertrauen, welches die Leitung der Stadt zu dem Leiter ihrer Schule hat. Aber wenn dieser gewissenhafte Leiter einen zwanzigjährigen Jüngling dem ihm vertrauenden Rat empfiehlt, so beweist das die Tüchtigkeit des Empfohlenen. In dem verlesenen Ratsprotokoll heißt es, daß Herder bereits 3 Jahre (es waren faktisch etwa $2^1/_2$ Jahre), am Collegio Fredericiano, einer Schule, in welcher vom Lehrer schon etwas gelernt werden könne, unterrichtet hatte, und zwar erfolgreich unterrichtet. Die genannte Anstalt beschäftigte nämlich Studierende der Universität als Lehrer. Und es war Herder gelungen, gleich nach seiner Immatrikulation an ihr Anstellung zu finden. — Königsberg war also für den hochstrebenden Jüngling die erste selbständig erstiegene Sprosse an der aufwärtsführenden Leiter zum Weltruhm.

Im kleinen ostpreußischen Städtchen Mohrungen als Sohn des dortigen Küsters am 24. August 1744 geboren, im Vaterhause sowohl, als auch im Hause des Predigers Trescho, dem er als Handlanger und Abschreiber diente, in äußerster Enge und Dürftigkeit aufgewachsen, schien Herders Zukunft besiegelt: als Mohrunger, vielleicht als des Vaters Nachfolger, sein Leben zu verbringen. Aber — und das ist für Herders Wachsen bezeichnend — die Enge zwingt ihn hinaus in die Weite. Auch um das enge und kleine Mohrungen dehnte sich Wald, Wiese, Feld und See, und die Wanderungen in der großen, weiten, immer herrlichen Natur wirkten das unwiderstehliche Sehnen aus der Enge fort in die

Weite. Und Pastor Treschos Bibliothek wies ihm in der engen Schreibstube, was auf geistigem Gebiet in der weiten Welt geschah, und wirkte das unwiderstehliche Sehnen, geistig mitzutun in der weiten Welt. Diese Sehnsucht, seine enge Vaterstadt zu verlassen, wurde, wie durch ein Wunder, gestillt. Der Arzt eines zeitweilig in Mohrungen garnisonierenden russischen Regimentes, — er soll Schwarzerloh geheißen haben, — nahm ihn nach Königsberg mit, um ihm später eventuell in Petersburg freies Studium der Medizin auszuwirken. Herder eignete sich jedoch nicht für die vorgeschlagene Laufbahn, denn bei der ersten Operation, der er in Königsberg beiwohnte, fiel er in Ohnmacht. Und nun war er, da er sich von seinem Wohltäter trennen mußte, als mittelloser Kleinstädter allein in der großen Stadt. Was nun? Es ist zu bewundern, wie schnell der 18jährige Jüngling seine Maßnahmen traf. Kurz entschlossen — denn aus der Weite in die Enge wieder zurück war für Herder ausgeschlossen — meldete er sich beim Dekan der theologischen Fakultät zur Aufnahme in die Universität. Nach glänzend abgelegtem Examen wurde er am 10. August 1762 immatrikuliert. Sein unholder Rektor Grimm in Mohrungen war also doch ein tüchtiger Lehrer gewesen.

Ob Herder mit seiner Energie nicht durch wiederholte Versuche die Blut- und Messerscheu hätte überwinden und einmal noch einen Doktor der Medizin in Petersburg hätte vorstellen können, ist ja die Frage. Aber daß er sofort diesen Weg aufgab, trotz der Ungewißheit seiner Zukunft, wird doch wohl schon der Zug des Genies gewesen sein, der den genialen Menschen widerspruchslos auf den Platz zwingt, auf den er gehört. —

Daß er Theologie wählte, ist ja sonst wohl aus seiner Jugendzeit zu erklären: er war Sohn eines Küsters; des Küsters Ideal ist, daß sein Sohn Pfarrer werde; und die Wünsche des Vaters teilen sich dem Sohne mit. — In Königsberg nun gelang es ihm, sich, wenn auch zuerst kärglich, durchzuschlagen. Das Kollegium Fredericianum bot ihm für seine Lehrtätigkeit Quartier und die Gelegenheit, als Mentor wohlhabender Schüler sich nebenbei etwas zu verdienen.

Nächst seinem guten Examen aber wird ihn bei den Königsberger Literaten empfohlen haben der Buchhändler Kanter. Dieser war nämlich Verleger der Pfarrers Tresho in Mohrungen, und den

Manuskripten seines Prinzipals hatte Herder nicht lange vor seinem Erscheinen in Königsberg ein eigenes anonymes Gedicht beigefügt, den „Gesang an den Cyrus", das Kanter sofort hatte drucken lassen. — Es ist dieses das erste veröffentlichte Gedicht Herders. Und gleich ein sehr charakteristisches Gedicht, sowohl für Herder selbst, wie auch für die Zeit, in der er lebte. Die Heimlichkeit, das Versteckspielen mit der Autorschaft ist für Herder noch in seiner Rigaer Zeit bezeichnend, eine Neigung, die ihm arge Unannehmlichkeiten und wohlverdiente Gewissensbisse einbrachte. — Und dann: die in überschwänglichem Klopstockschem Stil geschriebene Ode preist den Zaren Peter III., der mit Friedrich dem Großen Frieden schloß und das eroberte und besetzte Preußen wieder zurückgab: die Menschlichkeit, die der Fremde bezeugt, begeistert Herder mehr, als die Tapferkeit und Unbeugsamkeit des eigenen Königs. Sonderbare Zeit! zumal uns Jetztlebenden sonderbar, die allenthalben Zeugen sein können eines wüsten Nationalismus, der alles Fremde hämisch herabreißt: der preußische König, der den Ruhm des preußischen Namens in alle Lande trägt, schreibt — französisch; und der preußische Literat, der den Grund zur poetischen Größe Deutschlands legt, richtet sein erstes Gedicht — an den russischen Zaren! —

Kanter aber hatte aus Herders Versen mit scharfem Verlegerblick im Verfasser den später so überaus beliebten Publizisten erkannt. Und was die Protektion eines Buchhändlers in jenen Zeiten bedeutete, kann man aus der Tatsache entnehmen, daß der Buchladen der Sammelplatz aller war, die sich für die Literatur interessierten. In Kanters Laden verbrachte alles, was auf Bildung Anspruch machte, die meiste freie Zeit mit Diskutieren der neuesten Erscheinungen auf dem Büchermarkt. Wir staunen über das leidenschaftliche Interesse, das jeder neuen Schrift in jenen Tagen entgegengebracht wurde: fast die ganze Korrespondenz Herders aus seiner Rigaer Zeit wird eingenommen von Anfragen nach Büchern, Anzeigen und Besprechungen von Büchern.

Wenn nun die Universität, die 1544 gegründete Albertina, den künftigen Prediger vorbereitete, das Kollegium Fridericianum, eine mit Pensionat verbundene Lateinschule, den künftigen Pädagogen, so bildete der durch Kanters Buchladen vermittelte Verkehr mit den Königsberger Gelehrten den künftigen Dichter und Kritiker

aus. Unter den Bekanntschaften aus der Gelehrtenwelt waren aber die wichtigsten Kant und besonders Hamann. Des letzteren auf umfassendster Belesenheit beruhende tiefe, aber ungeordnete Einsichten sollten später durch Herder der Welt vermittelt werden.

Universität, Schule und deutsche Literatur sind aber auch die Bindeglieder zwischen Königsberg und Riga. In kultureller Hinsicht waren das seit 1710 unter russischem Szepter stehende Riga und das Fridericianische Königsberg Städte desselben Landes. Gerade Königsberg stand unter den Städten Deutschlands damals den baltischen Landen besonders nah. Hatten wir doch, wenn wir von der zeitweilig bestehenden schwedischen Universität in Dorpat absehen, vor 1802 überhaupt keine Hochschule im Lande, trotz starken Bedürfnisses nach studierten Leuten. Prediger, Lehrer, Juristen, Ärzte mußten sich auf Universitäten Deutschlands ausbilden. Und unter diesen nimmt, weil es die nächste ist, Königsberg eine hervorragende Stelle ein: haben doch auf der Albertina in den 256 Jahren, von 1544—1800, nicht weniger als 1768 Balten studiert; und hat doch Herzog Albrecht bei der Gründung der Königsberger Hochschule speziell die an Preußen grenzenden Ostseegebiete, auch Liv- und Kurland, im Auge gehabt. Im 17. und 18. Jahrh. darf Königsberg, wenigstens für Kurland, geradezu die Landesuniversität genannt werden. — Aber auch das Kollegium Fridericianum wurde nicht selten von Balten als Vorbereitung für die Universität besucht. Ja, gerade in den Jahren, in denen der Studiosus Herder als Lehrer am Kollegium wirkte, und den nächstfolgenden hat diese Anstalt verhältnismäßig viele Balten als Abiturienten der Albertina abgetreten. Mancher unsrer Landsleute hat neben Herder im Kolleg des Dozenten Magisters Kant gesessen, mancher als Schüler den anregenden Worten des Studenten Herder gelauscht.

Nun, aus Königsberg, dieser Rüstkammer deutsch-baltischen Geistes, holte sich der Domschulrektor Lindner, selbst ein Absolvent der Albertina, seinen Kollaborator Johann Gottfried Herder.

Was war dieses Mitarbeiters Aufgabe in Riga?

Hier bestanden damals zwei höhere Schulen. Die eine war das zwischen Universität und Gymnasium stehende Lyzeum, an das noch auf unscheinbarem Hause neben der Jakobikirche eine Tafel erinnert; die andre war die Domschule, auch Kathedral- oder

lateinische Schule genannt, die im Domsgange untergebracht war, und aus der sich unser Stadtgymnasium entwickelt hat. An dieser Domschule war 1758 das Amt eines Kollaborators gegründet worden, das im ganzen 6 mal besetzt worden ist. Der erste Vertreter war der unbedeutende Bruder von Herders bedeutendem Lehrer und Freunde Hamann. Herder selbst war in der Reihe der dritte Kollaborator. Er hatte als solcher, wie der Amtsname sagt, vor allen Dingen für die am Unterricht behinderten Kollegen zu vikarieren. Dann aber lag ihm auch ob, zu unterrichten in Fächern, die im humanistischen Gymnasium bisher entweder garnicht gelehrt worden waren oder ganz ungenügend erteilt: Naturgeschichte, spezielle Ländergeschichte, Mathematik, französische Sprache und [deutscher] Stil. Man nannte sie insgemein reale Fächer, Fächer, welche direkter fürs praktische Berufs- und Gesellschaftsleben vorbilden sollten, direkter, als das Gymnasium das besorgt hatte. Uns, die wir an das Fachlehrertum gewöhnt sind, fällt die Mannigfaltigkeit der Disziplinen auf, in denen Herder tätig gewesen. Es herrschte aber damals an der Rigaer Domschule, wie allenthalben, das System der Klassenlehrer: der Rektor hatte die oberste Klasse, der Konrektor die zweite usw. Der gebildete Mensch war eo ipso berechtigt, den Knaben und Jüngling in allem, was zur Bildung gehörte, zu unterrichten; Fachpädagogen kannte erst die Universitas.

Daß Herders Tätigkeit als Lehrer hohe Anerkennung gefunden, dafür haben wir reichliche Zeugnisse: seine Berufung nach Riga spricht dafür, seine von ihm abschlägig beantwortete Berufung zum Inspektor der Petri-Kirchenschule in Petersburg, seine Privatstunden, die er jungen Mädchen der gebildetsten Häuser Rigas erteilte, sowie der Wunsch gebildeter Männer, wie z. B. seines Freundes Hartknoch, des ersten Rigaschen Buchhändlers, seine Kinder nur von Herder erziehen zu lassen. Wodurch aber erzielte er diese Anerkennung, diese so vielfach bezeugten Erfolge? Dazu müssen wir uns die Erklärung aus Herders eigenen Urteilen über das Lehren holen. Und da dürfte wohl das instruktivste Zeugnis seine Schulrede sein, die er ein halbes Jahr nach seiner privaten Einführung in die Domschule bei seiner offiziellen Introduktion hielt, und die das Thema behandelte, „wie fern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse." In dieser

Rede geht er vom Gegenteil des Ideallehrers, dem Schulpedanten, dem Handwerkslehrer, dem, wie wir sagen würden, Programmreiter aus, um diesem den — wie er es nennt — „Lehrer der Grazie" gegenüberzustellen. Dieser werde, wie Haym darüber treffend referiert, nie durch Zwang und Strafen, ebensowenig durch Vorstellung künftigen Nutzens die Jugend für die Wissenschaften zu gewinnen suchen, sondern einzig und allein durch den Reiz, der das Leitband sei, das die Jugend fessele. Es gelte, Wissenschaft und Tugend dem Knaben angenehm zu machen. Darum solle des Lehrers Persönlichkeit Grazie besitzen, die Zutrauen einflößt: der Lehrer solle dem Schüler eine angenehme Persönlichkeit sein. Nur dem liebenswürdigen Lehrer werde der Schüler sich überlassen. Solch ein Lehrer, um mit Herders eigenen Worten zu sprechen, „wandelt mit heiterer Stirn unter Freunden, die ihre ganze Seele ihm geben; er wird mit ihnen Jüngling und trägt ihnen die Wissenschaften vor, wie er sie als Jüngling hören wollte; er wird ihr Mitschüler, arbeitet vor und muntert mit seinem Feuer auf, wie eine Kohle die andre anglüht." — Goldene Worte! Ein gottbegnadeter Lehrer, dem solche Gabe von der Natur verliehen worden, und den äußere Verhältnisse in der Betätigung solcher Gabe nicht hindern! Die zitierten Worte Herders sagen aber vor allem, daß er nicht bloß durch den Lehrstoff wirkte, sondern durch seine ganze Person, daß er mit allem, was er bot und was er war, an die Sache ging. Und dann wird, wie schon das Zusammenwirken von Lehrstoff und Persönlichkeit auf das Streben hinweist, als Lehrer ein Ganzes zu sein, auch der Unterricht, wo das Fach solches zuläßt, mehr das Ganze, das Wesen der Sache betont haben. So wissen wir z. B., daß er in der Horazstunde die zu traktierende Ode, ohne sich auf Texterklärung einzulassen, immer und immer wieder lesen ließ, bis der von ihm gewünschte Eindruck des ganzen Gedichtes erzielt war. Die hinzugefügten Erklärungen — so dürfen wir wohl weiter schließen — werden sich dann auch mehr auf die poetische Idee des Gedichtes bezogen haben, als auf die Grammatik. — Zu derartiger Behandlung des Lehrstoffes aber war allerdings seine Stellung als Kollaborator besonders geeignet, da er meist neu eingeführte Disziplinen zu lehren hatte, deren Betreibung noch nicht durch ein schematisches Programm verdorben war, und ferner, da er, was wenigstens

wahrscheinlich ist, als Vikariatslehrer, um dem versäumenden Ordinarius nicht ins Handwerk zu pfuschen, wohl Fachgegenstände, diese aber außerhalb des Lehrganges traktiert haben wird. — Aus den vorliegenden Zeugnissen über Herders Lehrtätigkeit dürfen wir jedenfalls schließen, daß er nicht nur anregender Lehrer, sondern auch durch sein persönliches Vorbild bildender Erzieher gewesen ist.

Auch über Einrichtung der Schule kennen wir Herders Ansichten aus seiner Rigaer Zeit. In seinem Aufsatz „Ideal einer Schule", den er nach seiner Abreise aus Riga 1769 niederschrieb, entwickelt er sie. Er schildert, wie er selbst sagt, das Ideal einer Schule, und es ist, wenigstens für unsre Zeit, geradezu fraglich, ob das Geschilderte ein zu erstrebendes Ideal wäre. Auf einen Gesichtspunkt darin möchte ich aber doch hinweisen. Herder gilt bekanntlich in gewissem Sinne als Vater der Realschulen, weil er von der Schule, in Berücksichtigung der realen Verhältnisse, mehr Anpassung ans reale Leben verlangte, als die humanistischen Gymnasien leisteten. Dazu gehörte ihm aber vor allem Pflege der Muttersprache, des Deutschen, intensivere Pflege, als die Lateinschulen ihr angedeihen ließen. Daher spricht Herder, dem man gewiß nicht den Vorwurf nationaler Engherzigkeit machen darf, und von dem der Satz stammt, „der Schüler soll für alle Welt erzogen werden", doch gerade auch folgenden Satz aus: „Daß die Schule so viel möglich National- als Provinzialfarbe bekomme, versteht sich." Es äußert sich in diesem Satz die unbefangene, von Vorurteilen freie und einsichtsvolle, also wahrhaft reale Denkweise, die wir an Herder überall so bewundern, hier also, daß nur natürliche Entwicklung des Einzelnen dem Ganzen Vorteil bringen kann, und daß, wo diese natürliche Entwicklung gestört wird, die auf dem Grunde der eigenen Familie, der eigenen Nation, Sprache, Religion und Volksanschauung beruht, das Ganze, also Staat und schließlich Menschheit davon Schaden leidet.

Bei allen Erfolgen als Lehrer und Erzieher genügte ihm jedoch diese Tätigkeit nicht, genügten ihm Schüler und Schulkollegen nicht. Er ließ sich nicht von diesem Kreise fesseln: der Kreis war ihm zu eng, und die Enge zwang ihn in die Weite. Ein andres Katheder verhieß einen weiteren Wirkungskreis: die Kanzel. — Nicht nur Schülern und Schülerinnen, sondern außerdem auch Männern und Frauen der Kirchengemeinde wollte er Lehrer und

Erzieher sein. Schon bald nach Beginn seiner Lehrtätigkei an der Domschule hielt Herder, nachdem er beim Ministerio, d. h. dem Stadtkonsistorium, das erforderliche Examen bestanden, am 15. März 1765, Dienstag nach Lätare, im Dom seine Antrittsrede, die ihn zum Predigen berechtigte. Das Thema war „die Unschuld Jesu Christi." Während nun aber diese Predigt Herder nur die Berechtigung verlieh, gelegentlich zur Aushilfe die Kanzel zu betreten, so wurde er im April 1767 zum Pastor-Adjunktus an den beiden vorstädtischen Kirchen erwählt, der Jesuskirche, die, wenn auch in andrer Gestalt, noch jetzt an der gleichen Stelle steht, und der Gertrudkirche, die damals ihren Platz an der Ecke der Alexander- und Mühlenstraße hatte. Es ist diese Wahl ein Beweis dafür, daß Herders Tätigkeit als Lehrer und Prediger in den maßgebenden Kreisen Rigas hohe Anerkennung gefunden hatte. Denn sie erfolgte, um ihn an Riga zu fesseln, als er von der lutherischen Gemeinde Petersburgs zum Inspektor der zur dortigen St. Peterskirche gehörigen lutherischen Schule mit einem angebotenen jährlichen Gehalt von 700 Rubeln vociert worden. Auf Herders Erklärung hin, die der damalige Gerichtsvogt Berens im Rat abgab, daß Herder „einen viel größeren Trieb bei sich empfände, allhier seine Lebenszeit zuzubringen und hier sein Glück befestiget zu sehen, als an irgeud einem andren Orte", teilte der Rat die Adjunktur an Jesus- und Gertrudkirche von der Bickernschen Pfarre ab und übergab sie Herder als besonderes Amt, neben welchem dieser die Kollaboratorstelle an der Domschule beibehielt, jedoch ohne die lästigen Vikariate. — Am 13. Juni 1767 wurde Herder vom Ministerio über die von ihm eingereichte Arbeit „Der heilige Geist als Urheber des Heiles der Menschheit" examiniert, am 10. Juli ordiniert, am 15. Juli in der Jesuskirche introduziert.

Wie im Lehramt, so war Herder auch im Predigtamt: mit seiner ganzen Persönlichkeit trat er an die Aufgabe der Predigt heran, und einen ganzen, vollen, die ganze Persönlichkeit seiner Hörer packenden Eindruck wollte er durch die Predigt erzielen. Zeugnisse dafür haben wir reichlich, wenngleich er damals seine Predigten nicht veröffentlichen ließ, weil er eben der Ansicht war, daß die Predigt, ebenso wie die Lehrstunde, vor allem mit durch die Persönlichkeit des Redenden wirken müsse, somit nicht zum Lesen da sei. Abgesehen von später veröffentlichten Predigten wissen

wir aus Aufsätzen über das Predigen, über die Bibel u. s. w., wie er als Prediger gewesen, und aus seiner warmen Abschiedsrede, was er seiner Gemeinde hat sein wollen, daß sein Ziel gewesen, mit dem Worte Gottes „menschliche Seelen glücklich zu machen". In seinem schönen Aufsatz „der Redner Gottes" entwickelt er sein Programm für das Predigen. „Durch Religion verklärte Sittlichkeit, in anschaulicher Lebendigkeit, in warmer Herzlichkeit, frei von rhetorischer Manier und von dogmatischer Engherzigkeit aufs Schlichteste vorgetragen: das war es, was er von dem wahren Prediger forderte, was er schon damals in der vollen Frische jugendlicher Beredsamkeit in stets wohlbesetzter Kirche im höchsten Maße leistete, und was ihn bis zu seinem Lebensende zum größten Kanzelredner seiner Zeit machte." Wenn Herder sich für seine Rigaer Periode selbst einen „Libertin" nennt — wir würden Rationalist sagen —, so würde man nach genanntem Programm vielleicht wohl sich einen sogenannten Rationalisten konstruieren können. Aber da wir wissen, daß der Redner, um als ganze Persönlichkeit auf die Persönlichkeit seiner Hörer zu wirken, sorgfältig sich übte, damit er die Schlichtheit und Wärme sich aneignete, die er vom Redner Gottes verlangt; da wir wissen, daß er nach der Predigt am liebsten allein war und die Rührung die er in der Gemeinde zur Beförderung des Guten zu wirken sich bestrebt, auf sich selbst zurückwirken ließ, indem er noch weiter im Ideengange seiner Predigt verweilte; da wir wissen, daß er nicht nur Lehre über das Gute bieten wollte durch Erklärung des Gotteswortes, sondern werben wollte fürs Gute durch Packen des inneren Menschen, „menschliche Seelen glücklich machen:" da werden wir doch wieder zweifelhaft, ob wir ihm den Namen „Rationalist" beilegen dürfen, denn alles das klingt mehr nach warmer Psyche, als nach kalter Ratio. Solche Rationalisten jedenfalls können wir uns auch als Gegner des Rationalismus gefallen lassen.

Wie Herders in Königsberg und Riga ausgebildete pädagogische Talente ihn aufs beste vorbereiteten zur obersten Leitung des Weimarer Schulwesens, so machte ihn die kirchliche Tätigkeit in Riga fähig zu seinen hervorragenden Leistungen als Kanzelredner in Deutschland, so daß selbst der zwar nicht kirchliche, aber fürs Rednerische so hochbegabte Schiller Herders Predigten für die besten erklärte, die er gehört. — Und auch als Beichtiger und

Berater hat Herder schon in Riga gewirkt, so daß er schon als junger Mann leisten konnte, was er später in Bückeburg und Weimar in hohen Kreisen reichlich üben mußte und erfolgreich geübt hat.

Aber trotz aller Erfolge als Prediger genügte ihm die Tätigkeit eines solchen nicht. Er ließ sich nicht in den Kreis der Gemeinde und der Amtsbrüder bannen. Er verlangte nach noch umfassenderem Wirkungskreise. Seine Gemeinde mußte noch größer sein. Die Enge zwang ihn in die Weite: auch die Gesellschaft, die nicht in die Kirche ging, sollte ihn hören, ja noch weiter, sein ganzes Volk sollte ihn hören und durch sein Volk die Menschheit. Und in diesem Streben griff er bestimmend und entscheidend in die Entwicklung der deutschen Literatur ein.

Im Anzeigen von Büchern hatte er schon in Königsberg sich geübt. In den „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen" war neben Gedichten seine erste Rezension erschienen, die „als erste kritische Leistung sofort den einsichtigen, feinfühlenden, in die Seele blickenden Beurteiler — den geborenen Ästhetiker und Literaturhistoriker" ankündigte. In Riga, wo ihm bald das Amt eines Gehilfen des Stadtbibliothekars Ageluth übertragen wurde, begann er seine schriftstellerische Tätigkeit in den „Gelehrten Beiträgen", einem Beiblatt zu den auf Veranlassung des Rates seit 1761 wöchentlich erscheinenden Intelligenzblatt unter dem Titel „Rigische Anzeigen von allerhand dem gemeinen Wesen nötigen und nützlichen Sachen". —

Aber sehr bald hören wir Herders Stimme von Riga aus nach Deutschland hinüberrufen und die im Herbst 1766 erscheinenden beiden ersten Bändchen seiner „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" erregen gleich in der Gelehrtenwelt ein ungeheures und berechtigtes Aufsehen, so daß die Blicke aus allen Bildungszentren Deutschlands auf Riga gerichtet waren. Und denselben Erfolg hatten die Fortsetzung der Fragmente und die gleichfalls noch aus Riga datierten und hier herausgegebenen „Kritischen Wälder".

Auf den Inhalt dieser Kritiken über Sprache und Literatur näher einzugehen, gestattet uns die Zeit nicht. Es sprechen sich in denselben, teils angedeutet, teils schon ausgeführt, alle die Ideen aus, die Herder im Verkehr mit Hamann sich angeeignet, die er in Riga erweitert, und die jene kurze Periode in der deutschen

Literaturgeschichte begründeten, die wir die Sturm- und Drangperiode zu nennen gewohnt sind. Die Betonung des Genius, des Göttlichen, das der Mensch in sich trägt, und das volle Freiheit von allen Regeln und Gesetzen beanspruchen dürfe, das nur seinen eigenen Weisungen folgen solle, also nicht nachahmen, sondern original sein solle, original, wie die Natur, die sonst allein noch Offenbarungen des göttlichen Geistes atme. Diese den Sturm und Drang charakterisierenden Anschauungen werden durch die Rigaer kritischen Schriften Herders lebendig und populär gemacht. Und in welchem Ton sind diese Fragmente und Wälder geschrieben! Nichts von dem vorsichtigen Prüfen und Abwägen der Lessingschen Kritik, obgleich durch diese Herders Kritik fast immer veranlaßt worden, sondern ein fortreißender Schwung, der es kaum gestattet, dem Gesagten nachzudenken. Während Lessing stets verstandesmäßig schlagend beweist und so überzeugt, ist Herders Methode vielmehr Überredung, Überredung mit allen Mitteln siegender Beredsamkeit, der nicht nur der Verstand, sondern auch Gefühl und Phantasie ihre Dienste leihen. Wodurch Herder uns aber besonders willig macht, ihm zu folgen, ist das feine Gefühl, mit dem er das Wesen des besprochenen Gegenstandes ahnt, diese Gabe, die sich so glänzend bestätigt in seinen später erschienenen Reproduktionen, den „Stimmen der Völker in Liedern" und den „Cidromanzen". Daß seine Urteile nachgeprüft und korrigiert werden müssen, das teilt er mit allen Gefühls- und Phantasiekritikern, die alle subjektiv sind. Es ist aber eben, wie in Lehre und Predigt, auch in der kritischen Arbeit Herders das ihn Charakterisierende, daß er mit seiner ganzen Persönlichkeit seine Sache angreift und durchführt.

Wenn wir somit gesehen, daß Herder, sei es auf dem Katheder, sei es auf der Kanzel, sei es am Schreibtisch, nicht einseitig diese oder jene seiner Gaben sich betätigen ließ, sondern mit allem, was er hatte, und allem, was er war, zu wirken suchte; und wenn wir ferner gesehen, daß er einen nie zu befriedigenden Trieb in sich brennen fühlte, auf immer weitere Kreise der Gesellschaft zu wirken: dann müssen wir auf eine Seite seines Werdens noch einen Blick werfen: die Ausbildung seiner Persönlichkeit zum Wirken auf die Gesellschaft, also seine gesellschaftliche Bildung. — Und dies ist das Gebiet, auf dem ihm Riga besonders viel geboten, was Herder stets dankbar anerkannt hat.

Sehen wir von den engen Mohrunger Verhältnissen ganz ab, so konnte ihn das Königsberger Leben gesellschaftlich nicht fördern: der Umgang mit gleichstrebenden, ihm geistig meist nicht ebenbürtigen Studenten konnte ihm in dieser Hinsicht nichts bieten; ebenso wenig, so viel er ihn auch wissenschaftlich weiter brachte, der Verkehr mit gelehrten Sonderlingen, wie Kant und Hamann; in den Familien, in die er dort eingeführt sein mochte, ist wohl auch kaum feiner Umgangston anzutreffen gewesen; und politisches Leben, das für Herder zugänglich gewesen wäre, gab's in Deutschland nirgends.

Anders waren die Verhältnisse, die Herder in Riga vorfand. Livland hatte vor 50 Jahren den Abschluß jahrhundertelanger politischer Wirren und verheerender Kriege erlebt und begann unter russischem Scepter aufzublühen: die wichtigsten Güter, die lutherische Landeskirche, die deutsche Landessprache, landische und städtische Selbstverwaltung, waren von der neuen Regierung zugestanden und für die Zukunft zugesichert. Unter dem Fittich dieser Sicherheit verharschten die Wunden der traurigen Vergangenheit schneller: Landwirtschaft, Handel und Gewerbe hatten sich erholt und blühten auf, und „von der Freiheit gesäugt, wuchsen die Künste der Lust", d. h. Teilnahme an den geistigen Bewegungen Deutschlands war in den leitenden Kreisen von Stadt und Land erwacht. Kurz, Riga war ein Boden, auf dem Persönlichkeiten erstehen und sich günstig auswachsen konnten.

In die leitenden Kreise Rigas Eintritt zu gewinnen, war Herder sofort vergönnt. Durch seinen Lehrer und Freund Hamann, der in Riga von früher her wohlbekannt war, an die weitverzweigte Familie Berens gut empfohlen, standen Herder bald die Häuser der angesehneren Rigaer Familien offen: alle die Berens, dann Schwartz, Zuckerbecker, Heydevogel, Grave usw. — Der selbsttätige Bürgersinn der wohlsituierten Handelsstadt, die sich selbst verwaltete und regierte, flößte ihm Bewunderung ein. Der Umgangston der wohlhabenden Patrizier Rigas sowie einiger ihm vertrauter livländischer Edelleute, die den an solchen Ton nicht gewöhnten armen Königsberger Studenten und Mohrunger Küstersohn als gebildeten Menschen wie Ihresgleichen behandelten, ja verwöhnten, mußte ihm natürlich sehr zusagen. — In diesen Häusern bildete sich Herder in gesellschaftlicher Beziehung aus, ja vollzog sich seine Erziehung zum

geradezu glänzenden Gesellschafter, als welcher er sich später in allen, auch höchsten Kreisen so allgemein empfahl. Herder besaß aber auch die Gabe, solch liebenswürdiges Entgegenkommen zu veranlassen und reichlich zu vergelten: er bot in diesen Häusern die Anregung, die von regsamen und bildungsbedürftigen Geistern, wenn sie im Berufe angestrengt tätig gewesen, in der Mußezeit so ersehnt wird. — Die glücklichsten Stunden seines Lebens hat er nach seinem eigenen Zeugnis in diesen Zirkeln Rigas verlebt, zu denen sich noch das Haus seines preußischen Landsmannes und Freundes, des Buchhändlers Hartknoch, gesellte. — In den Sommermonaten fanden mit erhöhter Freude die geselligen Zusammenkünfte dieser Kreise außerhalb der Stadt, auf den Sommersitzen der betreffenden Familien, den sogenannten Höfchen, statt, die in weitem Kranz die Stadt umgaben und noch jetzt umgeben. Viele von diesen Höfchen, wie gerade die von Herder am öftesten besuchten, den Famlien Berens gehörigen, das jetzige Schwarzenhof und das daneben gelegene, damals Schoongezicht genannte sowie das Zuckerbeckersche „Huys ut dem Bosch", sind schon lange in das Stadtgebiet hereingezogen. Einer von diesen ländlichen Erholungsorten ist von Herder in einem Lobgedicht verherrlicht worden; es ist das damals dem Herrn Heydevogel gehörende Gütchen Gravenheide am Jägelsee. In überschwänglichen Versen preist Herder darin die friedlich schlichte ländliche Natur Livlands und die behagliche Geselligkeit im befreundeten Rigenserhause.

Ja, Herder war glücklich in Riga; er hat, wie er selbst sagt, seine glücklichsten Jahre in Riga verbracht. Er war rigascher, livländischer, russischer Patriot. Man lese nur seine begeisterten Verse „zur Feier der Beziehung des neuen Gerichtshauses zu Riga" und die „auf Katharinas Thronbesteigung."

Und doch ging er fort. Warum?

Bei seiner Berufung nach Riga hatte er erklärt, er würde lange bleiben. Bei seiner Berufung nach Petersburg motiviert er seine Ablehnung gar damit, daß er bis ans Lebensende in Riga zu bleiben gedenke. Und nun, im Frühlinge 1769, reicht er plötzlich seine Entlassung ein und geht trotz aller Versuche, ihn zu halten. Am energischsten wird wohl Joh. Christoph Berens, das geistige Oberhaupt der wissenschaftlich angeregten Rigenser, auf seinen jungen Freund eingeredet haben, derselbe Berens, der alle, die er

im Verdacht hatte, Herder hinausdrängen zu wollen, entrüstet mit den Ehrennamen „Lumpenhunde, Flegels und Esels" bedachte. Praktischer, als durch solche Unmutsäußerungen, suchte der Regierungsrat, Herr v. Campenhausen, auf Herder einzuwirken. Er sicherte ihm die Stelle als Rektor des Lyzeums zu, sobald der schon sehr alte Rektor Loder abgetreten, und eröffnete ihm die Aussicht auf die Predigerstelle an der Jakobikirche. Herder nimmt die Berufung an, denn — durch sie eröffnet sich ihm, der kein bestimmtes Ziel vor Augen hat, sondern nur den Drang im Busen: aus der Enge in die Weite! ein größeres Gebiet der Wirksamkeit — aber er geht.

Man hat für Herders Weggang aus Riga verschiedene Gründe angeführt. Man hat die Gegnerschaft der Pastore Rigas gegen den Neuerer als Grund genannt, die ihren stärksten Ausdruck fand in dem Konflikt mit seinem Prinzipal, Pastor Bärnhoff. Man hat die Unannehmlichkeiten als Veranlassung bezeichnet, in die er durch Verheimlichung seiner Autorschaft bei den „Kritischen Wäldern" geraten war, diese Verheimlichung, die die Intriguen des berüchtigten Reklamemachers, des Professors Klotz in Halle, zur Folge hatte. Das mag ja alles mit dazu beigetragen haben ,wie auch die Tatsache, daß der in den gebildetsten und einflußreichsten Kreisen der Stadt so beliebte und verwöhnte Herder sich immer noch in der untergeordneten Stellung eines Kollaborators und Hilfspredigers sah.

Der eigentliche Beweggrund muß ein andrer gewesen sein. Er war Herder selbst nicht klar. Es war der Drang aus der Enge in die Weite, der Drang, auf noch größere Kreise zu wirken. Aber das hätte ihm ja später Riga geboten. Er schreibt auch auf der Reise, die er zu Schiff antrat, sein Tagebuch „Journal meiner Reise im J. 1769" und den Aufsatz „Ideal einer Schule" noch ganz in dem Gedanken, nach Riga zurückzukehren. Er beschließt sein Tagebuch mit den Worten: „Wie groß, wenn ich aus Riga eine glückliche Stadt mache!" und sein „Ideal einer Schule" mit den Worten: „. . . Lebendige Welt, Umgang mit Großen, Überredung des Generalgouverneurs, lebendiger Vortrag an die Campenhausen — Gnade der Kaiserin, Neid und Liebe der Stadt! O Zweck, großer Zweck, nimm all meine Kraft, Eifer, Begierden! Ich gehe durch die Welt, was hab ich in ihr, wenn ich mich nicht unsterblich mache!" — Und doch ging er. Am 24. Mai 1769

verließ er auf einem Behrensschen Schiffe Riga, um nie mehr zurückzukehren. —

Unsterblich aber sollte er sich machen, gerade durch diesen seiner ganzen Umgebung unverständlichen Aufbruch aus Riga. Dieser Aufbruch war der Zug des Genies, der den genialen Menschen widerspruchslos auf den Platz zwingt, auf den er gehört. Herder ging, wie er meinte, mit dem idealen Zweck, in Westeuropa neue pädagogische Einsichten zu sammeln, die ihn befähigen sollten, durch das Rigasche Lyzeum auf Riga und Livland und durch Livland gar auf ganz Rußland zivilisatorischen Einfluß zu gewinnen. Wir — lächeln darüber. — Aber wir lächeln nicht, wenn wir sehen, wie der Himmel solch ideales Streben belohnt: Gott bewahrte Herder wohl in erster Reihe vor einer Enttäuschung, — er erfüllte ihm aber sein Sehnen über alle Hoffnung hinaus, so herrlich, daß Herder es zeitlebens selbst nicht einmal erkannt hat: nicht Riga und Livland zu beeinflussen wurde ihm vergönnt, sondern, was er ahnungsschauernd sich ersehnt, die ganze Menschheit wurde seine Einflußsphäre: er wurde der Lehrer Goethes. — Wie eigen: Lessing, den Goethe doch auch als Lehrer nötig hatte, war immer in Deutschland, ja einmal gar mit Goethe zu gleicher Zeit am gleichen Ort, und ist doch nie mit seinem Schüler zusammengetroffen; seine Schriften waren so unzweideutig, daß der Leser die Person des Verfassers entbehren konnte. Herder wirkte ganz nur als Persönlichkeit, und er mußte aus dem fernen Riga aufbrechen — er wußte selbst nicht, warum, — weil Johann Wolfgang Goethe gerade zu der Zeit gerade diesen Lehrer brauchte.

Sieben Monate fast lauschte Goethe in Straßburg mit gespanntestem Interesse dem Erguss der Ideenfülle, die Herder in Riga gewonnen, und der dankbare Schüler bezeichnet noch spät in „Wahrheit und Dichtung" jene Straßburger Tage als ahnungsvolle und glückliche und die Bekanntschaft mit Herder als das bedeutendste Ereignis derselben.

Die Bewegung, die auf Herders aus Riga datierende schriftstellerische Erfolge und besonders auf die Lehrzeit Goethes bei ihm zurückgeführt wird, heißt in der Literaturgeschichte „Sturm und Drang". Und der Name ist fraglos sehr treffend. Nur eine Revolution kann ich in dieser Bewegung nicht sehen, obgleich Goethe selbst sie so genannt hat und alle Literaturgeschichtsschreiber ihm

das nachsprechen. Wie soll Herder, der, wie wenige, das Verständnis für naturgemäße, organische Entwicklung besaß, ein Revolutionär sein? Und was ist denn das Resultat seiner Revolution? Er hat durch seine sogenannte literärische Revolution Goethe zum Dichterkönig auszugestalten wesentlich geholfen. Ein wirklicher Pädagog ist aber niemals Revolutionär. Kurfürsten sind Lessing und Herder, die ganz legaliter den König Goethe küren, indem sie ihn bilden.

Der Sturm und Drang ist nur der Reformation Luthers, die auch von manchem fälschlich eine Revolution genannt worden ist, zu vergleichen. Beide bezeichnen Höhepunkte in der kulturellen Entwicklung des deutschen Volkes, beide einen mächtigen Erfolg angestrengtesten Suchens.

Die ganze ernstere Literatur des Mittelalters atmet das gemütstiefe Ringen, sich das Christentum zu eigen zu machen, das dem Volke von der Kirche in unbefriedigender Weise vermittelt wurde. Man denke z. B. an die schmerzvolle Klage Walthers von der Vogelweide:

Ja, das kann nimmer leider sein,
Daß reicher Hab und Ehr der Welt
Sich unsers Herrgotts Huld gesellt.
Daß je sie in ein Herze kommen,
Ist ihnen Weg und Steg genommen.

Man denke an den großartigen Versuch Wolframs von Eschenbach im Parzival, Himmel und Erde zu versöhnen. Man denke an die Satyre Sebastian Brandts, der, noch kurz vor Luther fest auf dem Boden der alten Kirche stehend, doch im Grunde tief unbefriedigt war. — Martin Luther ist mir die Verkörperung der gewaltigen Tatsache, daß das deutsche Volk in seinen führenden Geistern das Wesen des Christentums, des besten, was der Menschheit vom Himmel geschenkt worden, erfaßt hatte, nach jahrhundertlangem Ringen erfaßt hatte. Und es will nichts dagegen sagen, daß ein großer Teil des deutschen Volkes noch immer, treu an früheren Überlieferungen hängend, fremder Beeinflussung unterliegt. Wohl aber ist der Rücktritt eines Lutheraners zur alten Kirche die undeutscheste Tat, die gedacht werden kann, denn sie verleugnet die gewaltigste Errungenschaft der deutschen Volksseele.

Und der Sturm und Drang, zu dem Herder von Riga aus den Anstoß gab? Was ist er anders, als Verkörperung der

gewaltigen Tatsache, daß das deutsche Volk in seinen führenden Geistern das Wesen dichterischer Schönheit nach der nationalen Seite hin erfaßt hatte, nach jahrhundertelangem Ringen erfaßt hatte. Nachdem der Humanismus dazu geholfen hatte, die Kirchenreformation einigermaßen zu sichern, begann in Deutschland das Bestreben, Verständnis für die lateinische und dann auch die griechische Dichtung zu gewinnen. Man ließ sich unterweisen durch die Holländer von den Franzosen, durch diese von den Italienern und ahmte lange Zeit diese Nachahmer der Alten nach. Man rückte ja wohl allmählich den Alten selbst näher, und zu Herders Zeit sang schon alles im deutschen Dichterwald leichte griechische, anakreontische Liedchen nach. Aber es war das doch alles noch Nachahmung ohne rechtes Herzensbedürfnis. — Herders Tat ist nun, fein zu fühlen und überzeugend auszusprechen, worin die damals unübertroffene Schönheit der griechischen Poesie besteht, die von der deutschen Jahrhunderte lang mühsam nachgestammelt worden: es ist die reine Menschlichkeit, die sich ausspricht in der reinen Volkstümlichkeit, Humanität in der Nationalität, oder Allgemeinheit in der Originalität. Nur dadurch, daß Homer sich so ganz national gab, wurde er fähig, so human zu reden, und ein so internationales Vorbild in der Kunst abzugeben. Hier fallen die Begriffe „national", „original" und „natürlich" zusammen, und deshalb auch bei Herder und seinen Schülern infolge der Erkenntnis des Wesens griechischer Dichtung die gleiche Begeisterung für Homer, die Bibel, Shakespeare, Ossian, das Volkslied. Und eben deshalb auch bei ihnen das Feldgeschrei: schreib, wie du's selbst schaust, fühlst und denkst. — Daß die Stürmer und Dränger sich revolutionär gebärdeten, wer will's ihnen verdenken? Wer verdenkt's dem Bergsteiger, wenn er nach Überwindung von Felswänden und Zacken und Eisfeldern in Nebel und Zwielicht und Nacht endlich im Angesicht des sonnenumstrahlten Gipfels den stützenden Bergstock fortwirft und hutschwenkend und jauchzend die letzte Wegstrecke stürmt?

Herder aber war es, der die Erkenntnis zuerst siegesgewiß aussprach, daß Schönheit der Dichtung nur fußen könne auf der Eigenart der dichtenden Persönlichkeit, sei diese nun ein Volk oder ein Mensch, und Goethe war es, der diese Erkenntnis in die weltbeeinflussende Tat umsetzte.

Herder selbst hat zu der Erkenntnis dessen nicht kommen können, daß er durch sein Wirken auf ganz Deutschland, ja auf die ganze Menschheit Einfluß geübt. Und dadurch ist wohl seine spätere Verbitterung und allmähliche Vereinsamung in Weimar zu erklären. Die übermächtige Fülle von Ideen, die er in Riga gesammelt, und die der Gestaltung harrten, störte ihn, zu erkennen, daß er durch seinen persönlichen Umgang mit Goethe diese Ideen schon abgesetzt hatte, und zu wirksamerem Erfolge, als durch schriftliche Niederlegung. Der gelehrige Schüler hatte mit lebhaftem Geiste das alles begierig schon aufgenommen und zum Teil schon verwertet, was der Lehrer später in der „Urkunde des ältesten Menschengeschlechts", dem „Geist der hebräischen Poesie", in den „Beiträgen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit", den „Briefen zur Beförderung der Humanität" usw. schriftlich fixierte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß diese genannten Schriften und andre von Herder bedeutungslos sind. Sie haben auf die weitesten Kreise gewirkt, namentlich die Wissenschaften der Theologie und der Geschichte stark beeinflußt; die Volksliedersammlung hat auf die deutsche Liederdichtung erfrischend gewirkt usw. — Herder wird auch über Goethe und Schiller hinaus bei vielen deutschen Dichtern, klassischen, romantischen, modernen, als Anreger gespürt.

Daß Herder seine Verdienste im vollen Umfange nicht erkannt hat, schmälert jedoch ihren Wert nicht in unsern Augen. Und jetzt weiß auch er, was er erreicht, und aus seligen Höhen herab fällt sein Blick auch auf Riga, das ihm geholfen, solche Erfolge zu erzielen.

Wir aber, die wir es schon hier wissen, wie Herder gewirkt hat, und wie er gewachsen ist, wollen uns aus dieser Erkenntnis entnehmen, was er uns noch jetzt sein kann und soll.

Liebe Heimatgenossen! das Beste, was wir an Herder haben, sei uns gut genug:

Wir sollen uns nicht scheuen vor hohen Zielen — sie können nicht zu hoch sein!

Und wir sollen uns vom Wählen solcher Ziele nicht abhalten lassen durch Zwang und Druck äußerer Verhältnisse — die Zielsetzung ist unser Eigenstes und Freistes.

Und wir sollen uns beim Verfolgen solcher Ziele nicht irre machen lassen durch das verächtliche Reden weise prophezeiender Untätigkeit, es lohne sich nicht, weil nichts daraus werden könne. — Es lohnt sich wohl, und es wird stets was Gutes draus, wenn ein tätiger Mensch mit guter Absicht was unternimmt; denn der Himmel selbst lohnt dafür — anders, als wir es uns erhofften, aber er lohnt sicher, und er lohnt herrlich, über all unser Erwarten hinaus.

Das lehre uns Johann Gottfried Herder!

Heimat.

Von

Helene von Engelhardt.

Großonkel war gar ein kurioser Gesell:
Es blitzten die blaugrauen Augen so hell,
So wunderlich scharf unter buschigen Brauen,
Als wollt' er die innerste Seele durchschauen; —
Dem machte schon keiner ein X für ein U,
So raunten die Buben verschüchtert sich zu.

Die Tage verbrachte er, Stunde um Stunde,
Bei Büchern und Karten und Vaterlandskunde.
Und Heinrich von Lettland studiert' er vor allen. —
Zuweilen, wenn abends der Tau schon gefallen,
Und der West verglommen, in Purpur getaucht,
Auf die breite Terasse, von Duft umhaucht,
Trat der Alte heraus mit wuchtigem Schritt;
Und feurig begeistert begann er zu reden
Von alten Geschlechtern, von Kämpfen und Fehden,
Von sieghaftem Wagnis und Todesritt . . .
Von heiligen Hainen bei Kuren und Liven . . .
Vom Opferaltar, und vom letzten der Kriwen . . .
Und Szenen, die sterbend die Vorzeit gesehn —
Ihm schienen sie leuchtend vorüberzugehn.

Dann stand er, den Arm gravitätisch erhoben,
Und strich den gewaltigen Bart sich nach oben,
Es arbeitet zuckend im alten Gesicht —
Ob Zorn oder Rührung, wir wußten es nicht,
Und im Auge lodert ein Feuer empor —
Da wurde uns Jungen ganz bange davor!

Einst saßen wir draußen im Abendschein,
Leichtlebige, plaudernde Jugend allein,
Und schwärmten von Reisen und fernen Gestaden;
In eigener Tonart pries jeder dabei,
Wie schön und romantisch das Ausland sei,
Und die Forschung auf dunkel verschollenen Pfaden.
Ha! Schlösser und Burgen und Klosterruinen . . .
Begrabene Urnen . . . verschollene Schriften . . .
Ob Trojas Gefilde . . . ob griechische Triften . . .
Da könne der Geist doch der Wissenschaft dienen!
Hinaus denn, hinaus in die winkenden Lande,
Sobald wir die Schwingen zu regen im stande; —
Wohin wir auch zögen: man kam überein,
Es müsse ein Boden für Forscher sein.

Wir hatten's im Eifer nicht wahrgenommen,
Wie Großonkel auf die Terasse gekommen . . .
Jetzt plötzlich, mit zuckendem Angesicht,
Im Abendschimmer, der rosig verblichen,
Da stand er, den Bart in die Höhe gestrichen,
Es brach aus den Augen ein dräuendes Licht:

„Kreuzdonner, da müßte ein Heiliger fluchen!
Was habt Ihr das alles da draußen zu suchen?
Wo Griechen begraben! Trojaner verwesen! . . .
Habt Ihr auch schon Heinrich den Letten gelesen?
Habt Ihr schon der Heimat Ruinen besucht,
Die Burgen und Klöster, die jener gebucht?
Ein Boden für Forscher! — da möcht' ich doch wissen,
Wenn Ihr so gewaltig des Forschens beflissen,
Ob einer von Euch schon ergründet hat,
Wo Apule, die uralte Kurenstadt,
Vor Zeiten gestanden?! — Romantisch und groß!
Und bietet das alles die Fremde Euch bloß?
Die Steine der Heimat — die Trümmer, die ragen, —
Die Gräber, die haben Euch nichts zu sagen? — —

Ein Boden für Forscher! . . . Milchbärtige Laffen! . . .
Verstehen nach allem nur draußen zu gaffen! . . .
Ich bin wohl mein Lebtag nicht draußen gewesen,
Aber Heinrich den Letten, den hab' ich gelesen!"

Dann machte er Kehrt, — bautz! schloß sich die Tür . . .
Großonkel trat heute nicht wieder herfür. —

* * *

Fern liegen die Tage, von Duft umsäumt,
Da wir schwärmend auf der Terasse geträumt. —
Es nahten die Jahre uns balde genug,
Wo die Schwingen sich regten zu kräftigem Flug,
Und so zog denn der Kreis, der einst fröhlich gesellt,
Nach allen vier Winden hinaus in die Welt.

Mir hatte gar lockend vor manchem Genossen
Das blühende Leben die Tore erschlossen;
In die Ferne zog mich ein wechselnd Geschick:
Manch blühendes Eiland der Südsee grüßte, —
Und tropische Waldung, — und schweigende Wüste, —
Es dehnt sich die Welt vor dem staunenden Blick!
Wie im Ringen und Kämpfen die Kraft gedieh,
Verrannen die Jahre man wußte nicht wie;
So war mir, eh ich's gedacht und gewollt,
Ein flüchtig Jahrzehnt vorübergerollt. —

Spätsommer! . . . ein warmer, durchsonnter Tag
Über Stoppelfeldern und Saaten lag,
Als ich endlich, nach manchem verwegenen Pfad,
Aufs neue die alte Terasse betrat.
Großonkel, ein Siebziger, rüstig wie je,
Blickt mit mir hinaus über Fluren und See,
Bis wo mächtige Wälder sich dunkel entfalten . . .
So klar der Äther in lichtblauer Pracht!
Zu duftigen Wölkchen nur kräuselt sich sacht
Zuweilen der Rauch aus der Pfeife des Alten. —

Daheim, daheim! . . . und so wunderlich,
Wie aus Kindertagen umweht es mich!
Ein vergessener Zauber, gar traut und mild,
Umflutet das stille, das nordische Bild:
Auf Feldern und Wiesen und grauem Gestein
Liegt voll der herbstliche Sonnenschein;
Um die alte Terasse Resedahauch,
Und glitzernde Fäden um Baum und Strauch;
Der See wie ein Spiegel, so klar, so glatt,
Und alles rings leuchtend und farbensatt!

Wie seltsam das Bild mich heute ergreift,
Nun die Blicke geschärft und der Geist gereift!

Erglänzten so hell einst die herbstlichen Fluren,
Als kämpfend vor Zeiten Semgallen und Kuren
In Schlachtordnung stellten ihr reisiges Heer?
Wo jeder — kunstlos zusammengeschlagen —
Als Schild eine hölzerne Tafel getragen,
Gestützt auf die Keule, die wuchtige Wehr;
Und wie dann die herbstliche Sonne so rein
Auf die blitzenden Tafeln herniederschien, —
Wohl mußte vom schimmernden Widerschein
Über Wasser und Felder ein Leuchten ziehn!*

*) Chronik Heinrichs von Lettl.

O du Heimatſcholle, von Wäldern umrauſcht,
Wie haſt du ſo toſenden Kämpfen gelauſcht,
Seit dem erſten Kirchlein, dem erſten Dom!
Wie haſt du ſo mächtige Wandlung geſchaut,
Seit die erſte Burg deiner Gaue erbaut,
Burg Uexküll am rauſchenden Dünaſtrom! . . .

Daheim, daheim! im herbſtlichen Licht,
Da faßt es mich an mit gewaltiger Macht,
Wie wenn die Vergangenheit, ſchauernd erwacht,
Mir tönenden Mundes zum Herzen ſpricht.

Und als würden plötzlich mir Worte gegeben
Für der glühenden Seele tiefinnerſtes Leben,
So löſte mir feurig in jener Stund'
Ein Redeſtrom den entſiegelten Mund.

Still lauſchte Großonkel mir, regungslos,
Nur die Augen flammten ſo hell und groß,
Die Augen, die flammend an meinen gehangen . . .
Die Pfeife war lange ſchon ausgegangen.

Was ich alles geſprochen, ich weiß es nicht mehr,
Doch plötzlich fuhr wie ein Hammer ſo ſchwer
Großonkels Fauſt auf den Gartentiſch! . . .
In den Zügen ſpielt ein ſeltſam Gemiſch
Von Triumph, mit tiefſter Bewegung gepaart —
Jäh ſtreicht er nach oben den wallenden Bart:

„Gottlob! . . . Gottlob! . . . So ſchlägt es doch echt! . . .
So lebt es doch weiter im jungen Geſchlecht,
Das glühende Herz für der Heimat Revier!" . . .

Auf ſpringt er und ſchreitet mit wuchtigem Gang,
Von Gefühl übermannt, die Teraſſe entlang,
Dann hält er mit flammenden Blicken vor mir:

„Gottlob! . . . ich neige in Frieden mein Haupt . . .
(Er preßt meine Hand wie in Eiſen geſchraubt!)
„Und ſolltet ihr morgen zur Ruhe mich betten" . . .
Es ſchwimmen die Augen . . . es zuckt das Geſicht . . .
„Bei Gott!" — und die Stimme des Alten bricht:
„Bei Gott! ſo vermach ich dir Heinrich den Letten!"

Necrologium balticum 1903*.

Alwer, Andreas, Dr. med. Walkſcher Kreisarzt. † 11. Jan., verunglückte auf einer Krankenfahrt bei Smilten.

v. Bahder, Erwin Alex., Direktor der Ackerbauſchule in Alt-Sahten in Kurl. † 18. Febr. in Alt-Sahten.

Beck, William, dim. Kommerz- und Polizei-Bürgermeiſter von Narva. (4476). 80 J. † 10. Febr. in Narva.

Becker, Eduard, Rentmeiſter. 68 J. † 27. Sept. in Libau.

Berg, Eugen, Dr. med. StR. Früher Marinearzt (7006). 64 J. † 26. Jan. in Petersburg.

v. Berg, Robert, ehem. Ratsherr in Dorpat (11,235). 41 J. † 24. Juli in Schloß Neuhauſen.

Bergengrün, Karl Immanuel, Cand. jur., vereid. Rechtsanwalt, Archivar der großen Gilde (8728). 52 J. † 2. Okt. in Riga.

v. Bergmann, Guſtav, Oberlehrer der deutſchen Sprache am 1. Gymnaſium in Kiew (7450). 62 J. † 17. Febr. in Kiew.

Berlin, Friedr., ehem. Oberkontrolleur des Rigaſchen Ökonomie-amts. † 9. Febr. in Riga.

Bernewitz, Friedr. Ewald Eman., Paſtor zu Nurmhuſen in Kur-land (8372). 55 J. † 1. Sept. in Nurmhuſen.

Bernhardt, Johann, ehem. Paſtor zu Dickeln, dann zu Loddiger in Livland (7404). † 4. Juni in Dueshorn (Hannover).

Bernhoff, Woldemar, weil. Oberlandgerichtsadvokat in Reval (7956). 56 J. † 26. Juli in Hapſal.

Berting, Alex. Julius, Wirkl. StR., weil. Direktor des Revaler Gymnaſiums (5625). 71 J. † 27. Dez. in Reval.

Beyſe, Theodor, vereid. Rechtsanwalt Cand. jur. (9094). 48 J. † 6 Juni in Riga.

---

*) Zuſammengeſtellt unter Benutzung der „Balt. Totenſchau" des „Rigaer Tageblatts" 1903 Nr. 294 vom 31. Dezember. — Die in ( ) hinzugefügte Zahl bezeichnet die betr. Nummer im Album academicum.

Bienemann, Friedrich D., Prof. an der Universität Freiburg i. B., ehem. Oberlehrer der Gesch. an der Domschule in Reval und Redakteur der „Balt. Monatsschr." (6706). 64 J. † 7. (20.) Sept. in Straßburg.

v. Bienenstamm, Paul Bienemann. † 27. Juli in Dorgi (Gouv. Kowno).

Bindemann, Karl, Arrendator von Schloß Lemsal. † 19. Sept.

Bittenbinder, Ludwig, Besitzer des Rittergutes Kohlhausen (Ksp. Lösern, Livl.). 92 J. † 9. März in Kohlhausen.

Bloßfeldt, Karl, Ritterschaftslandmesser. 68 J. † 9. Febr. in Dorpat.

v. Bock, Woldemar, ehem. Vizepräses des livl. Hofgerichts (3360). 86 J. † 19. Jan. (1. Febr.) in Bamberg.

v. Bock-Kersel, Heinrich, W. StR. Kammerherr, weil. livl. Landmarschall und Landrat (3671). 84 J. † 25. Febr. in Riga.

Bolschwing, Robert Baron, dim. Oberhauptmann. 65 J. † 8. Mai in Riga.

v. Brackel, Hermann, Cand. oec. pol. (8953). 52 J. † 24. Okt. in Riga.

Brenner, Emil Ernst Herm., Architekt. 48 J. † 29. Juni in Reval.

v. d. Brüggen, Ernst, Cand. jur., Gutsbesitzer (Degaizen, Gouv. Kowno) und Schriftsteller, ehem. auch Redakteur der „Balt. Monatsschr." (7237). 63 J. † 5. Dez. in Riga.

v. Bruiningk, Heinr. Frhr., dim. Generalmajor (5574). 72 J. † 31. Dez. in Warschau.

v. Bunge, Oskar Ralf, Dr. med. (13,475). 37 J. † 11. Juli in Wladiwostok.

Büschke, Wilhelm, Oberstleutnant a. D. † 29. Dez. in Dubbeln.

Busch, Woldemar, Pastor zu Bauske (5722). 72 J. † 5. März in Riga.

Büttner, Karl, Dr. med., prakt. Arzt in Libau (5744). 71 J. † 25. August.

Cohn, Leopold, Gefängnisarzt in Mitau (5341). 78 J. † 24. Dez.

Cruse, Wilhelm, Dr. med. Arzt zu Bauske, dann zu Mitau (9772). 47 J. † 22. Jan. in Mitau.

v. Czudnochowski, Leop. Biegon, ehem. livl. Hofgerichtsadvokat (7939). 58 J. † 23. Juni in Riga.

v. Daniloff, Woldemar, Erbherr von Brinkenhof. 71 J. † 18. Jan. in Wenden.

Delwig, Alexander Baron. 75 J. † 30. Nov. in Wenden.

Demin, Nikolai, dim. Stadthaupt von Baltischport und Direktor der Seemannsschule (7520). 61 J. † 17. Aug. in Baltischport.

Deppen, Franz Wilh., akad. Künstler. 54 J. † 3. Sept. in Reval.

Dieckhoff, Eduard, Konsul der Niederlande (11,870). 39 J. † 3. März in Narva.

Differt, Eduard Nik., Arrendator. † 8. Juni zu Kautel (Estl.).

Drachenhauer, Christoph Matthias, ehem. Rendant der Riga-Dünab. Eisenbahngesellschaft. 63 J. † 23. April in Riga.

v. Eggert, Wilhelm, Mag. pharm. W. StR., ehem. Verwalter des pharm. Depots des Kriegsminist. (5110). 81 J. † 23. Okt. in Petersburg.

Enmann, Alexander, Dr. hist., Oberlehrer an der Reform. Schule in Petersburg und Bibliothekar bei der kirl. Akad. d. Wissensch. (9494). 46 J. † 1. Juli in Petersburg.

v. Ertzdorff, Heinrich, Kronsförster. † 18. Okt. in Mitau.

Feldmann, Friedr. Gottfried, Revalscher Stadtveterinär. † 23. Dez. in Rappel.

Feyerabend, Rudolf, Glied des Libauschen Waisengerichts (11,628). 44 J. † 31. Okt. in Libau.

Freiberg, Johann, Pastor in Tobolsk (13,437). 37 J. † 14. Nov. in Tobolsk.

Gebauer, Woldemar, Sekretär der Revalschen Grundbuch-Abteilung, ehem. Obersekretär des Revalschen Rats (8887). 54 J. † 1. August in Reval.

v. Gernet, Julius. 74 J. † 21. Juni in Reval.

Girgensohn, Frl. Maria, weil. Inspektrice an der Muyschelschen Töchterschule und Begründerin des Gouvernantenheims „Julienstift" in Dorpat. † 27 Sept.

Grahe, Heinrich, Provisor bei der pharmaz. Handelsgesellschaft in Petersburg (9063). 59 J. † 5. Januar.

Grosse, Julius, Pastor. 32 J. † 20. Dez. in Schaulen.

Grimm, Julius Otto, Dr. phil., Musikdirektor und Prof. an der kgl. Akademie in Münster (4605). 75 J. † 24. Nov. in Münster.

Grimm, J. Eugen L., niederländ. Konsul, Chef der Firma Helmsing und Grimm. † 2. Juni in Riga.

v. Grosschopff, Michael Friedr., StR. Ingenieur. † 27. Juni in Lubbert-Renzen (Livland).

Grotthuß, Rudolf Baron, ehem. Beamter des Kreditvereins in Mitau (4940). 75 J. † 4. Febr. in Mitau.

Guleke, Heinrich, Dr. med., prakt. Arzt in Windau (12,315). 37 J. † 16. Mai in Riga.

v. Gutzeit, Alexander. † 10. (23.) Mai in Königsberg.

Haag, Karl, Taubstummen- und Schullehrer. 69 J. † im Sept. in Dorpat.

Haffelberg, Christoph. Buchbindermeister, seit 1885 Ältermann des Buchbinderamts, seit 1895 ältester der St. Johannisgilde zu Riga. 54 J. † 30. Dez.

Hahn-Versteln, Eduard Baron. † 21. Juni in Versteln (Kurl.).

Hansen, Eugen, Abteilungschef des Petersb. Bureaus für internat. Eisenbahn-Angelegenheiten (8397). 55 J. † 4. Juli in Pernau.
Harmsen, Alexander, Lehrer an der Libauer Navigationsschule. 54 J. † 22. Febr. in Libau.
Hasselblatt, Karl, Propst von Ost-Harrien, Pastor zu Jörden in Estland (9117). 49 J. † 22. März.
Helwich, August, Oberlehrer (4861). 76 J. † 3. Juli in Dorpat.
v. Henko, Albert, Dr. med., ehem. Kirchspielsarzt in Engelhardtshof in Livland (8776). 53 J. † 26. März in Riga.
Henning, Nikolai, Dr. med. StR. † 26. März in Riga.
Heß, John Hugo, Ältermann des Fleischeramts. 55 J. † 23. Nov. in Riga.
v. Hoffmann, Julius. 80 J. † 10. Febr. in Feldhof bei Goldingen.
v. Hofmann, Adolf, ehem. Sekretär der Dorp. Kreiswehrpflichts-Kommission (7683). 62 J. † 10. Jan. in Dorpat.
Hunnius, Frommhold, Propst in Allentaken, Pastor zu Maholm in Estland (6432). 67 J. † 10. Juni in Maholm.
Jäkel, Julius, Musikdirektor. 82 J. † 23. Juni in Reval.
Jansen, Karl Ferd., ältester der Gr. Gilde. † 5. Sept. in Riga.
Josephy, Viktor, dim. Landgerichtssekr. (6490). 67 J. † 6. Febr. in Riga.
Katterfeld, Traugott, Ingenieur. † 21. März in Thabor bei Mitau.
Keilmann, Philipp, Dr. med. StR., prakt. Arzt in Riga (5381). 74 J. † 18 April.
Keuchel, Richard, Oberlehrer der deutschen Sprache an der Realschule in Kiew (8480). 57 J. † 9. August in Kiew.
Keyserling, Hugo Graf, Hofmeister, Landesbevollmächtigter von Kurland (5787). 69 J. † 15. März in Mitau.
Kieseritzky, Gangolf, Mag. phil., Oberkonservator an der kſrl. Eremitage (8344). 56 J. † 28. Dez. in Petersburg.
v. Klot, Alfred, vereid. Rechtsanwalt (10,079). 46 J. † 8. Jan. in Dorpat.
v. Klot, Nikolai, auf Immofer (Livl.), ehem. Vizepräses der livl. ökonom. Sozietät (4934). † 11. Jan. zu Immofer.
v. Klot, Reinhold, Fideikommißbesitzer von Puickeln (Livland). † 31. Okt.
v. Klugen, Otto, † 22. Okt. in Lodensee (Estland).
v. Knorring-Camby, Konstantin. 82 J. † 4. Juni in Dorpat.
Knüpffer, Wilhelm, Dr. med. (12,314). 39 J. † 3. Oktober in Reval.
Körber, Eduard, Oberlehrer an der Petrischule in Petersburg (8291). 54 J. † im Okt. in Dorpat.
Krause, Woldemar Renatus, dim. Stadtrat. 74 J. † 21. März in Arensburg.

Krause, Richard Timotheus, Pastor zu Wonsees in Bayern, früher zu Dondangen in Kurl. (9430). 52 J. † 10. (23.) Juni.
Krause, Robert, Sekretär der Rigaschen Sanitäts- und Archivar der statistischen Kommission (7851). 59 J. † 21. Juli in Riga.
Krebs, Friedr. Karl, Fleischermstr., Ältester der St. Canuti-Gilde. 59 J. † 27. August in Reval.
Krüger, Karl Friedr., Buchhändler. 53 J. † 30. März in Dorpat.
Lange, Friedr. Woldemar, dim. Ratsherr. 81 J. † 4. Dez. in Riga.
Lichtenstein, Karl, Generalbevollmächtigter der v. Wulff-Ronneburg'schen Güter. † 6. Febr. in Wenden.
Lieven, Gustav Baron, Konservator an der kfrl. Eremitage (9618). 50 J. † 9. Okt. in Petersburg.
v. Lilienfeld-Toal, Paul, Senateur Geheimrat, ehem. Gouverneur von Kurland. 73 J. † 11. Jan. in Petersburg.
v. Lilienfeld, Eduard, Erbherr zu Neu-Oberpahlen (4711). 77 J. † 18. Juli.
Lindwart, Woldemar, Cand. oec. pol., ehem. Beamter der Riga-Dünab. Eisenbahn. 62 J. † 29. August in Riga.
v. Liphart, Friedrich, Erbherr auf Rojel (Livl.). 83 J. † 26. April (9. Mai) in Monte Carlo.
Löfewitz, Wilhelm, Dr. med. (12,811). 37 J. † 13. (26.) Nov. in Davos.
Löwenstern, Arnold, Dr. med., prakt. Arzt in Moskau (7055). 63 J. † 30. Juni in Moskau.
Luther, Carlos, Ingenieur in Reval. 43 J. † 10. (23.) Juni in Berlin.
v. Manteuffel, Hans Frhr. Zoege. 47 J. † 1. Jan. in Moskau.
Matson, Christian, Schneidermstr., Ältester und Wortführender der Domgilde. 51 J. † 7. Febr. in Reval.
Meder, Hermann, Inspektor. 65 J. † 30. März in Goldingen.
Mengden, Alexander Baron, Cand. cam., ehem. russ. Ministerresident in Dresden (3619). 84 J. † 9. Nov. in Dresden.
Michelson, Nikolai, Oberstleutn., Gehilfe des Direktors des Lotsenwesens der Ostsee. † 22. Nov. in Reval.
v. Moeller, Alexander, Stadthaupt von Werro. 72 J. † 26. Juni in Werro.
Nolcken, Ludwig Baron, ehem. Notar des Oeselschen Ordnungsgerichts und dim. Kreischefsgehilfe. † 30. April in Arensburg.
Osse, Ernst, ehem. Beamter der Gouv.-Regierung, auch stellvertr. Stadthaupt in Astrachan, Begründer der Zellulosefabrik in Reval (8334). 56 J. † 16. Jan. in Petersburg.
v. d. Osten-Sacken, Nicolas Frhr. † 18. Sept. in Mitau.
Ostwald, Wilhelm, ältester der St. Johannisgilde. 79 J. † 30. Mai in Riga.

Pagenkopff, Karl Otto, Förster. 83 J. † 6. Nov. in Werro.
v. d. Pahlen, Peter, Ingenieur, Generalmajor. † 21. August in Riga.
Pohrt, Karl Fr. Alex., ehem. Rendant der Riga-Dünab. Eisenbahn-Gesellschaft. 63 J. † 1. Jan. in Riga.
v. Poppen, Wilhelm, Generalmajor des Geniekorps. 90 J. † 26. Juli in Parjental (Estland).
Pychlau, Friedr. August, Cand. jur., ehem. Dirigierender der Pleskauschen Akziseverwaltung (3815). 87 J. † 13. Dez. in Riga.
Rasewsky, Albert, Rechtsanwalt (7748). 56 J. † 21. Febr. in Dünaburg.
Rathfelder, Johann, Arrendator von Klein-Jungfernhof (Livland). 72 J. † 16. Juli.
Reichwald, Alfred, Pastor zu Zelmeneeken in Kurland (5442). 73 J. † 20. Nov.
v. Rein, Gottlieb, Konteradmiral a. D. 69 J. † 29. Dez. in Reval.
v. d. Recke, Louis Matthias Frhr., Majoratsherr auf Schlockenbeck. 82 J. † 16. Okt. in Durben (Kurl.).
v. Rennenkampff, Karl Otto. 75 J. † 22. April in Sastama (Estland).
Reyher, Gustav, Dr. med. StR., ehem. Dozent für klin. Medizin an der Universität Dorpat (5798). 72 J. † 30. Okt. (12. Nov.) in Miltenberg a. M.
Rohde-Ebeling, Hermann, ehem. Charakterdarsteller am Rigaer Stadttheater und Direktor des Rig. Lettischen Theaters, als Oberregisseur am Luisentheater in Berlin. 50 J. † 17. (30.). Jan.
Rose, Joh. Joseph, ehem. Ankerneeken-altermann. 83 J. † 31. Jan. in Riga.
Rosen, Arved Baron, Direktor des Revaler Vereins der Brennereibesitzer Rosen u. Ko. (8447). 53 J. † 8. Aug. in Reval.
Rosenberg, Bernhard, Dr. med., Arzt zu Szagarren (11,382). 42 J. † 24. Jan. in Riga.
Roßner, Alexander, Apotheker, Inhaber der Landapotheke in Kockora in Livland (10,186). 46 J. † 27. Aug. in Petersburg.
Sachsendahl, Johannes, Dr. med., Direktor der Anstalt für Alkoholiker in Pitkäjärvi (9266). 52 J. † 18. Febr.
v. Samson-Himmelstjerna, Hermann. † 12. Juli in Petersburg.
Scheffers, Wilhelm, Buchdruckereibesitzer und Herausgeber des „Rigaer Tageblatts". 61 J. † 7. April in Riga.
Schmidt, Karl Jul. Emanuel, Besitzer von Neu-Werpel (Estland). 52 J. † 13. Okt. in Neu-Werpel.
Schneider, Woldemar, ehem. Inspektor an der Dorpater Stadttöchterschule (8342). 56 J. † 17. Nov. in Dorpat.

Schoeler, Ewald Heinr., Apotheker, dim. Bürgermeister (3361). 91 J. † 6. Jan. in Fellin.

v. Schroeder, Theodor, Dr. med., Direktor der St. Petersburger Augenheilanstalt (8839). 50 J. † 18. Nov. in Petersburg.

Schwartz, Joh. Georg, Propst, Pastor zu Pölwe in Livl. (6932). 64 J. † 21. Febr. in Pastorat Pölwe.

Schwartz, Alex. Ferd., Geschäftsführer der 1. Gesellsch. gegenseit. Kredits in Riga. 71 J. † 2. August.

v. Seeler, Nikolaus, vereid. Rechtsanwalt (10,707). 42 J. † 25. Jan. in Riga.

v. Seck, Viktor, Erbherr auf Schödern in Kurl. (10,081). 47 J. † 7. Nov. in Schödern.

Siebert, Vincent, Dr. med. Geheimrat, ehem. Oberarzt des Marinehospitals in Wladiwostok und Sewastopol (6767). 68 J. † 19. Mai in Balaklawa.

Stackelberg, Olaf Baron, Vizeadmiral, Erbherr auf Merjhof. 84 J. † 12. Febr.

Stackelberg, Alexander Baron, Gutsbesitzer (6268). 66 J. † 3. April auf seinem Gute Lilienbach (Estland).

v. Stryk-Gr. Köppo, Alexander (6975). 63 J. † 20. Mai in Dresden.

v. Stryk-Morsel, Guido. 62 J. † 27. Juli in Morsel (Livl.).

v. Stryk, Leonhard, Cand. jur., ehem. Sekretär der estn. Distriktsdirektion der livl. Güter-Kreditsozietät (6031). 68 J. † 15. (28.) Nov. in Muskau (Ober-Lausitz).

Svensson, Harald, prakt. Arzt (14,061). 33 J. † 20 April in Riga.

Thiessen, Theodor, Mag. pharm., ehem. Expert für Chemikalien am Rigaer Zollamt (6092). 75 J. † 6. Nov. zu Brandenburg.

Tiling, Arnold, Direktor der Papierfabrik in Ligat (Livland). 59 J. † 24. Febr. zu Wehrawald in Baden.

Thomson, Leonhard, Dr. med., prakt. Arzt in Reval (10,246). 46 J. † 17. April.

Thonagel, Eduard Wilh., Sekretärsgehilfe und Archivar des Rig. Hypothekenvereins (7481). 63 J. † 14. Mai in Riga.

Toewe, Wilhelm, Notarius publ. (8326). 55 J. † 27. August in Riga.

Trampedach, Friedrich, Magd. jur. (13,444). 35 J. † 16. Febr. in Petersburg.

v. Transehe-Roseneck, Erbherr auf Selsau. † 10. (23.) Nov. in Turin.

Treyer, Rudolf, W. StR., Chef des Komitees der auswärt. Zensur in Riga (7399). 61 J. † 8. Mai in Riga.

Undritz, Ernst, Cand. cam., ält. Techniker der Akziseverwaltung in Estland (5974). 72 J. † 1. Dez. in Reval.

v. Vegesack-Kegeln, Alexander, Gutsbesitzer, ehem. Assessor des Rigaschen Landgerichts und Hofgerichts-Advokat (6200). 70 J. † 9. Nov. in Kegeln.

v. Vorkampff-Laue, Emil, StR. Forstmeister a. D. † 1. Juni in Riga.

Wachter, Gottfr. Ad., ehem. Beamter der Riga-Dünab. Eisenbahn. 78 J. † 22. Juli in Riga.

Waeber, Joh. Heinrich, Kronsforstmeister im Wenden-Walkschen Kreise. 59 J. † 24. Dez. in Wenden.

Wagner, Arthur, Dr. med. StR. (7539). 61 J. † 26. Okt. in Petersburg.

v. Wahl, Alex., Bildhauer. 72 J. † 19. Nov. (2. Dez.) in München.

Waldmann, Franz, Dr. phil., ehem. Direktor des livl. Landesgymnasiums zu Fellin. † 1. (14.) Mai in Schaffhausen.

Wendt, Herm. Gottlieb, Pastor, Stadtvikar in Libau (6028). 69 J. † 25. August in Libau.

v. Wilken, Hermann, Vizegouverneur von Transbaikalien, ehem. Polizeimeister von Libau (7691). 60 J. † 31. Juli in Tschita.

Wolf, Theodor, Mag. phil. 83 J. † 18. Mai in Alt-Kalzenau.

Wolfram, William, Dr. med., prakt. Arzt in Riga (11,170). 43 J. † 17. Dezember.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Ein Küchenzettel von Ao. 1696.

Vor uns liegt, lang und schmal und mit vergilbten, aber sauberen Schriftzügen, ein dünnes Heftchen, das zu den Beständen des sog. Schwedischen Archivs in Riga gehört. Obenan steht die Überschrift: „Kiök-Sedel uthi Riga. Den 20. September 1696." Ein Küchenzettel also, ein Wochenmenu, bestimmt, wie einige Angaben darin es zweifellos machen, für die Küche des damaligen Generalgouverneurs von Livland, des Grafen Erik Dahlberg. — Auch solch ein Dokument hat seinen kulturhistorischen Wert: es gewährt uns Einblick in ein Gebiet des alltäglichen Lebens vergangener Zeiten, über das wir nicht eben oft im Einzelnen etwas erfahren. Wir sehen, was täglich während einer ganzen Woche, mit Ausnahme des Sonntags, zu den Mahlzeiten des schwedischen Generalgouverneurs im Schlosse zu Riga auf den Tisch kam, was die einzelnen Speisen kosteten, welche Zutaten dazu erforderlich waren u. dgl. m. Auch einige Speisennamen finden wir hier, die noch heute bekannt und im Gebrauch sind: Eierbubbert, Verlorene Eier, Boeuf à la mode; vielleicht wird auch die Bezeichnung „Apfelmönche" noch hie und da angewandt. — Dies Wochenmenu stammt aus dem Herbst, und es ist ja natürlich von vornherein anzunehmen, daß der Küchenzettel, wenn er nicht etwa wöchentlich angefertigt wurde, in kürzeren Zwischenräumen, je nach dem, was im Wechsel der Jahreszeit auf dem Markte zu haben war, erneuert wurde. Mit großer Sorgfalt werden jedesmal die Preise selbst für die einzelnen Zutaten (in Ferdingen) spezifiziert vermerkt; manches war auch in der wohlversehenen Vorratskammer des Schlosses vorhanden, dann fehlt die Kostenangabe auf unsrem Zettel.

Man speiste recht reichlich damals, einfach zwar im Ganzen, aber doch mit vollem Verständnis für „delikate" und „galante"

und zugleich hübsch garnierte und servierte Gerichte. Es ist die schwedische Küche, mit der wir es hier zu tun haben; auch heute noch legen ja die Schweden Gewicht auf eine gute Küche und eine wohlbesetzte Tafel. — Auffallend, im Vergleich zu dem heutigen Geschmack, ist die große Rolle, die scharfe Gewürze bei der Zubereitung der Speisen spielten, namentlich Muskatblüte und Ingwer. Diese Gewürze kamen früher in ausgedehntem Maße auch in der livländischen Küche zur Anwendung. Aber ob das etwa mit auf den Einfluß der schwedischen Küche zurückzuführen ist, erscheint doch fraglich. Denn der häufige Gebrauch jener Gewürze war eben nicht ein charakteristisches Merkmal speziell der schwedischen Kochkunst, wie etwa heutzutage bei vielen Speisen der Zucker, sondern allerorts, auch in Deutschland, wurde damals alles viel schärfer gewürzt. Immerhin wird sich jedoch ein Einfluß der schwedischen Küche auf die livländische nicht wohl in Abrede stellen lassen. Untersucht worden ist diese kulturgeschichtlich nicht uninteressante Frage unsres Wissens bisher noch nicht. Hier sei nur z. B. darauf hingewiesen, daß man in Livland noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kein eigenes Kochbuch besaß und statt dessen das schwedische Kochbuch der Christina Warg benutzte. Dieses wiederum ist nicht ohne Einfluß auf das erste „Livländische Koch- und Wirtschaftsbuch" geblieben, das 1815 bei Deubner in Riga erschien. Wir haben nur die 5. Auflage von 1828 in der Hand gehabt; aber auch hier läßt sich die merkwürdige Beobachtung machen, daß auch damals noch, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, in der livländischen Küche auffallend häufig Muskatblüte und Ingwer 2c. angewandt wurden, während heute diese Gewürze doch nur noch eine kleine Rolle spielen. So finden wir beispielsweise hier ebenso wie schon 1696 bei den „Verlorenen Eiern" das Muskatgewürz, und so auch bei sehr vielen andern Gerichten. Es ist garnicht so uninteressant, in so einem alten Kochbuch zu blättern und Vergleiche zu ziehen. Wie hat sich doch der Geschmack im Laufe von hundert Jahren geändert.

Wir lassen nun den Text unsres alten kulinarischen Dokumentes selbst in deutscher Übersetzung folgen. Die Angaben über die Preise der einzelnen Zutaten geben wir natürlich in etwas verkürzter Form wieder.

Küchenzettel in Riga. Den 20. Sept. 1696.

Montag.

1. Lachsbrei. Zutaten: Lachs (im Hause vorrätig), 3 Stof Milch, 1 Quartier Grütze, Ingwer und Pfeffer. — 6 Ferd.
2. Prünellentorte. Zutaten: 1½ Schalpf. Prünellen, 3 Schalpf. Mehl, ¼ Stof Wein, ¼ Schalpf. Zucker. — 46 Ferd.

3. Stockfisch. Zutaten: Ingwer, Pfeffer, Muskatblüte. — 4 Ferd.
4. Lammspastete. Zutaten: 1/4 Lamm (12 Ferd.), 5 Schalpf. Mehl, Muskatblüte, Artischocken, Saucischen, Pfeffer, Ingwer, Kardamom. — 40 Ferd.
5. Frische Rinderbrust. Zutaten: Petersilie, Senf. — 18 Ferd.
6. Ein Milchgericht. Zutaten: Reismehl, Rosenwasser, Zucker, Kanel. — 14 Ferd.
7. Frische Fische. Zutaten: Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer, Petersilie. — 18 Ferd.
8. Hühnerfrikassee. Zutaten: 3 Hühner (12 Ferd.), Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer, Lauch, Petersilie, Eier. — 18 Ferd.
9. Lamms- oder Schaftsbraten. Zutaten: Pfeffer, Ingwer, Lauch, Petersilie, Essig. — 17 Ferd.
10. Allerlei Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 61 Ferd.

Dienstag.

1. Potage von Kalb. Zutaten: 1/4 Kalb (16 Ferd.), 4 Eier, Muskatblüte, Korinthen, Pfeffer, Ingwer. — 23 Ferd.
2. Erbsen mit Rauchfleisch. Zutaten: Petersilie. — 17 Ferd.
3. Frischer Hecht mit polnischer Brühe. Zutaten: Fisch (12 Ferd.), Muskatblüte, Kardamom, Pfeffer, Ingwer, Pfefferkuchen, Safran, Zucker. — 26 Ferd.
   NB. Bekommt man keinen Hecht, so wird Boeuf à la mode gereicht.
4. „Eierbubbert" oder ein andres „galantes" Eiergericht. Zutaten: Eier (4 Ferd.), 1 Stof Milch, Rosenwasser, Kanel, Zucker. — 11 Ferd.
5. Kabeljau (im Hause vorrätig). Zutaten: Eier, Petersilie. — 2 Ferd.
6. Geräucherter Schinken (im Hause vorrätig). Dazu: Senf. — 1 Ferd.
7. Schafsbrust in Salzwasser. Zutaten: das Fleisch (12 Ferd.), Dill, Weinessig, Ingwer. — 15 Ferd.
8. Gedörrter Hecht mit Rüben (im Hause vorrätig). Zutaten: Pfeffer, Ingwer. — 1 Ferd.
9. „Verlorene Eier" mit Korinthen oder eine andre Eierspeise. Zutaten: 12 Eier (6 Ferd.), Essig, Muskatblüte, Korinthen, Zucker. — 11 Ferd.
10. Kalkunenbraten oder Wild. — 40 Ferd.
11. Allerlei Salat mit Zubehör. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 27 Ferd.

Mittwoch.

1. Rindfleischsuppe mit Perlgraupen oder Limonen. Zutaten: Fleisch (12 Ferd.), 1/2 Pf. Graupen. — 15 Ferd.

2. Lachs (im Hause vorrätig). Zutaten: Lauch, Essig. — 5 Ferd.
3. Frische Fische (12 Ferd.). Dazu: Petersilie. — 13 Ferd.
4. Preßsülze, mit allem Zubehör. — 16 Ferd.
5. Gekochter Hering mit Brot. Zutaten: 14 Heringe (14 Ferd.), Brot. — 15 Ferd.
6. Lammsfrikassee. Zutaten: ein Lammsvorderviertel (8 Ferd.), 4 Eier (2 Ferd.), Muskatblüte, Petersilie, Pfeffer, Ingwer, Weinessig. — 15 Ferd.
7. Gedörrte Äpfel, Birnen oder andre Früchte. Mit Zucker und Kanel. — 14 Ferd.
8. Türkische Bohnen. Dazu: Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer. — 9 Ferd.
9. Frische Fische. Dazu: Senf. — 14 Ferd.
10. Gänsebraten. (2 Gänse 24 Ferd.) Mit Füllnis. — 25 Ferd. (oder mit Äpfeln, Reibbrot, Zwetschen, Rosinen u. Korinthen:)
11. Allerlei Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 21 Ferd.

Donnerstag.

1. Potage von Kalkun. Zutaten: 2 Kalkunen (44 Ferd.), 4 Eier, Saucischen, Muskatblüte, Kardamom, Ingwer, Pfeffer. — 56 Ferd.
2. Weißkohl. Dazu Saucischen, etwas Rindfleisch und Speck. — 17 Ferd.
3. Kleine Pasteten. Zutaten: 2 Ochsenzungen, Mehl, Korinthen, Muskatblüte, Essig. — 17 Ferd.
4. Gesalzener Lachsrücken (im Hause vorrätig). Zutaten: Korinthen, Muskatblüte, Essig, Zucker, Pfeffer, Ingwer, Petersilie. — 9 Ferd.
5. Frische Fische, mit Petersilie und Muskatblüte. — 15 Ferd.
6. Backwerk, Rührei oder eine andre Eierspeise. Dazu: Muskatblüte und Zucker. — 14 Ferd.
7. Braten. Dazu: Pfeffer, Ingwer, Limone, Essig für 4 Ferd.
8. Kleine Dorsche mit Rüben (im Hause vorrätig). Dazu: Pfeffer, Ingwer und Petersilie für 2 Ferd.
9. „Apfelmönche". Zutaten: Äpfel, Mehl, Kanel, Milch. — 10 Ferd.
10. Getrocknete Kirschen oder andre Früchte, mit Zucker und Kanel. — 10 Ferd.
11. Kalbsbraten. — 40 Ferd.
12. Allerlei Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 3 Rtl. 8 Ferd.

Freitag.

1. Fisch-Potage. Zutaten: 4 Hechte (24 Ferd.), Korinthen, Muskatblüte. — 30 Ferd.
2. Gebratener Fisch. Zutaten: Korinthen, Limone, Kapern, Zucker, Essig. — 31 Ferd.

3. Stockfisch (im Hause), mit Ingwer und Petersilie. — 3 Ferd.
4. Mandelmilch (aus Mandeln, Milch, Zucker und Kanel). — 19 Ferd.
5. Braten. Zubehör für 3 Ferd.
6. Geräucherte Strömlinge. — 5 Ferd.
7. Frischer Brachs. Dazu: Pfeffer, Weinessig, Petersilie. — 23 Ferd.
8. Apfelmus, mit Zucker und Kanel. — 14 Ferd.
9. Kalbsfrikassee. Zutaten: 4 Eier, Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer, Lauch, Petersilie. — 16 Ferd.
10. Kleines Gebäck. — 8 Ferd.
11. Hühner- oder Wildbraten. — 14 Ferd.
12. Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 46 Ferd.

Sonnabend.

1. Potage von Lamm oder Huhn. Zutaten: 4 Eier, Muskatblüte, Korinthen, Pfeffer, Ingwer. — 23 Ferd.
2. Salzfleisch (im Hause), mit Senf für 1 Ferd.
3. Frische Fische, mit Petersilie. — 17 Ferd.
4. Strömlinge mit Rüben (im Hause), dazu Pfeffer und Ingwer für 1 Ferd.
5. „Eiersterne" oder andres Backwerk. Zutaten: 2 Stof Milch, Eier, Zucker und Kanel. — 14 Ferd.
6. Schaffleisch vom Grill, mit Lauch. — 21 Ferd.
7. Hühnerfrikassee. Zutaten: Muskatblüte, Pfeffer, Ingwer, Lauch, Petersilie, Eier. — 22 Ferd.
8. Braten.
9. Gebratene Heringe (14 Stück) mit Senf. — 15 Ferd.
10. Gedämpfte Birnen, oder andre Früchte. — 12 Ferd.
11. Rinderbraten. — 16 Ferd.
12. Salat. — 12 Ferd.

Gesamtkosten: 2 Rtl. 22 Ferd.

Die Kosten für die ganze Woche ohne den Sonntag betrugen also 15 Rtl. 53 Ferd. (1 Rtl. = 66 Ferd. = 2 Tl. Silb. = ca. 1 Rbl. 50 Kop.) Bei besonderen Gelegenheiten, wenn etwa vornehmer Besuch zu Tische geladen war, sollten nun zum gewöhnlichen Menu noch einige Gerichte hinzugefügt werden, und zwar:

Montag.

1. Frische Ochsenzunge. Zutaten: Essig, Kapern, Korinthen, 2 Limonen, Pfeffer, Ingwer, Zucker, Muskatblüte, Mandeln. — 34 Ferd.
2. Boeuf à la mode. Zutaten: Essig, Limonen, Pfeffer, Ingwer, Lorbeerblätter, Muskatblüte, Pfefferkuchen, frischer Speck zum Spicken. — 26 Ferd.

Dienstag.

1. Mandeltorte. Zutaten: 2 Pf. Mandeln, Weizenmehl, 1/2 Pf. Zucker, Eier für 10 Ferd., Rosenwasser. — 46 Ferd. Oder statt dessen Apfel- oder Zwetschen- und Kirschentorte.
2. Geräuchertes Schaffleisch, mit oder ohne Rüben. Dazu Senf und dgl. für 2 Ferd.

Mittwoch.

1. Kalbsragout. Zutaten: 1/2 Kalb (12 Ferd.), je 1/4 Pf. Kapern, Korinthen, Mandeln, 1 Limone. — 27 Ferd.
2. Neunaugen, geräucherter Lachs, rigische Speckbutten oder dgl. — 16 Ferd.

Donnerstag.

Frische Rinderbrust, mit Petersilie. — 17 Ferd.

Freitag.

Englischer Pudding. Zutaten: je 1/2 Pf. Rosinen, Korinthen, Zukkade, Rindermark, Nierenfett, Kardamom, Milch, Saffran. — 32 Ferd.

„Hierbei", heißt es sodann in unsrem Küchenzettel wörtlich, „soll wohl acht darauf gegeben werden, daß die Speisen am Rande mit allerlei Backwerk, kleinen Austern, Pasteten u. dgl. hübsch garniert, und daß zu den Pasteten, Frikassees, Ragouts und Potagen Kastanien, Reizker, Champignons, Krebse, Ochsenmaul u. dgl. getan werden, die einen guten und delikaten Geschmack geben. — Und obgleich bei jeder Mahlzeit unter anderm auch Käse und Butter in zwei kleinen Schalen gegeben wird, so ist doch darauf acht zu geben, daß wenn mehr als gewöhnlich Fremde bei Tische sind, noch bei der letzten Anrichtung auf zwei Tellern oder kleinen Schalen Kransbeeren, Hagebutten oder Kirschen oder gedämpfte Äpfel, Birnen u. dgl. aufgetragen werden."

Für das Gesinde des Grafen Dahlberg, das aus 18 Personen bestand, wurde, abgesehen davon, was von der gräflichen Tafel übrigblieb, auch noch besondere Küche geführt, deren Kosten für die ganze Woche 1 Rtl. 4 Ferd. betrugen. Auf dem Gesindetisch gab es nun nach unsrem Küchenzettel:

Montags: Grütze, Milch, 12 Heringe.
Dienstags: Erbsen, Rauchfleisch oder Speck, Laugenfisch.
Mittwochs: Dorsch, Hafergrütze.
Donnerstags: Kohl, 12 Pf. frisches Rindfleisch.
Freitags: Buchweizengrütze, Milch, Strömlinge.
Sonnabends: Heringe, 2 Kannen Roggenmehl (zu Suppe oder Brei?).
Sonntags: Kohl, frisches Rindfleisch, Rauchfleisch oder Speck.

Dazu erhielt jede Person täglich 1 Stof Schwachbier, was 63 Kannen wöchentlich ausmachte oder rund 1 Faß (= 64 Kannen).

FB.

Etwas vom „Rosenhof" zu Riga.

Mitten in der alten Metropole Livlands, da wo heute die Gr. Pferde- in die Scheunenstraße mündet, lag einst mit Mauern umgeben und mit Gebäuden besetzt ein Grundstück, das dem Geschlechte derer von Rosen gehörte und daher auch seinen Namen hatte: „der Rosenhof". Wohl schon 1315 hatte der Ritter Woldemar v. Rosen diesen Platz teils vom Ratsherrn Konrad von Morum, teils von der Witwe des Bürgers Meynard gekauft und sich hernach (1336) für dieses sein erbliches Eigentum vom Rate für alle Zeiten Freiheit von sämtlichen Steuern, von jedem städtischen Ungeld und Wachdienst, wie sie die übrigen Bürger leisten mußten, erwirkt (Livl. Urkb. III, 175; 2. Nachtr. S. 66). Gleich bei der Eintragung ins Grundbuch war auch die Bestimmung verzeichnet worden, daß der Hof, außer an Rosensche Erben, an keinen andern als an die Stadt verkauft werden dürfe, was etwa hundert Jahre später, 1424, von Kersten und Woldemar v. Rosen nochmals verschrieben wurde.

Bis ins 17. Jahrhundert blieb der „Rosenhof" im Besitz der Familie, teils einzelner ihrer Glieder, teils mehrerer gleichzeitig; eine ganze Reihe von Urkunden, die sich in einem Konvolute des Rigaschen Ratsarchivs vereinigt finden, gibt uns darüber Auskunft. Dann ging er stückweise den Rosens verloren und kam nach und nach in andre Hände. Auf Befehl des polnischen Administrators Karl Chodkiewicz wurden zuerst 1604 drei zum Hofe gehörige Wohnungen dem Rittmeister Heinrich Ramel angewiesen, der sie zwei Jahre später wiederum zwei rigaschen Bürgern abtrat. Ein andrer Teil wurde darauf 1617 von Fabian v. Rosen dem kurländischen Ritterschaftshauptmann Otto v. Grotthuß verkauft und von diesem dem Ratsherrn Thomas Ramm. Die Mauern des Rosenhofes waren damals schon so baufällig, daß sie 1620 auf die Beschwerde der Nachbarn niedergerissen werden mußten. Gleich darnach endlich kaufte der rigasche Rat von Georg v. Mengden als Bevollmächtigtem Fabians v. Rosen den ganzen Rest des Rosenhofes (s. auch Rig. Stadtbl. 1870 S. 197).

Diese Entfremdung des alten Rosenschen Besitztums wurde damals nun von einem Teil der Familienglieder schmerzlich genug empfunden, ohne daß sie jedoch viel dagegen zu tun vermochten; sie waren zu arm geworden in den ungeheuren Wirren und Nöten, die seit dem J. 1600 das Land zerwühlt und sämtliche Besitzverhältnisse in eine schier heillose Verwirrung gebracht hatten, zu arm, als daß sie ein etwaiges Vorkaufsrecht hätten geltend machen und so den Rosenhof dem Geschlechte erhalten können. Dieser Verlust war eben auch nur eine Folge der allgemeinen Zerrüttung des ganzen Landes. Aber sie besaßen doch wenigstens

die bewußte Wertschätzung uralten Familienbesitzes, jenen gesunden Stolz, der sich dagegen sträubt, ein Besitztum, mit dem des alten Namens Traditionen so eng verknüpft waren, in fremde Hände übergehn zu sehen. Wir haben den Beleg dafür: es wurde wenigstens ein Protest versucht, wenn auch ohne genügende rechtliche Handhabe und daher auch ohne Erfolg.

In den Protokollen des kgl. schwedischen Kommissorialgerichts (Bibl. der Ges. f. Gesch. u. Alt.) hat sich ein Schriftstück aus dem J. 1622 erhalten, in dem Otto v. Rosen gegen den Verkauf des Rosenhofes feierlich, oder, wie er sagt, „aufs zierlichste" Verwahrung einlegt. Es ist an den damals in Riga weilenden Reichskanzler Axel Oxenstierna gerichtet und wurde am 11. Oktober überreicht und protokolliert. Der Verfasser hatte einst Lubar besessen, jedoch als schwedischer Parteigänger das Gut schon vor zwanzig Jahren verloren; und noch mehrere Jahre sollte er sich gedulden müssen, ehe er endlich wieder durch das schwedische Gericht, das die verworrenen Besitzverhältnisse in Livland zu regeln hatte, in seinen Rechten restituiert wurde. Das Schriftstück, das er eigenhändig niedergeschrieben, enthält nun auch namentlich eine Nachricht, die für die ältere Geschichte des Rosenhofes von nicht geringem Interesse ist: er habe in alten Zeiten das Asylrecht gehabt, wer ihn erreichte, sei in gewissen Fällen vor Verhaftung sicher gewesen. Das war augenscheinlich eine damals noch lebendige Familientradition; meines Wissens haben wir sonst darüber keine weiteren Nachrichten und können daher einstweilen auch schwer entscheiden, wie weit diese Überlieferung tatsächlich begründet war. Immerhin ist sie auch kulturgeschichtlich interessant genug, um unsre „Klage oder Protestation" hier wortgetreu — und es wird vielleicht gestattet sein, hier ausnahmsweise auch die alte Schreibweise beizubehalten — folgen zu lassen. Sie lautet:

Wolgeborner gnediger Her! Ihn ahaller vnttertheniqheidt khan ich Ehur Genaden khlagent nicht vorhaltten, das mihr gelaubwertig berichtet, das Georgen von Mengden neuest seinem schwigersohn Fabyan von Rosen von Klen Rop dem burgemeister Thomas Ram oder Einem Radt von Riga das haus Rosenhoff geheissen, welches von ahlters her dem gandtzen nhamen von Rosen zugehorich geuesen bis auff disse zeidt, welches auch von ahnfange die freiheit gehabet, das wehr auch zu unfal gekommen auf Rosenhoff hat kommen kunnen, frei sicher geleitt hat haben kunnen, dar nach di sach geschaffen, welchen hoff oder freiheit die von Rosen gehabet vor edtzliche hundert jaren, wil auch wol gelouben so lang wie die stadt Riga gestanden, wirdt auch noch auff dissen h[e]uttigen dach von deudtschen vnd pauren, auch den klenen kindern auf der gassen Rosenhoff geheissen, auch ist der briff, den Georgen von Mengden den burgemeister Thomas Ram geliuerdt, dem weilandt Woldamir von Rosen gegeuen, der auch mein vbereltter vatter geuesen, und hat sein lebtage, solange Lifflandt vnder die deutschen gekommen, keinem Mengden gehoredt, vil weiniger ein ahnder geschlecht

jenich ahnsprack ahn Rosenhoff gehabet. Weilen ich aber ihn disser meinder grossen vhngelegenheidt halben midt den heren burgemeister Ram oder Ein Radt von Riga disse meine nodtwendige khlage oder protestation von wegen meinder ahrmut auch ahllerhandt des ehrbarmlichen zustandes disses ahrmen hochgeplageden Liffllandes zur endtschafft meiner khlag oder protestation nicht genochsam vorfolg oder meines rechten auszuuben kein gelegenheit haben kan, mus ich ehs godt vnd der gelegen zeidt heimstellen, ihn hoffnung, das hundert jar vnrecht kein stunde recht sein kan. Wil der wegen von wegen m[e]inder vnd meine ahrme kinder vnd dem sembtlichen nhamen von Rosen nicht ahllen von wegen des der von Rosen houes, sundern auch von wegen der von Rosen ihr begrebnus ihn der domeskirchen zum zirligsten protestiret vnd bewaredt wissen. Bitte derwegen Ehuren Wolgeboren Genaden ihn ahller vntterthenicheit von wegen vnd ihn nhamen Ihr kon. May., meines ahllergnedigsten konings vnd herren, disse meine nodtwendige protestation ihn dem kunnincklichen protokol zu vorzeighen zu lassen vnd mihr ihn vnd von wegen des sembtlichen nhamen der von Rosen ein schrifftlich auszug der protestation aus dem protocol gnedigest midttheilen, sulches wirdt der Hogster Godt ahn Ehuren Wolgeboren Gnaden reichlich vorgelden, ich vnd die meinigen sein ehs ahn den hogsten godt midt vhnserm gebet zu ehrbitten geflissen. dar nheuest midt vnserm gehorsamen dienst zu jeder zeidt willich vnd bereidt. Dat. Riga den 9. October Anno 1622.

E. W. G.

vntterthenigher

Otto von Rosen.

So weit unser Dokument. Wie schon erwähnt, Erfolg hatte es nicht und konnte es auch wohl nicht haben. Der Rosenhof gelangte in den Besitz der Stadt. Aber noch lange erhielt sich der alte Name; noch 1667 finden wir ihn im Protokoll des Kämmereigerichts. Erst später muß er ganz allmählich außer Gebrauch gekommen und endlich vergessen sein.

FB.

Von unseren Theatern.

Über das Rigasche Stadttheater im ersten Drittel der Saison 1903/4.

Einst gab es eine Zeit, in der das Rigasche Stadttheater für eins der besten deutschen Theater galt. Diese Glanzepoche ist freilich längst dahin; so bedeutend ist seine Position heute nicht mehr. Aber das ist ja ganz natürlich und kann ja auch garnicht anders sein. Dennoch hat es seine Bedeutung behalten, für uns, wie das Revalsche Theater für Estland, hat eine Aufgabe zu lösen, eine große, eine wichtige, eine würdige Aufgabe. Es soll mehr sein als ein bloßes „Vergnügungslokal", wo nach der Meinung einer gewissen Gattung Theaterbesucher mit geringerem Fassungsvermögen nicht genug Stücke etwa von der Marke des „Weißen Rössels" oder gar der „Lutti" und leichte Operetten gegeben werden können. Es soll mehr sein. Es hat die Aufgabe, uns deutsche Kulturwerte auf literarisch-künstlerischem Gebiet zu vermitteln. Ist das so, und kein Verständiger wird das leugnen, dann ist das Beste für unsre Bühne gerade gut genug.

Freilich, es können ja nicht lauter Meisterwerke aufgeführt werden, wie das schon Lessing ehrlicherweise betont hat, „weil daran Mangel sei", und eben dies ist bei unsrer heutigen dramatischen Produktion, die sich in einem tastenden Übergangsstadium befindet, sicherlich ganz besonders fühlbar. Dazu kommt bei uns noch ein andres Moment, das schwer in die Wagschale fällt, und alle Berücksichtigung heischt, sollen die Leistungen des Theaters billig und gerecht beurteilt werden. Das ist seine pekuniäre Lage, durch die es nicht nur auf die Zuzahlungen der „Garanten" angewiesen, sondern geradezu genötigt ist, häufiger, als unter normalen Verhältnissen zu billigen wäre, lediglich auf Kassenerfolge zu sehen, ohne Rücksicht auf den literarischen und künstlerischen

Wert des zu diesem Zwecke eben für jenen Teil des Publikums aufgeführten Stückes, der im Theater nichts weiter als ein Vergnügungslokal sieht, und dem es ziemlich einerlei ist, ob auf der städtischen Bühne „Der blinde Passagier", oder auf dem Grieſenberg „Frau Luna" in Szene geht. Dieses pekuniäre Moment, das einer zielbewußten Leitung unsrer Bühne nach rein künstlerischen Gesichtspunkten sicherlich bedeutende Schwierigkeiten bereiten muß, wird also jede urteilende Bewertung wohl im Auge behalten müssen. Nur ob es etwan überwuchert und so das Niveau der Bühne ungünstig beeinflußt, wäre hier die Frage. —

Um also einige allgemeine Gesichtspunkte zu markieren, sozusagen eine Art Pegel für das Niveau unsrer Bühne aufzustellen: Soll sie ihrer Aufgabe entsprechen, so muß das Drama vor der Oper berücksichtigt werden, und wieder die große deutsche Oper, besonders Wagner, — den ja auch noch besondere Traditionen mit unsrem Theater verbinden; war dieses doch z. B. das zweite deutsche Theater, das (Mai 1843) seinen „Fliegenden Holländer" aufführte, wurde doch in Riga die Partitur zum „Rienzi" vollendet — ferner Mozart, Weber, Gluck 2c. vor der Operette und den andern Opern. Beim Drama muß in erster Reihe herangezogen werden, was wirklicher, sicherer deutscher Kulturwert ist. Dazu gehören unsre Klassiker, Schiller in allererster Reihe, Goethe, Lessing, Grillparzer, Hebbel, Kleist, Ludwig 2c. Die „Modernen" kommen viel weniger in Frage, und bei der Auswahl wäre hier selbständig zu verfahren, nicht etwa nach dem Küchenzettel der Berliner Literaturmacher, gegen deren Tyrannis sich allenthalben eine gesunde und erstarkende Opposition zu regen beginnt. Nur was wirklich einigermaßen hervorragt, entweder durch wirkliche Bedeutung oder als besonders charakteristische Zeiterscheinung, wäre hier zu berücksichtigen. In geringem Maße kommen Fremde in Betracht, Franzosen, Russen, mehr schon die Skandinavier, weil sie deutschem Empfinden näher stehen. Eine Ausnahme macht natürlich Shakespeare, der nicht genug berücksichtigt werden kann, denn er gehört den Deutschen ebenso wie den Engländern an. Ibsen ist nur für Feinschmecker eigner Art, immerhin kann er aber auf unsrem Theater einen, wenn auch nur bescheidenen Raum erhalten. Überhaupt sollen alle die Autoren, die bloß niederdrücken und verwirren, ferngehalten werden. Stücke, die Fragen und Probleme aufwerfen und sie zu beantworten suchen, wenn sie vielleicht auch noch keine einwandfreie klare Antwort und Lösung geben, sind ja im Prinzip nicht ganz auszuschließen, selbst

das Pathologische hat insoweit seine Berechtigung, als es klärend auf psychologische Fragen wirkt. Die aber etwa pathologische Zustände schildern, ohne klar erkennen zu lassen, ob es sich um eine Krankheit handelt, die brauchen wir garnicht. So können wir uns z. B. „Stützen der Gesellschaft", „Nora", Björnsons „Thora Paßberg" wohl gefallen lassen; Stücke dagegen wie „Baumeister Solneß" — weg damit! In Summa: alle die Dichter müssen den Vorzug haben, die fortreißen, begeistern, klären, uns eine größere Welt im Bilde geben. —

Was nun die Verteilung der aufzuführenden Bühnenwerke im Spielplan anlangt, so läßt sich ja hier freilich kein ziffermäßig festgelegtes Programm aufstellen. Im allgemeinen aber wird es sich wohl rechtfertigen lassen, wenn man etwa Folgendes als wünschenswert bezeichnet: Nehmen wir für eine Spielzeit als Durchschnitt rund 270 Vorstellungen an. Davon möge dann ein volles Drittel, also 90, um der Einnahme willen, dem leichteren Genre (Operette, Posse, Schwank 2c.) eingeräumt werden; ca. 70 der Oper und 110 dem ernsten Schauspiel, einschließlich der erwähnten neueren Bühnenwerke und des besseren Lustspiels mittlerer Gattung (wie z. B. Doktor Klaus, Hasemanns Töchter u. dgl. es sind). Und dabei: wenigstens zweimal wöchentlich ein gutes Schauspiel, ein dramatisches Bühnenwerk von literarischem Wert — denn darauf kommt es an — diese Forderung darf wohl gestellt werden, sie muß es, soll anders unser Theater seiner eignen besonderen Aufgabe gerecht werden. — —

Die Einstudierung des großen Dramas soll den Intentionen des Dichters entsprechen; daher sind auch alle willkürlichen Auffassungen unbegründeter Neuerungssucht hier zu vermeiden. Die Streichungen sollen vernünftig und maßvoll vorgenommen werden, damit das Bild nicht unvollständig und schief wird. Die Inszenierung braucht keinen unnötigen äußeren Pomp, — denn das Spiel bleibt immer die Hauptsache — aber sie soll auch nicht liederlich und dürftig, oder gar durch allzu grobe Anachronismen befremdlich sein. Die Ausstattung des Ballets läßt sich die Theaterleitung mitunter offenbar etwas erkleckliches kosten; das große Drama darf darüber aber nicht zu kurz kommen. Läßt sich aus pekuniären Gründen nicht beides vereinigen, dann wäre es eben besser, man ließe das Ballet fallen. —

* * *

Sehen wir nun zu, was das Theater in dem hier in Betracht kommenden Zeitraum geboten hat. Wir verbinden damit zugleich eine kleine Statistik der Frequenz, die zwar nicht ganz vollständig ist (denn für einige Tage ließen sich die Besuchsziffern nicht mehr beschaffen), die aber in mancher Hinsicht des Interesses nicht entbehrt.

In der Zeit vom 20. August bis 18. November fanden im Ganzen 100 Vorstellungen (darunter einigemal zwei Stücke an einem Abend, die hier besonders gezählt werden) statt. Davon entfielen:

auf das Schauspiel . . .	28
auf das mittlere Lustspiel .	10
auf Schwänke, Possen 2c. .	15
auf die Oper	27
auf die Operette	13
auf das Märchenspiel . . .	3
auf das Ballet	4
In Summa:	100 Vorstellungen.

Ein richtiges Bild geben diese Zahlen jedoch erst, wenn Nachstehendes zur Beurteilung mit herangezogen wird. Von den 100 Vorstellungen entfielen 60 auf Wiederholungen, so daß also im Ganzen 40 verschiedene Stücke aufgeführt wurden. Davon entfallen (wir fügen in Klammern hinzu, wie viel Mal jedes Stück aufgeführt wurde):

auf das Schauspiel — 14, und zwar: Othello (2); Kaufmann von Venedig (1); Emilia Galotti (1); Minna von Barnhelm (1); Faust I. (1); Maria Stuart (1); Gastfreund und Argonauten (3); Medea (3); Uriel Akosta (2); Sudermanns „Es lebe das Leben" (3); Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" (3); L. Fuldas „Zeche" (1); O. Ernsts „Flachsmann als Erzieher" (2); Bloems „Es werde Recht" (4).

auf das mittlere Lustspiel — 4, und zwar: Mosers „Veilchenfresser" (3); L'Arronge's „Doktor Klaus" (3) und „Wohltätige Frauen" (3); Scribe's „Frauenkampf" (1).

auf Schwänke u. dgl. — 3, und zwar: Der blinde Passagier; Liebesmanöver; Der Hochtourist.

auf die Oper — 19, und zwar: Belagerung von Gent (1); Waffenschmid (1); Jüdin (1); Hugenotten (1); Tochter des Regiments (1); Tannhäuser (1); Lustige Weiber (1); Heimchen am Herd (1); Robert der Teufel (2); Amelia (2); Undine (2); Lohengrin (2); Troubadour (2); Carmen (4); Louise (5).

auf die Operette — 2, und zwar: Bettelstudent (4); Rastelbinder (9).
endlich je 1 auf das Märchenspiel „Hänsel und Gretel" (3) und das Ballet „Wiener Walzer" (4).

An Novitäten wurden 6 aufgeführt: Es werde Recht; Louise; Rastelbinder; Hochtourist; Blinde Passagier; Liebesmanöver. Diese Aufzählung macht nun allerdings einen etwas mäßigen Eindruck; aber wir werden nicht vergessen dürfen, daß heutzutage eine glückliche Auswahl gewiß keine ganz leichte Sache ist: man hat eben keinen Überfluß an wertvolleren Stücken.

Zum Vergleich seien einige Daten über das Revaler Interimstheater im gleichen Zeitraum angeführt. Hier fanden 66 Vorstellungen statt; davon entfielen:

auf das Schauspiel . . .	16
auf das mittlere Lustspiel .	9
auf Possen und Schwänke .	19
auf die Operette	22

In diesen 66 Vorstellungen wurden im Ganzen 44 verschiedene Stücke aufgeführt, darunter:

klassische Dramen — 7 (Don Karlos; Braut von Messina; Die Räuber; Kabale und Liebe; Die Ahnfrau; Hero und Leander; Romeo und Julia);
andre Schauspiele — 6 (Heijermanns „Hoffnung auf Segen"; Engels „Über den Wassern" (2) als Novität; Alt-Heidelberg; Gorkis „Nachtasyl" (2) als Nov.; Philippis „Das dunkle Tor" (2) als Nov.; Sudermanns „Glück im Winkel");
mittlere Lustspiele — 9 (Blumenthals „Fee Caprice" (2), Nov.; L'Arronge's „Mein Leopold" und „Hasemanns Töchter"; Wolzogens „Ein unbeschriebenes Blatt", Nov.; Sardou-Najac's „Cyprienne"; Hobitzers „Liselotte", Nov.; Mosers „Der Bibliothekar"; Dreyers „Unter blonden Bestien", Nov.;
außerdem 15 verschiedene Operetten und 7 Schwänke und Possen.

Darunter waren Novitäten: 3 Schauspiele, 4 Lustspiele (vgl. oben), 5 Schwänke u. dgl., 1 Operette („Wiener Blut").

Von besonderem Interesse gestaltet sich nun die Frequenz bei den einzelnen Stücken in unsrem Rigaschen Theater. Dabei ist im Auge zu behalten, daß während der letzten 16 Jahre jede Vorstellung nach dem Bericht des Theaterkomitees im Durchschnitt von rund 624 Personen besucht wurde. Es betrug also die Frequenz in unsrem Zeitraum:

über 1000 Personen bei den Stücken: Othello; — Alt-Heidelberg; — Carmen (2 Mal); Robert der Teufel; Lohengrin; Louise (2 Mal); — Rastelbinder (3 Mal); — Blinde Passagier; Hänsel und Gretel;

über 800 Personen: Uriel Akosta; Medea; Es lebe das Leben; — Veilchenfresser; Doktor Klaus; — Jüdin; Louise; Tannhäuser; Heimchen am Herd; — Rastelbinder (2 Mal); — Blinde Passagier; Hochtourist; Hänsel und Gretel;

über 600 Personen: Medea; Maria Stuart; Es werde Recht; — Doktor Klaus; Wohltätige Frauen; — Amelia; Troubadour; Robert der Teufel; Carmen; — Bettelstudent (2 Mal); Rastelbinder (2 Mal); — Hochtourist (2 Mal);

über 400 Personen: Uriel Akosta; Kaufmann von Venedig; Es werde Recht (2 Mal); Alt-Heidelberg; Flachsmann als Erzieher; Zeche und Frauenkampf;

unter 400 Personen: Flachsmann als Erzieher; Es lebe das Leben; — Blinde Passagier.

Die bei weitem größte Besucherzahl wies, obgleich doch schon früher oft gegeben, „Alt-Heidelberg" auf — 1350, allerdings an einem Sonntag und bei ermäßigten Preisen. Immerhin dürfte das ein Zeichen dafür sein, daß dieses sonst doch keineswegs hervorragende Stück durch seine wehmütig-gemütvolle Stimmung, und wohl nur durch diese, eben doch seines Eindrucks auf die Masse auch der einfacheren Theaterbesucher nicht verfehlt, hier wie anderwärts. Es ist wenigstens keine ungesunde Kost. Die nächstgrößte Frequenz erzielte die Operette „Der Rastelbinder" — 1335 und im ganzen 3 Mal über 1000, davon 2 Mal an einem Sonntag; als sie dann zum 9. und letzten Mal aufgeführt wurde — nur noch 475. — „Der blinde Passagier" wurde 7 Mal gegeben und die Frequenz betrug: 1) 925 2) 575 3) ? 4) ? 5) 425 6) 350 7) 1100, aber an einem Sonntag und bei ermäßigten Preisen. Das Stück hat also doch wenig Glück gemacht. Daß die erste Vorstellung so gut besucht war, ist wohl auf die Reklame zurückzuführen, die unter den Notizen „Aus dem Theaterbureau" in unsern Tagesblättern dafür gemacht wurde. Und leider war dies nicht das einzige Mal, daß in dieser Weise gerade für sehr minderwertige Stücke in die Trompete gestoßen wurde, eine Erscheinung, die gewiß keinen sehr angenehmen Eindruck hinterläßt und schwerlich auf Billigung rechnen darf. — Ziemlich ähnlich erging es dem „Hochtouristen": 1) 625 2) 600 3) 525 4) 550 5) 425 6) 850, aber an einem Sonntag und bei ermäßigten Preisen. — Über den

Besuch des Schauspiels fehlen uns leider, wie gesagt, diesmal die vollständigen Daten, so daß wir nur einzelne Beobachtungen anstellen können. Im „Kaufmann von Venedig" (Debütantenvorstellung) waren — 550 Personen; Maria Stuart an Schillers Geburtstag — 775, darunter jedoch sehr viel Schuljugend; Othello beim 2. Mal — 1200, Sonntags bei ermäßigten Preisen; Medea -- 1) ? 2) 650 3) 875; Uriel Akosta — 1) 575, 2) 925, Sonntag Nachmittag bei ermäßigten Preisen; Es werde Recht — 1) 675 2) 475 3) 450 4) ?; Es lebe das Leben — 1) ? 2) 325 3) 925, aber Sonntag nachmittags bei ermäßigten Preisen. — Allerdings hat also ein „Rastelbinder" die große Masse stark angezogen, aber im Vergleich etwa mit dem Besuch des „Blinden Passagiers" wird man erfreulicher Weise eben doch nicht sagen können, daß das gute Schauspiel bei uns gar keine Anziehungskraft mehr ausüben könne, das Theater also bei stärkerer Berücksichtigung dieser Gattung etwa zu viel riskiere. Und warum soll denn nicht auch für die guten Bühnenwerke in gewandter Weise eine Art Propaganda gemacht werden, wie das bei andern doch geschieht. Die Frage darf jedenfalls aufgeworfen werden.

Zu ermäßigten Preisen wurden folgende 10 Stücke gegeben, wobei wir die Frequenzziffer wiederum hinzufügen: Flachsmann als Erzieher (450); Alt-Heidelberg (1350); Othello (1200); Veilchenfresser (825); Doktor Klaus (850); Blinde Passagier (1100); Hochtourist (850); Es lebe das Leben (925); Wohltätige Frauen (775); Uriel Akosta (925). Es zeigt sich also auch hier, daß die Frequenz bei den besseren Bühnenwerken durchaus nicht hinter der bei den sog. Zugstücken zurückbleibt. Überblickt man nun, was für Stücke zu ermäßigten Preisen geboten wurden, so scheint doch das leichtere Genre zu überwiegen und also die Auswahl mehr mit Rücksicht auf den Kassenerfolg getroffen zu sein. In Reval wurden zu gleicher Zeit 7 Stücke zu ermäßigten Preisen gegeben: Don Karlos, Braut von Messina, Räuber, Kabale und Liebe, Romeo und Julia, Ahnfrau, Hero und Leander. Wie man sieht, sind hier augenscheinlich andre Motive für die Preisermäßigung in Betracht gekommen, und es fragt sich, ob sie nicht vom Gesichtspunkt der künstlerischen Aufgabe des Theaters aus die größere innere Berechtigung für sich haben. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß nur klassische Stücke zu ermäßigten Preisen aufgeführt werden sollten. Wohl aber darf man sagen, daß hierbei nicht so flaches und gehaltloses Zeug wie der „Blinde Passagier" oder der „Hochtourist", sondern in erster Reihe das Schauspiel

überhaupt, das wirklich wertvolle ernstere Schauspiel in Betracht kommen sollte, will das Theater sich seiner größeren künstlerischen Aufgabe bewußt bleiben.

Vergleichen wir nun schließlich den wirklichen Tatbestand mit dem, was wir eingangs im allgemeinen als wünschenswert hinstellten, so ergibt sich für das Theater bisher im Ganzen kein ungünstiges Resultat: beides scheint in der Tat so ziemlich mit einander zu stimmen. Nur dem größeren Schauspiel müßte noch mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden. Unsre Ausführungen bezogen sich auf das erste Drittel der Spielsaison, können also nicht abschließend sein. Der Gesamtüberblick wird sich natürlich erst gewinnen lassen, wenn wir an ihrem Schlusse stehen, und bis dahin könnten Wunsch und Tatbestand vielleicht wirklich zu voller Übereinstimmung gelangen.

x. x.

* * *

Wenden wir uns nun nach der „Materie" der „Form" zu, nach dem „Was" der Darbietungen dem „Wie" der Darstellung. Natürlich dürfen wir bei der Beurteilung der darstellenden Leistungen unsres Theaters nicht etwa Bühnen ersten Ranges zum Vergleiche heranziehen; der Maßstab, der allein hier angelegt werden darf, ist der besseren Bühne mittleren Ranges zu entnehmen. Wir haben auch hier nur das Schauspiel, einschließlich des Lustspiels mittlerer Gattung, im Auge.

Zunächst ein Wort über die Neubesetzung einiger Fächer in dieser Saison. An Frl. Zelia Normanns Stelle ist Frl. Helene Herter getreten und wir können diese Besetzung offen und ehrlich als eine durchaus gelungene bezeichnen. Ein stark und entschieden ausgeprägtes Temperament, eine sichere, deutliche Diktion, ein feines Spiel, das immer den Eindruck verständnisvoller Nachempfindung macht, verbindet sich in ihr mit einer angenehmen äußeren Erscheinung. Nur könnte sich ihre Stimme vielleicht allmählich modulationsreicher gestalten. Besonders befähigt erscheint die Künstlerin zur Wiedergabe der großen klassischen Frauencharaktere; aber auch in Salonrollen kamen ihre Fähigkeiten sehr wohl zur Geltung. Es ist ohne Zweifel ein bedeutendes Talent, dem freie Bahn zur Weiterentwicklung und vollen Entfaltung aufrichtig zu wünschen ist.

Die zweite vakante Rolle von Wichtigkeit, die des ersten Liebhabers und Helden, wurde durch H. Theo Becker besetzt.

Äußerlich: eine große schlanke Gestalt, mit voller sonorer Stimme. Und man merkt ihm das Bestreben an, das Wesentliche und Wahre seiner Rollen zur Darstellung zu bringen. Einstweilen aber reicht seine Routine noch nicht immer aus; seine Bewegungen sind oft zu eckig, seine Haltung zu unsicher. Besonders will es ihm noch nicht gelingen, das Heldenhaft-Männliche in seinen Gestalten zu verkörpern. Sein Hauptfehler ist aber einstweilen seine Jugend, und der — korrigiert sich ja von selber.

Von dem neuen Charakterdarsteller H. Herbert Leßmann gilt leider das nämliche. Überraschend wirkt mitunter seine vorzügliche Sprechweise, bei der jedes einzelne Wort klar und deutlich zu hören ist. Auch seine Rollenauffassung zeugt von entschiedenem Talent. Aber die abgeklärte Ruhe, die Reife, unerläßlich gerade für den Charakterdarsteller, die fehlt ihm noch. Und dieser Mangel macht sich oft fühlbar, wirken doch gerade in diesem Fach allzuflinke Bewegungen und eine gar zu jugendliche Stimme meist störend.

Auch in beiden Rollen für das naive Fach fanden Neubesetzungen statt. Aber die eine der beiden neuen Darstellerinnen, Frl. Ellen Roland, ist für jugendlich flinke und feinere naive Rollen wenig geeignet, die andre, Frl. Grete Schulte, verfügt weder über gewinnende Formen noch über ein auch nur relativ gutes Spiel.

Zu den Darstellungen übergehend, betrachten wir zuerst die ernsteren Stücke: Uriel Akosta, Othello, Emilia Galotti, Das goldene Vließ, Faust I, Maria Stuart.

In Uriel Akosta zeigte H. Beckers Spiel in der Titelrolle viel Unfreies; es gelang ihm nicht, den Idealisten in Uriel in richtiger Darstellung wiederzugeben, und ebenso die Übergänge in der wechselnden Stimmung des Helden. Den Othello gestaltete er zu schwermütig, während er gleichzeitig die leidige Angewohnheit verriet, vor längeren Partien immer erst gewissermaßen einen Anlauf zu nehmen und sich in Positur zu stellen. — H. Leßmann gab den Ben Akiba mit viel Geschick, in seinem Jago verkörperte er aber zu wenig das Teuflische dieses Charakters, — er war zu chevaleresk. — Fr. Ermarth als Desdemona war vortrefflich, ihre hingebende Weiblichkeit, die Weichheit ihrer Ausdrucksweise war ergreifend und rührend. — Frl. Herter wirkte als Judith durchaus sympathisch und zeigte auch als Emilia hinreichende Kraft. — Im Allgemeinen befriedigte die Vorführung des Othello doch mehr als die des Uriel Akosta.

In Lessings Emilia Galotti wurde die Titelrolle durch Fr. Ermarth ausgezeichnet dargestellt; mit feinem Verständnis brachte sie den Zwiespalt dieser Seele zum Ausdruck, das immer heller in ihr tagende Bewußtsein, einer Macht verfallen zu sein, der ihr Wille unterliegen muß. — Auch H. Oeser als Prinz löste seine Aufgabe gut, und H. Rückert gab den Odoardo, den „alten Degen, stolz und rauh, sonst bider und gut", richtig wieder. H. Leßmanns heuchlerischer Kammerherr Marinelli dagegen traf nicht ganz den rechten Ton, und H. Beckers Graf Appiani war zu steif und eckig. Aus der kleinen Rolle des Banditen Angelo wußte H. Klein recht viel zu machen. Eine ganz hervorragende Leistung war Frl. Herters Gräfin Orsina: voller Temperament und Eleganz, fesselnd, überlegen. — Im Allgemeinen war die Aufführung der Emilia Galotti eine recht gut gelungene.

Die künstlerische Großtat des Theaters in unsrem Zeitraum bildet die Aufführung von Grillparzers „Goldenem Vließ", und die Darstellung dieser Trilogie muß eine treffliche genannt werden. Das Hauptverdienst gebührt dabei Frl. Herter als Medea. Ohne eine solche Vertreterin dieser Rolle hätte das Stück nicht gegeben werden können. Die Anforderungen, die an die Medea gestellt werden, sind ja groß, und haben sogar dazu geführt, daß diese Rolle auf einigen deutschen Bühnen von verschiedenen Schauspielerinnen gegeben wurde. Aber auch wer Klara Ziegler als Medea gesehen, empfing hier den Eindruck einer wirklich künstlerischen Leistung. Wenn Frl. Herter bei der eindringenden Auffassung und Erfassung ihrer grandios-tragischen Rolle überhaupt ein Einwand gemacht werden kann, so ist es vielleicht der, daß sie die Medea schon gleich am Anfang der Trilogie, bevor noch von einer Schuld die Rede sein kann, inmitten ihrer Gespielinnen wohl etwas allzu finster und ernst, etwas zu wenig jugendlich gestaltete und daß einzelne ihrer Gestikulationen plastisch hätten schöner sein können. Je mehr die Handlung aber fortschritt, je mehr das Dämonische in Medeas Charakter zutage trat, desto mehr entwickelte sich auch Frl. Herters darstellerische Kraft und man konnte merken, daß das Publikum dieser Leistung Verständnis entgegenbrachte: es ließ sich willig fortreißen. — H. Oeser als Jason war ein würdiger Partner. Seine gerade in Versen besonders schöne Sprechweise, sein frisches Auftreten befähigten ihn besonders zu seiner Rolle im Gastfreund und in den Argonauten; später schien ihm die Rolle des kläglichen Verräters am eigenen von ihm verführten Weibe nicht mehr ganz so gut zu liegen. H. Becker war

wirklich gut als Phrynus, als Vertreter sonnigen Griechentums inmitten habgieriger Barbarenhorden, etwas weniger dagegen als Milo in den Argonauten. H. Rückert gab den arglistigen König von Kolchis mit viel Geschick, während er als König Kreon vielleicht zu wenig majestätisch war. Fr. Ermarth als Kreusa spielte die glückliche und beglückende Tochter des heiteren Griechenlands vortrefflich, wogegen Fr. Römer mit ihrem einer früheren schauspielerischen Schule angehörenden Pathos zuweilen doch recht stark abstach. H. Leßmann als Herold der Amphyktionen trug seine Bannverkündigung zu eintönig, daher also dramatisch wenig wirksam vor.

In Anlaß eines Gastspiels des H. Ludw. Stiehl, der inzwischen an H. Leßmanns Stelle für die nächste Saison engagiert ist, wurde Goethes Faust I. Teil geboten. H. Stiehl gab den Mephisto. Sehr befriedigend. Dagegen war H. Becker der Faust-Rolle noch nicht gewachsen. Der Kontrast trat besonders im Zusammenspiel mit Mephisto recht deutlich hervor. Fr. Ermarths Gretchengestalt war bis auf die Kerkerszene, wo sie zu wenig Maß hielt — ihre Bewegungen in der Verzweiflung waren doch etwas zu heftig — eine sehr gelungene. Frl. Kannée als Martha Schwertlein war hinreichend wirkungsvoll und drastisch, auch H. Stegemann als Wagner, H. Saar als Schüler recht befriedigend. — So kann man sagen: war die Faust-Aufführung in ihrem Gesamteindruck auch keine ganz einwandfreie und so mancher Zuschauer sicherlich geneigt, einen von bedeutenderen Aufführungen des Faust hergenommenen Maßstab anzulegen — der Theaterleitung muß doch alle Anerkennung gezollt werden, daß sie dies Werk wieder einmal in Szene gesetzt hat.

Zur Feier von Schillers Geburtstag wurde am 28. Oktober (10. November) Maria Stuart gegeben. Viel Jugend war im Zuschauerraum vertreten, und für jeden Theaterfreund war es ein erhebender Anblick, wie hier in den empfänglichsten Stoff, in dankbare Kinderseelen gesäet wurde herrlichste Ewigkeitssaat, Liebe zur göttlichen Kunst. Man muß es gesehen haben, wie diese Kinder mitlebten, miterlebten das Geschick der unglücklichen Königin, wie so manchem kleinen Mädchen die hellen Tränen über die Wangen liefen, als Maria sich zu ihrem letzten Gange anschickte. Noch üben sie eben doch immer ihre unvergängliche Gewalt aus, unsre großen Dichter, auf jedes reine und empfängliche Gemüt! — Frl. Herter als Maria verstand es aber auch, die Geister zu packen, ihrem Temperament gemäß besonders da, wo sie Burleigh und ihrer glücklichen Nebenbuhlerin Elisabeth entgegentritt. Nur in

den zarteren lyrischen Momenten ihrer Rolle klang ihre Stimme etwas hart. Elisabeth wurde durch Fr. Römer leider nicht gut dargestellt; sie verstand es nicht, die Majestät, die sich in der Königin verkörpert, zu lebendigem Ausdruck zu bringen. H. Becker als Graf Leicester war zu wenig eleganter Kavalier, er, der um die Gunst zweier Königinnen buhlen durfte. H. Leßmann gab den Burleigh zu wenig überlegen. H. Oesers Mortimer war befriedigend; H. Stegemann als Davison erschien aber gar zu hilflos, von einem Staatssekretär hätte man doch immerhin mehr Fassung erwarten dürfen. —

Gehen wir nun zu den andern dramatischen Werken über: Kaufmann von Venedig, Minna von Barnhelm, Es lebe das Leben, Es werde Recht, Alt-Heidelberg, Die Zeche, Flachsmann als Erzieher.

Im Kaufmann von Venedig spielte H. Stichl (als Gast, vgl. oben) den Shylok anfangs mit zu großem Feuer, so daß später eine Steigerung nicht mehr möglich war. Allmählich aber wurde er ruhiger und zum Schluß in der Gerichtsszene war sein Spiel meisterhaft. Die Damen im Stück waren sehr gut vertreten: Fr. Ermarth als Jessika ebenso reizend wie Frl. Herter als Portia. H. Rückert gab den Kaufmann Antonio in würdiger Ruhe. Im Allgemeinen konnte man mit der Aufführung zufrieden sein.

In Lessings ewig neuem Lustspiel Minna von Barnhelm gab Fr. Ermarth die Titelrolle in wirklich herzerfrischender Weise; schade nur daß Frl. Roland kein ebenso niedliches Kammerkätzchen war, denn gerade das zierlich-bewegliche, schalkhafte Moment im Charakter der Franziska brachte sie nicht genügend zum Ausdruck. H. Becker gab die äußerliche militärische Seite des Majors v. Tellheim recht gut wieder; sein Spiel zeigte eine richtige und gründliche Auffassung. Nur fehlte ihm das Heldenhafte, das doch vom Wesen des Majors unzertrennlich ist. H. W. Klein spielte den Just in trefflich drastischer Art, H. Rückert den braven Werner mit viel Humor; auch der Riccaut de la Marlinière des H. Leßmann war recht gut.

In „Es lebe das Leben" von Sudermann gab Frl. Herter die Gräfin Beate. Sie verstand ihre schwierige Rolle und brachte die schuldbeladene und dennoch mit sich selbst zufriedene Frau unsrem menschlichen Empfinden näher. H. Becker als Richard Völckerling ließ aber leider die Eigenschaften nicht prägnant hervortreten, um derentwillen eine Gräfin Beate ihm alles opfert; er machte rein gesellschaftlich einen viel zu unbeholfenen Eindruck.

Trefflich gezeichnet in Maske und Spiel war Meixner durch H. W. Klein. H. Rückert als Graf Michael war recht sympatisch und auch die HH. Oeser und Harprecht spielten befriedigend. So war also im Ganzen diese Aufführung recht gelungen.

Walter Bloems „Es werde Recht", eine Novität, wurde zum ersten Mal vor mäßig besetztem Hause gegeben und auch in der Folge schwach besucht. Das Stück ist dem Stoffe nach — Konflikt in der Berufstätigkeit eines Rechtsanwalts — dem modernen Leben entlehnt, löst aber die Frage in einer moralisch deprimierenden und daher äußerst angreifbaren Art und gehört also zu den Stücken, die eingangs schon als Fragenaufwerfer, aber schlechte Fragenlöser angemerkt wurden: nicht prinzipiell zu verwerfen, aber man könnte ihrer auch entraten. Doch immerhin: das Technische der Handlung ist rasch fortschreitend und fesselt den Zuschauer. Dabei wurde wirklich gut gespielt. H. Oeser gab den jungen Rechtsanwalt Gebhardt ausgezeichnet und H. Rückert dem Kommerzienrat Giesebrecht die richtige Färbung. Auch die übrigen Mitwirkenden, um auch dessen ausdrücklich zu erwähnen, boten tüchtige Leistungen.

Meyer-Försters „Alt-Heidelberg", das ja nunmehr seinen Siegeszug auch in Amerika gehalten hat — ein Erfolg, der massenpsychologisch für die modernen Problemspintisierer immerhin recht merkwürdig sein muß — wurde auch in dieser Saison wieder gegeben. H. Oeser gab den Erbprinzen Karl Heinrich gut und mit der angemessenen Reserve, Frl. Roland die heitere Wirtstochter in ungekünstelter Natürlichkeit. Das Stück wurde recht gut gespielt und erzielte — vgl. oben — doch immer noch großen Applaus.

L. Fuldas „Die Zeche" scheint nur gegeben worden zu sein um H. Stiehl (als Gast) die Möglichkeit zu geben, seine feine Charakterisierungsgabe auch im modernen Stück zu beweisen. Diese Aufgabe löste er nun auch in erfreulicher Weise.

O. Ernsts „Flachsmann als Erzieher" kann bekanntlich nur durch äußerst gelungene Darstellung der Hauptrollen gehalten werden; der innere Wert ist ein geringer, der äußere Aufbau, besonders der Schluß, ungeschickt. H. Leßmann gab den Betrüger Flachsmann mit der niedrigen Gesinnung nicht ganz gewandt, auch Frl. Roland machte aus der Rolle der Gisa Holm zu wenig, während H. Oeser den Idealisten Flemming mit warmer Begeisterung spielte. —

Und nun die mittleren Lustspiele. — Zwei unsrer Schauspieler zeichnen sich durch besondere Vielseitigkeit aus: Rückert

und Harprecht. Von H. Rückert könnte man wohl sagen, daß er noch nie eine Rolle verdorben hat — hoffentlich bleibt er dem Theater noch lange erhalten; H. Harprecht ist ein Liebling unsres Theaterpublikums, und obwohl sein eigentlichstes Gebiet bloß die Operette ist, so verdient sein Spiel auch in andren, ihm ferner liegenden Rollen volle Anerkennung. Das gilt auch von seiner Darstellung im „Veilchenfresser“: der flotte Leutnant hatte gerade den richtigen „Schneid“. H. Rückert traf die charakteristischen Züge des Obersten vortrefflich und H. Saar einen guten Humor: man konnte herzlich lachen. Durchaus vornehm, auch äußerlich geschmackvoll, gab Frl. Herter die junge Witwe von Wildenheim; Frl. Roland aber konnte sich nicht in die naive Rolle der Valeska v. Rembach finden.

Im „Doktor Klaus“ gab H. Rückert die Titelrolle recht sympathisch und hielt auch im Poltern richtig Maß. H. Fender's Kutscher Lubowski wirkte recht drastisch auch auf den, der den alten Markwordt in dieser seiner Glanzrolle gesehen hatte. Frl. Herters Julie war sehr anziehend; Frl. Schulte jedoch, die hier in der Rolle der Tochter des Dr. Klaus zum ersten Mal wirklich zeigen sollte, was sie kann, machte Fiasko.

L'Arronge's „Wohltätige Frauen“ wurde in der Tat gut gegeben. Insbesondere H. Fender als Huber brachte die Zuschauer immer wieder aufs neue zum Lachen, und vorzüglich war H. Klein als Lederhändler Möpsel, und bewies, ganz ebenso wie Frl. Kannée als Generalin Weislingen, was aus einer unbedeutenden Rolle durch gutes Spiel gemacht werden kann, während die Frau Möpsel durch Frl. Roland nicht sehr gut vertreten wurde; wie fast immer war auch hier ihre Sprache sehr schwer verständlich.

In Scribe's „Frauenkampf“ hatte neben H. Stiehl als Debütanten auch Frl. Herter Gelegenheit, ihr hervorragendes Talent als Gräfin d'Autrevalle zu dokumentieren. Neben ihr verfiel Frl. Schulte als Leonie vollständig; einer solchen Gegnerin war sie in keiner Hinsicht gewachsen. H. Oeser war seiner Rolle gemäß — feurig und flott; H. Saar aber hätte dem Kammerherrn einen weniger komischen Anstrich geben müssen.

Zum Schluß seien in Kürze noch die drei, recht mäßigen „Novitäten“ erwähnt: „Der Hochtourist“, ein Schwank, den man als solchen allenfalls noch gelten lassen könnte, und in dem die widrigen Schicksale eines Pseudoalpinisten ganz humorvoll und flott zur Darstellung gebracht werden; „Der blinde Passagier“,

in dem sogar die besten Schauspieler wenig ausrichten konnten, — was aber nicht an ihnen, sondern an der Witzlosigkeit des Stückes lag; und „Liebesmanöver", ein heiteres Soldatenstückchen nach berühmten Mustern, in dem auch das recht gute Spiel der Hauptpersonen über den geringfügigen Gehalt des Stückes nicht hinwegtäuschen konnte. —

Wie die Vertreter der einzelnen schauspielerischen Fächer sich entwickeln oder ob sie sich gleich bleiben — das werden wir ja erst am Schlusse der Saison sehen können.

z.

Literarische Rundschau.

Auch ein Wiedererstandener.

Das Epos sowohl wie das Drama haben die Aufgabe, den bewußt handelnden Menschen darzustellen. Beider Dichtungsgattungen punctum saliens bleibt immer, zu veranschaulichen, wie aus den auf dunklem Grunde schlummernden Seelenkräften der Wille erwächst, wie er zum Entschluß reift und der Entschluß zur Tat wird, endlich, welche Konsequenzen die Tat zeitigt. Der Unterschied zwischen Epos und Drama scheint zunächst nur in der Technik begründet. Der Epiker hat unbegrenzte Zeit, dem Dramatiker stehen höchstens 3—4 Stunden zur Verfügung. Darnach müssen sich beide einrichten. Der eine sucht sein Heil in der Breite, der andre in der konzentrierten Wirkung. Der Epiker arbeitet sein Bild bis ins kleinste hinein genau aus, aber immer so, daß das Einzelne, sich dem Ganzen angliedernd, dieses in seiner endlichen Gesamtwirkung zu verstärken sucht, der Dramatiker wirkt durch die Kühnheit weniger Pinselstriche. Beide charakterisieren, aber der eine en détail, der andre en bloc. Beide sind monumental in ihrer Wirkung, aber der eine hat eine breitbasige, langsam sich verjüngende Pyramide aufgeführt, der andre einen schlanken und schnell zur Spitze strebenden Obelisk.

Aber außer diesem rein technischen ist doch noch ein andrer Unterschied zu konstatieren. Der epische Mensch fühlt und handelt, der dramatische fühlt, reflektiert und handelt. Tragik findet sich im Leben des epischen Menschen ebenso wie in dem des dramatischen, der epische Mensch empfindet aber die Tragik als Tragik garnicht oder doch nur ganz leise, während der dramatische sich ihrer voll bewußt wird. Der dramatische Mensch ist Kulturmensch, der epische steht erst an den Toren der Kultur. Das Epos bedeutet Morgenröte der Kultur, das Drama ihre Mittagshöhe. Allerdings gilt das alles für das Epos nur so weit es Volksepos ist; kehrt es als versifizierter oder Prosa-Roman in einer Epoche hoher oder gar alter Kultur wieder, so ist zwischen ihm und dem Drama ein andrer Unterschied als der, der auf der Verschiedenheit der Technik beruht, überhaupt nicht zu erkennen.

Der epische Mensch empfindet die Tragik als Tragik garnicht oder nur ganz leise. Der Achilleus des Homer klagt wohl zuweilen über sein Schicksal, in der Jugendblüte den Weg zum Hades wandeln zu müssen, aber es kommt ihm nicht in den Sinn, sich dagegen aufzubäumen und die Götter der Ungerechtigkeit zu zeihen. Anders der Prometheus des Aschylos und der rasende Aias des Sophokles. Erst hier haben wir die Dissonanz, die im Gegensatz zum Epos allem Drama eigen ist. Prometheus und Aias wüten gegen die Gottheit, und Zuschauer und Leser sind nur zu geneigt, ihr Aufbegehren zu billigen, weil sie ihnen in dem Gefühl erlittenen Unrechts beipflichten. Der Dichter aber hat die Aufgabe, sofern er ein Kunstwerk bieten will, die Dissonanz zu lösen. Und das wird er tun, je nachdem seine Weltanschauung ist. Aschylos und Sophokles waren wahrhaft fromme Menschen. Sie glaubten fest an die Gerechtigkeit und Güte der Gottheit, und deshalb hatten sie immer wieder nur eine Lösung, nämlich die, zu veranschaulichen, daß der Mensch, so gewaltig er ist, doch am letzten Ende als ein gebrechliches Wesen erscheint, das sich gar leicht in Schuld verstrickt und durch sie zu Fall kommt; die Götter aber wenden alles zum besten. Das und das allein lehrt jede Tragödie des Aschylos und Sophokles entsprechend dem Glauben, der Weltanschauung dieser Heiden. Und das griechische Volk, solange es gesund war, teilte diesen Glauben, und deshalb lauschte es atemlos den Worten von der Szene und jubelte seinen Dichtern zu, wenn mit dem Schluß des Stückes die Lösung jedem verständlich gegeben war. So waren die großen griechischen Dichter in der Tat echte Volksdichter, sie dichteten aus der Weltanschauung des Volkes heraus. Dasselbe trifft in vollem Umfang auf Shakespeare und auch auf Schiller zu. Denn beide lösen ihre Probleme auf dem Boden gesund protestantischer Weltanschauung, Shakespeare mehr naiv und daher bei größter Tiefe doch volkstümlicher, Schiller, beeinflußt durch Kantische Philosophie, spekulativer und deshalb sich ausschließlicher an die „Gebildeten" wendend. Anders wurde es bei den Griechen, als die Skepsis das Terrain gewann. Da wurde ihr Liebling Euripides, der Dichter der Skepsis. Skepsis ist aber keine Weltanschauung, und daher kann Euripides nur Fragen stellen, aber keine Antworten geben.

Ist das nicht just so wie heute? Sind die Dramen unsrer Modernen und Modernsten — soweit sie überhaupt irgend noch ernst zu nehmen sind — mehr als große Fragezeichen? Anfangs interessierten diese??, dann ließ man sie sich eine Zeitlang, wenn auch mürrisch und gähnend, gefallen, allgemach scheint aber der Geduldfaden dem Reißen nahe gekommen zu sein. Und da schaut man denn rückwärts, ob da nicht Andres, Besseres zu finden ist. So wurde um die Mitte der 90er Jahre des verflossenen Jahrhunderts

Hebbel wieder entdeckt, über den man, als man auf der Höhe der „Moderne" stand, gänzlich und für alle Zeit hinweg zu sein wähnte. Man holte seine Dramen hervor und führte sie auf, sogar in Berlin, und in Berlin mit besonderem Eifer und besonderer Sorgfalt, und siehe da, er fand Anklang, wenigstens bei dem besseren Publikum. Und dann machten sich auch die nachtrottenden Literaturhistoriker über den Wiedererstandenen her und kriegten heraus, daß bei ihm, dem Einheimischen, vieles von dem, was man Ibsen, dem einzigartigen Fremden nicht müde geworden war nachzurühmen, ja längst schon und häufig in weit vollendeterer Weise vorhanden war. Und da begann dann das Preisen, man stellte ihn als Dramatiker über Schiller und nannte ihn den größten deutschen Dichter nach Goethe.

Das sind nun wieder arge Übertreibungen. Hebbel wird Schiller trotz aller Literaturprofessoren niemals verdrängen oder auch nur in den Schatten stellen, solange das deutsche Volk in seiner Masse gesund bleibt. Denn der Boden von Hebbels künstlerischem Schaffen ist Schopenhauerischer Pessimismus, eine Weltanschauung, deren Wesen schrillste Dissonanz ist. Durch Dissonanz läßt sich aber Dissonanz niemals lösen. Erfreulich aber ist diese Rückkehr zu Hebbel immerhin, denn sie bedeutet die Rückkehr zum Drama großen Stils. Gar zu lange kann es nun auch nicht mehr währen, bis man zu der Ansicht durchdringt, daß, so verschiedenartig die künstlerischen und speziell tragischen Probleme im Wandel der Zeiten sich gestalten, die Lösungen im letzten Grunde immer dieselben bleiben müssen. Das Wort: man könne und müsse in der Auffassung des Tragischen über Shakespeare hinausgehen — es stammt von Hebbel selbst — erweist sich bei genauerer Prüfung als eine Täuschung. „Es wäre lächerlich — sagt Ranke — ein größerer Epiker sein zu wollen als Homer, oder ein größerer Tragiker als Sophokles."

Das neu erwachte Interesse für Hebbel hat die Herausgabe seiner Tagebücher und Briefe veranlaßt, deren Kenntnis das Verständnis des großen Dichters wesentlich gefördert hat. Außerdem sind seine Werke in letzter Zeit in ihrer Gesamtheit — vor einigen Monaten erschien der 12. (Schluß-) Band der von R. M. Werner besorgten großen historisch-kritischen Ausgabe seiner „Sämtlichen Werke" — und in guter Auswahl immer wieder neu aufgelegt worden. Uns liegen die ersten vier Bände der in der renommierten „Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur" (Stuttg. J. G. Cotta Nachf.) erscheinenden Auswahl vor. Die Ausgabe ist von Richard Specht besorgt. Der erste Band enthält eine treffliche biographische Einleitung, Hebbels lyrische Gedichte und das idyllische Epos „Mutter und Kind", der zweite die Dramen „Judith", „Genoveva", „Maria Magdalena", der dritte „Herodes und Mariamne",

„Michel Angelo", Agnes Bernauer", „Gyges und sein Ring", der vierte „Die Nibelungen" und die beiden Akte der unvollendeten Tragödie „Moloch". Jeder einzelnen Abteilung geht ein gut orientierendes und dem Leser das Verständnis erleichterndes Vorwort voraus. Der Druck ist sehr sorgfältig, das Papier vortrefflich, die Ausstattung einfach, aber hübsch und würdig, dabei der Preis ein äußerst geringer: jeder Band kostet bloß 1 Mark.

K. Stavenhagen.

Karl Worms' „Erdkinder".

Erdkinder... Dieses Wort erinnert uns an jene griechischen Sagen von den erdentsprossenen Männern, in denen das Selbstgefühl der Autochthonen gegenüber den Eingewanderten seinen Ausdruck fand und zugleich das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das den Menschen an die Heimatscholle bindet. In letzterem Sinne gibt es wohl auch in dem Romane, dem es zum Titel dient*, den alle Akkorde durchziehenden Grundton an: mit einer sagendurchwobenen Erinnerung an die Kämpfe zwischen lettischen Eingesessenen und deutschen Einwanderern beginnt er und schließt mit dem Ausblick auf gemeinsame Arbeit der stammverschiedenen Landeskinder am Heimatboden. Daß es die Liebe zur baltischen Heimat ist, die hier aus dem Werke eines Landsmannes ergreifend spricht, muß ihm von vornherein unsre Sympathie gewinnen; aber auch über diesen Affektionswert hinaus verdient es als Dichtung von starker Eigenart unsre Teilnahme.

Wer, wie Schreiber dieser Zeilen, nicht Gewohnheitsleser, sondern nur Gelegenheitsleser moderner Belletristik ist, dem möge es verziehen werden, wenn er darauf verzichtet, dem Buche Worms' seinen Platz in irgend einem Kapitel der neuesten Literaturgeschichte anzuweisen. Nur darüber, wie sich die Persönlichkeit des Dichters eben in diesem Werke darstellt, mögen einige Betrachtungen folgen.

Daß unter unsern drei Heimatprovinzen gerade Kurland bedeutende Erzählertalente hervorgebracht, ist gewiß kein Zufall. Die geschichtliche Entwicklung des Landes hat hier eine eigenartige Gestaltung der sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse geschaffen, die es von den Nachbarländern merklich unterscheidet. Es hat sich hier eine größere Selbständigkeit in kleineren Kreisen erhalten,

*) Karl Worms, Erdkinder. Roman. Stuttg. 1903. J. G. Cotta Nachf. 388 S. Preis M. 3,50; geb. 4,50.

eine schärfere Ausprägung der Individualitäten und eine naivere Freude an der Betätigung der Lebenskraft und Lebenslust. Hier konnte darum auch die patriarchalische Kunst des Erzählens reichen Stoff und liebevolle Pflege finden, und hier hat sie zuerst, zur Höhe künstlerischen Schaffens erhoben, in Romanen das Leben der Heimat in Bildern zusammengefaßt. Damit sind freilich im Raume eines Satzes weit auseinanderliegende Glieder einer langen Entwicklungsreihe nebeneinander gestellt; wenn wir in älteren Jahrbüchern der Poetik wohl noch lesen konnten, daß der Roman, der moderne Stellvertreter des Epos, von diesem seinem Erblasser die behagliche Breite, die Freude an der Schilderung, am zuströmenden Stoffe übernommen habe, wie wenig gilt das vom modernen Roman mit seiner drängenden Hast, seiner zergliedernden Schärfe! Und dennoch führen ununterbrochene Fäden von einem zum andern, und es gibt noch heute keinen wirklichen Dichter, in dem nicht ein Hauch von der Naivität des homerischen Epos fortlebte. „Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keines. Seine Naivität allein macht es zum Genie", sagt Schiller in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung", und diese Naivität der künstlerischen Begabung will er auch den Dichtern gewahrt wissen, die er als Vertreter der „sentimentalischen" Kunst den naiven Alten gegenüberstellt. Es sind eben zwei entgegengesetzte, aber nicht einander ausschließende Empfindungsweisen, die er mit jenen Namen bezeichnet hat, und so können wir ihnen denn auch im modernen Roman, freilich in sehr ungleicher Stärke, begegnen, und so auch bei den beiden Schilderern Kurlands, Pantenius und Worms, bei denen aber die Mischung der beiden Elemente eine sehr verschiedene ist und die sich eben darum — wie es scheint — in glücklicher Weise ergänzen. Pantenius' Vorzug liegt auf der Seite der naiven Begabung: er faßt das Beobachtete reiner auf und weiß es anschaulicher zu gestalten. Schiller nennt die naive Kunst die Kunst der Begrenzung, und so scheint uns auch Pantenius da am glücklichsten, wo er sich eine bestimmt begrenzte, in Handlung und Idee einheitliche Aufgabe gestellt hat, wie etwa in der Novelle „Um ein Ei". Worms' Kunst dagegen ist durchaus von der Empfindung getränkt, die Schiller als die „sentimentalische" bezeichnet, von jenem Gefühl des Zwiespalts zwischen Wirklichkeit und Ideal, das der neuen Kunst ihre Eigenart gibt. Seine Dichtungen haben nicht die unbefangene Lebenswahrheit, die Pantenius eigen ist; sie sind aber aus einer tieferen und geistvolleren Lebensauffassung hervorgegangen, aus einem feineren Mitgefühl für die Leidenschaften und Kämpfe des Herzens und die aus ihnen erwachsenden sittlichen Konflikte, und sie führen uns tiefer hinein in die Probleme, die auf das Ewige hinweisen, das sich in allem Vergänglichen „fortregt".

Im Mittelpunkte des jüngsten Romans von Worms steht der Halbbürtige Christian Beekmann und neben ihm sein Vater, Graf Vahlen, und die Gräfin Vahlen, alle drei edel angelegte Naturen, die von sich und vom Leben das höchste glauben fordern zu dürfen, aber durch Schuld und Schicksal aus der Bahn gedrängt, die sie zu harmonischer Ausbildung, zu persönlichem Glück führen konnte. Christian ist durch seine Geburt in einen Konflikt gestellt, der für ihn, bei seiner Persönlichkeit, ein unlösbarer bleiben muß: voll hochgespannten Selbstgefühls, ehrgeizig, nach großen Aufgaben strebend und mit reizbarer Empfindlichkeit auf Wahrung seiner Ehre bedacht, steht er zwischen zwei Volksstämmen, zwei Klassen, deren keiner er sich ganz anschließen darf. Die schönsten Jahre hat er unter Deutschen verlebt, seine geistige Eigenart verdankt er zum besten Teile der deutschen Bildung, die Stimme des Blutes und Geistesverwandtschaft ziehen ihn zum stolzen, hochsinnigen Vater; und doch fühlt er sich an die im Elend verblödete Mutter und ihr Volk gebunden, er fühlt sich gerade dadurch, daß der Graf ihm seine Herkunft offenbart und ihn zu sich zu ziehen sucht, zu jenen zurückgetrieben und muß sich doch auch hier als ein Fremder fühlen. Die Mutter hält ihn für einen von der deutschen Gesellschaft Ausgestoßenen und gefährdet in ihrem abergläubischen Mißtrauen durch Hetzereien und Wühlereien die Lebensarbeit des Sohnes; die lettischen Volksgenossen ächten ihn als einen Abtrünnigen, weil er zur Versöhnung mit den Deutschen mahnt und mit nationalistischen Hetzen, die seine Pläne kreuzen, gelegentlich kurzen Prozeß macht. Diese Kämpfe, die ihn völliger Vereinsamung nahe führen, enden in einer Aussöhnung mit dem Vater und der Mutter sowohl als mit den Freunden der Jugendtage; führt sie aber zu einer reinen, inneren Versöhnung mit seinem Schicksal? Der Dichter entläßt uns mit einem Aufblick auf die Freude, die ihm aus seiner segensreichen Arbeit quillt, eine Freude, die aber doch melancholischer Resignation nahe verwandt ist.

Mit dieser Haupthandlung ist eine andre Leidensgeschichte verflochten, die der Gräfin Vahlen, die Graf Voland Vahlen nur gewonnen hat, um sie wieder von sich zu stoßen und ihr Lebensglück zu zerstören. Diese Ereignisse gehören der Vorgeschichte unsres Romans an; in diesem selbst erfahren wir von ihnen hauptsächlich durch die Erzählungen andrer, weniges nur aus dem Munde der Beteiligten, und manches muß halb erraten bleiben. So erscheint das Verhältnis zwischen den Gatten als ein abgeschlossenes; wir lernen sie als Entsagende kennen, beide hat das Gefühl der Unbefriedigung in der Welt umgetrieben, um sie dann am letzten Ende in der Arbeit für andre nicht Glück, aber Ruhe finden zu lassen.

Diesen drei in so eigener Weise Verbundenen und Getrennten steht nun eine ganze Reihe Befriedigter gegenüber, die Glück und Freude unbefangen genießen, wie sie ihnen eben das Leben bietet. Auch von ihnen haben einige einen bedeutenden Anteil an der Handlung des Romans, so die Baronin Mengen mit ihrer unermüdlich fürsorgenden Liebe, und Ilse Golder, Christian Beekmanns Verlobte. Doch stehen sie alle den tragischen Konflikten, die ihn durchziehen, mit einer gewissen sympathischen Objektivität gegenüber, selbst Ilse in ihren Briefen, die sie so bald nach der Lösung ihrer Verlobung in die Heimat schreibt. All' diese Charaktere stehen dem Herzen des Dichters nahe, vielleicht nicht weniger als die tragischen Helden des Romans; ist doch gerade die Sehnsucht nach einem in sich befriedigten Dasein die Seele der in Schillers Sinne „sentimentalischen" Kunst. Wenn sie sich diese Sehnsucht erfüllt denkt, so entspringt dieser Vorstellung die idyllische Gemütsstimmung, und diese spiegelt sich in der Tat dort wieder, wo jene genannten Personen und neben ihnen Baron Westen, der Pastor Trentovius, das liebende Paar aus der Gesindestube, Gustchen Eichmann und Karl Siedel in den Vordergrund treten. Es findet sich hier im einzelnen viel glücklich Beobachtetes, aus dem Leben Gegriffenes, manch treffender humoristischer Zug; aber auch die Gefahren verleugnen sich nicht, denen gerade die idyllische Kunst ausgesetzt sein muß, deshalb ausgesetzt sein muß, weil sie auf einer Fiktion beruht, an die der Künstler nicht wirklich glauben kann, weil sie ein Übergreifen der sentimentalischen Kunst in das Gebiet der naiven, der Kunst der Unendlichkeit in die Kunst der Begrenzung darstellt. Das Gelingen wird hier immer von dem Maße abhängig sein, in dem der Begabung des Künstlers Naivität innewohnt, und darum bewegt sich Worms hier auf einem für ihn ungünstigen Terrain. Wir gewinnen oft den Eindruck einer gefälligen Mosaikarbeit, eines Arrangements zu gewissen Zwecken, und namentlich, wo die kurischem Boden entsprossene Form des Humors zur Darstellung gelangt, stört eine gewisse Absichtlichkeit der Geberde.

Auf seinem eigensten Gebiete dürfen wir Worms da erwarten, wo die sentimentalische Kunst sich am unmittelbarsten ausspricht, im Satyrischen oder im Elegischen, in der Schilderung der Wirklichkeit mit ihren Mängeln oder in der Darstellung jener Gefühle und Stimmungen, in denen sich die unstillbare Sehnsucht nach einer unerreichbaren Vollkommenheit, nach einem stets entschwindenden Frieden ausspricht. Satyrische Stimmung tritt jedoch in unsrem Roman nur gelegentlich hervor; sie hätte reicheren Stoff gefunden bei einer breiteren Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse, der nationalen Gegensätze. Das konnte indessen kaum im Plane des Verfassers liegen; die Persönlichkeit, die Lebenslage seiner Helden sind zu eigenartige, als daß man in ihm den Vor-

kämpfer oder typischen Vertreter irgend einer besonderen Partei oder Genossenschaft unsrer Heimat sehen könnte. So spiegelt sich denn hier auch das öffentliche Leben weniger in Einblicken in die Gegenwart, als vielmehr in Ausblicken in eine Zukunft, die der Sphäre des Ideals angehört.

Elegisch ist die Grundstimmung unsrer Dichtung; daß sie es sein muß, ergibt sich schon aus dem, was über ihre drei Hauptpersonen gesagt wurde, über ihre Schicksale und Charaktere. Von zweien wenigstens, Christian und dem Grafen, kann wohl gesagt werden, daß ihr Schicksal weniger durch äußere Umstände bedingt ist, daß es vielmehr wesentlich in ihnen selbst liegt. Es liegt in ihrer Natur, sich am Erreichten und Erreichbaren nicht genügen zu lassen. Vortrefflich aber ist es hier dem Dichter gelungen, Außenleben und Innenleben, Schicksalsführung und Selbstbestimmung in einander zu verflechten. Eine sicher geführte Handlung, dramatisch abgeschlossen und Glied um Glied fest in einander greifend, durchweben Seelenschilderungen von erschütternder Kraft und Tiefe, von weicher, schwermütiger Stimmung. Und ein Gegenbild finden diese in meisterhaften Naturschilderungen, die wie aus der Stimmung des Romans herausgewachsen scheinen. Die ersten Kapitel spielen im Harz, der landschaftliche Hintergrund bot hier dem Dichter einen reichen und dankbaren Stoff; aber sein Eigenstes gibt Worms doch, wo er uns auf heimatlichen Boden führt, in die Purwe, das düstre Heidemoor, das Christian Beekmann durch seine Kulturarbeit dem Untergange weiht und an deren schwermütiger Einsamkeit doch sein Herz hängt.

Wir haben oft von dem sentimentalischen Charakter gesprochen, der Worms' Dichtung eigen ist. Der Vorzug und die Begrenzung der sentimentalischen Kunst beruht darin, daß ihre Aufgabe ein Unendliches, vollkommen nie zu Lösendes ist; und in je reinerer Form, in je höherem Maße ein Werk den Charakter dieser Kunst trägt, um so unmittelbarer muß aus ihm dieses Streben nach einem Unendlichen zu uns sprechen, mit um so sichererer Wirkung muß es uns über uns erheben und zugleich zur Einkehr in uns laden. Auch die „Erdkinder" vermögen, da, wo die Kraft des Dichters sich am höchsten erhebt, diese Wirkung auszuüben, wie sie aus den Worten zu uns spricht, mit denen Worms eins seiner schönsten Kapitel schließt: „Über ihnen stand die großartige Ruhe einer festen, unerschütterten Weltenordnung, über ihnen funkelten die Sterne. — Es kam da etwas aus der Höhe, aus der Stille auf sie zu. — Und da sprachen sie nicht mehr."

K. Girgensohn.

Neuerschienene Bücher.

Fischer, A., Das deutsche evang. Kirchenlied des 17. Jahrh. 4. u. 5. Heft. Gütersloh. Je M. 2.

Jedliczka, D. Joh. (Bibliothekar), Der angebl. Turmbau zu Babel, die Erlebnisse der Familie Abrahams und die Beschneidung. 373 S. Wien 1903. (Lpz. H. Seemann Nachf. in Komm.) M. 4.

Pahncke, Prof. K. H., Idealisten und Idealismus des Christentums. Allerlei aus vergangenen Tagen f. d. Zeit von heute. Tübingen. 195 S. M. 2,80.

Schaeder, Prof. D. E., Über das Wesen des Christentums und seine modernen Darstellungen. Zwei Vorträge. Gütersloh. 78 S. M. 1.

Schmidt, Prof. D. P. W., Die Geschichte Jesu. 2 Bde. (179 u. 423 S.) Tübingen. M. 10.

Walter, Reinhold, Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst. Ein Pastorenleben in St. Petersburg. Lpz. 1904. A. Deichert. 366 S. M. 4,50.

Hauck, Prof. Dr. A., Kirchengesch. Deutschlands. IV. Teil, 2. Hälfte (S. 417–1016). Lpz. M. 10,50.

Girgensohn, Priv.-Doz. Mag. Karl, Die moderne histor. Denkweise und die christl. Theologie. Lpz. 61 S. M. 1.

Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit bes. Berücksicht. von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie u. Geschichtsforschung. Hrsg. von L. W. Stern. Lpz. 127 S. M. 4.

Bastian, Ad., Die Lehre vom Denken. Z. Ergänz. der naturwiss. Psychologie für Überleitung auf die Geisteswissenschaften. II. 192 S. Brln. 1903. M. 5.

Witt, Dr. O. N., Narthekion. Nachdenkliche Betrachtungen e. Naturforschers. N. F. 262 S. Brln. M. 4,40.

Banner, Dr. M., Wie helfe ich meinem Schulkinde? 1.—4. Aufl. 115 S. Bielefeld. M. 2.

Muschner-Riedenführ, G., Cäsar Flaischlen. Beitr. z. e. Gesch. der neueren Literatur. 188 S. mit Bild. Brln. M. 3.

Brüssau, O., Ernst Schrill (Samuel Keller). Eine belletrist. Studie. 62 S. Hagen. M. 0,50.

Bauer, M., Der deutsche Durst. Methyologische Skizzen a. d. deutschen Kulturgeschichte. 109 S. Lpz. M. 4.

Gardiner, Dr. S. Rawson, Oliver Cromwell. A. d. Engl. v. E. Kirchner. 228 S. (= Hist. Bibliothek. Hrsg. v. d. Red. der hist. Zeitschr. Bd. 17.) München. M. 5,50.

Kremnitz, Mite, Carmen Sylva. E. Biographie. 322 S. Lpz. M. 6,50.

[York v. Wartenburg, Oberst Graf], Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen e. Deutschen, e. Rückblick am Schlusse des 19. Jahrh. 8. Aufl. Mit e. Bildn. des Verf. 525 S. Brln. M. 9.

Kämmel, Otto, Der Werdegang des deutschen Volkes. Histor. Richtlinien für gebildete Leser. I: Urzeit u. Mittelalter. 2. durchges. u. verbess. Aufl. 404 S. Lpz. Grunow. M. 2,50.

Much, Dr. M., Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtl. Forsch. 2. m. Berücks. der neueren Forsch. verm. Aufl. 421 S. Brln. M. 8.

Ribbe, Karl, Zwei Jahre unter den Kanibalen der Salomo-Inseln. Reiseerlebnisse und Schilderungen. 352 S. m. zahlr. Abbild., Taf., Beil. und Karten. Dresden. M. 12.

Strasburger, Prof. Ed., Streifzüge an der Riviera. 2. Aufl. 481 S. mit 87 farb. Abbild. Jena. M. 10.

Widmann, J. V., Calabrien-Apulien u. Streifereien an den oberital. Seen. 272 S. Frauenfeld. M. 3,60.

Volkmann, L., Die Erziehung zum Sehen. Ein Vortrag. 3. Aufl. 48 S. Lpz. M. 0,75.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

[Die Inversion nach „und"] ist in der „Balt. Monatsschr." bereits gelegentlich getadelt worden, und wir würden über diesen Punkt schweigen, wenn nicht ein besonders eklatantes und lehrreiches Beispiel vorläge. — Der neugegründete Sportverein „Kaiserwald", mit dessen Bestrebungen wir übrigens aufs lebhafteste sympathisieren, hat ein Programm herausgegeben, durch dessen einzelne Abschnitte, obgleich sie ganz verschieden gezeichnet sind, sich wie ein roter Faden jene fürchterliche Inversion nach und zieht. S. 4: „Das Dünenterrain des Ufers bietet . . . stets neue wechselvolle Reize und will eine Gartenbau-Sektion die Verschönerung" usw. S. 5: „In Nachstehendem sei es nunmehr versucht, ein Bild zu entrollen . . . und läßt sich zum Schluß nur der Wunsch verlautbaren" usw. S. 9: „Dem Radsport ist heute ja längst seine berechtigte Stellung im Sportleben voll zuerkannt worden und soll es daher nicht weiter Zweck dieser Zeilen sein" ꝛc. S. 16: „Der Stintsee . . . bietet dem Segler ein hübsches Endziel für eine Tour aus der Stadt und läßt sich hoffen, daß ꝛc." S. 13: „Das muntere Leben und Treiben auf den Sportplätzen . . . werden hierbei gewiß nicht zum wenigsten mitspielen und können wir nur die Hoffnung aussprechen, daß ꝛc." Man vergleiche weiter S. 14, 15, 18. Das Heft wimmelt also von Wendungen dieser Art. Da sie aber nicht bloß unschön, sondern einfach falsch sind, dem gesunden Sprachgefühl und den Sprachregeln in gleicher Weise strikt zuwiderlaufend, so ist es wohl endlich an der Zeit, daß sie ein für allemal aus unsrer Schrift verbannt werden.

Doch weshalb ist die Inversion nach und direkt falsch? Ich lasse den trefflichen Wustmann (Allerhand Sprachdummheiten S. 294) eine kurze Erklärung darüber geben: „Als Inversion (Umkehrung, Umstellung) bezeichnet man es in der deutschen Grammatik, wenn in Hauptsätzen das Prädikat vor das Subjekt gestellt wird. Mit Inversion werden alle direkten Fragesätze gebildet. Aber auch Aussagesätze müssen die Inversion haben, sobald sie mit dem Objekt, mit einem Adverbium oder einer adverbiellen Bestimmung anfangen; es heißt: den Vater haben wir, gestern haben wir, schon oft haben wir usw. Dagegen ist die Inversion völlig ausgeschlossen hinter Bindewörtern; es heißt: aber wir haben, sondern wir haben, denn wir haben. Nur hinter und, das doch unzweifelhaft ein Bindewort ist, halten es viele nicht bloß für möglich, sondern sogar für eine besondere Schönheit, die Inversion anzubringen und zu schreiben: und haben wir." Dagegen wendet sich Wustmann.

Das bloße Bindewort kann in den Aussagesätzen unmöglich Inversion bewirken. Wenn Partikeln wie deshalb, daher, dennoch u. a. die Inversion bewirken (deshalb haben wir), so zeigen sie eben damit deutlich ihren Charakter

als Adverbien an. Das Bindewort als solches bewirkt die Inversion niemals. Wer die Inversion nach und anwendet, müßte konsequenter Weise auch zur Inversion nach aber, allein, sondern, denn fortschreiten. Und man scheint auf dem besten Wege zu sein, diese folgerichtige Konsequenz zu ziehen, allem Sprachgebrauch zum Hohn! Wir lesen nämlich auf S. 22 des Programms unsres Sportvereins: „Unter den Sportzweigen . . . ist mit Recht auch dem Schneeschuh- und Rennwolflaufen ein Platz angewiesen worden; denn wird doch allseitig die unvergleichliche Wirkung der . . . Winterluft für die Kräftigung der Lunge gerühmt." Man führe zur Verteidigung dieser Konstruktion auch nicht an, daß hier die Partikel „doch" die Inversion und das Ausfallen des grammatischen Subjekts „es" ermöglicht. Das ist nicht der Fall, denn der Satz wird regiert durch das Bindewort denn, danach muß er gebildet werden ohne Inversion: denn die unvergleichliche Wirkung der Winterluft wird doch allseitig ꝛc. Oder es muß das grammatische Subjekt eintreten: denn es wird doch allseitig ꝛc. Wird das nicht beachtet, so drohen uns mit dem Recht der Konsequenz alle möglichen Inversionen nach Bindewörtern, etwa so: Ich wollte ausgehen, aber verhinderten Geschäfte mich daran. Er kann nicht reisen, denn ist er krank, usw. — Deutsch freilich wäre das nicht mehr!

Doch wer entscheidet solche Fragen — könnte jemand einwerfen. Etwa ein paar verbissene pedantische Grammatiker? Und solchen Theoretikern sollten sich die Männer der Praxis fügen? Nein, gewiß nicht. Nicht einzelne Grammatiker entscheiden, sondern der lebendige Sprachgebrauch der Gesamtheit, der von dem Theoretiker nur beobachtet und in Regeln gefaßt wird. Dieser Sprachgebrauch aber hat längst gegen die Inversion nach „und" entschieden. Daraus könnte doch jedermann erkennen, wie es sich hier nicht um eine natürliche Veränderung und Entwicklung, sondern um eine künstliche und ganz und gar unberechtigte Verdrehung und Verfälschung der Sprache handelt. Keinem Menschen fällt es ein, diese Konstruktion beim Sprechen anzuwenden. Da reden alle ganz vernünftig und richtig, auch die, denen beim Schreiben alle Augenblick jene Wörterverstellung nach und aus der Feder fließt. Wer gut schreiben will, der achte auf das gesprochene Wort und lerne davon. Gute Redner schreiben auch einen guten Stil. Die Umgangssprache ist das erste, die Schriftsprache das Abgeleitete. Das hat der gewaltigste deutsche Sprachkünstler, Luther, wohl gefühlt, als er den ausgezeichneten Rat gab, beim Dolmetschen „dem gemeinen Mann auf das Maul zu sehen."

E. v. S.

[Kleine Streifzüge ins Zeitungsdeutsch.]

Die Platte (aus dem Morgensternschen Garten) war aus Tschugun mit vergoldeten Buchstaben. (Nordlivl. Ztg., Rig. Tagebl., Rev. Beob. — Andre Blätter hielten es für selbstverständlich, daß man dafür „aus Gußeisen" sage.)

— Fesselnd geschrieben und fließend zu lesen, weiß der Autor den schweren Stoff leicht zu behandeln. (Buchhändl. Anzeige in der Düna-Ztg. — Es heißt ja zwar ganz richtig: dieser Schriftsteller ist schwer zu lesen; der Sprachgebrauch versteht darunter dann die Werke des Schriftstellers. Hier aber ist durch das Prädikat „weiß leicht zu behandeln" der „Autor" deutlich als Lebewesen bezeichnet und ein solches ist allenfalls einmal tätowiert, aber doch niemals — „geschrieben". . .)

— Bart und Dick waren des Mordes geständig und sagten aus, mit einem Wageneisen dem Wirten auf den Kopf geschlagen zu haben. (Nordlivl. Ztg.)

— Auf ein Gedenkblatt, „das in der Nr. 32 der Rig. Stadtbll. aus der Feder des einzigen seiner noch lebenden Söhne erschienen ist, lenken wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser." (Düna-Ztg. — Das ist außerordentlich rätselhaft: mehrere Söhne und doch nur ein einziger!?)

Anmerkung. Nach dem Vorgang der „Baltischen Monatsschrift" hat nun auch die „Düna-Zeitung" eine Rubrik „Zur Schärfung des Sprachgefühls" in ihrem Feuilleton eingeführt. Auch die „Rigasche Rundschau" bekundet ihr lebhaftes Interesse dafür: sie brachte vor kurzem einen eindringlichen Artikel „Zum Schutze der deutschen Sprache". Es erfreut, zu sehen, daß unsre Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen ist, und somit könnten wir füglich unsre Sprach-Rubrik einstellen, hätte unsrer Überzeugung nach nicht jedermann die Pflicht, in dieser ernsten Frage an seinem Teile mitzuarbeiten, immer und unermüdlich, wo und wie es eben jeder kann. Und der „Schutz" unsrer Muttersprache kann wirksam nur gehandhabt werden, wenn immmer und immer wieder diese Dinge berührt werden, überall und bei jeder Gelegenheit und von jedem, der dafür Herz und Verständnis hat. Denn Ideal und Wirklichkeit, Prinzip und Ausführung, treffliche Grundsätze unter und ihre Handhabung über dem Strich sind in der Hast des Tages oft eben doch verschiedene Dinge. Daher ist es immer gut, wenn hin und wieder die Temperatur unsres sprachlichen Feingefühls „gradiert" wird.

Die Red.

Kunstfreude und Kunstpflichten.

Vortrag, gehalten zu Riga im November 1903

von

M. **Erich von Schrenck.**

Hochgeehrte Versammlung! Es soll die Aufgabe dieser Stunde sein, uns darüber zu klären, was die Kunst uns bringt an Freuden und an Pflichten. Das ist ein weitschichtiges Thema, denn die gesamte Bedeutung der Kunst für unser Leben in Gaben und Aufgaben könnte zur Sprache kommen, und nahe liegt die Gefahr, daß wir uns dabei in theoretische Erörterungen ästhetischer Art verlieren. Aber fürchten Sie das nur nicht, h. A. Ich bin zu sehr davon durchdrungen, daß die Kunst eine Angelegenheit des praktischen Lebens ist, und daß jeder, dem sie am Herzen liegt, nicht in begrifflichen theoretischen Erörterungen stecken bleiben darf, sondern ganz direkt die Bedeutung der Kunst ins Licht setzen, ja mit praktischen Vorschlägen hervortreten muß.

Deshalb wollen wir uns auch nicht mit einer Begriffsbestimmung abquälen, und statt mit der schwierigen Frage, an der sich viele kluge Köpfe zerarbeitet haben: Was ist die Kunst? wollen wir mit der einfacheren, aber für uns so sehr viel wichtigeren Frage einsetzen: Was ist uns die Kunst? Welche Rolle spielt die Kunst im Leben eines unsrer Durchschnittsgebildeten? Eine Antwort hierauf wird uns am besten Rechenschaft darüber geben, ob wir schon selber lebhafte Kunstfreude verspürt, und ob uns die Möglichkeit von Kunstpflichten überhaupt in den Sinn gekommen ist.

Was ist uns die Kunst? Welche Rolle spielt sie in unsrem Leben? Wir können hierauf nicht anders antworten als: Meist keine große. Bei den meisten unsrer Gebildeten erhält sie ein

ganz kleines Nebenplätzchen angewiesen, ja für viele existiert sie so gut wie gar nicht. Um uns davon zu überzeugen, brauchen wir nur an die verschiedenen Kunstgebiete zu denken.

Verhältnismäßig am besten steht es vielleicht noch mit der Musik. Künstlerkonzerte, Opern, Gesangvereine, Gesangfeste, Gartenkonzerte spielen im Leben nicht weniger unsrer Gebildeten eine Rolle. Sie würden das Fortfallen solcher Kunstfreuden schwer empfinden. Noch mehr aber spricht für die Bedeutung, die die Musik in unsrer Mitte gewonnen, die Einführung der Musik in das Leben des Hauses. Ich weiß wohl, wie viele Unfähige und Unmusikalische Hausgenossen und Nachbarn mit ihren unvollkommenen musikalischen Übungen zur Verzweiflung bringen. Nicht mit Unrecht ist dies eines der stehenden Themata unsrer Witzblätter geworden. Es hat aber doch eine große Bedeutung, daß fast in jeder gebildeten Familie die Musik praktisch ausgeübt wird und daß sie — wenigstens in sehr vielen Fällen — für das Leben des Hauses etwas wird. Es ist vielleicht nicht wenigen so gegangen wie mir, daß die größte Begeisterung für Musik, das stärkste Einleben und Einlieben in musikalische Eigenart durch häusliche Pflege der Musik gewonnen worden ist. Gewiß ist es Dilettantismus, was hier getrieben wird, und der Dilettantismus ist im günstigsten Falle nur Vorstufe für die eigentliche Kunstpflege. Aber schon das ist viel wert, daß dieser musikalische Dilettantismus uns in die Vorhallen der heiligen Kunst führt. Und deshalb gerade hat die Pflege häuslicher Musik eine so große Bedeutung, weil sie eine Bereicherung des täglichen Lebens bringt. Sie ist Werktagskunst gegenüber der eleganteren, aber oft weniger wirkungsvollen Sonntagskunst. Sie ist nicht nur Schmuck, sondern auch Band des Familienlebens. Und sie kann bisweilen, weil sie sich den Bedürfnissen des einzelnen mehr anzuschmiegen vermag, eine wichtigere Rolle in seinem Seelenleben spielen. Überblicken wir das gesamte Gebiet musikalischer Wirkungen und vergessen wir nicht, daß jedes unsrer Feste, ja der sonntägliche Kirchenbesuch von der Musik begleitet und verschönt wird, so werden wir zugestehen, daß unter den Künsten diese verhältnismäßig noch am meisten gepflegt wird.

Viel schlimmer aber steht es mit der bildenden und der dichtenden Kunst. Man könnte schwanken, in welcher wir mehr

leben. Für die Poesie aber spricht einstweilen noch Tradition und Erziehung. Wie wenig freilich haben beide bewirkt. Es ist eine alte Klage, daß die Schule das nicht erreicht, was sie erreichen soll, nämlich Liebe einpflanzen zu den Dichtungen, die in ihr getrieben werden. Was hier geschehen soll, ist eine Frage, der wir uns erst später zuwenden. Wir konstatieren zunächst nur die Tatsachen. Die Schule vermittelt hauptsächlich die Kenntnis der großen Dichtungen aus der deutschen Klassik. Gewiß auch diese bloße Kenntnis hat entschieden einen bildenden Wert. Aber ist unsre Jugend imstande, die großen Kunstwerke zu fassen? Sollte die Schule nicht vielmehr nur den Grund legen, auf dem jeder Gebildete selber weiterbauen sollte in wiederholter Lektüre jener großen Dichtungen? Und wie viele tun das? Der Name Schiller z. B. bedeutet für die meisten nichts andres als Schulerinnerungen, und nicht einmal erfreuliche. Sehr charakteristisch ist mir der Ausspruch einer feingebildeten Dame erschienen, die bei dem Bericht von einem Schülerleseabend, wo die „Jungfrau von Orleans" gelesen werden sollte, in den Ruf ausbrach: „Nun, Gott sei Dank, daß man darüber hinaus ist." So hätten Unzählige gerufen, die doch in Wahrheit nicht nur nicht über die „Jungfrau von Orleans" hinaus, sondern nicht einmal bis zu ihr hinangekommen waren. Kurz, wir kommen in der Regel nicht in unsre Klassiker wirklich mit Kopf und Herz hinein, so hinein, daß wir in ihnen **bleiben**. Das scheint bei den Deutschen schon zu Goethes Lebzeiten so gewesen zu sein, und lehrreich ist ein Vergleich, den Goethe zwischen Deutschen und Franzosen zieht. „Der gebildete Pariser — sagt er — sieht die klassischen Stücke seiner großen Dichter so oft, daß er sie auswendig weiß und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hat. Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt, meine „Iphigenie" und meinen „Tasso" zu geben, allein wie oft? Kaum alle drei bis vier Jahre einmal." Und steht es bei uns nicht noch ungünstiger in dieser Beziehung?

Aber nicht nur unsre Klassiker werden von den erwachsenen Gebildeten wenig getrieben. Auch die bedeutenden nachklassischen Dichtungen sind unsren Gebildeten oft unbekannt. Wer sucht die Brücke zwischen Klassik und Moderne in den hervorragenden Schriftstellern aus der Mitte des 19. Jahrhunderts? Sind diese nicht, obgleich sie an poetischem Wert ihre Nachfolger weit übertreffen,

doch durch eben diese Nachfolger ganz in den Hintergrund gedrängt worden? Wie klein ist die Zahl derjenigen Leser, die überhaupt mehr als bloße Unterhaltung in der Lektüre suchen! Man geht im Stofflichen auf. Die Lektüre soll Zerstreuung bieten, und der Sensationsroman genügt vielen. Oder die Mode diktiert die Auswahl, und es ist noch ein Glück, wenn durch eine Frenssenmode ein wenn auch überschätzter, so doch gehaltvoller „Jörn Uhl" den Büchermarkt beherrscht.

Wir werden unter diesen Umständen nicht sagen dürfen, daß die Dichtkunst eine hervorragende Stellung in unsrem Leben einnimmt. Unsre Lektüre ist nicht danach. Dazu kommt, daß in dieser zu einseitig der Roman gepflegt wird. Wer treibt Lyrik? Die lyrischen Gedichte könnten, sofern sie nicht gesungen werden, d. h. als Musik wirken, aus dem Leben fast aller Erwachsenen in unsrer Mitte einfach gestrichen werden, ohne daß eine Lücke nachbliebe. Etwas besser steht es ja mit dem Drama. Wenigstens das neuere Drama wird gelesen und gelegentlich werden Theateraufführungen besucht. Aber das Theater ist schon aus materiellen Gründen leider nur für einen Bruchteil unsrer Gesellschaft wirksam, und dieser Teil sucht da mehr Zerstreuung und Unterhaltung als wahren Kunstgenuß.

Trotz all dieser ungünstigen Umstände dürfte doch die Rolle, die die Poesie in unsrem Leben spielt, größer sein als die Wirkung, die den bildenden Künsten verbleibt. Traditionell hat die Erziehung uns für die Lektüre der schönen Literatur vorbereitet, aber für das Verständnis der bildenden Künste hat sie auch vorbereitend nur das Allerdürftigste getan. In den Realschulen fällt ja freilich auf das Zeichnen Gewicht. In den Gymnasien steht diese Disziplin ganz im Winkel, und daß wir in der Betrachtung von Bildwerken und Gemälden überhaupt nicht unterwiesen worden sind, ist bekannt. Es ist daher verständlich, daß meist die erste Vorbedingung für die Freude an der bildenden Kunst fehlt, nämlich das Vermögen zu sehen. Daher die Gedankenlosigkeit beim Besuch schöner Kirchen und sonstiger Gebäude, die Gleichgültigkeit gegen Schönes um uns. Es wäre nicht ohne Interesse, den Versuch anzustellen, wie viele Leute aus dem Kreise unsrer Bekannten aufmerksam geworden auf schöne gotische Häuser in Riga, oder auf Renaissancebauten oder endlich — was doch am leichtesten wäre — auf hübsche moderne

Gebäude. Die wenigsten unter uns sind gewöhnt, die Bauten und Gegenstände, die uns täglich umgeben, überhaupt daraufhin zu betrachten, ob sie stilvoll oder stillos, ja auch nur ob sie schön oder häßlich sind.

Dazu kommt Mangel an Gelegenheit, schöne Werke der bildenden Künste überhaupt zu sehen. Skulptur fällt ganz fort bei uns Riga. Wir haben kein einziges schönes größeres Denkmal, an dem sich der Sinn der Jugend für einen derartigen Straßenschmuck entwickeln könnte. Wir bekommen in Riga keine schönen Bildwerke zu sehen, nicht einmal in Gyps. Und was uns an Werken der Malerei zugeführt wird, sind doch auch meist kleinere und weniger hervorragende Werke. Es fehlt uns eine ständige Galerie, in der unsre Jugend mit großen Werken der ersten Künstler — sei es in Originalen, sei es in guten Kopien — bekannt gemacht werden kann. Manches beginnt hier sich zu entwickeln, aber noch müssen viele Jahre hingehen, ehe die Früchte der Arbeit auf diesem Gebiete weitere Kreise laben werden. Und so werden wir im ganzen sagen müssen, daß gerade die Freude an der bildenden Kunst noch sehr wenig in unser Leben, wenigstens in unser Werktagsleben gedrungen ist. Vielleicht eines der deutlichsten Symptome dafür ist die Gleichgültigkeit, mit der wir die Wände unsrer Stuben dem Schmucke des Zufalls preisgeben. Man wende einmal seine Aufmerksamkeit darauf, wie viel an Kunst, an solcher Kunst, die zu unsrem eigenen Herzen spricht, in unsrem Zimmerschmuck sich findet, und man wird über das geringe Ergebnis erstaunen. Der Hauptraum wird durch Photographien von Verwandten und Bekannten eingenommen, das Übrige besetzt der Zufall, der uns leider nicht selten geschmacklose Geschenke in die Hände spielt, mit denen wir uns dann pflichtschuldigst auf Jahre und Jahrzehnte umgeben. Wie selten ist es, daß jemand Lieblingsmaler hat, von dessen Schöpfungen er immer mehr und mehr — sei es auch nur in guten Reproduktionen — in seine Nähe bringt, im richtigen Gefühl, daß von diesen stillen Zeugen seines täglichen Lebens und Arbeitens eine leise und erquickende Sprache zu seiner Seele geführt werden wird!

Und so halten es viele für selbstverständlich, daß die Freude an der bildenden Kunst bloß im Besuch von Museen und Galerien ihre Stelle habe. Die Kunst, die uns umgeben will im täglichen

Leben wie eine Freundin, findet keine Stätte im Hause. Man zieht sich etwa am Sonntag einen feierlichen Rock an, um Kunst zu sehen. Ja viele denken nur auf Reisen an Kunstbeschäftigung. So wird die Kunst sogar aus der Heimat verbannt und vollständig zum Fremdling gemacht. Das ist Feiertagskunst. Und weshalb können wir diese Feiertagskunst nicht so hoch stellen wie die bescheidene Werktagskunst? Weil sie in ihren Wirkungen nicht so tief geht. Wie bei Unzähligen die Wirkung oder besser die Wirkungslosigkeit des Museenbesuches ist, ist bekannt. An die verständnislosen und unaufmerksamen Gesichter der Reisenden in den herrlichen Galerien von Rom, Florenz, München, Wien, Berlin usw. braucht nur erinnert zu werden. Man betrachtet das Publikum oder kopierende Künstler oder schielt schon mit halbem Auge in den anstoßenden Saal hinüber. Wie wenig wahre Freude malt sich auf den Gesichtern der Beschauer! Daß aber bei der außerordentlichen Unternehmung, gleichsam am Sonntage, die Kunst nicht wirkt, hat keine andre Ursache als die, daß man ihr am Werktage kein Plätzchen eingeräumt. Denn die Kunst ist eine anspruchsvolle Freundin. Wer sie nicht als Hausgenossin haben will, zu dem kommt sie nicht einmal als Gast, und wer nicht wenigstens die Neigung hat, täglich mit ihr umzugehen, zu dessen Umgang ist sie überhaupt zu vornehm.

Man mißverstehe diese Darlegungen nicht. Ich weiß wohl, daß man ein Gegenbild zu ihnen entwerfen und auf nicht wenige Erscheinungen und Bestrebungen hinweisen könnte, die da zeigen, daß man auch in unsrer Mitte Zeit, Mühe, Mittel daran gewandt hat, um Kunstverständnis zu fördern und Kunstgenüsse zu bieten. Und nur weil das geschehen, empfinden wir, wie viel es hier noch zu tun gibt. Und deshalb kann ich auf Ihre Zustimmung rechnen, wenn ich nun auf Grund des Dargelegten wiederhole: Noch ist uns die Kunst zu wenig, noch ist sie zu wenig in unser Werktagsleben, in unsre tägliche Umgebung eingeführt, noch ist sie uns zu wenig eine Quelle wahrer Freude und Herzenserhebung geworden.

Hier könnte nun der Einwand gemacht werden, daß unsre ganze Darlegung doch auf einer Überschätzung der Kunst beruhe. Das menschliche Leben bringe so viele und große Aufgaben, die wir nur ganz unvollständig zu lösen imstande wären, unsre Zeit wäre so vollauf in Anspruch genommen, daß eine Einführung der

Kunst zumal in unser Werktagsleben nur in beschränktestem Maße stattfinden könne. Auch würde dadurch wichtigeren Dingen Zeit und Kraft entzogen.

Man könnte versucht sein, hierauf mit dem Hinweise auf die ethischen und religiösen Wirkungen der Kunst zu antworten. Wie Schiller sagt: „Nur durch das Morgentor des Schönen drangst du in der Erkenntnis Land", so nähere man sich auch durch Wirkungen der Kunst dem Guten, ja Gott selber. Es könnte zum Beweise dafür auf die sittlichen Wirkungen hingewiesen werden, die von den besten Dichtungen ausgegangen, auf die religiöse Erhebung, welche die Musik, ja auch die bildenden Künste erzeugten: Stimmungen der Andacht bei Bachscher Musik, oder in gotischen Domen, oder vor Raffaels Madonnen! Aber vergessen wir nicht: die Kunst kann freilich religiös erhebend und sittlich bessernd wirken, sie braucht es aber durchaus nicht. Sehen wir ganz ab von den Wirkungen einer unsittlichen und heruntergekommenen Kunst, denken wir nur an die edle und reine. Auch diese hat vielleicht in der Mehrzahl der Fälle in religiöser und sittlicher Beziehung nur untergeordnete, ja oft gar keine Wirkungen. Wie viele Menschen leben ganz der Kunst und scheinen durch die Ausschließlichkeit dieses Interesses gerade dem religiösen Leben und der sittlichen Betätigung zu entfremden. Nicht mit Unrecht ist darauf hingewiesen worden, daß man unter den größten Künstlern vergeblich die sittlichsten und frömmsten Menschen suchen wird. Und auch das sollten wir bedenken, daß uns selber, wenn wir uns einem Kunstgenuß hingeben wollen, der Gedanke an eine sittliche Besserung oder religiöse Erbauung völlig fern liegt.

Gewiß, die Kunst kann direkt in den Dienst der Religion gestellt werden, wie das z. B. im Kultus geschieht, und auch die sittliche Erziehung wird auf das Mittel der künstlerischen Einbildung und Vorstellung nie verzichten. Aber nie und nimmer darf daraus gefolgert werden, daß die Wirkungen der Kunst darin aufgehn sollten, in religiöser oder moralischer Beziehung zu fördern. Das hieße die Kunst zur Magd degradieren, das hieße verkennen, daß das Schöne ein selbständiges Gebiet neben dem des Wahren und Guten ist.

Wer von der großen Bedeutung der Kunst reden will, der tue also nicht bloß dar, daß von hier aus andre Lebensgebiete

Nahrung empfangen können, sondern er zeige die hohe Stellung, die der Kunst als solcher zukomme, als der Schöpferin und Darstellerin des Schönen. Und wenn nun die Frage gestellt wird, woran wir die Höhe und Vornehmheit dieser Stellung erkennen, so lautet die Antwort zunächst ganz einfach: An der Freude, die die Kunst bereitet. „Alle Kunst — sagt Schiller — ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe, als die, Menschen zu erfreuen." Freilich, es sind mancherlei Freuden, und nicht wenige, die noch so intensiv sind, können ihren unedlen Charakter nicht verleugnen. Niemand wird so gedankenlos sein, aus der Lust, die eine Tätigkeit erregt, schon auf ihre Berechtigung oder gar ihren Wert zu schließen. Anders aber steht es, wo in der Freude selber die Gewähr ihres Wertes liegt. Es gibt eine edle, beglückende und erhebende Freude, die Seele erweiternd, das Leben vertiefend, nachhaltig in ihren Wirkungen. Solcher Art ist wahre Kunstfreude. Wer sie erlebt, der erfährt in ihr auch die volle Berechtigung unsres Triebes nach Schönheit. Ja, der Trieb nach dem Schönen und damit auch der Kunsttrieb ist ein ähnlich elementarer wie der Trieb nach dem Guten und Wahren. Dem, der ihn selber nicht verspürt, läßt sich nicht mit Gründen beweisen, daß er von Gott gesetzt und Gott gefällig ist, aber wir empfinden ihn als solchen. Wir empfinden die seelische Erhebung, die der Mensch erfährt in wahrer Kunstfreude.

Es hat etwas Erquickendes, an einem Künstler und Kunstfreunde wie Goethe zu schauen, welche Freuden die Kunst hervorzurufen imstande ist. Denken wir an seine Erfahrungen an Shakespeare und Homer, an Phidias, Erwin von Steinbach oder Raffael. Ein Strom von Gesundheit ergießt sich von hier aus immer aufs neue über ihn. „Trifft man wieder einmal auf eine Arbeit von Raffael, so ist man gleich vollkommen geheilt und froh." Und ebenfalls auf Raffael bezieht sich das Wort: „Bekennen wir, daß ein solches Studium uns zu den schönsten Freuden eines langen Lebens gedient hat." Auch der alternde Goethe hat kein besseres Heilmittel gegen das Schwach- und Krankwerden der Seele gewußt, als die Kunst der Großen.

„Sprich, wie du dich immer und immer erneust?" —
Kannst's auch, wenn du immer am Großen dich freust.
Das Große bleibt frisch, erwärmend, belebend,
Im Kleinlichen fröstelt der Kleinliche bebend.

Und worin liegt das Heilende der Kunst? In dem gewaltigen Ruck, mit dem sie die Seele aus dem Unbedeutenden heraushebt in das Reich des Schönen und Charakteristischen hinein, mit dem sie etwas Großes auch in das kleinste Leben bringt.

Denn das ist der Kunst Bestreben,
Jeden aus sich selbst zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und Recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entsagen;
Aufwärts fühlt er sich getragen!
Und in diesen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier schlagen.

Hier finden wir bei dem Empfänglichen eine Freude, die die Brust schwellt, die Seele erweitert und sie mit einem herrlichen, beseligenden Dankesgefühl erfüllt. Diese Bewegung der Seele durch das Schöne, sie ist es, die auch bessernd und veredelnd auf die Seele wirkt. Das menschliche Herz ist auf Freude angelegt. Sein Leben verdorrt ohne Freude, und es gibt weniges, was so emporhebend auf den Menschen wirken kann, wie Freude machen und Freude empfinden. Vergessen wir nicht, daß mit dieser wahren und edlen Freude, die durch das Schöne entsteht, eine Reihe der edelsten menschlichen Empfindungen erzeugt werden: Bewunderung, Andacht, Dankbarkeit, Vertrauen, Wohlwollen. Ja, „es gibt keine höhere und keine ernsthaftere Aufgabe als die, Freude zu bereiten."

Diesem herrlichen und erhebenden Bilde steht freilich ein andres gegenüber, nämlich das des unempfänglichen Menschen, der die Kunstwerke lediglich als Objekte der Kritik ansieht oder — und das ist der weit häufigere Fall — der verständnis- und teilnahmlos an ihnen vorübergeht. Was will es sagen, wenn ein Goethe so auserlesene Freuden durch die Kunst gewonnen hat? Wenn er, der geniale Künstler, sich durch die Schöpfungen der Kunst im Innersten ergriffen und gefördert fühlte, so folgt daraus doch noch nicht, daß die Kunst in weiten, ja weitesten Kreisen so zu wirken imstande sei. Bleibt die Kunst nicht auf enge Kreise beschränkt? Und wenn das, lohnt es sich, an sie so viel Mühe zu wenden?

Auf diesen Einwand sei zunächst mit einer Erfahrung Goethes selber geantwortet. Als dieser die herrlichen Kunstfreuden in Italien genoß, da wiesen sie ihn immer wieder hin auf die Aufgaben der Kunst, die seiner in der Heimat harrten. Die großartigen Freuden,

die er erlebt, nun fruchtbar zu machen in seinem heimatlichen Kreise, das war sein Begehren. Der Gedanke eines einsamen Kunstgenusses hat für Goethe etwas Unerträgliches. Der Kunstfreund und der Künstler in ihm — beide streben nach Mitteilung. Wie Tasso die Welt in seinen Freunden sieht, so dichtet auch Goethe für seine Freunde. Das weitere Publikum zeigt sich seiner Dichtung gegenüber oft so verständnislos, daß Goethe sich freilich zu Zeiten ganz von ihm abschließt und auf weitgezogene Wirkungen verzichtet. Aber doch läßt sich Goethe auch durch solche Erfahrungen nicht dazu verleiten, die Kunst etwa nur einem kleinen Kreise Auserlesener für zugänglich zu halten. Er führte in Gemeinschaft mit Schiller gewaltige Kämpfe, um einem edlen Geschmacke in weiten Kreisen seines Volkes Bahn zu bereiten. Er freute sich an den volkstümlichen Wirkungen der Schillerschen Dramen. Er kümmerte sich viele Jahre mit der größten Selbstverleugnung um die Leitung des Weimarer Theaters, in dem ein immer größerer Kreis für die Kunst erzogen werden sollte. Denn in einer guten Bühne sah er gerade eine soziale Aufgabe, ebenso wie er von guten Gemälden urteilte: „Die Werke der Kunst gehören nicht einzelnen, sie gehören der gebildeten Menschheit an.“ Diese beständige Arbeit an der künstlerischen Erziehung des Publikums im Verein mit seinem idealen Freunde, sie wird ihm auch eine günstigere Beurteilung der Empfänglichkeit weiterer Kreise vermittelt haben, als er sie anfangs nach der italienischen Reise gehabt. „Man muß gegen die Menge billig sein. Sie bildet sich doch auch nach und nach und wird für manches empfänglich, was sonst gar weit von ihr abstand.“ So schreibt Goethe im J. 1807. Solche Arbeiten und solche Erfahrungen Goethes gilt es wohl beachten. Sie zeigen uns, wie weit sich erlesene Geister die Aufgaben und den Wirkungskreis der Kunst vorgestellt haben. Sie werden uns ermutigen, wenn es nun gilt, die Frage zu beantworten, ob nicht die genossenen Kunstfreuden zu erfüllende Kunstpflichten nach sich ziehen.

* * *

Doch weshalb überhaupt von Kunstpflichten reden? Die Kunst kommt doch als Gabe, sie bringt Freude, was hat sie mit dem ernsten Gebiet der Pflichten und Forderungen zu tun? Zeigt

sich das nicht auch darin, daß das Wort Kunstgenuß die übliche Zusammensetzung mit dem Worte Kunst bringt, während das Wort Kunstpflicht eine neue, ungeläufige und zunächst unklare Prägung bedeutet?

Hierauf ist mit der Erinnerung an ein allgemeines Gesetz zu antworten. Jede Gabe bringt eine Aufgabe, und zwar je größer sie ist, eine um so schwerere Aufgabe. Wir brauchen nur an die Güter der Herrschaft, der Bildung, des Reichtums zu denken, um uns der Verantwortlichkeit zu erinnern, die damit verbunden ist. Und denken wir an jene Gabe, die bei ihrer Erscheinung vorzüglich als Freude angesehen werden wollte, an das Christentum, so wird unsre Anschauung bestätigt. Jesus trat auf mit der „frohen Botschaft", wie er sie nannte, mit dem Evangelium. Und wie große Aufgaben, ja harte Forderungen hatte diese Botschaft im Gefolge! Die Kunst nun hat Goethe ein weltliches Evangelium genannt, denn er sagt, „die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken." Und dieses weltliche Evangelium sollte nicht gerade wegen der Lust, die es schenkt, ernste Pflichten mit sich bringen?

Wer aus einer klaren und reichen Freudenquelle getrunken hat, der fühlt das Bedürfnis, Durstigen von diesem Wasser zu bringen. Wenn es wahr ist, daß die wahre Kunstfreude den ganzen Menschen hebt, daß sie Empfindungen auslöst, die zu unsern besten gehören, dann müssen wir eben für solche Freude mehr tun, als faktisch in unsrer Mitte geschieht. Um aber andern etwas zu sein, muß man selber etwas sein und haben. Gerade wer die Freude an Kunst schon erfahren, wird empfinden, daß er zunächst für sein eigenes Kunstverständnis mehr tun muß. Wie sonst muß auch hier jeder bei sich anfangen. So gilt es zunächst dafür zu sorgen, daß wir selber von Schönem umgeben sind. Es gibt Augenblicke, in denen wir es wie eine Nötigung, wie eine Pflicht empfinden, so zu tun. Ich erinnere mich, wie ich einmal bei der Durchsicht meiner italienischen Photographien auf eine besonders schöne stieß und dabei das Gefühl hatte, ich könne es geradezu nicht länger verantworten, daß so ein Bild in der Mappe modere, statt mein Zimmer zu schmücken. Das sind freilich die einfacheren

Fälle, wo wir die Reproduktionen solcher Kunstwerke, die schon einmal auf uns gewirkt haben, in unsre Umgebung ziehen. Wie viel wert ist es doch, Lieblingskünstler zu haben, Dichtungen, die ein Stück inneres Leben für uns ausmachen, das nicht veraltet, Bilder, die eine starke Stimmung in unsrem Arbeitszimmer verbreiten, die uns immer wieder etwas zu erzählen haben.

Aber zu diesen alten Lieblingen gilt es neues Terrain gewinnen. Das geht nicht ohne Vertiefung des Kunstverständnisses, und dazu wieder ist Zeit und Arbeit erforderlich. Und dieses ist der Punkt, wo die Mehrzahl zu streiken beginnt. Es ist ja auch wahr, daß unsre Männerwelt in der Regel nicht die Zeit hat, Kunststudien zu machen oder überhaupt nur eine längere Vorbereitung für einen bevorstehenden Kunstgenuß zu unternehmen. Und so werden wir Männer vielleicht oft die intensivere Kunstbeschäftigung, die tüchtigere Vorbereitung auf einen Kunstgenuß den Frauen überlassen müssen. Aber darüber sollten auch wir uns klar sein, daß es ohne Anstrengung nicht aufwärts geht zu den höheren Kunstfreuden. Kunstgenuß ist nicht Unterhaltung. Das werden wir berücksichtigen müssen sowohl bei der Auswahl unsrer Musik, als des Theaters, als der Lektüre, als der Bilderausstellungen. Man wende auch nicht dagegen ein, daß bei dieser Auffassung die Kunst noch mehr aus dem Leben der Männer gestrichen werden müsse, denn sie könnten nicht nach einem arbeitsreichen Tage sich am Abend der anstrengenden Kunst hingeben. Dieser Einwand trifft nicht zu, da die Art der Anstrengung beim Kunstgenuß eine so andre ist als bei der Arbeit, daß in dem Wechsel der Anspannung dennoch Erholung liegt. Es ist ein sehr erfreulicher Anblick, wenn man zur Aufführung eines klassischen Stückes in das Theater tritt und dort manche von den beschäftigtsten und verdientesten Bürgern unsrer Stadt erblickt. Diese Männer brauchen doch erst recht Erholung, und sie finden sie bei solcher Gelegenheit. Durchaus nicht nur im leichten Unterhaltungsstück, sondern gerade auch im ernsten klassischen Stück, das an Geist und Gemüt des Zuschauers die Forderung der Anspannung stellt. Darin zeigt sich die Würde und der Ernst der Kunst, daß sie solche Ansprüche macht.

Das ist freilich wahr, daß uns Erwachsenen manche Arbeit zu einem rechten Kunstverständnis und manche Vorbereitung auf

einen Kunstgenuß nicht mehr möglich ist. Es fehlt an Zeit, an Elastizität und Aufnahmefähigkeit. Wer nicht in der Jugend zeichnen oder Bilder zu betrachten oder sein Gehör zu üben gelernt hat, wird das in späteren Jahren schwer nachholen. Es ist demnach klar, daß die allerwesentlichste Vorbedingung zu einer Vertiefung der künstlerischen Bildung in unsrer Mitte bei der Jugend einsetzen muß. Jugendbildung in ästhetischer Beziehung, das wird unsre vornehmste Kunstpflicht sein.

Hier wird nun gleich die Frage entstehn, welche Jugend zu bilden sei. Denken wir nur an die Kinder der besitzenden Klassen, so beschränken wir damit die Freude an der Kunst doch auf einen engen Kreis. Wenn aber die Kunstfreude, wie wir gesehen, wirklichen Wert hat, dann darf sie nicht für einige wenige reserviert bleiben, dann gilt es auch ins Volk Kunst zu bringen. Es ist interessant, daß im Westen wie im Osten die Erkenntnis einer solchen Pflicht sich herausgebildet hat. In Deutschland ist im letzten Jahrfünft die Parole „Kunst und Volk" ausgegeben worden. Und andrerseits hat ein Mann wie Tolstoi die soziale Seite der Kunstfrage stark betont. „Die Kunst muß volkstümlich sein — ruft er aus — oder sie hat kein Recht zu existieren; sie muß dann aufhören, als Spielzeug für Taugenichtse und blasierte Lebemänner zu dienen; sie muß allgemein menschlichen Interessen sich widmen. . . . Ich verlange keineswegs, daß die Kunst die Rolle eines moralisierenden Faktors spiele. Das Wesentliche besteht darin, daß sie das Volk interessiere." Ja, er geht in der Hervorhebung des sozialen Momentes so weit, daß er zu der paradoxen Behauptung kommt: „Ein Kunstwerk ist schön entsprechend der Zahl von Menschen, die sich für dasselbe interessieren." Wir wollen hier nun nicht untersuchen, wie weit solche Behauptungen über das Ziel hinaus schießen, sondern eine fruchtbarere Aufgabe in Angriff nehmen und uns einen Überblick verschaffen darüber, was auf dem Gebiete der Jugendbildung und der Volksbildung in ästhetischer Beziehung bereits geschehen ist. Hier sind in Deutschland auf beiden Gebieten wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen vorgenommen worden. Ich beschränke mich darauf, nur einige Notizen darüber zu geben, da uns vor allem noch die Frage beschäftigen soll, was denn unter unseren Verhältnissen auf den genannten Gebieten ausführbar sein dürfte.

In mehreren Vereinen sind diejenigen zusammengetreten, die in der angedeuteten Richtung arbeiten wollen. Ich nenne die Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg, den Verein für künstlerische Erziehung der Jugend, den Dürerbund und die Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen.

Wenden wir uns zuerst der Musik zu. Um Jugend und Volk an gute Musik zu gewöhnen, hat die oben genannte Zentralstelle (und zwar schon seit 8 Jahren) volkstümliche Konzerte veranstaltet, zu denen nur Arbeiter Billete erhalten, die Lehrervereinigung aber hat Konzerte für Volksschulkinder ins Werk gesetzt. In beiden Veranstaltungen ist es darauf abgesehen gewesen, klassische Musik zu bieten. Bachs Matthäuspassion ist vor 12,000 Berliner Arbeitern aufgeführt worden, Händels Messias vor 6000, und in ähnlicher Weise eine Reihe von andern Oratorien. Der Eindruck ist stets ein großer gewesen, wie der Zudrang bewiesen und die musterhafte Stille, die jedes Mal bis zu $1^1/_2$ Stunden vor Beginn der Aufführung unter der mehrtausendköpfigen Zuhörerschaft geherrscht hat. Einen gleich guten Erfolg haben die Volksschülerkonzerte gehabt. Hier war die Aufgabe noch schwieriger, aber andrerseits auch die Möglichkeit einer Vorbereitung des musikalischen Verständnisses durch die Schule gegeben. Selbstverständlich werden alle solche Veranstaltungen für Schüler Hand in Hand gehen müssen mit einer besonders sorgfältigen Pflege des Gesangunterrichts, wenn sie ihr Ziel erreichen sollen. Auch die Unterhaltungsabende, die an höheren Schulen arrangiert worden sind, können hier erwähnt werden. Sie haben natürlich stets auch musikalische Darbietungen gebracht.

Zugleich haben sie der poetischen Bildung der Jugend gedient. Die Einführung der Jugend in die große Poesie ist ja wesentlich die Sache der Schule. Von der Unterrichtsmethode hängt hier fast alles ab, und wie an derselben in Deutschland gearbeitet wird, kann an dieser Stelle nicht erörtert werden. Klar ist aber, daß noch eine Reihe von andren Mitteln angewandt werden kann, die Jugend und das Volk in unsre große Dichtung einzuführen. Auch mit ihnen hat man in Deutschland seit mehreren Jahren energisch begonnen. Da sind denn besonders die Aufführungen klassischer Stücke für die Schuljugend zu nennen. Im J. 1897

hat Hamburg den Anfang mit ihnen gemacht. Der Eintritt, der in solchen Fällen natürlich nur Schülern gestattet ist, ist nicht frei, sondern mit 25 Pf. zu bezahlen. Für die ärmeren Kinder war eine Stiftung zur Deckung dieses Preises gemacht. „So eigenartig die Schauspieler zunächst von dem ungewohnten Publikum berührt gewesen sein mögen, die atemlose Stille, die gespannte Aufmerksamkeit und nach dem Szenenschluß der tosende aufrichtige Beifall hat sie mit bewunderungswürdiger Begeisterung spielen lassen." Ähnliche Schüleraufführungen sind ferner in Berlin, Bremen, Breslau, Dresden, Elbing, Flensburg, Frankfurt a. M., Harburg, Husum, Leipzig, Liegnitz und Magdeburg zustande gekommen. Über den bildenden Wert dieser Einrichtung braucht man nicht viel Worte zu machen. Hier kann eine Grundlage für das Verständnis guter Schauspiele gelegt werden, die für das ganze spätere Leben Bedeutung hat. Wenn man aus unsrer Mitte von Studenten hört, die in einer Saison achtmal „Das süße Mädel" hören, aber das gehaltvolle Schauspiel stets auslassen, so sieht man sich vor die Frage gestellt, ob hier nicht die Erziehung etwas versäumt hat, nämlich frühzeitig den Sinn für das klassische Schauspiel zu entwickeln.

Eine andre Arbeit zur Verbreitung der großen Dichtung unter dem deutschen Volk richtet sich darauf, billige Ausgaben der besten deutschen Dichter zu schaffen. Daß die Verlagshandlungen von Reclam, Meyer und Hendel auf diesem Gebiete bereits Großes geleistet haben, muß mit Dank anerkannt werden. Der Name Reclam bedeutet da in der Tat schon viel für die ästhetische Bildung. Kein Schülerleseabend kommt zustande ohne Reclam. Neuerdings nun haben sich die „Deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften" um die Herausgabe auch solcher hervorragenden Dichtungen bemüht, die bisher nur für einen hohen Preis zu haben waren. Schriften von Liliencron, Storm, Rosegger kann man zu erstaunlich billigen Preisen erwerben. Doch ist die Arbeit hier noch in den Anfängen. Auch Jakobowskis „Neue Lieder fürs Volk" sowie die Wiesbadener Volksbücher sind zu nennen. Die letzteren bringen zu dem fabelhaften Preise von 10—20 Pf. in gelungener Ausgabe ausgezeichnete Novellen und Erzählungen der deutschen Literatur. Ferner sind die Volksbibliotheken und Lesehallen in diesem Zusammenhang zu erwähnen.

Am wenigsten hat man in früherer Zeit wohl für das Verständnis der bildenden Künste getan. Heute stehen diese gerade im Mittelpunkt. Man dringt in Deutschland darauf, daß das Kind von Anfang an in eine Umgebung versetzt werde, die den Sinn für Schönheit entwickeln könne. Wie anders ist der Wandschmuck für die Kinderstube geworden, wie künstlerisch das Bilderbuch. Dazu kommt die Aufmerksamkeit, die man dem Klassenschmuck in der Schule zugewandt hat. Der Öldruck soll vertrieben werden. Treffliche und zugleich wohlfeile Darbietungen treten an seine Stelle, z. B. die farbigen Steinzeichnungen aus dem Voigtländerschen Verlag. Hat sich so das Auge von vornherein an eine wertvolle Kunst gewöhnt, so soll die planmäßige Vertiefung im Unterricht angestrebt werden. Es werden Übungen angestellt in der Betrachtung von Kunstwerken, es wachsen die Schulsammlungen guter Reproduktionen hervorragender Gemälde. Wie billig solche Reproduktionen sein können, beweisen die Meisterbilder des Kunstwarts, die 25 Pf. das Stück kosten, oder die Ludwig Richter-Gabe, die für eine Mark 16 reizende Bilder bringt. Zu alledem kommt die erneute Pflege, die man dem Zeichenunterricht angedeihen läßt.

Aber nicht nur für die Jugend, auch für die Arbeiter ist manches geschehen, um ihnen Freude an bildender Kunst zu verschaffen. Namentlich ist an die großen Museumsführungen zu erinnern, die in Berlin seit 7 Jahren veranstaltet werden. Wie groß da die Empfänglichkeit ist, beweist, daß im Winter 1901/2 10,000 Anmeldungen erfolgten, von denen leider nur 3000 berücksichtigt werden konnten. An andern Orten ist man dem Beispiel Berlins gefolgt. Ja, für die Kruppschen Arbeiter, denen kein Museum zur Verfügung steht, ist eine Ausstellung guter Reproduktionen gemacht worden. Wenn wir nun berücksichtigen, daß es sich im ganzen hier noch um Anfänge handelt, so wird zu unsrer Freude über das Erreichte sich die zuversichtliche Hoffnung gesellen auf eine fernere großartige Entwicklung in dieser Richtung.

Doch welchen Wert kann diese ganze Arbeit in Deutschland für uns gewinnen? Ist sie denn nicht in Deutschland auf dem Grunde einer hohen Volksbildung erwachsen und beruht sie nicht auf Verhältnissen in der Schule, die uns fehlen? Auch die sozialen Kunstfreunde in Deutschland sind darüber durchaus im klaren, daß die Kunst einen nicht ganz unbedeutenden Besitz voraussetzt.

„Es nutzt nichts, Bilder in Stuben hängen zu wollen, in denen gehungert wird", ruft Naumann aus, und ein andrer Kenner auf diesem Gebiet sagt: „Das Kunstverständnis fängt an mit einem Tagelohn von 4,50 Mark." Wie steht es nun bei uns? Können wir hoffen, etwas Ersprießliches auf diesem Gebiete ins Werk zu setzen? Solche Fragen sind wohl berechtigt und nötigen uns, gewissenhaft zu prüfen, was bei uns durchführbar ist und was nicht. Aber von vornherein die Flinte ins Korn werfen sollten wir nicht. Davor sollten uns doch schon manche Versuche warnen, welche die Russen gemacht haben, und zwar unter ungünstigeren Bedingungen, als sie bei uns vorliegen. Ich erinnere beispielsweise an die Gesellschaft zur Einrichtung von Volksleseabenden, an denen auch Nebelbilder gezeigt werden. Ich erinnere an das Volkstheater zu Nishnij-Nowgorod, wo Maxim Gorki an der Spitze steht: mindestens zweimal wöchentlich müssen Vorstellungen zu herabgesetzten Preisen veranstaltet werden. Auch die Freibillete, die das hiesige russische Theater freigebig an Schüler verteilt (in einem Monat war ihre Zahl 1230!), dürfen nicht vergessen werden. Was können und sollen nun *wir* tun? Ich will mich darauf beschränken, auf diese Frage zu antworten im Hinblick auf dichtende und bildende Kunst. Mit der Musik steht es ja, wie wir gesehen, verhältnismäßig am besten. Auch mag darüber ein Berufenerer reden. —

So beginnen wir mit der Frage: Was ist zu tun, um das Verständnis und die Freude an der *Dichtkunst* zu heben? Mir scheint hierauf die erste und wohl auch die wichtigste Antwort zu sein: der deutsche Unterricht in Schule und Haus muß unsre Jugend mit einer Reihe großer Dichtungen enger verbinden, als es leider die Regel ist. Wir können uns hier natürlich nicht in Spezialfragen des Unterrichts verlieren. Aber über eines der Hauptziele desselben müssen wir uns doch verständigen. Wenn man Klagen darüber hört, daß durch den deutschen Unterricht zu wenig Liebe zu der großen deutschen Dichtung erzeugt wird, so sehen wir uns zu der Frage gedrängt: ja wird denn diese Liebe auch als eines der wesentlichsten Ziele des Unterrichts erkannt? Ist das Bewußtsein rege, daß es sich — wenigstens in den oberen Klassen — immer wieder um die eine Hauptsache handelt: *Kunstwerke* der Jugend zu vermitteln, daß also *Kunstfreude* geweckt

werden muß? Denn, wie wir gesehen, tritt nur in solcher Freude die wahre Wirkung der Kunst auf. Man fasse nur einmal recht deutlich dieses Ziel ins Auge, und man wird auch über die Wege zu demselben eine größere Klarheit gewinnen. Man wird einsehen, daß das, was häufig als Endziel des Unterrichts betrachtet wird, nämlich das Verstehen des Inhalts der Dichtung und ihrer Gedanken, bei dieser Auffassung zum bloßen Mittel herabsinkt. Daraus geht vor allem hervor, daß es ganz unstatthaft ist, das Erklären der Dichtung in einer Weise zu betreiben, die die Freude an ihr verdirbt. Denn das bedeutet nichts andres, als einen Zweck erreichen zu wollen mit Mitteln, die diesen Zweck direkt ausschließen. Erklärungen werden aber die Freude an einem Kunstwerk namentlich dann stören, wenn sie sich vordrängen, wenn sie unterbrechen und zerstückeln. Deshalb räume man der Erklärung nicht zu viel Zeit ein. Die Jugend verträgt es nicht, Monate hindurch ein und dieselbe Dichtung betrachten zu müssen. Wer etwas schneller vorwärts geht, wird freilich hin und her manchen Ausdruck, manche historische Beziehung oder psychologische Feinheit unerörtert lassen müssen, aber die Jugend wird es ihm danken durch größere Freude an der Dichtung. Und dazu vergesse der Lehrer nicht, daß nicht er zu wirken hat, sondern das Kunstwerk selber. Er lasse dieses deshalb nach Möglichkeit ununterbrochen. Wenn Schiller das Wort hat, soll ihm nicht Herr X oder Herr Y in die Rede fallen. Die besten Erklärungen sind immer die, die vor der Lektüre der Dichtung gegeben werden. Man schildere eine Zeitlage, mache mit den wichtigsten Personen und ihren Beziehungen bekannt, kurz, man errege das Interesse für eine bestimmte Situation, einen bestimmten Konflikt, der diesen oder jenen Ausweg nehmen kann, und der Boden für das Verständnis einer Dichtung wird in der Regel geschaffen sein. Ist darauf die Dichtung oder wenigstens ein größerer Abschnitt (beim Drama ein Aufzug) zusammenhängend zur Verlesung gekommen, so wird natürlich die Besprechung der Gesamtlage, ja auch die Erklärung mancher Einzelheiten wieder einsetzen. Nur halte sie sich in vernünftigen Grenzen. Niemals aber schlachte man ein Kunstwerk aus zu rein sprachlichen Zwecken. Dazu gibt's Aufsatz- und Grammatikstunden. Daß der Lehrer selbst leidlich vorlesen könne, sollte ebenso selbstverständlich sein, wie es selbstverständlich ist, daß ein Klavierlehrer

gelegentlich ein Stück vorspielen kann. Im übrigen trete er auch nicht zu viel damit hervor, sondern verteile bei dramatischer Lektüre wenigstens die meisten Rollen an geschicktere Schüler, denen sorgfältige Präparation zur Pflicht gemacht werden muß. Wie wichtig die Anregung der Selbsttätigkeit ist, ist ohne weiteres klar. Ihr wohltätiger Einfluß hat sich bei Aufführung klassischer Stücke durch Schüler oft genug gezeigt. Besonders interessant ist mir da die Mitteilung eines unsrer baltischen Schuldirektoren gewesen, daß die Vorarbeiten für eine solche Aufführung so belebend gewirkt hätten, daß zeitweise das ganze Niveau seiner Schule dadurch gehoben worden. Man sollte den beträchtlichen Aufwand an Zeit, Mühe und Kosten nicht scheuen, um dazwischen eine solche Aufführung zu bewerkstelligen. Für gewöhnlich wird man sich wohl darauf beschränken müssen, einzelne Szenen ohne Kostüme und Dekorationen von den Schülern aufführen zu lassen. Besonders leicht wird sich das mit Szenen arrangieren lassen, bei denen die Handlung zurück und das Wort in den Vordergrund tritt, wie z. B. mit der Rütlizene. Daß unsre Jugend aber auch mit großer Freude und nicht ohne Geschick die bewegtesten und handlungsreichsten Szenen mit den bescheidensten Mitteln zur Darstellung bringen kann, davon kann man sich am „Wallenstein", z. B. an der Bankettszene, überzeugen. Daß diese Art der Selbsttätigkeit wohl der sicherste Weg ist, um mit zu führen zu dem großen Ziel der Kunstfreude und Kunstliebe, wird nicht zu bezweifeln sein. Deshalb lasse man solche Übungen beileibe nicht zur Plage werden! Nur mit Lust soll's geschehen. „Freiwillige vor!" muß es heißen, und an Freiwilligen wird es nicht fehlen. Denn natürlich wollen wir damit nicht Schauspieler heranbilden, sondern Menschen, denen die Dichtung etwas sein soll fürs Leben.

Die Schule versucht diesen Zweck zu erreichen durch Einführung in verhältnismäßig wenige, aber bedeutende Dichtungen. Sie weiß sehr wohl, daß sie nur einen Grund legen kann, auf dem jeder selber weiter bauen muß. Sie müßte ihrem Zögling aber den ernsten Willen einzuflößen wissen, dies zu tun, und einige Handhaben dazu geben. Es ist eine sehr wichtige Aufgabe für den Lehrer, Einfluß zu gewinnen auf die Lektüre der Schüler. Daß die Privatlektüre — zumal bei unsern langen Ferien — eine sehr wichtige Rolle bei der Bildung unsrer Jugend spielen

soll und kann, ist klar. Die Schule hat da ihren Zöglingen Gutes zu empfehlen, aber nur das Haus kann direkt darauf dringen, daß das Gute gelesen und daß nicht nur das Schlechte, sondern auch das Minderwertige ferngehalten werde. Wenn doch die hohe Bedeutung einer sorgfältig geleiteten Privatlektüre allgemein eingesehen und danach gehandelt würde! Es würde um unsre Gesamtbildung besser stehn. Und es ist wohl nicht zu viel verlangt, daß ein Jüngling, der die Universität bezieht, außer den Klassikern, die er in der Schule gelesen, noch beispielsweise folgende Schriftsteller aus eigener Lektüre in einzelnen Werken kennt: Kleist, Grillparzer, Chamisso, Hauff, Immermann, Fouqué, Eichendorff, Alexis, Hebbel, Reuter, Freytag, Storm, Scheffel, Rosegger, Wildenbruch. Schwierigere Dichtungen dieser Verfasser sowie Werke von Keller, Stifter, Ludwig, Mörike u. a. können ja für spätere Zeit bleiben. Wohl aber ist zu wünschen, daß die besten Sachen der Engländer, namentlich Scott, Dickens und Bulwer schon der Jugend nicht vorenthalten werden. Doch genug hiervon. Wenn das Haus nicht energisch mithilft, so kommt die ästhetische Bildung unsrer Jugend nicht nur nicht vorwärts, sondern geht rapid zurück.

Wir haben von Unterricht und Lektüre geredet. Der dritte Punkt ist das Theater. Daß hier speziell in Riga sehr viel geschehen kann, ist selbstverständlich, und man kann sagen, daß unser Stadttheater durch Aufführung klassischer Stücke, durch Ermäßigung der Preise für Schüler u. dgl. manches getan hat. Gleichwohl ist es nicht unbescheiden, hier noch manchen Wunsch auszusprechen. So haben wir höchst selten in Riga Gelegenheit, die Nachklassik auf der Bühne zu sehen. Die aufgeführten Stücke sind entweder aus der Zeit der Klassik (vor 1825) oder modern (nach 1890). Warum fehlt die literarisch nicht unbedeutende Mitte des 19. Jahrhunderts? Ich denke besonders an Hebbel, Ludwig und Freytag. Auch wäre eine noch stärkere Berücksichtigung von Kleist und Grillparzer sowie von Shakespeare zu wünschen. Hier ist noch manche schöne Aufgabe zu lösen.

Ein andrer Punkt sei ebenfalls nur gestreift. Schülerbillete zu ermäßigten Preisen sind bei uns eine alte gute Einrichtung. Im letzten Jahre sind vom Stadttheater etwa 7000 abgesetzt worden. Die Zahl klingt groß, ist es aber doch nicht, wenn man

bedenkt, daß fast die Hälfte von ihnen auf Polytechniker zu rechnen ist, mithin nicht mehr als ca. 4000 auf die ungeheure Menge Rigascher Schüler und Schülerinnen entfallen. Eine erst im letzten Herbst geschaffene, mit großem Dank zu begrüßende Einrichtung sind die Freibillete für Schüler. Es ist nicht zweifelhaft, daß sie von nachhaltigem Nutzen sein wird, wenn sie bei sorgfältiger Auswahl der Stücke in ausgiebiger Weise zur Anwendung kommt. Eine bescheidene Verteilung bleibt freilich ohne Bedeutung. Die Theaterkasse braucht nicht unter Freibilleten zu leiden, falls bei der Verteilung daraufhin gewirkt wird, daß die bemittelteren Schüler auf Freibillete verzichten und nach wie vor Schülerbillete benutzen.

Es versteht sich von selbst, daß wenn unsre Jugend ins Theater geschickt wird, man etwas dafür tut, daß das Verständnis der Dichtung, die aufgeführt werden soll, vorbereitet werde. Auch hier hat die Schule eine Verpflichtung. Kann sie aus Zeitmangel ihr nicht nachkommen, so muß das Haus für sie eintreten.

Wir haben von der Jugendbildung in literarischer Beziehung geredet. Aber was sich uns da an Möglichkeiten ergab, bezog sich doch nur auf die höheren Stände. Ich wage auch nicht, dem etwas über Elementarbildung und Volksschulen hinzuzufügen. Mögen da aus der Praxis heraus Vorschläge laut werden. Hier nur ein Wörtlein über schöne Literatur fürs Volk. Daß von einer nationalen lettischen und estnischen Literatur in größerem Stile nicht wohl zu reden ist, ergibt sich aus den Verhältnissen. Letten und Esten sind demnach besonders auf die Übersetzung angewiesen, und diese Übersetzung, obgleich reichlich ins Werk gesetzt, hat doch noch nicht so viel hervorgebracht, daß eine genügende Auswahl vorhanden wäre. Die Verlegenheit, in die man da immer von Zeit zu Zeit gerät, wenn man für Dienstboten Geschenke auszusuchen hat, ist des ein Zeuge. Man möchte so gern erstklassige Erzählungen, Novellen, auch gute leichtere Romane schenken, und findet sie nicht. Daß das Volk Empfänglichkeit für sie besitzt, habe ich an dem großen Interesse erprobt, das nicht bloß „Jörn Uhl", sondern namentlich Reuters „Stromtid", ins Lettische übersetzt, bei Dienstboten gefunden hat. Könnten nicht andre Werke Reuters ebenso wirken? Dazu des echten Volksschriftstellers Jerem. Gotthelfs „Uli der Knecht", Chamissos „Schlemihl", Scheffels „Ekkehard",

Roseggers Erzählungen, Storms Novellen. Manches davon ist in Zeitschriften erschienen, aber Separatausgaben fehlen. Solche zu veranstalten wird gewiß buchhändlerische Schwierigkeiten haben, aber manches könnte doch zur Hebung des Absatzes geschehen: eine Vereinigung der Verleger, die Verbreitung eines allgemeinen, alle wertvollen Erzeugnisse enthaltenden Kataloges u. dgl. Und sollte es nicht eine soziale Bedeutung haben, daß die Gestalten der Dichtung, die in unsrer Phantasie leben, auch in weiterem Maße unsern übrigen Landesgenossen lieb würden?

Doch die Zeit ist vorgerückt, und es liegt mir noch ob, ein paar Worte über die bildenden Künste zu sagen. Hier sind vor allem die Grundlagen für ein besseres Verständnis der Jugend zu schaffen. Das Hauptmittel dazu bleibt immer die Pflege des Zeichenunterrichts. Prof. Konrad Lange aus Tübingen, der ein Buch über die künstlerische Erziehung der Jugend geschrieben und der über die schlechte Vorbereitung seines Auditoriums in Kunstgeschichte zu klagen hat, kommt zu dem Resultat, daß nicht der Unterricht in der Kunstgeschichte im Gymnasium einzuführen, wohl aber der Unterricht im Zeichnen zu verstärken und zu verbessern ist. Die Übung des Auges und der Hand gibt die beste Vorbereitung für Kunstverständnis und Kunstfreude. Freilich muß das Sehen schöner Kunstwerke oder ihrer Reproduktionen auch frühzeitig einsetzen. Aber es braucht kein neues Schulfach dafür geschaffen zu werden, — an Schulstunden haben wir bekanntlich übergenug — sondern die Betrachtung der Kunstwerke kann einem schon bestehenden Unterrichtszweige angegliedert werden. Sowohl die Zeichen- als die Religions- und Geschichtsstunden geben Gelegenheit genug, um die Vorführung und Besprechung der schönsten Kunstwerke aller Zeiten einzuflechten. Auch der deutsche Lehrer sollte gelegentlich an Geschautes, nicht nur an Gelesenes und Gehörtes anknüpfen. Dafür aber müßte gesorgt sein, daß jede Schule im Besitz einer reichhaltigen Sammlung mustergültiger, zum Teil farbiger Reproduktionen sich befinde. Auch die Frage von Museumsführungen für Schüler wird bei uns bald entstehen. In dankenswerter Weise hat der Kunstverein, der sich schon so viel um die Hebung des Kunstinteresses in unsrer Mitte bemüht hat, seine ständige Sammlung der Schuljugend geöffnet, den Besuch des Kunstsalons für die Hälfte des Preises ermöglicht. Sehr zu wünschen

wäre aber die Veranstaltung einer Ausstellung von Kopien oder schönen Reproduktionen wahrhaft großer Kunstwerke. Wie viel könnte unsre Jugend haben von einer derartigen Einführung in die Meisterwerke der Frührenaissance, oder Raffaels, Michel Angelos, Dürers, Rembrandts, oder Böcklins, Gebhardts! Für einen regen Besuch derartiger Ausstellungen würden wir Lehrer das Unsrige tun.

Manches zur Hebung des Kunstinteresses in dieser Richtung kann auch vom Hause geleistet werden. Das Elementarste wäre die Pflege des Zimmerschmuckes, und zwar angefangen von der Kinderstube. Freilich, hier fehlt es eben häufig an Geschmack und Geschick zur Auswahl. Doch können wir die Hoffnung hegen, daß der auch bei uns aufblühende Dilettantismus zur Veredlung des Geschmackes auch in dieser Richtung etwas beitragen werde. Wenn Männer wie Konrad Lange und Alfred Lichtwark die Bedeutung des Dilettantismus in den bildenden Künsten so betont haben, so haben sie nicht in erster Linie an die Hervorbringungen dieser Dilettanten gedacht, sondern an die Erziehung zu Kunstliebe und Geschmack, die durch solche vielleicht unbedeutende Selbsttätigkeit zustande kommt. Wir haben gesehen, wie viel an Musikfreude und Verständnis durch den Dilettantismus gefördert worden ist. Hoffen wir, daß ähnliche Wirkungen des Dilettantismus allmählich auch auf dem Nachbargebiet der Malerei auftreten werden. Es sprechen schon manche Anzeichen dafür, so das wachsende Interesse für das Kunstgewerbe. Damit dieses Interesse immer mehr zunehme, ist freilich die Sorge für den Handfertigkeitsunterricht von nöten. Dieser gedeiht, wenn ich an die höheren Stände denke, nur privatim und sporadisch. Fehlt uns doch vor allem eine Schülerwerkstätte, wie sie in unsrer so sehr viel kleineren Universitätsstadt seit Jahren blüht. Schließlich möchte ich, wenn von Dilettantismus die Rede ist, auch noch auf die Amateurphotographen hinweisen. Daß diese so sehr viel Wertloses produzieren, soll uns nicht davon abhalten anzuerkennen, daß die Fertigkeit, die sie ausüben, doch in hohem Maße geeignet ist, das Auge zu schärfen und für Schönheit empfänglich zu machen. Damit ihre Beschäftigung wirklichen Nutzen bringe, muß sie freilich mehr als Unterhaltung, sie muß mit Studium verbunden sein. Wer nicht auch hier das Bestreben hat, die bloße Fertigkeit der Kunst anzunähern,

der kommt für die Zwecke, von denen wir reden, nicht in Betracht. Doch haben die Ausstellungen der Amateurphotographen von 1902 und 1903 bewiesen, daß es auch in Riga in dieser Beziehung ernste Dilettanten gibt.

Steht nun in Bezug auf künstlerische Entwicklung des Auges und der Hand bei uns alles noch in den Anfängen, so wird sich unsre Arbeit auf diesem Gebiet zunächst noch vorzugsweise auf die sog. höheren Stände beschränken. Sodann ist freilich der Handwerkerstand besonders zu berücksichtigen. Die enge Berührung von Handwerk und Kunstgewerbe ist ohne weiteres einleuchtend. Hier ist viel Möglichkeit zur Arbeit und Entwicklung. Doch wage ich nicht, was die Gewerbeschulen anlangt, mit einem Urteil oder Vorschlag hervorzutreten. Der großen Menge der ländlichen und der Fabrikarbeiter kann ein Verhältnis gerade zur bildenden Kunst am wenigsten vermittelt werden. An Museumsführungen, wie sie in Deutschland mit soviel Erfolg unternommen werden, können wir nicht denken. Um so weniger sollten wir eines der vorzüglichsten Mittel, auf das Volk zu wirken, ignorieren, nämlich den Zimmerschmuck. Welche Bilder finden sich in den Stuben unsrer Arbeiter? In den Stuben unsrer Dienstboten? In den Räumen unsrer Volksschule? Gewiß, es ist schwer, von diesen Dingen zu reden, solange es in unsrer Stadt noch Häuser gibt, in denen die Räume für Dienstboten so ungenügend sind. Aber auch hier sind die Verhältnisse besser geworden und werden es noch mehr werden. Und dem Einwande gegenüber, daß das Volk für Bilder zu ungebildet sei, ist nur darauf hinzuweisen, daß es sich hier eben um eines der vorzüglichsten Bildungsmittel handelt. Die Freude des Volkes am Bilde richtet sich ja freilich auf den Stoff desselben, nicht auf die Form der Darstellung, sie wird je nach Umständen religiös, patriotisch, moralisch, gemütlich geartet sein und nicht ästhetisch. Es steht da ähnlich wie mit der Freude des kleinen Kindes am Bilde. Aber ebenso wenig wie hier auf dieses Bildungsmittel verzichtet wird, ebenso wenig darf es beim Volke der Fall sein. Naturgemäß wird namentlich mit religiösen Stoffen zu wirken sein. Und wie fehlt es da an Produktionen, die zugleich farbig, wohlfeil und nicht ganz roh sind! Die peinliche Verlegenheit, in die man auch hier bei Auswahl von Geschenken geraten, ist mir noch lebhaft in Erinnerung.

Ich komme zum Ende. Vieles haben wir nur streifen können und mit vielen Einwänden uns nur im Fluge auseinandergesetzt. Es galt zunächst mehr über das ganze reiche Gebiet zu orientieren, als etwas einzelnes erschöpfend zu behandeln. Wer genaueren Einblick wünscht, dem steht eine umfangreiche und interessante Literatur zu Gebote. Nicht einwerfen sollte man gegen die gemachten Vorschläge, daß sie wieder neue Kosten mit sich bringen. Denn zum Teil handelt es sich gar nicht um neue Ausgaben, sondern nur um eine ersprießlichere Verwertung der Ausgaben, die so wie so gemacht werden. Sodann aber sei daran erinnert, daß man sich in Deutschland dessen wohl bewußt ist, daß eine Hebung der ästhetischen Kultur ein eminentes praktisches Interesse besitzt. Welch eine Rolle im Wettbewerbe der Nationen die Leistungen in Kunst, Kunstgewerbe und höherer Industrie spielen, ist klar. Diese hängen aber wieder von der Bildung in künstlerischer Beziehung ab. Hier steht alles mit einander in Zusammenhang.

Vielleicht ist die Zeit nicht fern, da es uns wünschenswert, ja unumgänglich erscheint, an den heute entwickelten Aufgaben in einem Verein zu arbeiten. Solange aber das nicht der Fall ist, hat doch jeder in seinem Hause und in seinem Berufskreise Kunstpflichten zu erfüllen. Ich will hier nicht mehr zusammenfassen. Der Eindruck, daß es auf unsrem Gebiet sehr mannigfaltige Möglichkeiten gibt, wird, so hoffe ich, entstanden sein. Eltern, Schulleiter, Lehrer, Geistliche, Künstler, Buch- und Kunsthändler, Fabrikdirektoren, aber auch Theatergaranten, sonstige Kunstfreunde und die weite wichtige Gruppe der Dilettanten werden hoffentlich zugeben, daß es sich hier nicht um bloße Worte, sondern um die Möglichkeit zu Taten handelt. Zunächst wollte ich — um ein etwas berüchtigtes Wort zu gebrauchen — „anregen". Möge es bald dazu kommen, daß festere Organisationen geschaffen werden, die den heute besprochenen Zielen in Gemeinsamkeit zustreben. Der einzelne wird leicht mutlos, wenn er auf die Fülle und Größe der Aufgaben und zugleich auf die Ungunst der Verhältnisse blickt. Gemeinsame Arbeit macht mutig und macht stark. Der einzelne denkt an seine beschränkte Lebensdauer und die unbeschränkten Aufgaben, er wird bescheiden, allzubescheiden, und zum Zusammenschluß mahnt ihn das alte schöne Wort: „Kurz ist das Leben und die Kunst ist unerschöpflich." Und doch mag das heitere Streben

vieler einzelner den Boden bereiten für eine kommende gemeinsame Arbeit in größerem Stile.

Anmerkung. Aus der reichhaltigen Literatur sei eine kleine Auslese genannt. Ich stelle die Schriften voran, denen ich besonderen Dank schulde:

W. Bode, Goethes Ästhetik. 1901. C. Neumann, Der Kampf um die neue Kunst. 2. Aufl. 1897. Verhandlungen des 13. evang.-sozialen Kongresses. 1902. Versuche und Ergebnisse der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. 3. Aufl. 1902.

K. Lange, Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. 1893. A. Lichtwark, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. 4. Aufl. 1903. A. Lichtwark, Wege und Ziele des Dilettantismus. 1899. Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Dresden. Sept. 1901. 2. Aufl. 1902. W. Rein, Bildende Kunst und Schule. 1902. Friedrich Naumann, Kunst und Volk. 1902. A. Brock, Kunsterziehung (Jahresb. der ref. Kirchenschule 1903). L. Tolstoi, Was ist Kunst? 1898.

Ausgleich.

Was überfliehn?!
was überhasten?!
Ruhiges Mühn,
ruhiges Rasten!

Eines gebe
dem Andern Gewicht:
fröhliche Freude,
fröhliche Pflicht!

Aus Cäsar Flaischlens
„Lehr- und Wanderjahren des Lebens".

Allerlei aus Schule und Haus.

Pädagogische Betrachtungen

von

Leon Goertz.

Pädagogische Fragen stehen heute auf der Tagesordnung. Die Rufe „hie Gymnasium, hie Realschule, hie Reformschule" erschallen durch alle Lande, lebhaft wird darüber gestritten, wie die Mädchenbildung in Zukunft sich gestalten solle. Bei uns speziell hat infolge der Reorganisation die Schule eine ganz andre Physiognomie erhalten, Reformen sind durchgeführt, dann abgeändert, ein neues Lehrprogramm steht in Aussicht, Erlasse über Disziplin und Schulzucht sind erschienen — kurz, alles ist in Unruhe und Bewegung.

Sollte es da nicht angebracht sein, auch in dieser Zeitschrift, die dem im Baltenlande pulsierenden geistigen Leben Ausdruck geben soll, Dinge zu besprechen, die mit Erziehung und Unterricht zusammenhängen?

Der besondere Anlaß, in dieser Frage das Wort zu ergreifen, bot sich mir, als ich in der Ruhe der Weihnachtsferien die Gelegenheit hatte, mich an einem köstlichen Buche zu erfreuen. Es ist die „Praktische Pädagogik"* des als Verfasser zweier trefflicher Bücher „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?" und „Wie werden wir Kinder des Glücks?" in weiteren Kreisen bekannten preußischen Schul- und Ministerialrats Adolf Matthias, der seinen Schatz von Erfahrungen in diesem Werke niedergelegt hat. Wenn ich mir erlaube, hier darauf hinzuweisen, so geschieht

*) Dr. Adolf Matthias, Praktische Pädagogik. 2. Aufl. München 1903, Beck. 264 S. 5 M. (a. u. d. T.: Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre. 2. Bd., 2. Abt., 1. Hälfte).

es besonders um eines Vorzugs willen, den es gegenüber andern Pädagogiken aufweist: keine Spur von trockener Kathederweisheit, die den gestrengen Herrn Schulrat durchscheinen ließe, sondern die Bekenntnisse eines Mannes, der sich der Fehler, die er selbst gemacht, bewußt ist und immer darnach gestrebt hat, durch Arbeit an sich selbst vorwärts zu kommen und der von ihm vertretenen Sache zu nützen. Daß er das delphische γνῶθι σεαυτόν sich zur Lebensregel gemacht, geht aus einer Stelle des Vorworts hervor, die ich wegen ihres charakteristischen Gepräges wiedergebe. Es heißt dort am Schluß: Die praktische Pädagogik „soll doch zur Selbstbeobachtung, Selbsterkenntnis und Selbstkritik anhalten und sich deshalb jeglichen panegyrischen Tons enthalten. Je mehr wir selbst darnach streben, zu erkennen und zu wissen, wie oft wir fehlen, umsoweniger brauchen wir Mißbehagen und Empfindsamkeit zu hegen über die vielen Unberufenen, die heutzutage an jedem Wege stehen und uns meistern. Wer in diesem Sinne die unumwundenen Urteile auffaßt, die in dieser praktischen Pädagogik ausgesprochen sind, der wird dem Verfasser nicht grollen, zumal da dieser es stets als eine große Ungnade Gottes angesehen hat, wenn man zu sehr von eigenem Urteil über seine eigene Person befangen ist und sich nicht täglich aus Selbstzufriedenheit durch Selbsterkenntnis aufzurütteln versteht."

Und dann einige Vorzüge des Buches, die seine Lektüre fesselnd und spannend machen — frische, natürliche Schreibweise, die gelegentlich vor kräftigen Ausdrücken nicht zurückscheut, derngesunder Humor und ein Zug warmer Herzensgüte, die von Herzen kommt und zu Herzen geht. Wie der Verfasser selbst über den Humor denkt, geht aus folgender Stelle (S. 7) hervor: „Die Schule kann zur Hölle werden, wenn es in ihr ohne Humor hergeht. Solch eine Schule verstößt gegen den Hauptgrundsatz alles Unterrichts und aller Erziehung, der heißt: Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden. Ein Lehrer hat alles gewonnen, wenn seine Schüler das, was sie tun, mit Freuden tun. Denn die Jugend will zuerst angeregt, dann unterrichtet sein. Lehre tut viel, Aufmunterung alles. Und dabei hat der Humor, der eine Gabe des Herzens ist, recht viel mitzusprechen." — Denselben frischen, fröhlichen Geist, der Oskar Jägers bekanntes Buch „Aus der Praxis" durchweht, finden wir auch bei Matthias.

In vier Abschnitte gliedert Matthias seine Darlegungen: der erste behandelt die Persönlichkeit des Lehrers, „d. h. was er sich selber sein soll, die Selbsterziehung", der zweite bespricht die Behandlung des Unterrichtsstoffs, der dritte die Schulzucht, „in einem bescheidenen vierten Schlußabschnitt wird, einem wehmütigen Finale entsprechend, ein Blick auf die Beziehungen zwischen Schule und Elternhaus fallen, um damit Halt zu machen an der Grenze desjenigen Gebietes, auf welchem, je nachdem Vernunft oder Unvernunft vorherrscht, die Früchte der Schularbeit aufgehen oder verdorren."

Gleich zu Beginn des ersten Teils weist der Autor auf einen großen Mangel des heutigen Unterrichtsbetriebes hin, der seinerzeit die auch bei uns vielbesprochenen Lietzschen Reformbestrebungen veranlaßte. Er sagt: „Es wird gelehrt, aber nicht erzogen. Darum sind ganze, zielbewußte, in sich geschlossene Persönlichkeiten nötiger denn je, um den Willen der Schüler zu lenken und ihn in seinem Wollen zu begeistern, damit er sich in dem Vielerlei festige und nicht verliere in den mannigfachen und vielartigen Forderungen, damit er, von fester Hand geleitet, mit Lust und Liebe an der Arbeit bleibe und nicht dem Tagelöhner gleich nur auf öden Nutzen sehe." Eine wie große Macht die Person des Lehrers hat, führt er aus, wenn er sagt: „Ob der Lehrer fest oder schwankend, ob er mit sicherer Konsequenz und mit gewichtigem Wort oder ob er mit leeren Worten nach Launen handelt, ob der Sonnenschein schlichter und kräftiger männlicher Liebe über der Aussaat scheint oder ob die drückende Nebelluft taglöhnerhafter Gesinnung auf der Arbeit lastet, das weiß die junge Welt in der Schule oft mit feinerem Gefühl zu beurteilen, als wir gemeiniglich annehmen. Kurz, die Macht der Persönlichkeit ist das Wirksamste im Schulleben; denn der Mensch wirkt alles, was er vermag, durch seine Persönlichkeit."

In dem Kapitel über „Berufsideale und Berufswirklichkeit" warnt der erfahrene Pädagog vor einem zu hohen Hinaufschrauben der Ideale, da zu hohe Ideale leicht hohl würden; aber gesunde Idealität habe auch heute noch ihr gutes Recht. „Auch heute noch erhält beständiger und anregender geistiger Verkehr mit der Jugend frisch und jung; auch heute noch erweckt Liebe Gegenliebe und bringt tüchtige Arbeit Dank." — „Wen geistige Interessen

glücklich machen, der kann im Lehrerberufe seine Rechnung finden. Wer aber immer nur daran zuerst denkt, wie er sich körperliches Wohlsein und seine äußeren Ehren am besten einrichtet, wie er sich am vollkommensten speist, tränkt und kleidet, der bleibt diesem Berufe am besten fern und baut Kohl oder ähnliche Dinge."

Daß der Lehrer die Pflicht habe, sich wissenschaftlich weiter zu bilden, damit er idealen Sinn, Arbeitsfreudigkeit und Frische bewahre, wird anschaulich bewiesen, zugleich die Bedeutung der Philosophie und Psychologie für den Schulmann betont. „Auch einmal ein gutes philosophisches Büchlein tut dem Lehrer gut." Wahre Bildung, sagt Matthias, bewahre den Pädagogen vor dem Schulmeisterdünkel — dem tumor scholasticus —, denn, „je vielseitiger er sich zu bilden strebt, um so milder wird er werden; je einseitiger er bleibt, um so schroffer wird er sein."

Goldene Worte finden wir über die Liebe zur Jugend und das Vertrauen, das der Lehrer ihr entgegenbringen soll. „Vor allem ist Liebe, Wohlwollen und Zutrauen zur Jugend notwendig. Wer diese Empfindungen nicht kennt und nur Talent zum Dozieren besitzt, und wäre er so gewaltig, daß er Berge zu versetzen vermöchte, der sollte lieber dem Lehrerberufe fern bleiben. Wo kein rechtes Zutrauen und keine Liebe wohnt, da pflegt Mißtrauen und düstere Menschenauffassung bald Platz zu greifen. Und Mißtrauen ist einer der schlimmsten Lehrerfehler. Wer seine Schüler im großen und ganzen für schlecht hält, wird bald Schlechtigkeiten erzeugen; man halte sie lieber für brav und gut, ehe sich nicht das Gegenteil zeigt; und die meisten werden gut werden. Vor allzu großer Vertrauensseligkeit wird ja klarer Blick und klarer Verstand denkende Menschen immer schützen. — Vor allem aber meide man höhnisches Benehmen, spöttisches Wesen und hämisches Ironisieren; das erzeugt sonst stillen oder lauten Widerstand und Trotz." In schlichter Weise wird die Geduld uns ans Herz gelegt und dann vor der Unfehlbarkeit gewarnt, der wir Schulmeister so leicht anheimfallen. „Der Lehrer soll vor allem nicht tun, als ob er alles wisse und könne, da das pure Unmöglichkeit ist; er soll es vielmehr schlankweg zugeben, wenn er einer plötzlich auftauchenden Schwierigkeit nicht Herr werden kann, wenn er ein Versehen begangen, wenn er sich auf etwas nicht besinnen kann, wenn er überhaupt einmal etwas nicht weiß." In die Gefahr

der Überschätzung unsres lieben Ich verfallen wir aber nicht nur im Verkehr mit der uns anvertrauten Jugend, sondern auch im Umgang mit unsren Kollegen. Unvergeßlich wird mir das Wort eines alten lieben Freundes und Amtsgenossen bleiben, der bald nachdem ich ins Amt getreten war, einst im Konferenzzimmer äußerte, er halte es für eine unanständige Manier, über die Leistungen seines Vorgängers zu schimpfen, denn man müsse doch vor allem annehmen, daß ein jeder nach bestem Wissen seine Pflicht zu erfüllen bestrebt sei. Dieser kerngesunde Optimismus klingt uns entgegen, wenn Matthias sagt: „Unkollegialisch ist es auch, in den Fällen, wo man Schüler von einem Amtsgenossen übernimmt, alle etwaigen Lücken des Wissens und Könnens der mangelhaften Tätigkeit des Vorgängers im Amt zuzuschieben. Bequemlichkeit, Eitelkeit oder Selbstüberschätzung verführen aber leicht zu diesem Fehler, den man besonders bei jüngeren Lehrern häufig bemerken kann. Es macht sich ja auch zu schön, wenn man sich demnächst mit der Gloriole eigener Erfolge umgeben kann, nachdem man zuvor den andern weidlich herabgesetzt hat."

Wenn ich bisher mehrfach Matthias selbst habe reden lassen, so tat ich es, um einen Begriff davon zu geben, wie lebensvoll er den Stoff gestaltet und welches Gewicht er auf die Entwicklung der Persönlichkeit legt, denn wer Menschen bilden und erziehen soll, muß vor allem an sich selbst arbeiten. Bei dem zweiten Abschnitt, der von der Methodik handelt, kann ich mich in diesem Essai nicht so lange aufhalten, weil das den Nichtpädagogen ermüden dürfte. Wer diesen Teil aufmerksam liest, der wird nicht nur eine Fülle von Anregung erhalten, sondern mit dem biblischen Zöllner reumütig an seine Brust schlagen und sehen, wie viel er noch zu lernen hat. Wie sehr wird z. B. in Bezug auf Anschaulichkeit des Unterrichts gesündigt, wie mangelhaft wird oft gefragt! Da können wir aus dem Abschnitt über die „Fragekunst" viel Belehrung schöpfen*. Mit dem Hinweis auf „das alte gute Salzmannsche Rezept", das sich auf S. 142 findet: „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher den

*) Die Kollegen und Kolleginnen möchte ich bei dieser Gelegenheit auf das auch von Matthias zitierte Buch von Goerth, „Die Lehrkunst", 2. Aufl., Lpz. u. Brln. 1891 hinweisen, wo besonders der Abschnitt von der Fragekunst viel Gutes bietet.

Grund in sich selbst suchen. Sobald er Kraft und Unparteilichkeit genug fühlt, dieses zu tun, so ist er auf dem Wege, ein guter Erzieher zu werden", möchte ich die Besprechung dieses Teiles schließen.

Kommen wir nun zum dritten Abschnitt, der den Titel „Schulzucht, Disziplin, Behandlung und Beurteilung der einzelnen Schüler" trägt, so weiß ich wirklich nicht, wo ich anfangen und wo ich aufhören soll. Denn man wird von schönen Gedanken und treffenden Worten förmlich überschüttet — dabei nichts von grauer Theorie, sondern alles Früchte, vom goldnen Baum der Praxis geschüttelt! Greifen wir aufs Geratewohl einiges heraus. „Nicht zu empfindlich sein!" ruft Matthias uns zu. „Empfindliche Lehrer schaden sich und der Gesamtzucht der Schule ungemein, weil sie in jedem törichten und unbedachten Worte oder in ungezogener Miene eines dummen Jungen Auflehnung gegen die Autorität der Schule und ihrer Lehrer sehen, während es doch nur jugendliche Unbedachtsamkeit oder gar Unbeholfenheit war." Und dann die Ordnungsfrage! „Ordnung und Schönheit drängen mit Recht auf treuen Ritterdienst; wer sich ihnen gelobt hat, muß auch im kleinsten gehorsam sein." — „Ordnung herrsche auch im Klassenzimmer, und der Ordnung geselle sich peinliche Sauberkeit zu." „Daß auch alle Tische und Bänke reinlich gehalten werden, daß nicht auf alle Tische und Bänke getreten wird, daß nicht Papier im Zimmer, auf den Gängen und auf dem Hof herumliegt, sondern daß es in geeignete Papierkästen geworfen wird, daß alle Utensilien auf ihren Plätzen stehen, Kreide, Schwämme, Tafellappen nicht auf der Erde herumliegen, sollte eine praktische Pädagogik als selbstverständlich übergehen dürfen; aber wie oft findet man im Leben gerade da, wo etwas selbstverständlich sein sollte, das Gegenteil; wie oft kommt man in Klassen, wo ein vollständiges Tohuwabohu von Papierschnitzeln, Brot- und Obstresten vorwaltet. Und zwischen den allen kann man dann die schönsten Erörterungen über Horaz und Goethe hören! In dieser Beziehung sollte der Schönheitssinn aller Lehrer peinlicher als peinlich sein."

Auch über das schwierige und heikle Kapitel der Lüge wird ausführlich gehandelt*. — Bei Gelegenheit der Strafen entwickelt

*) Nicht einverstanden erklären kann ich mich damit, daß Matthias bei hartnäckiger Lüge (S. 190 u. 191) körperliche Züchtigung als ultima ratio gelten

der Verfasser treffliche Gedanken über die Macht des Auges. „Im Auge des Menschen liegt eine starke Macht. Mit Recht hat man darauf hingewiesen, dass der Mensch mit dem Auge wilde Bestien zähmt; wie leicht sollte es ihm werden, alle die schlechten und verkehrten Triebe und Regungen der jungen Menschenseele zu bändigen? „Das Auge sieht's, im Herzen glüht's" sollte der erste Wahlspruch beim Strafen sein. Den zerstreuten und spielenden Schüler kann man zu Aufmerksamkeit und Sammlung bringen durch den ernsten forschenden und strafenden Blick. . . . Lässt beim Unterricht die Aufmerksamkeit und Ruhe zu wünschen übrig, so mache man eine Pause und sehe sich die Gesellschaft an mit Ruhe, Kraft und festem Willen. Die plötzliche unheimliche Stille und der feste Blick des Lehrers wird mit einem Schlage die tiefste Stille und höchste Spannung der Klasse nach sich ziehen." Wer wollte diese Worte nicht unterschreiben? Und dann die gute Hausregel: „Also maßvoll im Ton und lieber leise als zu laut sprechen — das ist eine feine Weisheit." Der von mir oben erwähnte liebe Kollege, von dem das treffliche Wort über die Schätzung des Vorgängers stammt, sprach immer leise und hat nie disziplinarische Schwierigkeiten gehabt — mancher Polterer und Schreier ist mit der Disziplin nicht fertig geworden.

Die Frage der Dislokation oder Platzversetzung wird nach Für und Wider eingehend geprüft und, obgleich der Verfasser kein Freund dieser Einrichtung ist, objektiv gewürdigt. Ich meinesteils möchte auf Grund langjähriger Erfahrung, aus der sich ergibt, wie verwirrend in Elternkreisen die Dislokation wirken kann, mich auf den Standpunkt des Autors stellen, wenn er sagt: „Nützlich ist also unter allen Umständen eine Rangordnung für den internen Hausgebrauch, aus dem man nach Bedürfnis bei Anfragen der Eltern Mitteilung machen kann unter Beifügung der nötigen

lassen will. Nach meiner Erfahrung ist es pädagogisch ganz falsch, gegen dieses Übel, dessen Anfänge und Entstehung sich psychologisch so unendlich schwer finden lassen, auch nur gelegentlich mit dem Stock vorgehen zu wollen. Der oft von Eltern gehörte Satz „ich schlage meine Kinder nur im Fall der Lüge" sollte aus unserem pädagogischen Lexikon gestrichen werden, weil durch Züchtigung mehr geschadet als genützt werden kann. Des Näheren vermag ich hier auf diese Frage nicht einzugehn, verweise aber etwaige Interessenten auf die auch von Matthias zitierte Zeitschrift „Die Kinderfehler", hrsg. von Koch, Ufer, Zimmer und Trüper. Langensalza.

Erklärung. Im übrigen trägt man besser diese Rangnummer nicht hinaus auf den Markt des Lebens und Strebens, sondern wirkt hier mit durchaus unanfechtbaren, unumstrittenen, in jedem Betracht feinen und gerechten Mitteln." — Die offiziellen Versetzungsexamina erfahren mit Recht eine abfällige Beurteilung, auf eine treffliche Einrichtung aber, die Schülercharakteristiken zum Gebrauch für die Lehrer, macht er aufmerksam. Hier erwüchse ja freilich dem Ordinarius und der Konferenz eine Arbeit mehr, aber sie könnte nur von Segen für Lehrer und Schüler sein, denn jene würden sich bemühen, ihr Urteil über die ihnen anvertrauten Kinder zu präzisieren, diese würden von ihren Erziehern sorgfältiger auf ihre Individualität hin geprüft werden.

Zu ernstem Nachdenken über die große, uns Pädagogen gestellte Aufgabe werden wir dadurch veranlaßt, was Matthias über Individualität der Kinder und deren Behandlung sagt. Er kämpft gegen die durch die heutige Massenerziehung bewirkte allzu hohe Einschätzung von Zahl und Nummer. Treffliche Bemerkungen bieten sich über den Begriff der Dummheit — ein Wort, mit dem besonders jüngere Lehrkräfte so rasch zur Hand sind. Sorgfältig prüfen soll man, ehe man aburteilt, ob nicht Denkfaulheit, Interesselosigkeit, Gleichgiltigkeit oder Flüchtigkeit ein folgerichtiges Denken behindern. Ja sogar Verschlossenheit kann bei flüchtiger Betrachtung als Dummheit ausgelegt werden, wie Matthias an der Jugendgeschichte bedeutender Männer nachweist. „Verstand und Weisheit gebrauchen Zeit, wirkliche Dummheit schwatzt früh in die Welt hinaus. Deshalb lernt der törichte Oberkellner rascher französisch parlieren, als der an solides Arbeiten gewöhnte Schüler."

Wer wollte sich dem beherzigenswerten Wink verschließen, daß man in den Augen der Kinder lesen solle? „Besonders ist es eine feine Kunst, im Auge des Schülers lesen zu können; das Auge ist der Spiegel aller Seelenregungen: hier kann man erkennen, wie der Schüler etwas aufnimmt, wie er mit Hindernissen kämpft, wie er zweifelt, glaubt und vertraut und mit welcher Willenskraft er jene Hindernisse zu überwinden sucht."

Der kürzeste Abschnitt des Buches handelt über das Verhältnis von Schule und Haus: auch hier finden wir das gesunde Urteil des praktischen Fachmannes, der es versteht, die wunden Punkte zu treffen und die Therapie für das Leiden zu bieten.

Er läßt hierbei, wie sonst auch, andre erfahrene Schulmänner zu Wort kommen. Ich verweise z. B. auf die drastische Schilderung des Gesprächs eines jungen, sehr selbstbewußten Lehrers mit einer vermeintlich schwachen Mutter: er will ihr, weil ihr Sohn seine Vokabeln schlecht gelernt habe, den Text lesen und wird dabei gründlich ad absurdum geführt. — Wenn Matthias die sog. „Elternabende mit obligaten Diskussionen und Disputationen" perhorresziert, so muß ich ihm darin beistimmen, da ich in der Lage gewesen bin, durch praktische Erfahrung deren Nutzlosigkeit einzusehen — „viel Geschrei und wenig Wolle". Wohl aber weist er auf den Segen solcher Elternabende hin, wie sie z. B. am Mariahilfer Staatsgymnasium versucht sind, wo regelmäßige Vorträge über Erziehungs- und Unterrichtsfragen einen innigeren Verkehr zwischen Schule und Haus angebahnt haben und dauernd erhalten.

Wurde ich mit der Blütenlese aus dem Matthiasschen Buche vielleicht zu ausführlich, so wolle man es mir verzeihen, daß ich durch die Menge der tiefen Gedanken mich dazu hinreißen ließ. Wer aber in der Praxis steht und sieht, wie vielfach gegen die besprochenen Dinge gesündigt wird und wie wir uns durch des täglichen Lebens Einerlei leicht dazu verlocken lassen, fünf gerade sein lassen und alles über einen Leisten zu schlagen, der freut sich über die Mahnrufe und dankt für die gebotene Anregung. — Diese Anregung veranlaßt mich, den Faden weiter zu spinnen und allerlei aus Schule und Haus zu besprechen, was im Interesse unsrer Jugend „des Schweißes der Edlen wert" ist.

Wir hören oft Klagen über das Schwinden idealen Sinnes, über Oberflächlichkeit, Blasiertheit, Interessenlosigkeit, Vergnügungssucht, ja sogar Pietätlosigkeit des heranwachsenden Geschlechts. Sollte das nicht zu ernstem Nachdenken über die Gründe dieser Erscheinungen und über Mittel zu deren Beseitigung veranlassen? — Daß in unsrer nüchternen, den realen Dingen zugewandten Zeit der Idealismus naturgemäß schwindet und vielfach als unnützes Beiwerk verachtet wird, erscheint sehr verständlich. Läßt sich aber eine gedeihliche Kulturentwicklung ohne die Pflege der höchsten Güter denken? Daß dem nicht so ist, lehrt die Geschichte: zu allen Zeiten der Blüte sind geistige Güter hochgehalten, zu Zeiten des Verfalls materielle Genüsse gepflegt worden.

Wir haben daher die Pflicht, unsrer Jugend positive Werte zu schaffen, ihr die Ideale zu erhalten, damit sie nicht von früh auf an alles und jedes Kritik anlege; wir müßten aufbauen, statt niederzureißen. Daß der kein Baumeister ist, der ein Haus nur zu zerstören, nicht aufzurichten weiß, erscheint jedem klar; verfahren wir aber im Verkehr mit der heranwachsenden Jugend nicht häufig wie solche Zerstörer? Setzen wir nicht oft die Kritik da an, wo sie nicht am Platze ist? Es gilt als guter Ton, im Familienkreise in Gegenwart der Kinder über die Lehrer und ihre Schwächen zu sprechen resp. zu spotten, — und man bedenkt nicht, welche furchtbare Gefahr darin liegt! Man wird mir einwenden, das sei immer geschehen und habe nicht geschadet; gutmütiger Scherz sei doch nicht gefährlich. Ich bin weit davon entfernt, den Humor verbannen zu wollen, aber „der Ton macht die Musik“: man räume der Jugend nicht das Recht ein, an den Personen Kritik zu üben, die von ihren Eltern als deren Stellvertreter eingesetzt sind. Wie sollen die Kinder zu ihren Lehrern Vertrauen haben und zu ihnen pietätvoll aufschauen können, wenn sie abfällige und harte Urteile über diese hören, ja sogar selbst sich solche erlauben dürfen? Ich werde es meinem Vater nie vergessen, daß er mich, als ich, ein grüner Tertianer, beim Mittagessen eine hämische Bemerkung über einen größeren Skandal bei einem unbeliebten Lehrer machte, zornig auffuhr und mich vom Tisch fortschickte. Einen unauslöschlichen Eindruck hat dieses Verfahren auf mich gemacht, und ich danke dem schon längst Verstorbenen noch heute dafür. Was Pietät sei und wie man sich seinen Lehrern gegenüber zu stellen habe, das wurde mir damals sehr drastisch veranschaulicht. Glauben die Eltern, daß ihren Kindern im Unterricht nicht das geboten werde, was ihnen gebührt, so bietet sich ihnen die Möglichkeit offener Aussprache mit den Lehrern. Uns Pädagogen erwächst anderseits die Pflicht, nicht darüber zu klagen, wie man leider oft hört, daß wir von Eltern überlaufen würden, sondern danken sollen wir dafür, wenn man uns auf Mißgriffe aufmerksam macht. „Homo sum: humani nil a me alienum puto“ haben wir uns immer wieder vorzuhalten. Natürlich wird manche törichte Klage wegen eines verwöhnten Muttersöhnchens an uns kommen; nicht schroff abweisend aber dürfen wir uns in solchen Fällen verhalten, sondern müssen bestrebt sein, den Sach-

verhalt klarzustellen, und Mißverständnisse, die sich leicht in so delikaten Fragen einschleichen, zu beseitigen. Auf Grund vieljähriger Erfahrung vermag ich zu sagen, daß aus vertraulicher und offener Besprechung mit Eltern mir viel Segen für meine Arbeit zu teil geworden ist. Aber „nur nicht empfindlich sein!" das müssen sich beide Teile auch hier immer wieder vorhalten: offen und ehrlich sei die Aussprache. Nur durch solches Zusammenwirken von Eltern und Erziehern, nur dadurch, daß wir das beste Bestreben von einander voraussetzen, können wir Positives schaffen und der Jugend die Ideale bewahren.

Und nun ein zweiter wichtiger Faktor, um positive Werte zu bieten — die Pflege der Muttersprache! Schenkendorfs schönes Gedicht hören wir wohl gern, beherzigen wir aber die vom Dichter gebotenen Lehren? Ich glaube nicht. Gerade bei unsrer Vielsprachigkeit haben wir darauf zu achten, daß die Kinder vor allem eine Sprache richtig zu sprechen lernen, und das ist doch naturgemäß die Muttersprache. Vermag das Kind in dieser sich einigermaßen rein auszudrücken, dann beginne man mit Erlernung einer andern, lasse aber nicht gleichzeitig deutsch, lettisch oder estnisch, russisch, womöglich noch französisch lernen. Abgesehen davon, daß ein kleines Gehirn unter dieser Fülle von Eindrücken leiden muß, ist es in so frühem Alter unmöglich, in allen diesen Sprachen zu gleicher Zeit gute Sprechweise zu erzielen. Mithin entsteht von vornherein ein Wirrwarr von Worten und Gedanken, eine Art Volapük, das lächerlich erschiene, wenn es nicht gar so traurig wäre. Dann wundert man sich, wenn dieselben Kinder später zerfahren und müde sind, wenn sie in der Schule nicht vorwärts kommen! Es ist in sehr jungen Jahren so viel auf sie eingestürmt, daß es nicht verarbeitet werden konnte und den Organismus schwächen mußte. Und an welche Sprache sollen sie sich bei einem derartigen Gewirr halten, wie sollen sie einen Begriff vom Wert der Muttersprache haben, wenn keine der gelernten Sprachen als besonders bedeutungsvoll sich hervorhebt? — Es könnte vielleicht scheinen, ich hätte die Farben zu dick aufgetragen — so schlimm sei es doch bei uns nicht bestellt. Gewiß gibt es, Gott sei Dank, noch genug Häuser, wo das nicht geschieht, aber alles von mir Gesagte ist der Praxis entnommen, und ich habe geradezu erschütternde Fälle erlebt.

Wie sprechen wir Erwachsenen aber selbst? — Gemeiniglich pflegt der Balte sehr stolz darauf zu sein, daß er dialektfrei spräche, und brüstet sich damit den Reichsdeutschen gegenüber. Wer aber etwas genauer zusieht, der erkennt bald, in wie arger Täuschung wir uns befinden. Wie arm ist unser Sprachschatz im Vergleich zum Westen, wie nachlässig und schlecht unser Satzbau, welcher entsetzlichen Sprachmengerei machen wir uns schuldig! Sind Ausdrücke wie „die Klinke kam ab", „er kam weg", „wir wollen von hier (statt dorthin) gehen", „laß er sagen", die Hyperbeln „wahnsinnig, wüst" 2c. bei uns nicht an der Tagesordnung? Und dann die vielen aus dem Russischen entlehnten Kunstausdrücke, die aus purer Bequemlichkeit tagtäglich gebraucht werden! In einem sehr beherzigenswerten Artikel in der „Düna-Ztg." wurde neulich an sehr drastischen Beispielen klargelegt, welch ein Kauderwelsch man oft hört: „ich habe eine задача zu machen", „mein дневникъ ist zu Hause", wir haben heute исторія" und ähnliche Wendungen werden in der Schulsprache nachgerade gewöhnlich. Ist das aber nicht eine Folge der lässigen Sprache der Erwachsenen? Wir müßten uns doch schämen, daß, um mit Wustmann* zu reden, „täglich schönes wertvolles Sprachgut weggeworfen wird wie ein alter Handschuh", und uns darüber klar sein, daß wer seine Muttersprache nicht achtet, eines Halts und einer Stütze für das ganze Leben beraubt wird. Wer die Muttersprache nicht als Kind wie ein köstliches Kleinod lieben und schätzen gelernt hat, das man hegen und pflegen muß, der wird sich im späteren Leben ihrer leicht entäußern. Muß da nicht ein Geschlecht von Kosmopoliten heranwachsen, das in unsrer Zeit der ausgeprägten Nationalitäten nicht mehr zu brauchen ist und zum alten Eisen geworfen wird.

Man pflege also am häuslichen Herde liebevoll die Muttersprache; die Schule hat sodann weiterfördernd einzugreifen. Gerade jetzt, wo in der Schule das Deutsche nicht mehr Unterrichtssprache ist, erwächst die dankbare Aufgabe, die Stunden möglichst interessant

*) Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. Leipzig.

Eben erhalte ich „Plaudereien eines Altmodischen von Lic. E. Bröse, Lpz. 1903, ein Buch, in dessen erstem Kapitel „zu dem Kampfe für die deutsche Sprache" viele beherzigenswerte Winke enthalten sind.

Auch die „Baltische Monatsschrift" hat sich durch Schaffung des Abschnitts „Zur Schärfung des Sprachgefühls" ein großes Verdienst in dieser Frage erworben.

und anregend zu gestalten. Neben dem grammatischen, orthographischen und Aufsatzunterricht sollte der Lektüre eine besonders hohe Stellung eingeräumt werden. Geschmack und Schönheitssinn werde durch taktvolle Behandlung formvollendeter prosaischer und poetischer Stücke von früh auf gebildet, guter Deklamation werde die passende Würdigung zu teil. Und welche Freude bereitet derartige gemeinsame Arbeit Lehrern und Schülern! Beide Teile sind gehoben und erquicken sich an diesem köstlichen Jungbrunnen. Noch kürzlich las ich mit meinen Sextanern Kopischs Gedichte „Die Heinzelmännchen", „Des kleinen Volkes Überfahrt", „Tomte i Garden" und konnte dabei in dem erwähnten Genuß schwelgen. Wie leuchteten die Augen der kleinen Männer, wie rege waren sie bei der Sache, ein wie feines Verständnis hatten sie für des Dichters Eigenart, für das Vorführen der Geisterwelt, für den Humor! Im allgemeinen muß der Grundsatz betont werden, daß man dichterische Kunstwerke nicht „zerkläre"*, sondern sie selbst wirken lasse. Es ist kein Unglück, wenn dieses oder jenes Wort unerklärt bleibt; haftet das Dichterwerk im Gedächtnis als abgeschlossenes künstlerisches Ganzes, dann hat die Behandlung unschätzbaren Nutzen gebracht und Liebe zur Sache erweckt. Wecken wir in dieser Weise den ästhetischen Sinn der Jugend, dann gewöhnt sie sich Freude zu gewinnen am Positiven.

Als wichtige Ergänzung des im Unterricht Gebotenen hat sodann zu Hause eine gut geregelte Lektüre einzutreten. Es würde mich zu weit führen, wenn ich an dieser Stelle auf die Frage der Jugendliteratur eingehen wollte. Ein Hinweis auf einige einschlägige Publikationen** genüge.

---

*) Sehr beherzigenswert spricht über diese Frage J. Loewenberg in dem Vorwort zu seiner hübschen Auswahl lyrischer Gedichte „Vom goldenen Überfluß", die neben Echtermeyers Auswahl deutscher Gedichte und dem „Hausbuch deutscher Lyrik" von Avenarius in jedem Hause zu finden sein sollte. — Viel Schaden haben in Lehrerkreisen die Kommentare von Leimbach u. ä. gebracht, die an das Gespräch zwischen Götz und seinem Sohne Karl über die Burg Jaxthausen erinnern.

**) H. Wolgast, Das Elend unsrer Jugendliteratur. Hamburg 1899. — Jugendschriften-Warte, Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften. Hamb. Redakteur H. Wolgast. — Empfehlenswerte Jugendschriften, hrsg. von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften. Lpz. Wunderlich. 1904.

Aber nicht nur das gesprochene und geschriebene Wort soll den Schönheitssinn der Jugend wecken, sondern wir sollen sie auch in dem großen Buch lesen lassen, das nach Goethes Wort „auf allen Blättern einen großen Inhalt aufzuweisen hat" — in der Natur. Da muß Schule und Haus ebenfalls Hand in Hand gehen. Es ist eine Errungenschaft unsrer Zeit, daß man auf die Pflege der Naturkunde größeren Nachdruck legt, daß man in diesem Unterricht nicht mehr tote Systematik treibt, sondern induktiv von der Beobachtung der Pflanzen und Tiere zur Klassifizierung schreitet und vor allem sehen und beobachten lehrt oder wenigstens lehren will. Welch schöne Gelegenheit bietet sich nun uns Eltern, auf Spaziergängen mit unsren Kindern das weiter auszubauen, was diese im Unterricht gelernt; ja sie haben sogar die Möglichkeit, uns über manches zu belehren, was in unsrer Schulzeit nicht geboten ward. Kommt nun noch häusliche gemeinsame Blumenpflege oder, wo ein Garten vorhanden ist, gemeinsame Gartenarbeit hinzu, so wird eine große Anzahl von Interessen in den Gesichtskreis der Kinder gebracht, die sie lehren, ideale Güter zu pflegen, den Schönheits- und Ordnungssinn zu betätigen, ihre Kräfte gut zu verwerten. — Endlich darf ein Faktor in der Jugenderziehung nicht vernachlässigt werden — die Pflege des Tieres. In jedem Hause, wo Kinder sind, müßte wenigstens ein Tier vorhanden sein — sei es ein Vogel, ein Hund, eine Katze —, das der Obhut der Kinder anvertraut wird. Wer es gelernt hat, für lebende Wesen zu sorgen, die Blume in Haus und Garten zu pflegen, ihr Wachstum zu beobachten, der wird vor gedankenloser Tierquälerei, vor sinnlosem Zertrampeln von Feldern, törichtem Abreißen von Trieben und ähnlichem zu Rohheit ausartendem Unfug bewahrt, weil er es nun versteht, Gottes Geschöpfe zu achten und den Schöpfer zu bewundern.

Gab ich im Vorstehenden einige erprobte Hausmittel zur Pflege idealen Sinns, zur Erhaltung frischen, fröhlichen Jugendmutes, so ist selbstverständlich noch außerdem die Pflege des Spiels, der körperlichen Betätigung, der Fußwanderung zu nennen. Hierüber brauche ich mich nicht weiter auszulassen, da ich meine Meinung und Erfahrung darüber schon früher geäußert habe*. —

*) Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß der im J. 1901 in der Universitätsstadt eröffnete Turn- und Spielplatz die gehofften Wirkungen erzielt

Es gibt aber noch manchen wunden Punkt, den ich berühren muß, wenn es heißt, gegen Blasiertheit und Vergnügungssucht kämpfen. Wir müssen bestrebt sein, unsern Kindern möglichst lange die Kindlichkeit zu bewahren, zugleich Einfachheit und Anspruchslosigkeit in das Leben mitzugeben. Bieten wir aber oft nicht das zu früh, was einem späteren Alter vorbehalten bleiben sollte? Die zu früh inszenierte Tanzstunde und die damit zusammenhängenden „Kinderbälle" haben in dieser Hinsicht unsäglichen Schaden gestiftet. Ich bin weit entfernt davon, eine Lanze gegen das Tanzen schwingen zu wollen, aber man halte möglichst lange damit zurück, auf daß unsre Knaben und Mädchen nicht „Herrchen" und „Dämchen" werden, die sich in der Nachahmung der Großen gefallen. Wird bei uns nicht schon zehn- und elfjährigen Kindern, wenn nicht gar früher, das Tanzen systematisch gelehrt und in ihnen dadurch das Bedürfnis nach „Tanzgesellschaften" erweckt? Der unbefangene Spieltrieb ist in diesem Alter noch so rege, die Geschlechter sondern sich noch so sehr von einander ab, daß es nicht nötig ist, ihnen das vorzeitig zu schaffen, was später einmal kommen soll. Bei herannahenden Jünglings- und Jungfrauenalter macht sich das schon von selbst — dann möge die Tanzstunde eintreten.

Ebenso gefährlich ist die Beteiligung an öffentlichen Veranstaltungen, wie Bazaren, Theateraufführungen 2c. in zu frühem Alter: oft werden da unausrottbare Keime zu Gefallsucht und Eitelkeit gelegt. — Und dann die Einfachheit! Wie oft habe ich gegen die zu frühzeitige „Schwitesse" mit Kragen, Slipsen, Manschetten, Vorlegern kämpfen müssen, und bin leider im Kampfe unterlegen! Es sei doch absolut nötig — heißt es —, der Junge bäte so sehr darum 2c. Für einen solchen Buben, der am liebsten in jedem freien Moment sich mit den Kameraden herumprügelt, weil er den Überschuß an Kraft verwerten muß, paßt das Herrenkostüm noch gar nicht, während die malerische Bluse in ihrer bequemen Schmiegsamkeit seinem ganzen Habitus entspricht. Man wird mir vorwerfen, ich sei kleinlich, wenn ich solche Dinge aufzähle, aber aus vielen Kleinigkeiten setzt sich das Große zusammen — und in der Erziehung hat man hauptsächlich mit Kleinigkeiten zu tun. Und wie viel Geld wird für solche Dinge unnütz aus-

hat und daß die Schülerwerkstatt des Livländischen Hausfleißvereins von Jahr zu Jahr regere Beteiligung aufweist. Wann folgen unsre andern Städte?

gegeben! In den Übergangsjahren, die sich bei manchem sehr lange ausdehnen, kommt dieses Achten auf den äußeren Menschen schon von selbst — wir Eltern und Erzieher dürfen da nicht fördern, sondern möglichst lange zurückzuhalten suchen, um Einfachheit und Natürlichkeit zu erhalten. Ja, auf Sauberkeit und Ordnung sollen wir sehen, aber kein Geckentum züchten. Ist es nicht ein Widerspruch, wenn ein Junge im Gebrauch des Waschwassers außerordentlich sparsam ist, an seinem Halse „die litauische Grenze" deutlich sehen läßt, von reinen Fingern und Nägeln sehr unklare Vorstellungen hat, dabei aber auf Slips und Manschetten sich etwas zu gute tut.

Und wie viel gesündigt wird in der Frage des Taschengeldes! Da schenken liebe Verwandte zum Geburtstag, zu Weihnachten, vielleicht auch sonst dem unreifen Buben ganz erkleckliche Summen. Ist es nun nicht menschlich, wenn er sich für einen Krösus hält und mit Geld um sich wirft? Bei Süßigkeiten fängt es an, in der Bierstube spielt das Finale. Später wundert man sich, wenn der Jüngling auf Abwege gerät und vergißt, daß man selber ein gut Teil Schuld trägt. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Wer als Schüler nicht den Wert des Geldes kennen gelernt hat, der wird auf der Universität zum Schuldenmacher. Daher auch die vielfach unter Studenten verbreitete Meinung, Schuldenmachen sei nichts Verwerfliches — und man vergißt dabei, daß die alten Römer, die klaren Köpfe, für Schulden eine so treffliche Bezeichnung hatten: aes alienum — fremdes Geld! Kinder sollen früh mit Geld umzugehen lernen, zumal in unsrer Zeit, wo der Kampf ums Dasein immer ernster wird und wir ein starkes, tüchtiges Geschlecht brauchen, das imstande ist, sich Entbehrungen aufzuerlegen. Wenn wir die Einfachheit pflegen, unnütze Genüsse fernhalten, den Körper kräftigen, dann werden wir auch einen Damm gegen die immer mehr überhand nehmende Nervosität vorbauen können.

Bei der Frage der Nervosität sei noch ein andres ernstes Mahnwort ausgesprochen. „Mein Sohn muß mit 18 Jahren die Schule absolviert haben; er hat das Zeug dazu. Nur nicht sitzen bleiben. Als ich so alt war, ꝛc." Hört man Ähnliches nicht oft genug? Dabei wird aber vergessen, daß die Verhältnisse sich völlig geändert haben. Die jetzige Generation hat die doppelte, wenn

nicht dreifache Arbeit zu leisten infolge des Wechsels der Unterrichtssprache und des riesigen Wachsens der Anforderungen in der Mathematik. Und da soll die Aufgabe in derselben Zeit wie früher geleistet werden! Dazu kommt die infolge des unruhigeren Treibens der Gegenwart entschieden gesteigerte Nervosität. Deshalb lasse man seiner elterlichen Eitelkeit nicht die Zügel schießen und denke daran, daß der Körper nur so lange seine Funktionen gut erfüllen kann, als die geistigen Anforderungen nicht überspannt werden. Die Frage ist sehr ernst; man prüfe und beobachte, wie viel den Kindern zugemutet werden darf, ohne daß sie körperlich und seelisch Schaden leiden.

Ich bin am Schluß. Sollte ich bisweilen etwas derb zugegriffen haben, so bitte ich, mir das nicht übel zu nehmen, denn ich tat es, weil ich auf Grund praktischer Erfahrung zur Überzeugung gelangt bin, daß diese Dinge besprochen werden müssen, wenn wir vorwärts kommen wollen. Im Bewußtsein eigenen mangelhaften Könnens, aber zugleich im Bewußtsein dessen, daß wir unser Ziel hoch stecken müssen, habe ich es unternommen, auf bestehende Mängel hinzuweisen, und versucht, einige Hilfsmittel zu nennen. Manche andre Frage hätte noch angeschnitten werden können, ich mußte mich aber beschränken, da meine Darlegung schon ziemlich lang geworden ist und ich nicht mehr Raum beanspruchen durfte.

Drei Hoffnungen möchte ich schließlich aussprechen. Möge das Studium des Matthiasschen Buches manchem Fachgenossen dieselbe reiche Anregung und Stärkung bringen wie mir, möge richtiger Idealismus und die Freude am herrlichen Lehrerberuf bei uns immer mehr gekräftigt werden, möge endlich das Band zwischen Schule und Haus so fest geknüpft werden, als es möglich ist, zum Segen für unsre Jugend und unsre geliebte Heimat.

Über die gegenwärtige estnische Presse.

Von

P. **Gustav Haller.**

Wenn ein Wachstum der Presse auf ein Wachstum der Bildung schließen läßt, so muß man sich über die estnische Presse freuen, wenn man sieht, wie schnell sie im Verlauf von weniger als 50 Jahren herangewachsen ist. Leider ist diese Freude keine ungetrübte, denn der in der Mehrzahl der Blätter herrschende Ton beweist, daß die innere Bildung des Herzens und Gemüts, ohne die es wahre Bildung und Kultur nicht geben kann, nicht immer gleichen Schritt gehalten hat mit der äußerlichen Bildung des Verstandes.

Die ersten Versuche, eine estnische Presse zu begründen, sind von Pastoren gemacht worden, und zwar von A. W. Hupel 1766: „Lühikene õpetus, milles kõikfugu inimeste ja lojuste arstimised teada antakse-kõik maarahwa heaks"; von Oldekop-Pölwe und v. Roth-Kannapäh 1806: „Tarto-ma rahwa Näddali Leht"; und 1821 von O. W. Masing: „Marahwa Näddala-Leht". Diese Versuche scheiterten aber alle sehr bald, wohl wegen Mangel an Abonnenten. Als das Geburtsjahr der estnischen Presse kann man daher erst das J. 1857 bezeichnen, denn seit 1857 gibt es ununterbrochen estnische Zeitungen, und zwar erschienen 1857 zwei Wochenblätter, zu Anfang des J. 1903 dagegen erschienen zwei Tagesblätter, ein dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt, 7 Wochenblätter und außerdem noch Fachzeitschriften, wie „Põllumees" (Der Landmann) und „Mesilane" (Die Biene) und einige regelmäßig herausgegebene Vereinsblätter, Festalbums u. dgl. Endlich erscheint auch noch in Nord-Amerika alle zwei Monate einmal ein estnisches

Blatt „Amerika Eesti Postimees" (Estnischer Postbote in Amerika) unter Redaktion des Pastors H. Rebane. — Zum Schluß des J. 1903 hat sich die Zahl der Blätter noch um ein zweimal wöchentlich erscheinendes Blatt vermehrt und auch die bereits bestehenden haben sich zum Teil bedeutend vergrößert.

Im Folgenden will ich nun, einer Aufforderung der Redaktion der „Baltischen Monatsschrift" folgend, versuchen, einen kurzen Überblick über die gegenwärtig bestehende estnische Presse zu geben, wobei ich die geschichtlichen Daten einem im sechten Hefte des Vereinsalbums estnischer Studierender[1] erschienenen Artikel entnehme.

Bei der Fülle des Stoffes und der Knappheit des mir zur Verfügung gestellten Raumes ist es mir natürlich nicht möglich, eine vollständig erschöpfende Charakteristik der einzelnen Blätter zu geben. Ich möchte nur, indem ich sie kurz beleuchte, die Aufmerksamkeit der deutschen baltischen Gesellschaft darauf lenken, daß die estnische Presse zu einem bedeutsamen Faktor im baltischen Leben herangewachsen ist, mit dem gerechnet werden muß. Diesen Faktor darf weder der Pastor übersehen, der, um seine Gemeinde wirklich kennen zu lernen, sich auch mit den verschiedenen sie beeinflussenden Strömungen bekannt machen will, noch der Gutsherr, der das Wohl seiner Leute im Auge hat und darum bestrebt ist, ihre Wünsche und Nöte kennen zu lernen. Diese würden übrigens gewiß mehr Berücksichtigung finden, wenn die estnische Presse sie nicht häufig in gehässigster Weise vorbrächte. Denn jetzt muß man sich oft durch einen Wust von ungerechtfertigten Gehässigkeiten und erlogenen Verdächtigungen hindurchlesen, um einige Wahrheiten zu erfahren. Es ist daher kein Wunder, wenn letztere nicht zur Geltung kommen, was doch entschieden wünschenswert wäre.

Mit meiner Arbeit möchte ich also einerseits dazu beitragen, die Aufmerksamkeit der deutschen Gesellschaft auf die wachsende Bedeutung der estnischen Presse zu lenken, über die man sich freuen muß, soweit sie das wahre Wohl des estnischen Volkes fördert. Anderseits aber möchte ich damit die christliche Gesellschaft auf eine ihr drohende Gefahr aufmerksam machen. Die estnische Presse treibt nicht etwa bloß nationale Propaganda, will nicht

[1]) „Eesti Üliõplaste Seltsi Album". 6. leht. 1903.

bloß Rechte und Einfluß deutscher Autoritäten bekämpfen und beseitigen, es sind auch nicht bloß sozialdemokratische Ideen, die in einzelnen Blättern eifrig verfochten werden, es ist vielmehr ein direkt unchristlicher Geist, der da öfters in allerlei Ausfällen zu tage tritt, die, soweit es nur hier zu Lande äußerer Umstände wegen möglich ist, das Christentum zu verdächtigen und lächerlich zu machen suchen.

Wäre es nicht endlich an der Zeit, daß alle Bewohner unsres baltischen Landes, die Gott geben wollen, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, kleinlichen nationalen Reibereien ein Ende machen und sich vereinen zu gemeinsamem Kampfe gegen Angriffe, die überhaupt jede Autorität zu untergraben drohen, die das schlichte Volk in seiner normalen, vorwärtsschreitenden Entwicklung irreführen und seinen gesunden Sinn vergiften, ja die auf Umstürzung der Grundlagen des christlichen Staates und der christlichen Gesellschaft hinzielen!

* * *

I. Das älteste unter den gegenwärtig erscheinenden Blättern ist der „Postimees" (Postbote). Er wurde am 5. Juni 1857 von J. W. Jannsen unter dem Namen „Perno Postimees" (Pernauscher Postbote) begründet mit der Tendenz, in friedlichem Geiste wirkend, die Volksbildung zu heben und das Volksleben zu bessern. Er gewann allmählich über 2000 Abonnenten. Als Jannsen 1863 aus Pernau nach Dorpat zog, übernahm die Redaktion des Blattes der Küster Lorenzsonn, der es bis 1880 redigierte und zuletzt nur noch 500 Abonnenten hatte. Seit 1880 begann der „Perno Postimees" unter der Redaktion von Lipp und Dr. E. Jannsen, angesteckt von der „Sakala", heftige Ausfälle gegen Gutsbesitzer und Pastoren zu bringen, lenkte aber bald wieder in friedlichere Bahnen ein. Er wurde 1886 von Dr. Hermann übernommen, nach Dorpat übergeführt, nun einfach „Postimees" genannt und 1891 in ein Tageblatt umgewandelt. Seit 1896 wird der „Postimees" von Cand. jur. J. Tönisson unter Mitarbeit einiger livländischer Pastoren estnischer Nationalität redigiert und von andern Zeitungen für ein Pastorenblatt gehalten, wogegen er selbst jedoch protestiert.

Über die gegenwärtige Stellung des Blattes referiert ein Amtsbruder von mir folgendermaßen: „Der „Postimees" will das „öffentliche Organ des estnischen Volkes" (Awalik eesti rahwa healekandja) sein. So nannte er sich noch zu Anfang des J. 1903. Den Titel führt er jetzt nicht mehr, aus welchem Grunde, ist mir unbekannt. Doch daß er es ist, ist jedenfalls eine Illusion. Es ist nicht die Stimme des Estenvolkes, die hier redet, sondern die Stimme des gebildeten Esten, oder richtiger: einer Partei unter den gebildeten Esten. Und ebensowenig wie es die Meinungsäußerung des schlichten Mannes ist, so wenig ist es auch für den schlichten Mann. Ein Volksblatt im gewöhnlichen Sinne ist es nicht und will es auch nicht sein.

Von dem Gros der estnischen Presse unterscheidet sich der „Postimees" immerhin ganz vorteilhaft dadurch, daß er nicht nur von Bildung redet, sondern sie auch durch einen verhältnismäßig vornehmeren Ton beweist. Alberne und witzlose Klatschereien, wie sie so häufig in andern Blättern vorkommen, habe ich im „Postimees" nicht gefunden. Ich will damit nicht sagen, daß er überhaupt nicht schmäht; „Deutscher" (Saks), „Gutsbesitzer" (Mõisnik) und „Nordlivländische Zeitung" sind auch ihm Begriffe, die er nicht ohne Erregung nennen kann. Aber die Angriffe sind doch mehr gelegentlich, er sucht nicht gerade nach schmutzigen Geschichten, die er seinen Lesern auftischen könnte; auch sind seine Angriffe doch immer mehr sachlich [1].

Daß es zwischen der deutschen Gesellschaft und der estnischen Presse Meinungsverschiedenheiten gibt, ist nicht zu verwundern. Es liegt eben eine ganz verschiedene Betrachtungsweise aller Verhältnisse vor. Der „Postimees" sucht dem einmal in einem sehr

[1]) [Es muß hier bemerkt werden, daß in letzter Zeit, nach dem Niederschreiben des oben wiedergegebenen Berichts, die antideutsche Haltung des „Postimees" allerdings immer schroffer hervorgetreten ist. Das hängt mit der jüngsten Zuspitzung der nationalen Gegensätze speziell in der Embachstadt zusammen. Im übrigen darf eine Beurteilung der Haltung des „Postimees" das Blatt selbst nicht mit seinem Redakteur Tönisson verwechseln und identifizieren. Der „Postimees" war maßvoller als „Tönisson"; dieser ist persönlich in seiner Unreife und seinem verbohrten und unbesonnenen Übereifer der größere Hetzer gewesen, und zwar in seinen Eigenschaften als Stadtverordneter, als Präses des landwirtschaftlichen Vereins, als Vorstand des Vereins „Wanemuine" usw.

Die Red.]

bezeichnenden Artikel auf den Grund zu kommen: „Woher kommen die Meinungsverschiedenheiten?“ (1903, Nr. 8—10). Er kommt zum Resultat, die Meinungsverschiedenheit rühre daher, daß der Deutsche nach Macht strebt, der Este nach Recht, der Deutsche um die verlorene Macht trauert, der Este hierin nicht mit ihm trauern kann. Es liegt vielleicht manches Wahre darin, nur berücksichtigt der „Postimees“ und die ganze estnische Presse nicht, daß auch die Macht eine Rechtsbasis haben kann und dann nur durch einen Rechtsbruch genommen wird, und daß auch das Streben nach Recht in unrechtmäßiger Weise geschehen kann. Ein stetes Hervorkehren des Rechts, wie der „Postimees“ es gern tut, ist übrigens ein sehr bequemer Standpunkt. Wo es paßt, beruft man sich auf allgemeine Menschenrechte, um Sonderrechte zu bekämpfen, wo es paßt, stellt man sich auf den Rechtsstandpunkt der Gesetzesparagraphen, um eigene Sonderrechte zu schützen, und so ist man immer im Recht. Doch das tut ja nicht nur der „Postimees“, — das ist allgemein menschlich.

Das Streben des „Postimees“ geht auf volle Gleichberechtigung der estnischen Nation mit der deutschen. Aus diesem Streben erwächst auch der Kampf gegen die vermeintliche Nichtachtung des Estenvolkes und seiner Sprache durch viele deutsche Pastoren. Wenn ein Pastor sich nicht die Mühe nähme, ordentlich estnisch zu lernen, so dokumentiere er Nichtachtung seiner Gemeinde, seines Amtes, ja seines Glaubens, da ja in der lutherischen Kirche aller Nachdruck auf rechter Wortverkündigung ruht. Das beherzigenswerte Wahrheitsmoment dieser Ausführung wird übrigens abgeschwächt, wenn man aus demselben Artikel sieht, wie kleinlich, fast läppisch geurteilt wird: aus dem Gebrauche des Ausdrucks „Landvolk“ (maa-rahwas — ein veralteter Ausdruck für „estnisches Volk“), oder „Landsprache“ (maa keel) seitens eines Pastors deutscher Nationalität wird geschlossen, daß dieser vom Geiste des Heilandes nicht einen Hauch verspürt hat! Übrigens sind solche Artikel über die Sprache der Pastoren ganz vereinzelt.

Die Stellung des „Postimees“ zur Kirche ist keine feindliche; er bekundet vielmehr ein gewisses Interesse für sie, doch auch hier steht die rechtlich geordnete Institution im Vordergrunde des Interesses. Er orientiert seine Leser über die ihnen zustehenden Rechte und Pflichten bei den Wahlen und sonstige kirchenrechtliche

Bestimmungen; er fordert rechte Sorgfalt in der Wahl der Konventsdelegierten: es müßten aufgeklärte Männer sein, die sich nicht von jedem ins Schlepptau nehmen lassen, z. B. sei die Wahl von Gemeindeschreibern zu Delegierten nicht ausgeschlossen. Die eigentliche religiöse Stellung des „Postimees" ist nicht klar ausgesprochen. Der Grundsatz der pietätvollen Berücksichtigung des religiösen Gefühls anderer kommt bisweilen zum Ausdruck; den kirchlichen Festen wird durch Gedichte christlicher Färbung oder dergleichen Rechnung getragen. Nach dem ganzen Ton und gelegentlichen Bemerkungen zu urteilen, scheint der Standpunkt modern-liberal oder religiös-indifferent zu sein. Über Kirche, Konfession und Religion steht ihm jedenfalls die Nation. — Ähnliche Berücksichtigung wie das lutherische Schul- und Kirchenwesen findet auch das griechisch-orthodoxe.

Das politische Glaubensbekenntnis scheint auch durchaus liberal oder sozialistisch zu sein. Bezeichnend ist, daß mit großer Ausführlichkeit über die ausländischen Genossenschaften, Streike usw. berichtet wird.

Besonders ist nun ferner das Bestreben des „Postimees" auf Bildung und Hebung des Estenvolkes gerichtet, zugleich auf Hebung des nationalen Bewußtseins. Da sind interessante Studien über Sitten und religiöse Gebräuche der alten Esten; da sind gute Artikel zur Hebung der Volksbildung und Wohlfahrt, so über Kindererziehung; auch die Bekämpfung der Trunksucht im Sinne der Abstinenz läßt er sich angelegen sein. Doch laufen auch solche Artikel unter, die nicht gerade zur Hebung der Bildung und Sittlichkeit einer doch wesentlich bäuerlichen Bevölkerung dienen, so z. B. einer über Entwicklung der Ehe von ziemlich tierischen Anfängen durch Polygamie oder Polyandrie zu der Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe.

Im Feuilleton sucht der „Postimees", wie es scheint, mit der modernen Literatur bekannt zu machen; es finden sich meist Übersetzungen Moderner: so Frenssen, Zola, Maurus Jokai ꝛc., auch Originalskizzen in der modernen nebelhaften Art. Sittlich Anstößiges habe ich jedoch nicht bemerkt. Außerdem gibt er im Feuilleton Reisebeschreibungen, Briefe aus Paris usw. Die Volkswohlfahrt sucht der „Postimees" ferner durch Veröffentlichung von Vorträgen über landwirtschaftliche Fragen zu heben. Ganz

besonders berücksichtigt er endlich das Vereinsleben und die Pflege schöner Künste daselbst und erstattet eingehend darüber Bericht, so daß manche Nummern fast damit ausgefüllt sind."

Als Monatsbeilage bietet der „Postimees" ein von Pastor Bergmann gut redigiertes Kinderblatt, das hübsche Erzählungen und Bilder enthält. Der Abonnementspreis beträgt mit Zustellung 5 Rbl. jährlich.

*

II. Das zweitälteste Blatt ist der „Eesti Postimees" (Estnischer Postbote), im J. 1864 auch von Jannsen begründet. Dies Blatt begann zuerst sog. „vaterländische" Artikel zu bringen, indem es gegen Germanisierung polemisierte und das estnische nationale Bewußtsein zu heben suchte. Es mahnte zu Gründung von Vereinen, zu Kauf der Pachtstellen, zu Erweiterung des Schulprogramms (durch Naturwissenschaften) und Ausdehnung der Schulzeit usw. Er brachte zuerst heftige Ausfälle gegen die Geistlichkeit aus der Feder C. R. Jakobsons, dem jedoch 1870 das Blatt verschlossen wurde. Von 1870—1880 polemisiert es häufig gegen Jakobson, geht aber dann 1880—82 unter Grenzsteins Redaktion mit der „Sakala" Hand in Hand. Von 1882 an wird das Blatt wieder friedlicher, zuerst unter Dr. Hermanns (1882—86), dann J. Tülks (1886—93) Redaktion.

Seit 1893 wird der „Eesti Postimees" in Reval von August Busch herausgegeben. Als verantwortlicher Redakteur und Herausgeber zeichnet Busch auch eben noch, de facto ist aber das Blatt an ein Korsortium übergegangen, zu dem unter anderen auch der Redakteur des „Postimees" gehört. Es hat dieselbe Richtung wie der „Postimees", scheint sich mir aber von letzterem vorteilhaft dadurch zu unterscheiden, daß er in weniger schroffer Weise gegen die Rechte andrer Nationalitäten polemisiert und sich nicht nur estnischen, sondern auch deutschen Pastoren gegenüber fast aller Gehässigkeiten enthält.

Für 3 Rbl. jährlich bietet das Blatt recht viel. Es bringt außer politischen und Tagesnachrichten Leitartikel über Hausunterricht, Schulen, Aufgabe der Vereine 2c., Belletristik unanstößigen Inhalts, Korrespondenzen aus allen Gegenden, natürlich mit besonderer Berücksichtigung des estnischen Vereinslebens, ein landwirtschaftliches und ein von Pastor Eberberg redigiertes Missions-

Beiblatt, in dem außer der Leipziger auch die finnische Heidenmission, sowie die verschiedenen Zweige der inneren Mission besondere Berücksichtigung finden.

Zum J. 1904 kündet der „Eesti Postimees" eine bedeutsame Veränderung an. Ohne Erhöhung des Preises will er von dann an statt einmal, zweimal wöchentlich erscheinen und in einem wissenschaftlichen Beiblatt belehrende Artikel über Geschichte, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaft, Physik, Ackerbau, Rechtswissenschaft, Hygiene usw. bringen, um auf diese Weise es den Abiturienten der Dorfschulen zu ermöglichen, sich weiter auszubilden. Die Missionsbeilage dagegen scheint leider einzugehn, womit wohl eine Konzession den Hetzereien gewisser andrer estnischer Blätter gemacht wird, denen nichts so verhaßt zu sein scheint, als die Mission, d. i. das Werk der Ausbreitung des Christentums. — Im übrigen will der „Eesti Postimees" nach wie vor in friedlichem Geiste und sachlichem Tone nach Kräften die Volkswohlfahrt in kultureller und ökonomischer Hinsicht zu fördern suchen, den Grundsatz festhaltend: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt" (Rahu kosutab, waen kautab). Wo es das Volkswohl erfordert, will er stets fest auftreten und jedem offen die Wahrheit sagen, jedoch ohne Zorn und Haß. — Wenn das Blatt hält, was es verspricht, so wäre das sehr erfreulich.

*

III. Das drittälteste unter den gegenwärtigen Blättern ist das 1875 vom damaligen Pastor zu Keinis, später Superintendenten in Reval, A. H. Haller gegründete „Ristirahwa Pühapäewa leht" (Christliches Sonntagsblatt). Nachdem A. H. Haller zum Prediger zu St. Olai in Reval berufen worden war, übernahm 1877 die Redaktion des Blattes der Pastor zu Kusal, Woldemar Kentmann, und redigierte es — in den letzten Jahren im Verein mit seinem Sohne Wilhelm K., Pastor zu Goldenbeck — bis zu seinem Tode (1901). Danach behielt der Sohn die Redaktion des Blattes, und seit dem 27. April 1903 zeichnet als zweiter Redakteur der Pastor zu Haggers, Propst K. Thomson.

Das Sonntagsblatt, welches das kleinste und daher auch das billigste unter allen Wochenblättern ist (es kostete in der allerersten Zeit mit Zustellung 1 Rbl. 40 Kop., jetzt 1 Rbl. 70 Kop. jährlich), will natürlich keine politische Rolle spielen, sondern dem Volke für

einen wohl für fast alle erschwingbaren Preis eine gesunde christliche Lektüre bieten. Es gibt Schriftbetrachtungen, belehrende Artikel über Kirchen- und Schulwesen und Wohltätigkeitseinrichtungen, Erzählungen, Besprechungen neuer Bücher, Nachrichten aus dem In- und Auslande und Korrespondenzen aus den estnischen Kolonien in den inneren Gouvernements und in Sibirien und bringt in letzter Zeit, dem Beispiele der meisten andern estnischen Blätter folgend, auch Illustrationen, insonderheit Bilder von Kirchen und Pastoren.

Seit dem 23. November 1903 hat es sich, ohne den Preis zu erhöhen, bedeutend vergrößert, so daß sein Format nun doppelt so groß ist wie etwa das des deutschen St. Petersburger evangelischen Sonntagsblattes; es ist aber doch noch um ein Beträchtliches kleiner als das der andren teureren estnischen Wochenblätter.

*

IV. Im J. 1878 gründete C. R. Jakobson ein eigenes Wochenblatt, die „Sakala", und betrieb nun in rücksichtslosester Weise nationale Propaganda, Haß gegen die Deutschen säend und alle Autorität untergrabend, so daß einer seiner tüchtigsten Mitarbeiter, der als estnischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Pastor Dr. Hurt sich bald von ihm abwandte und im „Eesti Postimees" das Vorgehn der „Sakala" verurteilte. Schon im nächsten Jahre wurde die „Sakala" freilich auf 8 Monate sistiert, es gereichte ihr jedoch nicht zum Schaden, da sie 600 Rbl. geschenkt bekam und die Zahl der Abonnenten gleich nach Wiedererlangung der Konzession von 2000 auf 5000 stieg. Von den russischen Blättern wurde die „Sakala" gerühmt, wohl nach dem Grundsatze: divide et impera, der leider auch heutzutage noch von einigen befolgt wird. Mit Jakobsons Tode (7. März 1882) verliert die „Sakala" zum großen Teil ihre Bedeutung und ihre Abonnenten und geht aus einer Hand in die andre.

Seit 1894 wird sie als ein „Wochenblatt für Politik, Literatur, Feld- und Handarbeit" von A. Peet in Fellin herausgegeben und redigiert (Abonnementspreis mit Zustellung 3 Rbl. jährlich). Dem Beispiele des „Eesti Postimees" folgend, hat es auch um die Erlaubnis nachgesucht, im J. 1904 statt einmal, zweimal wöchentlich zu erscheinen ohne Erhöhung des Preises, doch ist diese

Erlaubnis fürs Erste noch nicht eingetroffen. Das Blatt bringt Leitartikel über politische, soziale und ökonomische Fragen, politische und Tagesnachrichten und dergleichen mehr, was alle Zeitungen zu bringen pflegen. Der Ton des Blattes ist ziemlich derselbe geblieben, wie zu C. R. Jakobsons Zeiten. Es will jedem die „Wahrheit" sagen, soweit es ihm nur irgend gestattet wird, und behauptet deswegen mehr Feinde zu haben, als alle andern Blätter, weil eben niemand bittere Wahrheit gern höre. Es wäre jedoch unerläßliche, schon vom einfachsten Anstand diktierte Pflicht der Redaktion, die vielen schmutzigen Geschichten, die ihr berichtet werden, bevor sie sie veröffentlicht, auf ihre Wahrheit hin zu prüfen. —

Wie zu C. R. Jakobsons Zeiten, so polemisiert die „Sakala" auch jetzt noch öfters scharf gegen andre estnische Zeitungen. In der ersten Hälfte des J. 1903 warf sie zum Beispiel dem „Teataja" sozial-demokratische Hetzereien vor. Der „Teataja" forderte Beweise. Als diese seiner Meinung nach nicht geliefert wurden, verklagte er die „Sakala" nicht, wie er anfangs gedroht, beim Gericht, sondern erklärte nur, daß von nun an die „Sakala" für ihn nicht mehr existiere. Für die „Sakala" existiert der „Teataja" aber wohl noch, denn sie druckt gern aus ihm Artikel ab, in denen Gutsbesitzer oder Pastoren heftig angegriffen werden.

Im Feuilleton bringt die „Sakala" u. a. eine Übersetzung von Tolstois „Auferstehung", und Originale, in denen Adel und Geistlichkeit absichtlich in nichts weniger als freundlichem Lichte geschildert werden.

*

V. Als im J. 1882 der „Eesti Postimees" von Dr. Hermann übernommen wurde, gründete Grenzstein, der bekannte Verfasser der Broschüre „Herrenkirche oder Volkskirche?" in Dorpat ein eigenes Wochenblatt, den „Olewik" (Gegenwart). In der ersten Zeit trieb er darin nationale Politik, plaidierte für eine nationale Kirche, schuf viele neue Worte und stritt sich sehr viel mit andern estnischen Blättern herum. Im J. 1888, als Järw, der Redakteur eines anderen übertrieben nationalistischen Blattes, des „Wirulane" (Wierländer), auf 2 Jahre verschickt und sein Blatt sistiert wurde, gab der „Olewik" die nationale Propaganda auf und widmete sich hauptsächlich dem Kampfe gegen den Trunk. Letzteres ist übrigens

eins der wenigen Gebiete, auf dem erfreulicherweise in der ganzen estnischen Presse Einigkeit herrscht. Ob freilich dieses von seiten mancher Blätter außerordentlich scharfe Vorgehen gegen die Trunksucht nicht zum Teil dem Umstande zu verdanken ist, daß das Recht Krüge zu halten, hierzulande bis vor Kurzem den Großgrundbesitzern zustand, das möge hier dahingestellt bleiben.

Gegenwärtig wird der „Olewik" von K. Koppel nach wie vor einmal wöchentlich herausgegeben (Abonnementspreis mit Zustellung 3 Rbl. jährlich). Als Redakteure zeichneten noch zu Anfang des J. 1903 A. Grenzstein, J. Tilk und M(aria) Koppel, zum Schluß des Jahres aber nur die letztere. Die friedlichere Richtung, die der „Olewik" 1888 einschlug, hat er schon seit einiger Zeit wieder aufgegeben und kann wohl eben mit Recht als das allerunchristlichste unter den estnischen Blättern bezeichnet werden.

Er plaidiert für übertriebene Frauenemanzipation, macht sich über die Leute eines Gebietes lustig, weil sie die Kirche fleißig besuchen und in gutem Einvernehmen mit dem Gutshof leben (Nr. 3*), desgleichen über einige Deutsche, die in Paris beim Einzuge des englischen Königs, als die englische Nationalhymne intoniert wurde, ihre Hüte abnahmen — das zeuge von mangelhaftem Freiheitsbewußtsein! (Nr. 19). In einem noch von Grenzstein geschriebenen, „Saat und Erndte" (Küli ja vili), betitelten Artikel wird geschildert, wie schön alles in Paris sei: Bei den größten Menschenansammlungen herrsche immer die herrlichste Ordnung. Polizei gäbe es eigentlich nur noch um der Fremden willen, kein Pariser denke mehr an Skandalmachen, Stehlen und dgl. — und das alles sei die Folge der so verschrieenen „neuen Weltanschauung", des sogenannten „modernen Heidentums"! Wie anders sähe es dagegen bei uns zu Lande aus, wo noch die alte Weltanschauung herrscht? (Nr. 3—4.)

Beständig polemisiert der „Olewik" gegen den Einfluß der Kirchen auf die Schulen und den Hausunterricht. Ein solcher habe den Schulen immer nur Schaden gebracht. In einem Artikel über Indien in Nr. 8 wird denn auch ganz klar jede Religion Betrug und ihre Diener unnütze Brotfresser genannt. Der Verfasser des betreffenden Artikels redet dort von indischen Fakiren und fährt dann auf S. 181 u. 182 folgendermaßen fort: „Im

*) Die angeführten Nrr. beziehen sich alle auf das J. 1903.

Christentum kommen auch ebenso, wie bei den Heiden, solche Betrüger — oder unnütze Brotfresser vor. Ebenso wie hier reden sie von Wohltun und Nächstenhilfe, tun das alles aber nur um ihres Beutels willen. Auch bei uns wird häufig Geld gesammelt für die indische Mission, aber was hilft das alles: eine Religion schwindet, eine andere tritt an die Stelle, der Betrug in einer Form hat aufgehört, wird aber noch viel schlauer eingeführt. — Wenn das Volk gelehrt werde, dies Leben als ein Jammertal zu betrachten (vgl. Psalm 84, 7), so geschähe das, weil „der Sklave dann am besten sei, wenn er außer Lumpen und Sattessen für sich weiter nichts begehre" (Nr. 17, S. 389).

Bei solchen Anschauungen des „Olewik" können wir uns nicht wundern, wenn wir fast in jeder Nummer heftige Angriffe auf die Pastoren finden. Prüft ein Pastor selbst die Hauskinder, so heißt es, er mache das schlecht entweder, weil er es nicht besser versteht, oder absichtlich, damit das Volk dumm bleibe. Fordert ein Pastor Leute aus dem Gebiete (sogen. laste loetajad) auf, ihm beim Prüfen der Kinder behilflich zu sein, so heißt es, er habe gut andere zu Liebesarbeit ermahnen, während er selbst im Fetten sitze (Nr. 4). Stellt ein Pastor Lehrkinder wegen Unkenntnis zurück, so heißt es, er wolle bestochen sein (Nr. 4).

Ich glaube des oben Angeführten ist genug zur Rechtfertigung der Behauptung, daß der „Olewik" ein unchristliches Blatt ist, und daß seine Angriffe sich nicht etwa nur gegen die lutherische Kirche oder gar nur gegen das Deutschtum richten, wie vielleicht manche glauben.

Anderseits muß jedoch zugegeben werden, daß der „Olewik" mehr als manches andre Blatt zur Hebung der Volksbildung durch belehrende Artikel beizutragen bemüht ist. Er sucht insonderheit die Leser in allerlei Rechtsfragen zu informieren.

Als Beilage gibt er monatlich kleine Broschüren belletristischen Inhalts heraus: Übersetzungen von Werken eines Sienkiewicz, Potapenko, Naschiwin, Lugowoi, und Originale, die das traurige Schicksal unehelicher Kinder Adliger, das üppige Leben der Pastoren im Gegensatz zur Armut ihrer Gemeindeglieder und andre Dinge in tendenziösester Weise schildern.

*

VI. Etwas früher noch als der „Olewik", im J. 1880, wurde der „Walgus" (Licht) in Wesenberg vom Verein „Kalewi poeg" begründet. Aber nachdem sich der Redakteur Lindenberg $1^1/_2$ Jahre mit allen anderen Blättern herumgestritten und zuletzt auch seinen eigenen Verein beschmäht hatte, wurde er verklagt, das Blatt erschien ein halbes Jahr lang nicht und wird jetzt seit 1882 von J. Körw in Reval herausgegeben. Er hat, wie die Redaktion öfters betont, das Recht dreimal wöchentlich zu erscheinen, erscheint aber nur einmal in der Woche und kostet mit Zustellung 3 Rbl. jährlich.

Dies Blatt führte den schon von C. R. Jakobson angeregten Gedanken der Annäherung ans russische Volk näher aus, wußte viel Schlechtes vom deutschen Adel und der lutherischen Geistlichkeit zu erzählen, rühmte dagegen die Priester der orthodoxen Kirche und gewann viele Abonnenten, hauptsächlich in den untersten Schichten des Volkes. 1895 soll es 10,000 Abonnenten gehabt haben. Seit 1895 schwinden aus dem Walgus die Ausfälle gegen Adel und lutherische Geistlichkeit immer mehr und kommen jetzt nur noch vereinzelt darin vor.

Der „Walgus" bietet eben in seinem Hauptblatte fast nur Ausschnitte aus andern estnischen und deutschen Blättern, in jedem Beiblatte dagegen nicht weniger als 8—9 Schauder- und andere Romane. Die armen Leser bekommen also wöchentlich von ca. 9 Romanen je eine Fortsetzung von 1—2 Seiten zu lesen und werden so stets, natürlich auch zum Schlusse des Jahres, in neunfacher Spannung erhalten! Außerdem bietet das Beiblatt einige Witze und recht viele Illustrationen. Das Beste am Blatte ist eine landwirtschaftliche Beilage, die einmal monatlich erscheint.

*

VII. Seit 1883 erscheint der „Saarlane" (Oeseler), herausgegeben von Baron Saß. Da dies Blatt hauptsächlich wohl lokale Bedeutung für Oesel hat, so übergehe ich es hier. Es soll nach der von mir im Anfang angegebenen Quelle in politischer Hinsicht die Mitte halten zwischen den estnischen und deutschen Blättern.

*

VIII. Hauptsächlich nur lokale Bedeutung hatte auch der seit 1886 in Narva erscheinende „Wirmaline“ (Nordlicht), der auch Annäherung ans russische Volk anstrebte und an allen Deutschen viel auszusetzen hatte. Seine Bedeutung ist aber gestiegen, seit er 1899 von M. Neumann übernommen, nach Reval übergeführt und „Uus Aeg“ (Neue Zeit) genannt wurde und seit 1901 dreimal wöchentlich herausgegeben wird. Das jährliche Abonnement kostet mit Zustellung 3 Rbl. 50 Kop. Das Blatt behauptet eben 11,000 Abonnenten zu haben. Es hat seine frühere Richtung beibehalten, wenn man bei ihm überhaupt von einer bestimmten Richtung sprechen kann, denn seine Haupttendenz scheint die zu sein: möglichst viele Abonnenten zu haben. Da nun die Welt am liebsten Böses reden hört, so erzählt es mit Vorliebe davon, daß der Adel den Bauer bedrücke, betrüge und übervorteile, daß die Pastoren schlecht estnisch sprechen, in ihrem Amte faul und lässig seien, in den Schulen, seit diese den Inspektoren unterstellt sind — aus Opposition gegen die Regierung! — nur zum Schein prüfen (Nr. 49), die Sünde nur beim Bauern, nicht aber beim Gutsherrn rügen; daß im Diakonissenhaus die Patienten, speziell die estnischen, schlecht behandelt würden usw. Auch über seine Kollegen, z. B. den „Teataja“, redet der „Uus Aeg“ oft Böses, vergiftet aber vor allen Dingen dadurch die Phantasie seiner Leser, daß er, zwar weniger, aber womöglich noch sinnenerregendere Romane bringt, als der „Walgus“. Der Roman „Garibaldi“, der 1902 und 1903 unter der famosen Bezeichnung „geschichtliche Erzählung“ erschien, ist wohl das Urbild eines miserablen Hintertreppenromans. Doch bringt der „Uus Aeg“ dazwischen auch bessere Sachen, Übersetzungen aus dem Russischen u. dgl., hat auch zuweilen ganz belehrende Artikel.

Als Kuriosum sei erwähnt, daß der „Uus Aeg“ die Pastoren prinzipiell „pastorid“* nennt. Warum er das tut, sprach er in Nr. 52 mit folgenden Worten aus: „Der „Uus Aeg“ hat von dem Einfluß der Pastoren auf die Sache und Sprache des Volkes so wenig Gutes erhofft, daß er sie in der letzten Zeit stets „pastorid“ genannt hat, um damit daran zu erinnern, daß das ein Germanismus ist, von dem wir nichts zu erwarten haben.“

*) Gewöhnlich werden sie im Estnischen „kiriku õpetajad“ (Kirchenlehrer) genannt.

Er wurde dann vom „Teataja" freundlichst darüber aufgeklärt, daß das ja eigentlich ein Latinismus sei.

Der „Uus Aeg" will aber doch wenigstens ein christliches Blatt sein und bringt daher z. B. zu den hohen Festen deren christlichen Grundgedanken enthaltende Festgedichte oder Festartikel, während der „Olewik" die christlichen Feste (an leitender Stelle wenigstens) mit Stillschweigen übergeht (vgl. die Osternummer 1903) und der „Teataja" im Osterleitartikel (Nr. 76) nur vom Siegesfest der Lehre redet, die da forderte, daß die geistigen Schätze nicht nur Erbe eines einzigen Volkes sein dürfen und daß alle in Bezug auf ihr geistiges Streben auf gleicher Stufe stehen sollen.

*

IX. Der „Teataja" (Anzeiger) erscheint in Reval als Tageblatt seit 1902 (oder Ende 1901 ?) unter der Redaktion zweier cand. jur.: K. Päts und M. Pang und kostet 5 Rbl. jährlich. Das jüngste estnische Blatt, die „Uudised", weist in seiner ersten Nummer darauf hin, daß mit dem Erscheinen des „Teataja" in der estnischen Presse und überhaupt in unserem öffentlichen Leben eine neue Periode begonnen habe. Es hat darin nicht Unrecht. Aber worin besteht denn das Neue, das der „Teataja" gebracht hat?

Schon vor ihm ist in der estnischen Presse viel und eifrig gegen allerlei Vorrechte der privilegierten Stände in den baltischen Provinzen angekämpft worden, aber es geschah unter der Flagge nationaler Propaganda, sei es, daß Gleichberechtigung des estnischen Volkes mit dem deutschen oder Vernichtung spezifisch deutscher Institutionen zwecks angeblicher Annäherung ans russische Volk erstrebt wurde. Der „Teataja" dagegen ist, ebenso wie die Sozialdemokratie, im Prinzip international. Er stellt sich zwar der nationalen Bewegung auch durchaus nicht feindlich gegenüber, legt aber den Hauptnachdruck nicht auf Hebung des Nationalitätsbewußtseins, sondern auf Hebung der ökonomischen und sozialen Lage des estnischen Volkes und zwar speziell der untersten Schichten derselben. Wenn er gegen Vorrechte ankämpft, so tut er es nicht, weil er für die estnische Nation Gleichberechtigung mit der deutschen anstrebt, es handelt sich für ihn vielmehr darum, daß überhaupt gewisse Vorrechte privilegierter

Stände schwinden. Er behauptet, daß der „Postimees" z. B. sich mit Unrecht für „liberal" (walameelne) ausgebe, denn er bringe nur der deutschen Gesellschaft gegenüber ein liberales Programm zur Geltung (Nr. 270). Der „Postimees" kämpfe bloß für die gebildeten Esten, „unsere Arbeit dagegen", sagt der „Teataja" (Nr. 1), beginnt bei den untersten Schichten des Volkes". Er will also in ganz anderem Sinne „liberal" sein, als der „Postimees".

In allerhand meist recht gewandt geschriebenen Leitartikeln sucht nun der „Teataja" zur Hebung der ökonomischen und sozialen Lage der unteren Schichten des Volkes beizutragen und hofft dadurch zugleich auch das sittliche Niveau derselben zu heben. — Wie sich der „Teataja" jedoch einen solchen ökonomisch und moralisch geförderten Bauern vorstellt, davon gewinnt man ein recht charakteristisches Bild, wenn man in Nr. 56 folgende Korrespondenz aus Helmet liest:

„Es gibt hier viele Bauerstellen, die dem Gute keinen Kopeken mehr und der Kreditkasse nur wenig schulden. Diese Besitzer fühlen sich auf ihren Stellen auch wirklich als Herren und halten es durchaus nicht für nötig, vor dem Gutsherrn die Mütze abzunehmen. Hier ein kleines Beispiel, wie der bäuerliche Besitzer mit dem Gutsherrn verkehrt:

Ein Wirt betritt das Empfangszimmer des Gutes.

Herr: Nun, was haben Sie nötig?

Wirt: Garnichts, ich kam nur sehen, ob der Herr den Schaden bezahlt, den seine Herde mir verursachte, oder ob ich beim Gericht klagen muß.

H. Die Gutsherde? Wann war das?

W. Jetzt, in den letzten Tagen.

H. Draußen ist Schnee, und die Gutsherde . . .?

W. Nu, die Hasen! noh!

H. Ach so! Was taten sie Dir denn?

W. Zwei Dutzend junger Apfelbäume haben sie im Garten zernagt.

H. Dann mache um den Garten einen Zaun.

W. Machen Sie um Ihr Vieh einen Zaun.

H. Puh, puh, — Du!

W. Sobald ich sie noch einmal in meinem Garten sehe, so wissen Sie, daß keins von ihnen mit dem Leben davonkommt.

Sprach's und ging lachend zur Tür hinaus.

Ähnliche Beispiele gäbe es noch viele, doch genug davon. Nicht der alte Sklavensinn allein zwingt den Menschen häufig zur Kriecherei, sondern seine ökonomische, bedrängte Lage, Mangel und Schulden. Aber nicht alle Wirte leben in so guten Verhältnissen, denn nicht alle Felder sind so fruchtbar ꝛc."

So die Korrespondenz, die die Redaktion des „Teataja" ohne Widerspruch oder Erläuterung aufnimmt. Offenbar sieht also

auch sie in diesem Wirte den wohlsituierten Bauer, wie er sein muß, und würde ihn für einen Kriecher halten, wenn er höflicher wäre!

Da der „Teataja" von einer Hebung der ökonomischen und sozialen Lage der unteren Schichten des Volkes auch deren moralische Hebung erhofft, so sollte man überhaupt meinen, daß er vom sittlichen Niveau der besser situierten Stände eine recht gute Meinung haben müßte. Es ist daher interessant zu sehn, welches Bild man z. B. vom Adel und dem Literatenstande gewinnt, wenn man die häufigen darauf bezüglichen Schilderungen des „Teataja" liest. Das Bild, das ich danach gewonnen habe, ist ungefähr folgendes:

Der Adel ist mit wenigen Ausnahmen im höchsten Grade selbstsüchtig; denn er saugt seine Pächter bis aufs Blut aus. Um beim Abschluß der Kontrakte möglichst günstige Bedingungen für sich zu erreichen, scheut er sich nicht die Bauern direkt zu belügen (vgl. Nr. 35, eine Korrespondenz aus Fennern). Ja, es kommt sogar vor, daß Herren, die noch dazu Ehrenfriedensrichter sind und andere Ämter bekleiden, den Bauer mit List, Betrug und Tätlichkeit um 100 Rbl. zu betrügen suchen (Nr. 94, Korr. aus Wierland). Bei Schulbauten werden nur 500 Rbl. bewilligt, wo mindestens 1500 Rbl. gezahlt werden müssen (Nr. 76, Korr. aus Pölwe). Ferner ist der Adel höchst ungerecht und hält zähe an der „Altväterweise" fest: ohne Untersuchung Strafen aufzuerlegen (Nr. 76, Korr. aus Neu-Fennern). Wie wenig der Adel auf gute Manieren hält, sieht man daraus, daß der Korrespondent des „Teataja" Herr Wilde im Auslande nicht per „Herr Baron" angeredet wurde, wie die meisten Fremden, sondern meist „Herr Doktor" genannt wurde, denn „an seinen höflichen und anständigen Manieren habe jeder sofort erkannt, daß er kein Baron sein könne!" (Nr. 205).

Nicht besser als der Adel ist die Geistlichkeit: Die Pastoren ertöten, womöglich absichtlich, die Lernlust der Jugend, indem sie schon von 7—8jährigen Kindern das Auswendiglernen des Katechismus und biblischer Sprüche verlangen (Nr. 22 u. a.); sie donnern nur gegen Schnaps, aber nicht gegen Bier, denn dieses habe einen andern „Herrn" (peremees) und keine Krähe hacke der andern die Augen aus (Nr. 48); aus demselben Grunde beteiligten

sie sich nicht an der Gründung von Mäßigkeitsvereinen (Nr. 55). Dem „Postimees" macht der „Teataja" zum Vorwurf, daß er nur alle deutschen Pastoren untüchtig finde, und verwahrt sich dem Vorwurfe gegenüber, als nähme er damit für die Deutschen Partei, mit den Worten: „Wenn einer auf die pferdestehlenden Zigeuner schimpft, und ein anderer dazu bemerkt: unsere Pferdediebe seien nicht besser, heißt das: den Zigeuner in Schutz nehmen?" (Nr. 18). Kurz, alle „Schwarzröcke" (Nr. 105) sind also offenbar nicht viel besser, als pferdestehlende Zigeuner.

Etwas besser sind die Ärzte, doch auch unter ihnen befinden sich Subjekte, die nichts weiter tun, als rauchen, Thee trinken und Zeitung lesen. Und wenn dann ein solcher zu einem Kranken gerufen wird, sei es auch im dringendsten Falle, so sagt er kaltblütig, er habe keine Zeit, und raucht, trinkt und liest weiter (Nr. 213). — Der Lehrerstand mag ein recht guter sein, aber die Taubstummenlehrer taugen jedenfalls nicht viel. Wenn sie in Städten ihre Zöglinge höheren Orts vorführen, so betrügen sie, indem sie ihre Kinder verstecken und statt ihrer hörende Schulkinder präsentieren (Nr. 217). — Unter den Advokaten gibt es sehr tüchtige. Wenn das Volk trotzdem häufig bei Winkeladvokaten Hilfe sucht, so liegt es daran, daß es von früher her ein Vorurteil gegen Advokaten hat. Früher waren es nämlich Deutsche, und von denen erhoffte es nichts Gutes, weil die meisten bloß ihre eigenen Standesinteressen im Auge hatten. Dies Vorurteil ist jetzt unberechtigt, seit es auch Advokaten estnischer und lettischer Nation gibt (Nr. 65). — Die Redakteure unterhalten ihre Leser mit Ammenmärchen oder dgl., statt wichtige Tagesfragen zu besprechen und an dem Bestehenden Kritik zu üben. Doch gibt es darunter natürlich auch sehr tüchtige, ebenso wie unter den Advokaten.

Das ist so das Bild, das ich nach den Schilderungen des „Teataja" vom Literatenstande gewonnen habe. Es entspricht ungefähr dem Bilde, das ausländische sozialdemokratische Blätter von den besser situierten Ständen zu entwerfen pflegen. Wie die Sozialdemokratie darauf kommt, dies Bild so schwarz zu malen, ist leicht zu verstehn. Sie beherzigt eben die Lehre ihres Meisters Karl Marx, der in seinem Buche „Das Kapital" sagt, daß eine neue, bessere sozialistische Ordnung nur durch eine Revolution

herbeigeführt werden könne. Diese sucht nun die Sozialdemokratie durch ihr Hetzen gegen alle privilegierten Stände hervorzurufen. Unerklärlich ist es dagegen, wie der „Teataja" darauf kommt, von einer Hebung der ökonomischen und sozialen Lage des Volkes eine Hebung seines sittlichen Niveaus zu erwarten, wenn die privilegierten, besser situierten Stände wirklich so abschreckend sind, wie er sie schildert. Hier scheint mir in seinem Vorgehn eine Inkonsequenz zu liegen. Er müßte entweder den Grundsatz, daß durch ökonomische Verbesserung das Volk am besten gefördert werde aufgeben, oder aber zugeben, daß seine Schilderungen der besser situierten Stände eine bewußte Fälschung der Wirklichkeit sind.

Auf Grund dieses inneren Widerspruchs und dieser Ausfälle hört man dem „Teataja" von manchen ungefähr dasselbe vorwerfen, was Graf Bülow kürzlich im deutschen Reichstage Bebel sagte: „Wo sind denn eure positiven Leistungen? Ich sehe nur fortgesetzte wüste Kritik, ununterbrochenen Appell an die niedrigsten Instinkte, blinden Fanatismus, vollständiges Fehlen der Innerlichkeit, des Zartgefühls, der Ehrerbietung". Daher wird auch der „Teataja" von einigen für ein extrem sozialdemokratisches Blatt gehalten, während er doch offenbar bloß „liberal" sein will.

Als in Anlaß des Marienburgschen Prozesses die deutsche Presse an die estnische die Forderung stellte, dazu beizutragen, daß das Volk gesetzlich bestehende Einrichtungen (wie das Patronatsrecht) respektieren lerne, kam der „Teataja" (Nr. 237) dem folgendermaßen nach: „Also, liebes Estenvolk, wisse, daß das Patronatsrecht ebensolch ein Privatrecht ist, wie das frühere Krugsrecht. Wie der Patron das Recht hat sich seine Bedienten auszuwählen, so kann er es auch mit den Pastoren machen. Dagegen Selbsthilfe anzuwenden ist Gesetzesübertretung und kann nicht ungestraft bleiben. Der Marienburgsche Prozeß bietet dazu die beste Warnung. Jeder weiß es ja, daß es gesetzwidrig wäre, wenn jemand eigenmächtig dagegen auftritt, wenn der Gutsbesitzer sich Michkel oder Jaan zum Hundejungen nimmt oder Ado zum Krüger, denn der Gutsbesitzer hat dazu volles Recht; genau dasselbe Recht hat der Patron für *seine* Kirche einen Pastor zu berufen." — Zum Schlusse desselben Artikels sagt dann der „Teataja", er wolle das Volk auch darüber belehren, ob die „sogenannten" Kirchenabgaben vor dem Rechte bestehen, nämlich

„warum jemand auf privatrechtlichem Gebiete zu Gunsten des Privateigentums oder der Untergebenen eines Andern Verpflichtungen haben soll".

Charakteristisch für die Stellung des „Teataja" zur modernen Frauenbewegung ist ein Ausspruch in Nr. 92. Er berichtet dort, daß im letzten Jahre in Australien an den Parlamentswahlen mehr weibliche als männliche Wähler teilgenommen haben, und sagt in diesem Anlaß: „man muß sagen, Australien ist eben dasjenige Land, das an der Spitze der ganzen Welt den Weg der Freiheit und des Fortschritts geht."

Die Stellung des „Teataja" zur christlichen Religion ist schon oben im Anlaß des Osterleitartikels angedeutet worden. Religion ist seiner Meinung nach wahrscheinlich Privatsache, aber keine sakrosankte. In Nr. 147 zitiert er eine Stelle aus dem lettischen Blatte „Peterb. Awis.", in der ein Pastor G. in S. nach Afrika gewünscht wird; dort hätte er ein weites Arbeitsfeld, denn es gäbe da gewiß viele, die „noch nicht einmal: Komm, Herr Jesu, sei unser Gast! zu jorren verstehn", und die S'sche Gemeinde werde froh sein, ihn loszuwerden. Daran knüpft der „Teataja" die Bemerkung: „Auch bei uns zu Lande gäbe es genug Schwarzröcke, die man nach Afrika zu den Heiden senden könnte, daß sie dort die schwarzen Seelen der schwarzen Menschen mit dem teuren Lichte des christlichen Glaubens übergössen." So spricht wohl niemand, der Achtung vor der christlichen Religion hat und das Volk lehren will.

Das Feuilleton des „Teataja" ist realistisch gehalten und schildert öfters, wie solche, die irgend welche Gewalt in den Händen haben, sie mißbrauchen. Es enthält außer Übersetzungen recht viele Originale und ist gewandt redigiert.

Endlich gibt der „Teataja" zweimal monatlich als Beilage ein Witzblatt mit Karrikaturen von Gutsbesitzern, Stadtverordneten, Pastoren usw. und allerlei das öffentliche Leben bekrittelnden guten und schlechten Witzen heraus. Im J. 1904 will er das Witzblatt wegen Mangel an Stoff nur noch einmal monatlich herausgeben, aber dafür ebenso oft auch ein Beiblatt wissenschaftlichen oder belletristischen Inhalts.

*

X. Am 20. Nov. 1903 hat in unsrer Universitätsstadt noch ein neues estnisches Wochenblatt, die „Uudised" (Neuigkeiten) zweimal wöchentlich zu erscheinen begonnen. Als Herausgeber zeichnen P. Speek (ein früherer Mitarbeiter des „Olewik") und M. Martna, als Redakteure ersterer und Dr. R. Aawakiwi. Der Abonnementspreis beträgt mit Zustellung 3 Rbl. jährlich. In dem höheren Orts bestätigten Programme des Blattes ist laut einer Mitteilung des „Teataja" (Nr. 85) u. a. gesagt, daß er Artikel bringen will, die „die Annäherung der Esten an Rußland zum Ziele haben und sie mit Rußland, seiner Geschichte und seinem gegenwärtigen Zustande bekannt machen wollen." Dem suchen die „Uudised" gleich in der ersten Nummer nachzukommen, indem sie ihre Leser in einem belehrenden Artikel über die Semstwo-Institutionen informieren (in der das dicke Ende viel zu sehr in den Händen der Gutsbesitzer sei). An erster Stelle aber bringt das Blatt einen Artikel unter dem Titel: „Ein Blick in die sozialen Zustände unseres Landes" (Pilk meie maa seltskondlikkudesse oludesse). In diesem Artikel kommt also offenbar die Haupttendenz des Blattes zum Ausdruck.

Es wird da ausgeführt, daß in neuerer Zeit dem Konservatismus, der vor keinem Mittel zurückscheue, um seine alten Vorrechte (wie Landtag, Patronatsrecht, Kirchspielskonvente) zu schützen, ein liberales Bürgertum in Stadt und Land gegenübergetreten sei. Aus letzterem sei ein freisinniger Literatenstand entsprossen, der mit ihm Hand in Hand gehe und seinen sozialen Bestrebungen gern einen nationalen Anstrich gebe, um dem Volke zu gefallen. Die geschichtliche Bedeutung des Liberalismus bestehe darin, daß er im Kampfe gegen den Konservatismus allerlei veraltete Vorrechte zerschmettert habe. „Jedoch ist der Liberalismus nicht der letzte Schritt im Fortschreiten des sozialen Lebens, sondern das gemeinsame Leben erzeugt andre Strömungen, die mehr Fortschritt zeigen und mehr Trost für die Zukunft geben, als der gegenwärtige Liberalismus." Dieser habe nämlich den Fehler, daß er die Arbeit dem Kapitale zum Opfer fallen lasse. Der Kapitalismus zeige auch bei uns bereits seine schlimmsten Schattenseiten: die Arbeitszeit dauere so lange als nur irgend möglich, im Sommer gar 18 Stunden, die Arbeiterwohnungen auf dem Lande seien in einem unsagbar elenden Zustande, die Ernährung

schlecht. Wegen Zeit- und Geldmangel schreite die Arbeiterbevölkerung auch in der Bildung nicht fort. Die Arbeit gegen die Übermacht des Kapitals in Schutz zu nehmen, sei eine große, herrliche Aufgabe.

Nach diesem Artikel zu urteilen, wollen die „Uudised" ähnliche Ziele verfolgen wie der „Teataja". Dem entsprechend wird auch, ebenfalls in der ersten Nummer, unter der Überschrift „Aus andern Blättern" (Teistest lehtedest) die Wirksamkeit des „Teataja" sehr lobend hervorgehoben und von den andern Revalschen Blättern gesagt, sie brächten ihren Lesern hauptsächlich „aus andern Sprachen übersetzte Blut- und Schauerromane, Missionsblätter und mehr dergleichen Kram." Auch bringt die 1. Nummer einen Artikel von K. Kotsar: „Schutzlose Mieter" (Kaitseta üirnikud), den Anfang einer Novelle von E. Peterson unter dem Titel „Ein Volks-Erleuchter" (Rahwa-walgustaja), in der offenbar die lächerlich geschilderte Figur eines Küsterlehrers die Hauptrolle spielt, ferner eine Skizze unter dem Titel „Auch eine Statistik" (Kah arwustiku tegemine), in der die Art und Weise lächerlich gemacht wird, wie von Seiten der Kirchenvorsteher die Zunahme von Verbrechen im Lande konstatiert werden soll, einen ernsten Artikel über Statistik von J. Sarw und allerlei Nachrichten aus dem In- und Auslande. — Kurz, gleich die erste Nummer ist charakteristisch.

*

XI. Zum Schluß möchte ich noch kurz ein estnisches Familienblatt, die „Linda", erwähnen. Es wurde 1887 von Lilli Suburg begründet und wird gegenwärtig von H. Prants und A. Jürgenstein unter Mitarbeit des Redakteurs des „Postimees", J. Tönisson, redigiert und einmal wöchentlich in Heftform mit farbigem Umschlag herausgegeben. Das Abonnement kostet mit Zustellung 3 Rbl. jährlich. Das Blatt bietet in recht guter Auswahl Belletristisches, Gedichte, Bilder, belehrende Artikel, Kritiken, Rätsel, Humoristisches, politische Telegramme, Nachrichten aus dem In- und Auslande und — leider — einen kurzen Extrakt aus den Polemiken andrer Blätter, durch den öfters ein polemisch-gehässiger Zeitungsstil in das sonst recht vornehm gehaltene Familienblatt hineingetragen wird. Außerdem hat es eine hygienische, von Dr. med. H. Koppel redigierte Beilage, bietet also dem gebildeten Leser recht viel.

Daß dies Blatt einen genügend großen Kreis von Abonnenten gefunden hat, ist auch mit ein Beweis, daß das estnische Volk aus dem Stadium heraus ist, wo jeder, sobald er eine höhere Bildung erlangte, damit zugleich zu einer andern Nation überging. Es ist jedenfalls an der Zeit, die Meinung, die sich schon lange überlebt hat, ganz zu Grabe zu tragen, daß ein Este nicht Este bleiben und dabei doch gebildet sein könne.

Sylvester.

Komm, vergiß einmal all die Geschichten!
komm und begrab einmal all den Kram!
es sind ja doch nur Lumpereien,
die einem nur das Herz zerquälen,
die einen nur müde machen und lahm!

Die Menschen sind so, ich weiß es wohl;
statt fröhlich und guter Dinge zu sein,
vernörgeln sie sich die schönsten Stunden
mit törichten, kindischen Hetzereien.
Sie möchten es selbst nicht, wenn man frägt..
sie sehnen sich, harmloser sein zu dürfen,
sie nennen es Unrecht, Schande und Hohn
und möchten heraus aus all dem Gezänke..
und kommen doch nicht los davon...
und wenn man so zusieht, wie sie allmählich
mutloser werden, trüber und trüber..

Mein Gott, man könnte weinen drüber!

Lebt mit mehr Freude! ach, ich möcht's
groß wie die Sonne an den Himmel schreiben,
daß es wie Feuer in die Herzen loht..
lebt mit mehr Freude und ohne die Not
und ohne den Haß und ohne den Neid,
an den ihr das halbe Leben verpaßt..
macht's euch zu Lust und nicht zu Last!
lebt mit mehr Freude,
lebt mit mehr Rast!

Aus Cäsar Flaischlens
„Lehr- und Wanderjahren des Lebens".

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Livländische Schlösser und Güter Ao. 1624.

In welchem Zustande sich im J. 1624, nachdem der größere Teil des Landes vom Kg. Gustav Adolf von Schweden den Polen entrissen war, die Baulichkeiten einer Anzahl „königlicher Häuser" in Livland befanden, darüber lassen sich den Protokollen der damals, noch mitten im Kriege, im Auftrage der schwedischen Regierung ausgeführten Revision recht interessante Daten entnehmen, die wir nachstehend wiedergeben. Die Originalprotokolle, die unsren Angaben zu Grunde liegen, befinden sich im Reichsarchiv zu Stockholm (ein zweites Exemplar übrigens auch im livländischen Ritterschaftsarchiv), und führen den Titel: „Ordnunge und Vorzeichnus der kgl. Heuser im Stift Riga und in Liefland laut gehaltener Revision Ao. 1624". Jedes einzelne Protokoll ist von den Revisoren unterzeichnet und untersiegelt; als solche fungierten die livländischen Edelleute Heinrich v. Ungern von Assoten, Heinrich Rehbinder, Engelbrecht v. Tiesenhausen und Magnus Nieroth, als Sekretär Johannes Elert. Im Ganzen wurden 33 „Häuser" revidiert, wobei namentlich die Anzahl der besetzten und wüsten Haken katastriert, bei manchen auch die Zahl der früher und jetzt dort vorhandenen Bauerschaft angegeben wurde. Wir berücksichtigen hier nur die Protokolle, in denen sich Angaben über den Zustand der vorhandenen Baulichkeiten vorfinden.

Das **Haus Treiden** (revidiert 15. Okt. 1624). Vom Statthalter Gerd von Löwenwolde um des Schlosses Mauer eine Laufwehr gebaut, 3 Pforten und ein Blockhaus; eine Badestube; in der Mauer eine Kammer an der Erde und oben ein Losament; inwendig ein Gewölbe, das unfertig war, ausgebaut; vorn ein Stenderwerk, das ohne Dach und unvollendet geblieben; die Stube mit einem Kachelofen und Schonstein, ein Tisch, notdürftige Bänke, ein Schapf mit 3 Luften; die Beikammer hat einen Schonstein mit eisernen Schwelt und Kachelofen; ein großes Fenster. — Über der Kammer ein Gemach mit Schonstein und

Kachelofen; in der Stube Fenster mit 2 großen Luften, welche neu eingebrochen sind, — dabei eine Kammer mit Fenstern, Schonstein und Kachelofen und 1 Privat neu angebaut.

Das **Haus Segewold** (rev. 19. Okt. 1624), liegt jetziger Zeit öde und wüste und ist ganz verfallen. Als Hermann Wacker das Haus und Gebiet Segewold Ao. 1622 zur Arrende einbekommen, hat er vor dem Hause von Balken eine Herberge mit einem Vorhause, Back- und Kachelofen, auch einen Schonstein auffetzen und bauen lassen, sowol auch eine neue Badestube verfertigt.

Das **Haus Kremon** (rev. 17. Okt. 1624). Das Haus und Schloß Kremon ist Bertram Holtschuer, polnischen Kastellan zugehörig gewesen, ist ausgebaut. Noch im Stocke ein Gewölbe, so noch mit einem Schonstein, ohne Fenster, fertig, darunter ein fertiger gewölbter Keller ist und bei dem Gewölbe eine Kammer von Balken aufgesetzet. Im Hause eine kleine Herberge mit einer Tür und Fenstern. Eine gewölbte Küche. 2 von Holz gebaute Klehten. Im Garten 2 Stuben aus Balken nur mit einer Tür, ohne Fenster. Vor dem Haus eine fertige Riege zum Dreschen.

Das **Haus Neuer-Mühlen** (rev. 22. Okt. 1924). Das Haus ist an ihm selbst eine feine Festung gewesen, aber durch die Kriegsleute zu etzlichen Malen ausgebrannt und verwüstet. Jetzt sind auf dem Hause nur 3 alte gewölbte Kammern, darin man wohnen kann und etzliche Keller, die man zur Not gebrauchen kann.

Das **Haus Nitau** (rev. 12. Nov. 1624). Das Haus Nitau ist ein alt verfallen Haus und von J. kgl. Mt. dem Herrn Obersten Christofer Asserson verlehnet. Auf dem Hause ist eine neue kleine Herberge gebauet mit Türen, Bänken und Tischen, gegenüber ist eine alte Herberge, 1 Viehstall von 4 Faden; 1 Pferdestall; 1 Badstube; 1 Stube für die Soldaten; 1 Küche.

Das **Haus Groß-Roop** ist öde und wüst, nur zwei kleine Kammern von 2 und 3 Faden, 1 Keller, 1 alte Küche, 1 alte Badstube ohne Dach und 2 Rieen.

Das **Haus Lemburg** (rev. 7. Nov. 1624). Die Vorburg ist ganz destruiert, der Stock hat 4 hohe Mauern, in welchem eine Herberge mit Kachelofen und Vorhaus, in der Herberge Bänke und Tische. Im Stock auch 1 alte Kornklehte, in der Vorburg 1 Malz-Riege; außerhalb im Felde 2 fertige Riegen.

Rodenpois (rev. 9. Aug. 1623). Das Haus Rodenpois ist ganz verfallen und stehen nur 4 ganz baufällige Mauern. Es haben aber die Jesuiten auf der anderen Seite der Bechen eine feine hölzerne Herberge mit 1 Vorhaus und Beikammern gebaut, um welche Heinrich Buttler eine Stackete gezogen und 1 Badstube und 1 alten Stall daneben angesetzet. Außerhalb neben der Stackete sind 2 Viehställe und über dem Acker eine fertige Riege.

Das **Haus Allasch** (rev. 21. Okt. 1624). Die Herberge, welche Herr v. Dahlen erbauen lassen, ist fast baufällig, hat 1 Stuben, 1 Beikammer, die nicht gebraucht wird, 2 Beikammern mit je ein Schonstein, 1 Bettstatt und Fenstern; 1 kleine Speiskammer, alle mit alten Fenstern und Türen, 1 Keller. Ao. 24 ist an der Herberge ein neues Vorhaus gebaut; im Hof 1 alte Badstube, 1 kleines Vorhaus, 1 alter Pferdestall; 1 alte ganz baufällige Herberge; 2 alte Kornklehten unter 1 Dach, Tür ohne Hängen; 2 neue Riegen und Vorriege 5 Faden und 6 Faden; 1 Vorhaus mit 1 Backofen; 2 Kuhställe; etwas entfernt vom Hofe 1 fertige Riege mit 1 Gange.

Das **Haus Dahlen** (rev. 28. Okt. 1624), ist ein altes Haus mit etlichen alten, doch mehrenteils verwüsteteten und verfallenen Gemächern. Der Herr Graf und Feldherr hat es renovieren, vermauern und etliche Gemächer verbessern lassen wie folgt: 1 Saal, 1 Beikammer und 1 Schlafkammer mit Privat, zwischen Saal und Gemach 1 Vorhaus, alle Gemächer mit neuen guten Pflaster von Kalk und die Böhnen von neuen Balken belegt, in allen feine Schornsteine, neue Fenstern und Türen und sollen in Kurzem auch überall neue Kachelöfen gesetzt werden. Unter diesen Gemächern im Stock liegt zur linken Hand eine alte Rüstkammer, die Treppe hinunter ist mit Lehnen und Dreiwerck darin; zur rechten Hand ist ein großer Rembter mit 1 Beikammer und 1 fertige Küche, neben dem Rembter werden 2 Kammern angefertigt. Aus dem dem Stock rechts ist 1 kleine gewölbte fertige Küche und an der Pforte des Stockes 1 Backkammer noch im Bau. Zwischen beiden Pforten, wenn man die Treppe kommt, wird ein neuer Rembter verfertigt mit 1 Kachelofen, unter dem Rembter 2 Keller. Noch sind im Stock 2 wüste Keller angefertigt mit festen eisernen Türen und Schlössern. Im Brauhause 1 Backofen und 1 Braukessel eingemauert von 6 Tonnen; 1 Kornklehte mit Vorhäuschen. Das Dach ist halb neu, halb gebessert. Das Staketenwerk mit 3 Pforten und außerhalb 1 Fallpforte. 2 Pferdeställe, 1 Garnisonhaus für die Soldaten mit Vorhaus; auf dem Felde ist eine dobbelte Kornriege.

Das **Haus Salis** (rev. 21. Nov. 1624.) Als das Haus Salis am 7. Aug. 1621 eingenommen wurde hat der Hauptmann Claus Möller folgendes bauen lassen: 1 Stube, 2 Kammern mit Vorhaus, 1 Kammer mit Kachelofen und 6 Fenstern, 1 Keller, noch 1 Stube mit 1 Kammer und Vorhaus mit 1 Back- und Kachelofen, mit 4 Fenstern, 2 Häuser auf dem Walle für die Soldaten; 1 Stube mit 1 Fenster; 1 Viehstall; 1 Pferdestall mit 8 Lateren; 3 Kornhäuser; 1 Badstube; 1 Pforte von Balken in den Wall gebaut.

Das **Haus Nabben** (rev. 28. Okt. 1624). In Einnehmung des Hauses Ao. 1622 hat Arendt Bilwebeek vorgefunden (auch von ältesten Bauern berichtet und Staroſten): Auf dem Schloß in einem alten Turm ein mit Rohr und Stroh gedecktes Gewölbe, 1 Keller, deſſen Böhne von Holz und Balken, die Tür mit 1 Krampfen. Unter dem Hauſe iſt der Hof, wo eine alte Herberge mit 1 Beikammer und Vorhaus, 1 kleine Vorkammer, alles ohne Fenſtern mit 1 alten baufälligen Kachelofen und im Hauſe 1 alter Backofen; die Türen mit ledernen Hängen; 1 kleiner alter Stall, faſt verfault, ohne Dach. 1 alte Badſtube ohne Ofen; 1 alte baufällige Mühle; außerhalb dem Hofe 1 baufällige Riege mit Vorriege und noch 1 Riege, welche der Verwalter hat beſſern und 1 Ofen darin machen laſſen — Auch hat der itzige Verwalter Arendt Bilwebeek am Hof und Gut angewandt: an Herberge, Kammern im ſteinen Hauſe und Badſtube 12 Fenſter, noch im ſteinen Haus, Keller, in der Herberge und Riege Krampfen und Hängen und hängende Schlößer gekauft. 1 neue Küche mit Lubben decken laſſen; 1 Pferdeſtall neu aufgebaut; den Garten und Hof mit gutem Zaunholz verzeunen laſſen. Ohne der Bauern Arbeit auf eigene Unkoſten. 1 neue Riege mit Vorriege von 5 Faden gebaut.

Das **Haus Wainſel** (rev. 14. Okr. 1624). Der Hof iſt mit 1 Stacket umbzeumt und ſehr baufällig, 1 Herberge von 6 Faden mit 1 Vorhauſe, Beikammern mit 2 Türen mit eiſernen Hängen, ohne Fenſtern, in der Stube 1 Tiſch und an den Wänden Bänken. 1 Kornkleth von 4 Faden; außerhalb den Staketen 1 Pferdeſtall für 16 Pferde; 1 Badſtube von $2^1/_2$ Faden mit 1 kleinen Vorhauſe; 2 Riegen; 1 Viehſtall.

Die **Häuſer Uexküll** und **Kirchholm** (rev. 23. Aug. 1623). Das Haus Uexküll iſt ganz verfallen. Vom Biſchof Schencking an der einen Seite vom Hauſe eine Kirche gebaut, ſo jetzo im vollen Bau mit fertigen Fenſtern ſteht, genannt die Uexküllſche Kirche. Der Hof iſt von geringen Staketen umgeben, darinnen eine alte Herberge an beiden Enden fertige Stuben mit Fenſtern, Kachelofen, Tiſchen, Bänken. Die übrigen Raten im Hofe ſind ganz verfallen; außerhalb iſt eine fertige gedobbelte Riege.

Das **Haus Kirchholm** iſt ganz verfallen, der Hof iſt von kleinen Staketen umringt; 1 Herberge nebſt 2 Kammern mit Fenſter, fertige Türen, 1 Kachelofen mit 1 Schornſtein; im Hauſe 1 Schornſtein und Backofen; 1 dobbelte Riege; 2 Kuhſtälle.

Das **Haus Lude** (rev. 17. Sept. 1624), iſt dachfeſt; alle Gemächer ohne Türen, Fenſtern und Schlengen; hinter dem großen Saal in einer Kammer iſt noch ein Kachelofen. Die alte Herberge vor dem Hauſe iſt ganz baufällig; 1 Badſtube mit 1 Vorhauſe; 2 Riegen, welche gebauet und gebeſſert ſind; 1 Mühle mit 1 Gange.

Der **Hof Wohlfahrt** (rev. 13. Sept. 1624). Der bemauerte Hof ist mit 1 guten Dach verwahrt; im Hause ist die Lage verrottet, gestützet und neigt sich zum Fall, wie auch in den Stuben. Vor dem Steinhaus ist ein Gemach mit doppelter Stube gebaut, welches ganz baufällig; auch die Klehte hat ein böses Dach; außerhalb dem Hofe hat der Arrendator Johann v. Horn 1 neue Riege mit Vorriege gebauet; ist noch 1 alte Riege vorhanden.

Das **Haus Oberpahlen** (rev. 10. Dez. 1624). Hauptmann Heinrich Bock bei der Eroberung teils vorgefunden, teils anfertigen lassen: 2 Korn-Klehten und 2 Riegen; 1 Badstube; 1 gewölbte Stuben mit Kachelofen und 2 alten Fenstern; 1 Tür vor dem Gefängnis; 1 alter Tisch; 1 Brodschaff, 2 Braukiewen von 5 Tonnen; 1 kl. Kiewe im Keller; 1 alter Brautrog; 1 Brodtrog; 1 unbeschlagenes Loof. — 2 Herbergen, 1 Pferdestall, 1 Brauhaus, 1 Backhaus, Soldatenwohnungen (16 St.).

Das **Haus Lais** (rev. 17. Dez. 1624). 1622 von Oberst Heinrich Flemming erobert und sind nachfolgende Gemächer und Katen gewesen: 1 hölzernes Gemach von 2 Stuben von 5 und 4 Faden mit 1 Vorhaus, 1 Beikammer, Fenster, Türen, Kachelofen, Schonstein, 1 kl. Kammer im Vorhause. 2 Kornklehten; 2 Viehställe; 1 alte Badstube; 2 Riegen. — Von Flemming gebauet: 1 Losament von 3 Faden mit kleinem Vorhause, die Brustwehr und die Gänge rund umher. 1 neuer Wall vor der Pforte mit Zugbrücke, Graben, Brücken, 3 neue Pforten mit Brustwehren und 2 Schießlöchern; 1 neues Wachthaus; für den Pastor 1 Losament und 1 Vorhaus; 2 neue Pferdeställe; 1 Badstube mit 1 Vorhaus; 2 Losamenter für die Soldaten; 1 neuer Backofen.

Das **Haus Lemsal** (rev. 9. Okt. 1624). Das Schloß ist ausgebrannt und stehen nur die 4 Mauern. Zwischen Haus und Wall sind einige hölzerne Gebäude, in welchen der Hauptmann wohnt. Bei dem Hause ist eine fertige Mühle mit 1 Gange und ein Krogk.

Die **Häuser Fellin, Tarwast, Helmet** (rev. 26. Aug. — 5. Sept. 1624). Bei der Eroberung Fellins 1621 wurde Georg Polmann als Hauptmann und Verwalter von Tarwast und Fellin eingesetzt. 1 altes Wohnhaus im Hakelwerk von Balken, darin 1 Stube, 2 Beikammern; 1 Keller mit 2 Türen; 1 Klehte; 2 alte Pferdeställe von Strauch; 1 alte Badstube; 1 alte Küche zwischen den Mauern, 1 Brauhaus; 2 Riegen; 1 Kornklehte von den Kriegsleuten zerstört.

Das Haus Tarwast: 1 Wohnhaus mit 1 kleine Kammer von Holz; 1 Badstube; 1 Kornklehte; 1 Riege und Vorriege; 1 alter Viehstall.

Das Haus Helmet. Bei der Eroberung 1621 eingenommen, wüst und leer. Magnus v. Strieck als Verwalter hat dann verschiedene alte Gemächer stützen und anfertigen lassen, daß man zur Not wohnen konnte. 1623 hat Jacob de Lagardie das Haus bauen lassen.

Das **Haus Ermis** (rev. 16. Sept. 1624), ist vom Arrendator Detlof von Hülsen nach der Eroberung vieles gebaut und gebessert.

Literarische Rundschau.

Das Absterben der höheren Gesellschaftsklassen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die höheren Gesellschaftsklassen sich ohne Nachschub von unten her nicht dauernd erhalten können, daß besonders in Großstädten lebende Familien in wenigen Generationen aussterben, wenn sie nicht auf irgend einem Wege Zufuhr von frischem, gesundem Landblut erhalten. Der Prozeß des Absterbens der führenden Klassen kann durch die Lebensweise, durch vernünftige Kreuzungen mit ähnlich gearteteten, aber weniger verbrauchten Elementen ungemein verlangsamt werden. Im allgemeinen ist er aber unaufhaltsam. Diesem Prozeß unterliegt nicht bloß die oberste Schicht, sondern auch die Masse aller Kulturvölker. Die überraschende Vermehrung vieler der heutigen Kulturvölker ist im Wesentlichen ein durch die verbesserte Hygiene hervorgerufenes Trugbild und Blendwerk. Die Zahl der alten Leute nimmt verhältnismäßig beständig zu, ebenso wird die Kindersterblichkeit im ersten Lebensjahr vermindert. Durch vermehrte Arbeitsgelegenheiten wird auch vorübergehend die Zahl der Eheschließungen gesteigert. Das eigentlich Entscheidende aber, die verhältnismäßige Geburtsziffer, ist bei allen Kulturvölkern seit mehreren Jahrzehnten im Sinken. Am besten erhalten sich Geschlechter, die sich bereits seit Jahrhunderten der verfeinerten Lebensweise angepaßt haben, sich in ihr wie in ihrem natürlichen Element bewegen. Hierzu gehören vor allem die der regierenden Fürsten. Die Ange-

hörigen der führenden Klassen, die heute fast alle im Daseinskampfe stehen, müssen zu ihrer Erhaltung aber soviel Nerven- und Gehirnkraft aufwenden, daß die Fortpflanzungsfähigkeit dadurch nicht unbeeinflußt bleiben kann. Geschlechter, die rasch aufsteigen, sterben auch bald aus. Man braucht hier nur an die Schicksale der einst so rüstigen Arbeiterfamilie Krupp zu denken. Die Träger der Kultur opfern sich gleichsam für die Nachrückenden, sie müssen ihre bevorzugte Stellung über kurz oder lang mit dem Leben bezahlen. Wie sie den hinter ihnen Kommenden den Weg zur Höhe gezeigt haben, so sind sie auch auf der zur Tiefe führenden Bahn die Ersten. Über kurz oder lang setzt das Gros nach. Noch erhält sich das französische Volk durch das Anwachsen der höheren Altersklassen. Bald wird dieser „tote Punkt" überschritten sein und das blühende Frankreich wird veröden, wie einst Kleinasien, Hellas, Italien abgestorben sind. Unter den europäischen Völkern haben fast nur noch die slavischen eine einigermaßen natürliche Geburtsziffer, die aber durch die übergroße Sterblichkeit nahezu paralisiert wird. Dem modernen Kulturprozeß beginnt aber das tschechische durch abnehmende Geburten bereits seinen Tribut zu zahlen, und das nächste wird das polnische sein, das Graf Bülow wegen seiner Fruchtbarkeit noch vor kurzem mit Kaninchen vergleichen konnte. Wir kennen freilich auch Beispiele, daß Völker von sehr alter Kultur, die sich körperlich tüchtig und frisch erhalten haben, einen Teil ihrer früheren Fortpflanzungsfähigkeit wiedergewinnen, sobald sich ihnen günstigere Lebens- und Ausbreitungsbedingungen öffnen — der beste Beweis, daß wir es auf diesem Gebiet doch nicht allein mit physiologischen, sondern auch mit wirtschaftlichen Erscheinungen zu tun haben. Die Geburtsziffer des deutschen Volkes betrug in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts ungefähr 36—37 Promille jährlich. In der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges der 70er Jahre erreichte sie dagegen die bedeutende Höhe von 42½ Promille, um neuerdings wieder langsam auf den Stand der 50er Jahre herabzusinken. Ein neues Emporschnellen beim Eintritt günstigerer Lebensverhältnisse erscheint nicht ausgeschlossen, während die Fruchtbarkeit des französischen Volkes seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts ziemlich stetig, mit ganz geringfügigen Unterbrechungen, abgenommen hat. Das heutige Frankreich hatte schon bald nach der Vertreibung der Engländer gegen 15 (nach andren über 18) Millionen Einwohner, zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges am Anfang des 18. Jahrh. gegen 20 Millionen und barg in seinen Grenzen fast den dritten Teil der Gesamtbevölkerung Europas. England hatte damals mit Schottland und Irland etwa 6 Millionen Bewohner, das durch den dreißigjährigen Krieg furchtbar entvölkerte Deutschland — ohne die habsburgischen Lande — etwa 10 Millionen. Beide

Länder haben heute Frankreich weit überflügelt. Bleibt es bei der jetzigen Progression, so ist nach 20 Jahren das deutsche Volk doppelt so stark als das französische. Durch besonders intensive Kulturarbeit, durch fieberhaftes Wetten und Wagen hat sich das amerikanische Volk merkwürdig rasch verbraucht und erschöpft. Die alteingesessenen amerikanischen Familien haben fast durchweg weniger Kinder, als die aus Europa eingewanderten, viele von ihnen sind ganz steril. Solange freilich die Union von Europa Jahr für Jahr ein Geschenk von über 800,000 Einwanderern erhält, braucht sie um die Zukunft ihres Volkstums nicht besorgt zu sein.

Einen überaus fleißigen und verdienstvollen Beitrag zur Bevölkerungslehre liefert ein im Vorjahre in deutscher Sprache erschienenes Buch des bekannten Soziologen Pontus E. Fahlbeck, Professors an der Universität Lund: „Der Adel Schwedens und Finlands, eine demographische Studie"*. Die Ergebnisse, zu denen die Forschungen des scharfsinnigen Verfassers führen, reichen großenteils weit über den Rahmen der vorgezeichneten Aufgabe hinaus und erheben sich zu allgemeiner Bedeutung. In Nachstehendem will ich versuchen, einen knappen Überblick über Gesamtinhalt und Gedankengang des lesenswerten Werkes zu geben.

Der schwedische Adel, dessen Anfänge erst seit den Vorschriften Magnus Birgerssons über den Roßdienst der Großbauern (1280) genau erkennbar sind, wurde durch die Reduktionen Karls XI. (die Fahlbeck als die größte soziale Umwälzung neuerer Zeit nächst der französischen Revolution bezeichnet), gesellschaftlich niedergebeugt und wirtschaftlich nahezu ruiniert. Viele Geschlechter, die reich an Grundbesitz und Zinsen gewesen waren, sahen sich fortan auf den Staatsdienst als die einzige Einnahmequelle angewiesen. Trotzdem nahm der schwedische Adel etwa bis zur Mitte des 19. Jahrh. an Kopfzahl zu. Erst seit dieser Zeit scheint seine Lebenskraft sich abzuschwächen. Es ist also weniger die Kultur als solche, als gerade die unsres Zeitalters der Eisenbahnen und der Telegraphen, die die höheren Gesellschaftsklassen dezimiert, und hier sind es seltsamer Weise vielfach die jüngeren Kulturländer, die eine geringere Widerstandskraft gegen ihre Schädigungen zeigen, als die älteren. — Unter den in den Gothaer Almanach aufgenommenen Adelsgeschlechtern sind die englischen mit einer Durchschnittsziffer von 4 Kindern auf die Familie die kinderreichsten. Ziemlich nahe kommen ihnen die deutschen, doch tritt im Vergleich zu früheren Zeiten fast überall eine Abnahme in der Größe der Familien hervor. Die niedrigste Ziffer von 2,6 Kindern auf die Familie weisen die französischen und die russischen Adelsgeschlechter auf.

*) Verlag von Gustav Fischer in Jena. 1903.

Nicht weit über ihnen steht der schwedische Adel mit einer Durchschnittsziffer von 2,78 Kindern. Betrachtet man den vorwiegend aus der schwedischen Nationalität hervorgegangenen finnländischen Adel allein für sich, so kommt man auf eine Durchschnittsziffer von bloß 2,68 Kindern auf die Familie. Auf der untersten Stufe der Fruchtbarkeit stehen also die Adelsfamilien dreier der jüngsten Kulturländer neben denen eines älteren. Besonders merkwürdig erscheint, daß ein so kinderreiches Volk wie das russische einen in seiner Lebenskraft so geschwächten Adel hat. In den höheren Gesellschaftsklassen der Vereinigten Staaten ist aber der Nachwuchs noch spärlicher. Man würde überhaupt durchaus fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß gerade die Adelsgeschlechter eine besondere Neigung zum Absterben haben. Fahlbeck hat eine Statistik der Famlien der verheirateten Lehrer an den Universitäten und höheren Lehranstalten Schwedens angestellt und gefunden, daß sie nur einen Durchschnitt von 2,12 Kindern aufbringen, den der Verfasser durch ihre gedrückte wirtschaftliche Lage und die geringen Versorgungsaussichten erklärt.

Trotz aller in äußeren Verhältnissen liegenden Ursachen für einen so geringen Kinderreichtum fühlt Fahlbeck, der ursprünglich der Entartungstheorie skeptisch gegenüberstand, sich doch genötigt, in dem Untergange der höheren Klassen wenigstens teilweise eine Wirkung der Degeneration zu sehen. Ein vorwiegend geistiges Leben schädigt über kurz oder lang das körperliche, die Geschlechter, die zur Höhe aufsteigen, um für den Fortschritt ihres Volkes, der ganzen Menschheit zu wirken, müssen in der Mehrzahl der Fälle ihren Erfolg schließlich mit dem Leben bezahlen. Von einer physischen Degeneration, die sich in Mißbildungen oder neuropathischen Zuständen äußert, von einer moralischen Depravation ist in den führenden Klassen Schwedens wenig zu gewahren. Die Entartung äußert sich fast ausschließlich in der Abnahme des Reproduktionsvermögens, in der Schwächung der Fortpflanzungskraft.

Wie sehr aber auch die Fruchtbarkeit des schwedischen Gesamtvolkes abnimmt, zeigen folgende Ziffern: um 1760 kamen auf das Tausend der Durchschnittsvolksmenge in Schweden noch 9,10 Heiraten und 36,09 Lebendgeborene, um 1900 bloß 5,93 Heiraten und 27,3 Lebendgeborene. Nächst Frankreich hat Schweden die niedrigste Nativität in ganz Europa. Die französischen Eheschließungen sind von 7,6 Promille im J. 1801 bis zum J. 1900 bloß auf 7,5, die Geburten dagegen von 32,2 auf 22,1 gesunken. Das europäische Rußland hatte 1871—75 jährlich etwa 9,73 Promille Ehen und 50,2 Promille Geburten (die in Rußland seit dem Bestehen einer Statistik erreichte Höchstziffer), um 1900 etwa 8,85 Promille Ehen und 47,5 Promille Geburten.

Bei den großen Auswanderungsverlusten, die Schweden überdies erleidet, ist die Volksvermehrung eine überaus langsame. Die Sterblichkeit ist im schwedischen Adel geringer, als im Gesamtvolk. Absolut nimmt er noch immer an Kopfzahl zu — wobei aber die vereinzelt vorkommenden neuen Nobilitierungen mit in Rechnung zu stellen sind —, im Verhältnis zum Gesamtvolk ist er dagegen in stetem Rückgang begriffen. Die Zahl aller adligen Personen Schwedens betrug: 1815 — 9681 (0,39 pCt. der Volksmenge), 1855 — 11,742 (0,32 pCt.), 1895 — 13,105 (0,27 pCt.). Die letztgenannte Ziffer reduziert sich jedoch weiter durch das Herabsinken von Edelleuten in einen niedrigeren Stand u. a. m., so daß allem Anscheine nach in der Entwicklung des schwedischen Adels bereits ein Stillstand eingetreten ist. Schweden hat früher blutige Kriege geführt, aber niemals haben feindliche Massen solche Lücken in seine Reihen gerissen, wie die moderne Kultur. Nach der Ritterhaus-Genealogie sind bloß 397 schwedische Edelleute im Felde oder in der Gefangenschaft umgekommen. Die größten Verluste entfallen auf die Schlacht von Poltawa (1709), in der elf, und auf die von Lund (1776), in der fünf Familien in ihren letzten Sprossen erloschen. Von gräflichen oder freiherrlichen Geschlechtern Schwedens sind in Kriegs- oder Friedenszeiten im ganzen 296, von adligen 1720 ausgestorben. Von den vor 50 Jahren kreierten Geschlechtern existieren noch wenig mehr als die Hälfte, von den 100 Jahre alten Geschlechtern 37—55 pCt. und von den früheren Geschlechtern keine 20 pCt. In Finnland sind von 1818, wo das finnländische Ritterhaus errichtet wurde, bis Ende 1896 von insgesamt 344 introduzierten Geschlechtern 96 ausgestorben. In England sterben alljährlich Adelsgeschlechter aus, und von den gräflichen Häusern Deutschlands und Österreichs sind im 18. Jahrhundert 209, im 19. Jahrh. weit über 100 erloschen. In den deutschen Reichsstädten und in Venedig, wo sich ein zahlreiches Patriziat befand, sind diese alten Geschlechter fast bis auf den letzten Mann ausgestorben. Man sieht auch hier, daß die rein städtische Bevölkerung der verfeinerten Lebensweise weit rascher erliegt, als die ländliche oder halbstädtische.

Der schwedische Adel ist bedeutend jüngeren Ursprungs, als der deutsche, französische oder italienische. Nur zwei Geschlechter, Bielke und Natt och Dag, gehen auf das 13., zwei andre, Bonde und Gyllenstjerna, auf die erste Hälfte des 14. Jahrh. zurück. Im allgemeinen ist das 15. Jahrh. die äußerste Grenze und von 615 „selbständigen" Geschlechtern sind nur 48 mehr als 300 Jahre alt. In England gibt es bekanntlich keine Stammbäume mehr, die bis zur Zeit vor den Kriegen der beiden Rosen zurückreichen. Die alte normännische Aristokratie war die kriegs-

lustigste von allen und ist daher buchstäblich auf den Feldern der Ehre geblieben. Bemerkenswert ist, daß unter den heutigen Lebensverhältnissen die Sterblichkeit eines Adelsgeschlechts mit dem Alter nicht zunimmt, sondern abnimmt. Für die historischen Geschlechter ist die Todesgefahr in den ersten Altern und Gliedern am größten. Haben sie diese glücklich überstanden, so verringert sie sich.

Das schwedische Volk hat seiner natürlichen Vermehrung weniger mit den künstlichen Mitteln, wie sie in Frankreich angewendet werden, als durch Beschränkung der Heiraten Einhalt getan. Nirgends wird so wenig geheiratet wie in Schweden. Noch geringer als die des Gesamtvolkes ist die Heiratsziffer des schwedischen Adels. Daß aber auch die Fruchtbarkeit unter den verheirateten Mitgliedern des Standes in starker Abnahme begriffen ist, geht aus folgender Vergleichsziffer hervor: Im Jahre 1885 wurden im Adel Schwedens 237 Kinder geboren, im J. 1890 — 202, im J. 1894 — 199. Sehr ähnlichen Erscheinungen begegnen wir im Adel Finnlands.

Von den 2546 schwedischen und schwedisch-finnischen Adelsgeschlechtern stammen 1726 aus Schweden, 203 aus Finnland, 195 aus den Ostseeprovinzen, 290 aus Deutschland, 20 aus Dänemark, je 5 aus Rußland und Norwegen. Eine weitere erhebliche Anzahl ist von englischer, französischer, niederländischer Abkunft.

Sowohl in demographischem wie in soziologischem Sinne enthält das Fahlbeckſche Buch viel Interessantes und Neues. Auch die allgemeineren Beobachtungen habe ich ihm entlehnt. Nur stellenweise sah ich mich genötigt, zum Vergleich die deutsche und die französische Bevölkerungsstatistik heranzuziehen, soweit der Verfasser ihr nicht schon selber ausreichende Berücksichtigung gezollt hatte.

Der schwedische Forscher schließt seine Betrachtungen mit einer heftigen Polemik gegen den Neomalthusianismus, diesen „Wurm in der Robe der Kultur". Der Neomalthusianismus braucht an sich nicht mit dem verhängnisvollen Zweikindersystem zusammenzufallen, hat sich aber in seiner praktischen Betätigung tatsächlich diesem völkerverzehrenden System gleichgesetzt.

Eberh. Kraus.

Rinn, Dr. **H.** und Lic. **J. Jüngst,** Kirchengeschichtliches Lesebuch. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1904. Preis M. 3,50.

Welcher gebildete Leser hätte es nicht oft als eine große Lücke empfunden, bei der Lektüre der kirchenpolitischen Streitigkeiten oder bei den dogmatischen Kämpfen der Gegenwart, nicht an der Hand der Originalquellen sich orientieren zu können. Der theologische Fachmann, dem die Quellen alle zu Gebote stehen, ist ja darin günstiger gestellt, als der wißbegierige Laie, dem es an ausgiebigen Urkunden und Originalen mangelt, und der auch garnicht weiß, wo er sich seine Quellen beschaffen soll. Es ist doch nicht zu leugnen, daß gegenwärtig in der ganzen Welt das Interesse für kirchliche Fragen wächst und die religiösen, dogmatischen Streitigkeiten haben längst aufgehört, innerhalb der Theologenkreise allein ausgefochten zu werden, sondern die ganze gebildete Gemeinde nimmt daran Anteil und verlangt Belehrung. Da ist es mit großer Genugtuung zu begrüßen, daß sich Prof. Rinn und Pfarrer Jüngst der großen Mühe unterzogen haben, ein kirchengeschichtliches Lesebuch zusammenzustellen, das zwar ursprünglich nur für die Bedürfnisse der Schulen gedacht ist, sich aber als ein trefflicher Führer in allen kirchengeschichtlichen Fragen erweist.

Kirchengeschichtliche Lehrbücher gab es ja in Hülle und Fülle, der Reiz aber, den es gewährt, wenn auch in abgekürzter Form das Original zu lesen, sich nicht nur über die Dinge zu unterrichten, sondern die Tatsachen selbst aus den Urkunden zu schöpfen, schafft ein erhebendes Gefühl. Beispielsweise: wer hätte nicht hundertmal Luthers Thesen erwähnt und gehört, wer hat sie aber gelesen? Hier finden wir sie alle 95, hier können wir uns an den Quellen des Protestantismus erbauen und belehren. Oder um ein andres Beispiel zu wählen: wie häufig liest man nicht in Debatten über kirchenpolitische Vorgänge Hinweise auf die Encyklika Pius' IX., die unter dem Namen des Syllabus weit bekannt ist, und doch, wer von gebildeten Lesern kennt den Syllabus? Wer hat das Verzeichnis der Hauptirrtümer unsrer Zeit, wie es der kampffreudige Ultramontanismus in dieser Encyklika zusammenfaßt, je gelesen? Hier finden wir jene berühmte Aufzählung der Bulle Quanta cura aus dem J. 1864. — Von welcher Reichhaltigkeit das Werk ist, davon kann man sich eine kurze Vorstellung nach folgender ganz willkürlich zusammengestellter Übersicht machen: Wir finden die Ermordung der Hypatia nach dem Original erzählt, wir finden den berühmten Brief Bismarcks an seinen Schwiegervater, in dem seine religiöse Jugendentwicklung dargestellt ist, wir finden die Stöckersche Eiskellerrede an die Sozialdemokraten vom 3. Januar 1878, und wir finden die Gründung Rigas aus der Chronik Heinrich des Letten. Wenn wir etwas an dem Werke bedauern, so ist es der Umstand, daß die Quellen alle ins Deutsche übertragen sind, und so der Genuß des Originals mangelt. Besonders vermissen wir das lateinische Original bei der Übersetzung der altchristlichen Lieder (dies irae, dies illae). Unsres Erachtens würde das Buch nur gewinnen, wenn die wichtigsten Quellenabschnitte in der Weise wiedergegeben würden, wie die Autoren es mit der Confessio Augustana getan haben, deren eine Hälfte den lateinischen Text, die andre die deutsche Übersetzung enthält. Ferner hätten wir es auch gerne gesehen, daß die katholischen Quellen der Neuzeit etwas reichlicher herangezogen wären, als es tatsächlich der Fall ist. Das protestantische Bewußtsein kann doch nur gewinnen, je mehr es die Möglichkeit hat, sich an der Hand gegnerischer Quellen über die Verschiedenheit der Auffassungen zu informieren.

Es ist vielfach darauf hingewiesen worden, daß in der Gegenwart das geschichtliche Bedürfnis lebendig ist, und ein hervorragender Vertreter der dogmatischen Theologie soll neulich geäußert haben: „Schicket euch in die Zeit, denn es ist eine geschichtliche Zeit"; daher dürfte dieses Buch einem Zeitbedürfnis entsprechen, und seien alle, die ähnliche Empfindungen hegen, wie der Verfasser dieser Zeilen, auf das kirchengeschichtliche Lesebuch ausdrücklich hingewiesen.

A.

Heinrich Seidel, Gedichte. Stuttgart, Cotta, 1903.

Fritz Anders, Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Dritte Sammlung. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1903.

J. R. Haarhaus, Der Marquis von Marigny. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1903.

Drei Bücher, die wohl unter einer Rubrik verzeichnet und besprochen werden mögen; denn bei aller sonstigen Verschiedenheit in Inhalt und Form ist ihnen eines gemeinsam: sie gehören der Kleinkunst an; ihre Verfasser besitzen die schätzenswerte Gabe, einen kleinen Raum mit Behagen zu erfüllen, Stimmungen, Gestalten und Vorgänge des täglichen Lebens mit dem Lichte des Humors zu durchleuchten. — Heinrich Seidel hat sich bereits einen allbekannten Namen gemacht, allerdings vorzüglich als Verfasser des Leberecht Hühnchen und ähnlicher idyllischer Novellen. Auch in der Lyrik glückt ihm das Idyllische am besten: Schilderungen aus dem Kleinleben der Natur, poetische „Insektenbelustigungen" und anderseits Augenblicksbilder aus dem Leben der kleinen Leute, Schwänke und Schnurren — das ist das Gebiet, in dem er zu Hause ist und das er auch selten verläßt.

Fritz Anders schildert in seinen „Skizzen aus dem heutigen Volksleben", von denen jetzt die dritte Sammlung vorliegt, Philister- und Beamtentum von mancherlei Schattierungen, Ergötzlichkeiten und Wunderlichkeiten, wie sie im Gehege von Bureaukratismus und Pfahlbürgertum zu erwachsen pflegen. Sie werden mit ironischem Humor vorgetragen, dessen Wirkung darauf beruht, daß wir in all diesen Krähwinkeleien doch immer drollig verkürzte Spiegelbilder der Vorgänge erkennen, die sich auf der ganzen Weltbühne mit so viel Pomp und Würde abspielen.

Das dritte Buch, „Der Marquis von Marigny" von J. R. Haarhaus, führt uns unter die Kulissenschieber und Statisten des Welttheaters. In der Ferne sehen wir das Gewitter der französischen Revolution vorüberziehen, und auf diesem Hintergrunde vollzieht sich vor uns in harmlosen idyllisch-humoristischen Konflikten die Verbürgerlichung einer adligen Emigrantenfamilie. — Alles in allem Bücher, die nicht gerade Misanthropen und Melancholiker heilen werden, aber als Trösteinsamkeit oder zum Vorlesen in müssigen Stunden gut zu benutzen.

K. G.

Neuerschienene Bücher.

Weinel, H., Die Gleichnisse Jesu. Zugleich e. Anleitung zu e. quellenmäß. Verständnis der Evangelien. 130 S. Lpz. (= Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 46). M. 1.

Tiele, weil. Prof. C. P., Grundzüge d. Religionswissenschaft. Kurzgefasste Einführung i. d. Studium der Religion u. ihrer Gesch. Dtsch. Bearbeit. von G. Gehrich. 70 S. Tüb. M. 1,80.

Weiss, Prof. J., Die Offenbarung des Johannes. E. Beitr. z. Literatur- u. Religionsgesch. 164 S. Göttingen. M. 4,80.

Gunkel, H., Ausgewählte Psalmen. Übers. u. erklärt. 270 S. Göttingen. M. 3,20.

Herrmann, Prof. W., Die sittlichen Weisungen Jesu. Ihr Missbrauch u. richt. Gebrauch. 66 S. Göttingen. M. 1.

Delitzsch, Fr., Babel u. Bibel. Ein Rückblick u. Ausblick. 75 S. Stuttg. M. 1.

Goldenweiser, Rechtsanw. A., Das Verbrechen als Strafe u. die Strafe als Verbrechen. Leitmotive in Tolstois „Auferstehung". Vortrag. 72. S. Brln. M. 2.

v. Brunneck, Prof. W., Beitr. z. Gesch. des Kirchenrechts in den deutschen Kolonisationslanden. II. 3. Gesch. des märkischen Provinzialkirchenrechts. 1. Das Kirchenpatronat. 2. Die Verwaltung des Pfarr- u. Kirchenguts. 133 S. Brln. M. 3.

Gnauck-Kühne, Elis., Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statist. Studie z. Frauenfrage. 166 S. Brln. M. 3,50.

Malvert, A., Wissenschaft u. Religion. A. d. Franz. übers. 124 S. m. Abbild. Frankf. a. M. M. 2.

Möbius, Dr. P. J., Geschlecht. u. Bescheidenheit. 30 S. Halle. M. 1.

Blaß, Prof. Fr., Wissenschaft u. Sophistik. Vortrag. 55 S. Brln. M. 0,30.

Ettlinger, Dr. M., Untersuchungen üb. d. Bedeutung der Deszendenztheorie für d. Psychologie. 86 S. Köln. M. 1,50.

Metschnikoff, Prof. E., Studie üb. d. Natur des Menschen. E. optimist. Philosophie. Eingeführt durch Wilh. Ostwald. 399 S. Lpz. M. 5.

Auerbach, M., Einfälle u. Betrachtungen. Philosoph. u. weltliche Gedanken. 266 S. Dresden. M. 4.

v. Brandt, M., Fremde Früchte. Sienkiewicz, Hearn, Kipling, Gorki. Essays. 128 S. Stuttg. M. 2,50.

Mießner, Dr. W., Macterlincks Werke. E. literarpsycholog. Studie über die Neuromantik. 96 S. Brln. M. 1,50.

Dreßler, F. A., Moltke in seiner Häuslichkeit. Mit 20 Illustr. 157 S. Brln. M. 3,50.

v. Tettau, Major Frhr., Zwei Monate Gast im russ. Heere (Juli—Sept. 1903). Vortrag. 19 S. (= Beiheft z. Militär-Wochenbl. 1904 Nr. 2.) Brln. M. 1,25.

Koch, W., Japan. Gesch. nach japan. Quellen u. ethnograph. Skizzen. M. e. Stammbaum des Ksrs. v. Japan. 410 S. Dresd. M. 7.

Liman, Dr. P., Der Kaiser. E. Charakterbild Wilhelms II. 311 S. Brln. M. 5.

Der russ.-japan. Krieg. Vom Nachrichtenbureau des Reichsmarineamts. 1. Hft. Brln. M. 0,30.

Lauterer, J., Japan. Das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt. 407 S. m. 100 Abbild. Lpz. M. 7.

Schwabe, Hauptm. K., Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. 4 Kriegs- u. Wanderjahre. 2. Aufl. 514 S. m. zahlr. Abbild. Brln. M. 11.

v. Unger, Oberst W., Georg Engelhardt v. Löhneysen, ein Meister deutscher Reitkunst vor 300 Jahren. 55 S. (= Unsere Pferde. Samml. hippolog. Abhandl. Heft 29.) Stuttg. M. 1,50.

Wozu nützt der Aberglaube?

Von

Gregor v. Glasenapp.

Seitdem der Qualen Saat man liest
Vom Baum der Erkenntnis, heißt es,
Der Teufelsbeschwörungen kräftigste ist
Das Rufen des eigenen Geistes.

I.

Alle großen Männer sind abergläubisch, hört man bisweilen einen kleinen Mann verkündigen, der kürzlich viel in den Biographien des Plutarch, Suetonius, der römischen Geschichte des Dio Cassius oder einer andern berühmten Sammlung von Lebensbeschreibungen wichtiger Persönlichkeiten gelesen hat. So wenig nun auch dieser Behauptung uneingeschränkte Geltung zugestanden werden darf, und so schwache Urteilsfähigkeit es verrät, wenn gewöhnliche Menschen die Schwächen, die sie vielleicht an sich selbst bemerkt haben, mit freudiger Überraschung an bedeutenden Personen wiederfinden und von nun an für Vorzüge halten, ja sogar für etwas pikantes ausgeben, für einen geheimnisvollen Reiz, der den Nimbus ihrer Lieblingshelden noch erhöht, so sicher muß doch die Tatsache, daß viele große Männer nicht frei von Aberglauben gewesen sind, eingeräumt werden. Sie ist frappierend genug, um jeden zum Nachsinnen über den Zusammenhang dieser Erscheinung mit den Tiefen des Seelenlebens aufzufordern, der nicht etwa à la Lombroso den Aberglauben kurzweg zu den Symptomen des Wahnsinns rechnet, wie er jedem Genie mehr oder weniger anhaften soll.

Es geschieht also mit Hinblick auf feststehende Fakta und nicht etwa, um durch paradoxe Behauptungen einen verlorenen Posten zu verteidigen oder der wohlfundierten allgemeinen Ansicht von der Schädlichkeit des Aberglaubens Opposition zu machen, wenn wir hier ausschließlich nach seinem Nutzen fragen.

Freilich ist es sehr viel leichter, über den Schaden zu sprechen und zu schreiben, ja über die ungemessenen Qualen, die der Mensch aus Aberglauben auf sich nimmt und andern zufügt. Allein, wie oft und gründlich ist das nicht alles erörtert worden! Und gerade die Art, in der die Verderblichkeit des Aberglaubens in ihrem ausgedehnten Wirkungskreise ausgemalt und nicht selten mit wohlfeiler Entrüstung diskutiert wird, macht es uns zunächst zur Pflicht, diesen weiten und strittigen Begriff durch Definition auf das zu beschränken, was ihm in den verschiedensten Anwendungsfällen gemeinsam ist.

Zuvörderst muß für uns aus dem Bereiche des Aberglaubens jeder religiöse Glaube ausgeschlossen werden; während gemeinhin die Anhänger der einen Religion schnell bereit sind, den Glauben der Vertreter einer andern Religion in allem, was daran nicht abstrakte Idee bleibt, sondern konkretere Formen annimmt und in kultischen Gebräuchen Gestalt gewinnt, kurz, in allem, was fremd scheint und mißfällt, — als Aberglauben zu brandmarken. Pflegen doch die Engländer den ganzen Katholizismus schlechthin als „the popisch superstition" (den Papst-Aberglauben) zu bezeichnen. Die andern christlichen Konfessionen sind im Ausdruck wohl nicht so roh, behalten aber auch nicht immer im Auge, daß unmöglich eine Definition des Aberglaubens allen genügen kann, so lange nicht die gemeinte Sache ebenfalls für alle eine und dieselbe ist.

Keine Religion ist abergläubisch, weil das ihrem Begriff selbst widerspräche. Was Aberglauben ist, gehört nicht zur Religion, sondern wird nur gelegentlich irrtümlicherweise mit ihr verwechselt. Wer hieran nicht festhält, gerät bald in Versuchung, vom Aberglauben überhaupt den Autoritätsglauben nicht zu scheiden, der doch darauf beruht, daß der einzelne Mensch unzählige wichtige Tatsachen dieses Weltlaufs nicht selbst von neuem erforschen und nachprüfen kann, also in Bezug auf sie zu den Leistungen andrer Vertrauen hegen und daß er zumal auf den Gebieten des höchsten, die Endergebnisse zusammenfassenden Wissens sich bewußt bleiben muß: nur das soziale, zur Einheit kombinierte Wirken vieler, nicht aber die Kraft des einzelnen, schaffe die Wissenschaft. Eben hierin erweist sich die Einheit des Menschengeschlechts. Wie den Autoritätsglauben, so konfundiert man mit dem Aberglauben auch eicht das Gottvertrauen, besonders in der Form extremer Lehren, wie der Prädestination und des muhammedanischen Fatalismus. Indessen weiß das echte Gottvertrauen sich erhaben über

alles das, was einer Einkleidung in die Gestaltungsweisen der empirischen Wirklichkeit bedarf; statt Zeichen zu deuten, sagt es zu allem „Allah alam!“ (Gott weiß es besser!) und beruht auf der unwidersprechlich richtigen Einsicht, daß in den Vorgängen dieser Welt außer der Macht unsrer menschlichen Weisheit sich noch die Macht einer andern einheitlichen Weisheit kundgibt, die der unsrigen an Umfang, Tiefe und Wirksamkeit unendlich überlegen ist.

Also jeglicher Glaube nebst den aus ihm entspringenden Regeln, Verfahrungsweisen, Gemütsbewegungen in Furcht und Hoffnung ꝛc., wobei der Mensch den Zusammenhang mit den ihn leitenden Grundsätzen seiner Religion nicht vergessen hat, ist nicht Aberglaube. Erst wo der Faden dieses Zusammenhanges zerrissen ist, beginnt der Aberglaube. Da er mithin in dieser Beziehung von einem durchaus subjektiven innerlichen Moment abhängt, so kommen natürlich manche Fälle vor, wo es uns nicht möglich ist, auf Grund äußerer Tatsachen zu entscheiden, ob das Motiv einer Handlungsweise in der Religion oder im Aberglauben zu suchen war. Denn — was hier einzuschalten ist — nur der Aberglaube als wirksame, tatenerzeugende Macht, nicht als bloß innerlich gehegte Meinung oder Zierrat der Poesie interessiert uns[1]. Die Berücksichtigung des subjektiven Elements am Aberglauben hindert uns auch der Erklärung beizustimmen, die der englische Philosoph Thomas Hobbes gibt. „Die Furcht vor erdichteten oder traditionsmäßig angenommenen unsichtbaren Mächten — sagt er — ist, wenn der Staat sie anerkennt, Religion, wenn er sie nicht anerkennt, Aberglaube.“

Zwar ist dem Autoritätsglauben, Gottvertrauen und Aberglauben gemeinsam das Verzichten auf die Entscheidung einer Sache durch den unmittelbaren Spruch der eignen Vernunft; jedoch die Motive sind verschieden; ja die Art, in welcher ein Mensch an einem Aberglauben hängt und an ihn glaubt, ist ihrem tiefsten Wesen nach unvergleichbar einerseits mit der Innigkeit und Festigkeit religiöser Überzeugung und anderseits mit dem zuverlässigen Festhalten an den Tatsachen der empirischen Wirklichkeit, die uns der gesunde Menschenverstand aufdrängt; sogar ein Körnchen Schalkheit und Selbstironie, das gelegentlich keimt, wächst

[1]) Jeder Aberglaube läßt sich auf die Form reduzieren: wenn A stattfindet, so tritt die Folge B ein. Dabei ist freilich B oft nichts bestimmt ausgesprochenes, sondern eine im Volke umgehende dunkle Ahnung von irgend einem zu erwartenden Heil oder Unheil, eine „Vorbedeutung“. In andern Fällen ist der Aberglaube zu einem ganzen Lehrgebäude ausgewachsen, wie z. B. der Glaube an die Existenz, Wirksamkeit und Verdammungswürdigkeit der Hexen.

und gute Früchte trägt, dürfte selten dem Aberglauben fehlen. Mitunter gerät so mancher dabei in die Stimmung jenes Bedienten Temolo in der Komödie des Ludovico Ariosto, der auf die Frage, ob er an Geister glaube, antwortet:

Die Wahrheit euch zu sagen, glaub' ich wenig
An die Gespenster. Aber glaubt ein König,
Fürst und Prälat an jenes Nachtgeschlecht:
Wie soll ich armer Schelm von einem Knecht
Mich unterfangen nichts davon zu halten,
Daß in der Finsternis die Geister walten.
(Il Negromante. 1. Akt, 3. Szene.)

Wie seltsam! Die einen haben den Aberglauben und spielen damit, die andern meinen davon frei zu sein und pflegen nichtsdestoweniger gewisse Erzählungen, Erfahrungen und Beobachtungen mit den vielsagenden Worten einzuleiten: „Ich bin nicht abergläubisch, aber es ist doch merkwürdig..." Sie fühlen sich immer noch mit einer Art Wonne im Banne des geheimnisvollen Schauers. „Somniat iste tamen dum somnia visa renarrat."

Wenn wir also sehen, daß in allerlei wichtigen oder unwichtigen Entscheidungsfällen des Lebens einige Menschen in ihrer Meinung über das, was tatsächlich besteht, was die Zukunft bringen wird oder was sie oder andre tun sollen, sich nach ihrer von der Erfahrung unterstützten Vernunft oder einer Autorität, dem vernünftigen Rate andrer Menschen richten, während andre Menschen in ebenso beschaffenen Fällen sich bestimmen lassen durch verschiedene offenbar zufällige Zeichen und Merkmale, die ihnen entweder von ungefähr aufstoßen oder bei denen, falls sie von ihnen selbst willkürlich aufgesucht, gewählt oder hergestellt worden, der ausschlaggebende Faktor doch wieder etwas nach Maßgabe menschlicher Einsicht Zufälliges war, — so nennen wir diese letzteren Menschen abergläubisch. — Die älteste Sammlung systematisch geordneten Aberglaubens bieten uns die etwa aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. stammenden „Tage" des Hesiodos. In ihnen werden von den 30 Monatstagen verschiedene als glückbringend, besonders für die Geschäfte des Landmannes, empfohlen, vor andern wird gewarnt. Zum Beispiel:

774 Wackere Tage sind auch der elfte und zwölfte des Monats,
Jener zur Schafschur, dieser erquickliche Früchte zu mähen;
Aber der zwölft' ist weit an Güte doch über dem elften;
Ziehet die Fäden an ihm ja die webende Spinne den vollen
Tag; wann jetzo die kundige Ameis sammelt in Haufen,
Stelle den Webstuhl jetzt zum fleißigen Werke das Weib auf;
In dem Verlaufe des Monds ist dreizehn wohl zu vermeiden
Bei dem Beginne der Saat; Pflänzlinge — die nähret er herrlich.

Führ an dem vierten des Monats die Gattin in deine Behausung
Wenn du die Vögel erforscht, die zu selbigem Werke die besten.
Aber die fünften vermeide, dieweil sie so mißlich und arg sind.
Wenige wissen, wie trefflich der dritte der neuner im Mond ist,
Um zu beginnen ein Faß und das Joch auf den Nacken zu legen
Stieren und Mäulern zumal und schnellhinjagenden Rossen,
Auch das beruderte flüchtige Schiff zur dunkelen Meerflut
Niederzuziehn. . . .

Der Aberglaube, der es mit Tagwählereien zu tun hat, lebt bekanntlich auch heute und erstreckt sich auf die ganze bewohnte Erde. Besitzen nicht für die Wahl glücklicher Tage selbst die Diebe auf Java ihre silberne uhrenartige Zeigerscheibe, die kalenderartig die beste Zeit für Einbrüche und Räubereien zeigt?

Es mag oft bei abergläubischen Menschen ihre superstitiose Meinung mit den Lehren ihrer eigenen oder einer fremden Religion wohl in einem sozusagen historischen und auch psychologischen Zusammenhange stehen, wofern dieser Zusammenhang nur nicht ein kausaler ist, d. h. wofern der Mensch sich nur nicht bewußt ist, bei seiner vernunftwidrigen Ansicht oder bei seinem Hokuspokus von den Grundmotiven der Religion geleitet worden zu sein. Nicht bloß die Ansicht der Bauern in Süd-Rußland von dem geschäftigen Wirken des Hauskobolds (domowoi) und des Waldgeistes (lèschij), von denen die christliche Religion nichts weiß, ist somit abergläubisch, sondern ebensosehr ihre Meinung, daß man am Tage der Enthauptung Johannis des Täufers (den 29. August) keinen Kohlkopf, keine Melonen und Gurken schneiden dürfe, obgleich dieser letztere Brauch offenbar an eine in den Urkunden des Glaubens erwähnte Tatsache anknüpft. Ebenso steht es mit der von den Fischern beobachteten Vorschrift, am Tage Simonis und Judä nicht auf die See hinauszufahren. Der mittelalterliche Hexenglaube war ein Aberglaube, weil jene angebliche Verbindung mit dem Teufel, auf der er beruhte (so sehr auch die entartete Kirche ihn unterstützte), in wesentlich religiösen Postulaten so wenig wie in der Vernunft eine wirkliche Stütze fand. Mit diesem Aberglauben konnte sich ein Mensch nur dann und solange befassen, als er nicht von echt religiösen Seelenregungen ergriffen war.

Jede Religion ist sich selbst dessen wohl bewußt, daß der Aberglaube, auch wo er sich in ihrer Mitte entwickelt und ihre Formen nachäfft, etwas total anderes ist; und es hat, wie wir an einem Beispiel zeigen wollen, selbst das griechisch-römische Heidentum in der Periode seiner stärksten Zersetzung und Durchsetzung mit ägyptischen Lehren und Kulten immer noch den Aber-

glauben von der Religiosität streng zu scheiden gewußt. In dem berühmten Roman des Heliodoros, den „Äthiopischen Geschichten", der am Ende des 4. Jahrh. n. Chr. geschrieben sein soll, wird erzählt (Buch IV, Kap. 14 u. 15), wie nachts auf dem Schlachtfelde ein altes Weib den Leichnam ihres Sohnes durch Beschwörungen und Zauberkünste zu kurzzeitigem Leben erweckt und zum Sprechen und Verkündigen der Zukunft nötigt. Dies ganze Treiben wird von dem hellenistischen Verfasser der Geschichte als abscheulicher Aberglaube bezeichnet; und er läßt den dort versteckt auf dem Schlachtfelde weilenden ägyptischen Priester Kalasiris seinem Schützling, der jungen Priesterin Charikleia, erklären, „daß selbst ein solcher Anblick schon unheilig wäre, daß er ihn auch nur aushielte, weil er ihn nicht vermeiden könnte. Denn es wäre keinem Priester erlaubt, an dergleichen Zaubereien Gefallen zu haben oder dabei zugegen zu sein. Sie erforschten die Zukunft nur in gesetzmäßigen Opfern und durch reine Gebete, aber die Unheiligen, die nie sich über die Erde und die Leichname der Toten erhüben, auf die Art und Weise, die ein Zufall ihnen hier durch dieses ägyptische Weib zeigte." — An einer andern Stelle desselben Romans äußert Heliodoros noch deutlicher seine Ansichten, die wohl ihrem Wesen nach mit denen aller gebildeten Griechen seiner Zeit so ziemlich zusammenfallen, indem er denselben Kalasiris dozieren läßt (Buch III, Kap. 16):

„Der ägyptischen Weisheit sind zwei Arten: die eine ist für den Pöbel und wandelt sozusagen immer niedrig auf der Erde; sie hat mit Gespenstern zu tun und balgt sich mit Leichen, klebt an Kräutern und stützt sich auf Zauberformeln; ihr Endzweck ist niemals etwas gutes . . . in ihren Wegen geht sie meistenteils fehl; gelingt ihr einmal etwas, so ist es etwas abscheuliches und garstiges . . . bald täuscht sie gehegte Hoffnungen, bald verhilft sie zu unerlaubten Handlungen und ist ungezügelten Lüsten dienstbar. Die andre aber, mein Sohn, die wahre Weisheit, deren Namen dieser Bastard fälschlich trägt, um die wir Priester und Propheten uns von Jugend auf bemühen, blickt zum Himmel empor, verkehrt mit Gott . . . und erstrebt alles um des Schönen und dessen willen, was den Menschen nützt." — So deutlich nun auch hier und bei vielen andern griechischen Schriftstellern die Scheidelinie gezogen ist, werden manche Leute fortfahren immer wieder zu sagen, die Religion der Heiden sei abergläubisch gewesen. „Das Heidentum mit seinem Polytheismus ist die denkbar höchste und umfassendste Verwirklichung des Aberglaubens", sagt Dr. Simar, Professor der

Theologie an der Universität Bonn, in seinem „Aberglauben" (Köln 1878, S. 67), einem umfangreichen Werke und Zeugnisse seines Aberglaubens.

Mißbraucht wird das, was zum Wesen der Religion gehört, — die Ideen vom all-einigen Gott, der Seele und ihrer Erlösung, — eigentlich nicht vom Aberglauben, aber es wird vom Menschen, so weit und so oft er vom Aberglauben befangen ist, vergessen. Wenn der Abergläubische die Zukunft zu erforschen oder mancherlei Wirkungen zu erzielen strebt, so tut er es gewissermaßen an der Gottheit vorbei; es ist diejenige wesentliche Beziehung, in der er nach seinem eigenen religiösen Glauben immer zu Gott steht, zu solchen Zeiten nicht in ihm lebendig.

Wem läßt sich nun dann, wird man fragen, in sein Gewissen hinein beweisen, er sei bei seinem Verhalten in einem bestimmten Falle abergläubisch und nicht religiös gesinnt gewesen? Im einzelnen Falle ist es freilich, wie bereits bemerkt, nicht immer möglich, die Stimmung einer fremden Seele zu erraten, und fast niemand gibt zu, abergläubisch zu sein; allein im großen und ganzen trägt doch das Verhalten des einzelnen abergläubischen Menschen wie auch ganzer dem Aberglauben ergebener Berufskreise und Völker ein Gepräge an sich, das man schwerlich verkennen und etwa mit Frömmigkeit verwechseln wird: man sieht, sie hängen an dem einzelnen Brauch und der einzelnen abergläubischen Ansicht um dieses Brauches und dieser Vorstellung willen, unabhängig davon, wie jeder sich sonst eben zu den eigentlich religiösen Fragen verhält und wie ein solcher Brauch mit ihnen harmoniert. Auf diesem Umstande, daß der Abergläubische das wahre Wesen der Gottheit (daß sie nämlich das absolut Gute ist), vergessen hat, beruht die Definition, die Plutarch gibt: der Aberglaube, die Deisidämonia, bestehe in der Meinung, daß die Götter Böses täten.

Man sieht: die Grenzen zwischen dem, was im einzelnen Falle als religiöse Glaubensform und Kultus anzuerkennen und was schon Aberglauben genannt zu werden verdient, verfließen bald ineinander, bald wechseln die Grade, in denen beides zusammenhängt, an Stärke, und die Scheidung zu vollziehen, mag mitunter eine heikle Aufgabe sein; hier haben wir sie indessen nicht zu lösen, sondern, zu unserm Problem zurückkehrend, zu fragen:

Hat tatsächlich im Leben, wie wir es um uns sehen und aus der Weltgeschichte kennen, der Aberglaube sich für den Menschen immer als ein Übel erwiesen, indem er in den Entscheidungsfällen statt der Vernunft einem vernunftlosen Prinzip, dem Zufall, die

Bestimmung überließ? Hat er sich infolgedessen als Fessel erwiesen, die den Menschen nur im Handeln hemmt? — Solche Fragen sogleich theoretisch zu entscheiden, ist mißlich. Denn durch das Übersehen irgend eines psychologisch oder logisch wichtigen Umstandes kann die ganze Theorie verunglücken, während bei vorausgehender Prüfung der Erfahrungstatsachen sich das Resultat und nachträglich wohl auch die Theorie dazu findet.

Ein Blick auf die Weltgeschichte zeigt nun, daß von allen großen Nationen des Altertums keine im öffentlichen wie im privaten Leben sich so abergläubisch zeigte, wie die Römer; und wenn wir die einzelnen hellenischen Stämme ins Auge fassen, so ist keiner unter ihnen so abergläubisch gewesen, wie die Lakedämonier. Und gerade diese beiden, die Römer und Lakedämonier, haben einerseits im politischen Leben im höchsten Maße die Fähigkeit bekundet, selbständig zu handeln und andre zu beherrschen und anderseits (was damit zusammenhängt) als Völker wie als einzelne die bedeutendste Tatkraft bewiesen, von der überhaupt die Historie zu berichten weiß. Darum durfte der große griechische Historiker Polybios sich bei seinem Geschichtswerk, wie er sagt (Buch I, Kap. 3), die Aufgabe stellen, „zu erzählen, wie in nicht ganz 52 Jahren die Römer die Weltherrschaft erlangt haben." Ein Vorgang, der nie seines gleichen gehabt hatte! Und von den Lakedämoniern, die bekanntlich von allen Griechen sich am längsten die Freiheit bewahrten und meist die Hegemonie über die andern besaßen, sagt Plutarch („Leben der Lykurgos", Kap. 30): „Die Lakedämonier lehrten andre Völker nicht etwa nur Gehorsam, sondern sie flößten denselben sogar eine große Begierde ein, von ihnen beherrscht und regiert zu werden. Viele ließen, nicht um Schiffe, Geld oder Soldaten, sondern um einen einzigen Spartaner zum Anführer bitten, und wenn sie diesen erhielten, begegneten sie ihm mit Achtung und Ehrfurcht, wie die Sizilianer dem Gylippos, die Chalkidier dem Brasidas, und die Einwohner Asiens dem Lysander, dem Kallikratides und dem Agesilaos."

Und diese Muster der Tatkraft und Freiheitsliebe lagen in den Fesseln des Aberglaubens, eines Aberglaubens, der von religiöser Gesinnung sich unschwer unterscheiden läßt. Waren doch die Lakedämonier unter allen Griechen dafür bekannt, wie leicht sie es mit den Pflichten des Kultus nahmen: sie sollen von den geopferten Tieren nichts als die blanken Knochen den Göttern verbrannt haben, während die aufgeklärten Athener ihnen am reichlichsten spendeten. Dagegen die Rücksicht auf Vorzeichen,

Neumond und Wahrsagerkünste hat die Spartaner, wie Marathon und andre Fälle beweisen, selbst dann noch in ihren kriegerischen Unternehmungen beeinflußt, als der Landesfeind, das Heer des persischen Großkönigs, vor den Toren des Peloponnes stand.

Wie reimt sich das alles zusammen?

Und an den Römern ist noch deutlicher zu sehen, wie sie, ganz abgesehen von ihrer Religion, mit Begierde dem Aberglauben nachjagten. Denn die sibyllinischen Bücher, durch deren Befragung sie sich in Krieg und Frieden so oft leiten ließen, beruhten auf griechischer, nicht auf römischer Wahrsagerei; sie waren in griechischer Sprache und in griechischem Geiste abgefaßt, so daß ihre Aussprüche mit der eigentlichen Religion der sie Befragenden schon deshalb nichts gemein hatten. Die Sprüche trugen die Form von Akrostichis, so daß der erste Vers des Spruches die Anfangsbuchstaben aller Verse bestimmte. (Cicero, de divinat. II, 111: „Atque in Sibyllinis ex primo versu cujusque sententiae primis litteris illius sententiae carmen praetextitur.") Als diese Bücher im J. 83 v. Chr. beim Brande des Kapitols zugrunde gingen, schickte man nach Samos, Ilion und Erythrä, um wiederum Sprüche griechischer, also fremder Sibyllen zu sammeln, die auch noch weiter in der christlichen Zeit (bis zum J. 410) befragt wurden.

Ferner beschäftigte sich der Aberglaube der Römer mit den Deutungen und Vorausverkündigungen der Haruspices, die ausdrücklich einer andern Religion, der etruriſchen anhingen und, als diese Religion bereits erloschen war, immer noch nach denselben Grundsätzen ihre „disciplina Etrusca" betrieben. Die Haruspicin hatte mit der Religion der Römer nicht einmal äußerlich einen Berührungspunkt, da (wie Varro de ling. lat. VII, 88 sagt) „cum aruspex praecipit, ut suo quisque ritu sacrificium faciat"; dafür überlebte dieser Aberglaube als Eingeweideschau und Zeichendeutung nach der etruriſchen noch die ganze römische Religion. Er wurde noch vom christlichen Kaiser Konstantin d. Gr. gepflegt und von Theodosius ausdrücklich gestattet. Cod. Theodos. XVI, 10, 1 (vom J. 321): „Si quid de Palatio nostro aut ceteris operibus publicis degustatum fulgure esse constiterit, retento more veteris observantiae quid portendat ab haruspicibus requiratur et diligentissime scriptura collecta ad nostram scientiam referatur."

Der Kaiser Augustus soll seinen Tod um hundert Tage vorher erfahren haben, und zwar durch einen Haruspex, der befragt

worden war, als ein Blitz an dem Denkmal des Kaisers den ersten Buchstaben des Namens („Caesar") weggeschmolzen hatte. Der Haruspex sagte: „Es fehlt das C seit diesem Tage, und so wird aus „Caesar" — „aesar"; das bedeutet: es fehlt seit diesem Tage ein Hundert (C als Zahl), nämlich Tage, dann wird aus dir, dem Cäsar, ein „aesar", d. h. auf etruskisch „ein Gott". Die römischen Imperatoren pflegten aber (seit Julius Cäsar) mit dem Tode zu Göttern zu werden (Suetonius, „Augustus" Kap. 97). Ein andrer römischer Imperator war im Begriff, eine Expedition in den Orient zu unternehmen; da sah er zufällig einen Mann auf der Straße Feigen verkaufen. Er fragte, wer es sei; und als ihm der Name „Cauneas" entgegengerufen wurde, deutete ein anwesender Wahrsager diesen Ruf als eine Warnung, der Kaiser solle sich hüten, in den Orient zu gehn (Cauneas = cave ne eas!), und hinderte so des Imperators Aufbruch. — Den römischen Aberglauben hat, wie gesagt, auch das Christentum nicht gleich gedämpft; und der Kaiser Konstantin, einer der rüstigsten und feurigsten Krieger seiner Zeit, war ihm in hohem Maße ergeben. Er hatte seinen Helm durch das Monogramm Christi gegen Hieb und Stich gefestigt, in den Zügel seines Rosses Nägel vom heiligen Kreuz einfügen lassen (Eusebius, vita Const. I, 31), und gestattete ausdrücklich durch Zauberei das Wetter zu machen, falls es zu guten Zwecken geschah (Codex Theodos. IX, 16, 3).

Mithin zeigt das Beispiel der beiden heldenhaftesten Nationen und, so weit man forscht, auch dasjenige andrer Völker, in deren Lebensgewohnheiten der Aberglaube einen besonders breiten Raum einnahm, daß sie sich dabei garnicht so übel befanden, durchaus nicht etwa häufiger als andre von Schrecken gepeinigt und von Wahngebilden in ihrem Tun irregeführt wurden; nein! im Gegenteil, daß sie sich immer durch nüchterne Besonnenheit, praktische Tüchtigkeit und ungewöhnliche Energie im Handeln auszeichneten.

Indem sich jetzt unser prüfender Blick von den ganzen Völkern zu einzelnen, aus der politischen und Kulturgeschichte bekannten Individuen wendet, darf freilich nicht in Bausch und Bogen zugegeben werden, daß alle großen Männer abergläubisch oder alle abergläubischen groß sind; aber dennoch lehrt das Altertum wie auch die Neuzeit, von Wallenstein bis Napoleon und darüber hinaus, daß der Glaube an Zeichen und Vorbedeutungen bei vielen Fürsten und Feldherrn, Staatsmännern und Seehelden, ja sogar bei einigen berühmten Chirurgen, also Männern der Wissenschaft, nachdrücklich genug gewesen ist; während Dichter und Denker,

Philosophen und Naturforscher, ob groß oder klein, von ihm so ziemlich unberührt geblieben sind. Schwerlich wird man das so auslegen dürfen, daß die Personen der ersten Kategorie unbedeutender oder ungebildeter waren und erst das Wissen der Talisman ist, der vor dem Aberglauben bewahrt. Der Staatsmann bleibt im Wissen durchschnittlich nicht hinter dem Dichter zurück; der Arzt ist sogar ein Gelehrter; und überhaupt zeigt die erste Kategorie doch vorzugsweise die Männer der Tat, die durch das Große, was sie schufen, oft erst dem grübelnden Denker und schwärmenden Poeten den Stoff zu ihrer Gedankenarbeit geliefert haben. Der Dichter wäre garnicht da, wenn nicht zuerst der Held da wäre, den er besingt. Die erste Kategorie entspricht den spartanischen und römischen Charakteren. Der Aberglaube ist also so weit davon entfernt, eine den Menschen in nutzbringender Tätigkeit lähmende Macht zu sein, daß gerade die Personen, die am meisten leisten, ihn oft besitzen.

Ein voreiliger Schluß wäre es nun freilich, wenn man hieraus folgerte, der Nutzen des Aberglaubens bestände vielleicht darin, den allzu großen Tatendurst und die üppige Kraft solcher Persönlichkeiten zu zügeln und vor der Überstürzung zu bewahren. Die Tatsachen der Erfahrung zeigen nichts dergleichen; sie legen uns vielmehr nahe, zur Klärung der Sache die Frage zu stellen: bei welchen Gelegenheiten im Leben der Lakedämonier, der Römer und verschiedener bedeutender Männer sich der Aberglaube äußerte? Da sehen wir, daß dies niemals die Fälle waren, wo der Mensch sich Ziele setzt und über die Realisierung wichtiger Zwecke und Pläne entscheidet. Der Aberglaube entscheidet nur sozusagen über Umstandsworte, über ein Früher oder Später, über die Wahl des Ortes, der Zeit, oder eines Mittels unter vielen: kurz, immer über etwas, obzwar nicht an sich gleichgiltiges, aber doch sekundäres und so beschaffenes, daß es ohnedies vom Zufall, — d. h. von dem in casu dem Menschen unbekannten Teil des Weltlaufs, — stark beeinflußt werden mochte. Ob der Feldherr gerade am 18. oder am 17. Oktober die Schlacht bei Leipzig wagte, das hätte auch bei aller Anspannung des rechnenden Verstandes wahrscheinlich die Entscheidung nicht glücklicher gemacht. Diejenigen Klassen der Bevölkerung, von denen man besonders viel Aberglauben zu berichten weiß, sind demzufolge in der Ausübung ihres Berufes besonders von Wind und Wetter und andern unberechenbaren Zufälligkeiten abhängig, wie z. B. der Seemann, Landsknecht, Jäger und Fischer. Überall hat ferner die Aus-

übung der Heilkunst, deren berufene Vertreter ja noch jetzt eingeständlich oft im Halbdunkel tappen und beständig ihre theoretischen Ansichten ändern, einen breiten Tummelplatz für den Aberglauben abgegeben, von den Medizinmännern der Zulukaffern bis zu den „Sympathien" und Besprechungen in dem modernsten Salon; nur daß man hier den Aberglauben euphemistisch lieber als „Vorurteil" bezeichnet.

Das alles ist ziemlich unschuldig.

Es gibt nun auch allerdings ganz andersartige Ausbrüche des Aberglaubens; und dieser Umstand nötigt uns an ihm überhaupt zwei Arten oder Stufen zu unterscheiden.

Wenn die Bauern in Sibirien einen unbekannten Mann, der ihr Dorf passiert, nach irgend welchen Merkmalen für die „Cholera" halten und daraufhin totschlagen, und wenn anderseits der griechische Bauer, für den Hesiodos seinen Kalender schrieb, eine bestimmte Hantierung lieber am 4. als am 5. des Monats vornimmt, so weist das auf sehr verschiedene Seelenregungen hin. Es gibt einen Aberglauben, von dem der Mensch besessen ist wie von einem Dämon, der ihn verwirrt, seinen Verstand wie eine Geisteskrankheit umnebelt, unter einer ganzen Bevölkerung eine Zeitlang wie eine ansteckende Pest grassiert. Das ist jedoch nur der seltenere, uneigentliche Aberglaube. Die andre Art, der gewöhnliche und eigentliche Aberglaube, wird vom Menschen besessen, wie man ein Eigentum besitzt, das man frei handhabt, systematisiert und mit dem man so ziemlich alles machen kann, was man will. Das bedeutet nicht, daß der Mensch in diesem Falle den Glauben bereits daran verloren hat und nur noch — wie es wohl aus Koketterie vorkommt — Aberglauben simuliert; nein! wir reden nur von den Fällen, wo der Mensch bona fide an seinem Aberglauben festhält; indes „er ist sich seiner Torheit halb bewußt", würde Goethes Mephisto sagen. Der Aberglaube ist bei ihm gereift, hat sein richtig beschränktes Geltungsgebiet gefunden und ist im ganzen ungefährlich geworden. Der Mensch läßt sich seinen Aberglauben wohl einiges kosten, doch nicht zu viel; er hat Pietät für ihn und verwendet ihn im übrigen als ein praktisches Mittel der Lebenskunst, wie man besonders an den Römern und Lakedämoniern studieren kann. Als dem Konsul Appius Pulcher im ersten punischen Kriege einst vom Pullarius gemeldet wurde, die heiligen Hühner hätten die Gerste nicht gefressen, ließ er sie ins Meer werfen und sagte, wenn sie nicht fressen, wolle er sehen, ob sie trinken werden. Da er darauf einen

Mißerfolg hatte, erinnerte man sich in Rom dieser schnöden Nichtachtung des Auguriums. So oft jedoch in ähnlichen Fällen die Sache geglückt war, hatte man auch im Senat nichts dagegen einzuwenden. Nur solche Entscheidungen, in die Zufälligkeiten stark hineinspielten und die auch beim Gebrauch der Vernunft nicht viel geschickter getroffen worden wären, überließen die Römer, wie manche andre Leute, gemächlich dem Aberglauben; dann hatten nicht sie selbst mit ihrer Willensentschließung gehandelt und der Goethesche Spruch: „Der Handelnde hat immer Unrecht" traf sie nicht.

Gegen die ganze bisherige Erörterung wird man, wie leicht zu erwarten, den Einwand erheben, daß alle die gemeinten Völker, Berufskreise und bedeutenden Personen wohl noch viel tüchtigeres geleistet hätten, wenn sie, ceteris paribus, nicht abergläubisch gewesen wären, daß also die Superstition nichtsdestoweniger für den Menschen ein Hemmschuh bleibt. Dieser Einwand — so haltlos er ist — läßt sich nach der bisher befolgten Methode unser Darlegung nicht widerlegen, weil historische Beobachtungen nicht Experimente sind, die man beliebig umkehren, variieren und wiederholen kann. Der abgeschlossene Lebenslauf der Menschen läßt sich eben nicht erneuern, um zu sehen wie, nach Ausschaltung des Aberglaubens aus ihm, er nochmals an unsern Blicken vorüberziehen würde. Darin bestände erst die Rechenprobe.

Da es uns somit unmöglich ist, auf induktivem Wege einen vollen Beweis zu erbringen, wollen wir das umgekehrte Verfahren einzuschlagen versuchen, wir wollen, statt uns allein mit der Psychologie der Abergläubischen zu befassen, — die allen Menschen zu allen Zeiten gemeinsamen Seelenvorgänge qualitativ und quantitativ daraufhin prüfen, ob vielleicht auch bei ihrem normalen Verlaufe im Weltgetriebe Fälle eintreten können, wo der Aberglaube als Willensmotiv helfend und nützlich eingreift, oder ob die psychischen Kräfte mit den Lebensaufgaben unter allen Umständen ohne Aberglauben besser als mit ihm fertig werden?

II.

Abgesehen von den Empfindungen (Eindrücken, Wahrnehmungen), die gewissermaßen die objektive, auf die Außenwelt bezogene Seite des menschlichen Seelenlebens ausmachen, setzt dieses sich nach seinem subjektiven Bestande bekanntlich zusammen aus Vorstellungen, Gefühlen und Strebungen (Willensakten), die, streng genommen, auch nur von uns begrifflich geschieden

werden, in ihrem Funktionieren jedoch eine unteilbare Einheit ausmachen. Denn die Vorstellungen als innerlich reproduzierte (auch oft kombinierte) Empfindungen, weisen auf ihren von den Sinnesorganen abhängigen Ursprung zurück und sind, je nach ihrer Intensität und Qualität, mit einem Gefühlston gefärbt. Die Gefühle, zu denen nicht nur die Sinnlichen (wie Schmerz und Behagen), sondern auch die höheren (wie Freude und Trauer, Liebe und Haß) zu rechnen sind, können an sich selbst überhaupt garnicht beschrieben werden, so lebhaft sie auch unser Bewußtsein erfüllen; nur an ihren Entstehungsbedingungen und den Vorstellungen, von denen sie begleitet sind, haben wir Anhaltspunkte, um sie andern durch Schilderung zu übermitteln, von ihnen, wie man sagt, „eine Vorstellung zu erwecken"; und genau genommen sind in uns alle Vorstellungsprozesse zugleich Gefühlsprozesse, nur daß, je nach der Wichtigkeit, welche die eine oder die andere Seite unsres psychischen Lebens für die Zwecke des entwickelten intellektuellen Daseins gewinnt, — wir uns gewöhnt haben am Inhalt einer innern Regung bald das Gefühlsmäßige hinter dem Werte des Vorstellungsmäßigen zurücktreten zu lassen, bald umgekehrt.

Nun weisen die Gefühle ihrem Wesen nach schon auf ein Wollen hin; der Lust — auf etwas zu Bejahendes, Fortzusetzendes; das der Unlust — auf etwas zu Vermeidendes; sie sind bereits Ansätze zum Wollen und nur bei willensfähigen Wesen möglich; man hat sie daher „Willensrichtungen" genannt, die nur nicht immer in wirkliches, tätiges Wollen übergehen, sondern bisweilen isoliert bleiben, ausklingen, oder von andern Gefühlen abgelöst werden. Das Wollen schließlich ist verbunden mit dem Bewußtsein von Motiven. Die Motive bestehen aus Vorstellungen dessen, was das Wollen eben verwirklicht, und aus einem Gefühl; und dabei glauben wir zu bemerken, daß am Willensmotiv das Gefühl dasjenige Element ist, das erst die Tat zustande bringt. Freilich kann das Gefühl auch ein Pflichtgefühl sein, also eigentlich ein vom sonstigen Gefühl sehr weit entferntes „Bewußtsein des Seinsollenden"; aber für die Zwecke gegenwärtiger Abhandlung brauchen wir deshalb nicht zwei Kategorien von Willensmotiven zu unterscheiden; es genügt an die unlösliche Zusammengehörigkeit der aufgezählten Seelenregungen erinnert zu haben.

Das Wollen zeichnet sich vor dem Vorstellen und Fühlen durch seine ausschließliche Aktivität aus. Sollen überhaupt die Begriffe geschieden werden, so ist der Mensch nur als Wollender tätig. Das Vorstellen ist gegenständliches Bewußtsein, das Fühlen

— Zuständliches; soweit als im Vorstellen und Fühlen eine Tätigkeit liegt, muß sie auf etwas anderes, auf Elemente des Wollens zurückgeführt werden, die mit den Vorstellungen und Gefühlen verbunden sind. Das Wollen ist Tätigkeit, setzt also zwei Elemente voraus; erstens eine Veränderung, die sich vollzieht, sei es irgendwo in der Außenwelt, außerhalb des wollenden Subjekts, durch eine äußere Willenshandlung, sei es in unserm Innern, in der Welt unsrer Vorstellungen; und zweitens ein Subjekt, auf welches diese Veränderung als ihre Ursache zurückbezogen wird. Denn die äußere oder innere Veränderung kann auch ohne unsre Handlung zu sein, auf andre Weise zustande kommen. Wenn man einen Menschen stößt und er so in der Außenwelt eine Veränderung hervorbringt, so ist das nicht seine Tätigkeit gewesen; nur wenn das Motiv der Tat in in ihm selbst lag, in seinem „Ich", wird sie ihm zugerechnet. Das Subjekt der Tätigkeit beim Wollen ist also unser „Ich", die Seele selbst; und umgekehrt läßt sich auf die Frage, was das „Ich" sei, schließlich keine andre Definition geben, als das es eben das Subjekt des Wollens sei. Was irgend durch menschliches Wollen an Veränderungen, sog. Schöpfungen in der Welt zustande gebracht wird, dazu stammt die Kraft aus dem „Ich" selbst; die Seele ist die Kraftquelle. Wie es dabei eigentlich zum Wollen kommt, wie der Wille es macht, daß er wirkt, ist unbegreiflich.

Während uns die Vorstellungen im wachen Zustande nie verlassen, ob wir sie nun haben wollen oder nicht, die Gefühle unabhängig von uns über uns kommen und uns überallhin begleiten, sind wir nur als wollende Wesen tätig; und was wir im Leben vollbringen, dafür sollte dementsprechend der Maßstab in dem Quantum Willenskraft, das jeder besitzt und in dem Geschick bei seiner Verwendung zu suchen sein. Gefühl und Vorstellung sind, wie immer zu betonen, an sich gar keine Kräfte, und sie geben uns keinen Aufschluß darüber, woher bisweilen ein Mensch die allerstärksten Gefühle haben kann, ohne daß sie für ihn zum Motiv des Handelns werden; oder woher jemand jetzt eben äußerst lebhafte Vorstellungen hat, die sich jedoch nur aneinanderreihen nach den Gesetzen der Assoziation (d. h. je nachdem mit welchen andern Vorstellungen sie früher einmal im Gedächtnis verbunden waren), getragen von irgend einer Stimmung des Gemeingefühls aber ohne als zielbewußtes Denken irgend etwas zu leisten. Beide Erscheinungen erklären sich doch nur daraus, daß bei diesen Menschen jetzt eben das Wollen gefehlt hat.

Freilich hängt die Leistung des Wollens eines Menschen ja auch zum Teil von seiner physischen Kraft und vorhandenen Geschicklichkeit ab. Es war z. B. gar kein Beweis von großem Mut, daß vor Troja der Achilles den Hektor angriff, denn er wußte, daß er stärker war; ja, wenn Thersites den Kampf mit Hektor aufgenommen hätte, da hätten wir uns aufrichtig über seine Kurage gefreut. Von zwei Menschen, die eine gleich schwere Last gleich weit tragen, hat der physisch Schwächere einen größeren Willensimpuls nötig; dem einen kostet das Hintragen vielleicht tausend Atemzüge, dem andern fünfhundert. — Übrigens haben wir das Verhältnis des Physischen zum Psychischen nicht zu untersuchen, noch Zweifel zu erheben gegen die kausale Geschlossenheit des Naturlaufs. Es gilt bloß zu zeigen, daß man sich immer im Zirkel bewegt, sobald man mit Zuhilfenahme von etwas andrem (Vorstellungen und Gefühlen) sich zu erklären bemüht, wovon das Maß der psychischen Kraft (des Wollens) abhängt. Sagt man, die Ideen oder Vorstellungen seien für den Menschen Mächte (also wohl Kraftquellen), die ihn zum Handeln anregen, so widerspricht dem die schon angedeutete tägliche Beobachtung, welche zeigt, wie sich bei uns oft Vorstellungen an Vorstellungen in gleichgültiger Reihe ketten, ohne uns zum Aufgeben unsres trägen Verhaltens zu veranlassen und irgend eine Tätigkeit hervorzurufen. Fährt man dann fort: daß nicht die Vorstellungen an sich, sondern das Quantum der ihnen innewohnenden Gefühlselemente (also der die Vorstellung begleitenden Gefühle) ein Maß sei für die durch sie auszulösende Tätigkeit (das aktive Wollen), so ist es ebenso wenig zutreffend; denn Gefühle verklingen oft resultatlos, wirken nur, wo schon ein Wille da ist, und können an sich genommen dem Anscheine nach den Menschen ebenso in der Tätigkeit, die er sonst ausgeübt hätte, hemmen: die Gefühle des Mißtrauens, des Zweifels und der Furcht lähmen oft selbst einen starken Willen. Hierauf pflegt man dann wiederum zu sagen, daß die Gefühle die wahren Willensmotive sind, die nicht (wie die Furcht 2c.) vorzugsweise sinnlich wirken, sondern „möglichst viele intelektuelle, begriffsmäßige Elemente enthalten", d. h. man kehrt wieder zur Vorstellung zurück.

Am allerverkehrtesten ist es, wenn man dem willensschwachen Menschen, um ihn zu stärken, vorhält: wenn er nur recht wolle, dann werde er auch schon können; als ob hinter dem einen Willen dieses Menschen, der zu schwach ist, ein zweiter stünde, der ergänzend eintreten und ihm helfen könne. Der Wille ist ja

schon der Mensch selbst und nicht etwas, das er sich, wie Vorstellungen und Gefühle, von außen her verschafft hat. — Das Maß an Willenskraft, das also den Kern des Wesens eines Menschen ausmacht, bleibt somit eine ganz aparte kostbare Gabe, die sich durch keine Analyse in etwas anderes zerlegen, noch aus anderem zusammensetzen oder durch anderes ersetzen läßt.

Dabei sind staunenerregend und fast rätselhaft nicht die ungeheuer großen Leistungen, die das Menschengeschlecht im Laufe der Säkula durch seine Willenskraft zustande gebracht hat, sondern vielmehr das außerordentlich kleine Maß an Willenskraft, das zu diesen Leistungen durchschnittlich dem einzelnen Menschen von der Mutter Natur zugewiesen worden ist und sich als hinreichend erwies.

Um hierbei die Ökonomie der Natur zu verstehen, wird es instruktiv sein, den Umfang der Seelenregungen, die man als Wollen (oder Streben) bezeichnet, nochmals nach ihren zwei Richtungen zu verfolgen.

Ein Wollen (Willensakt) findet statt nicht nur, wo es zu äußern Willenshandlungen kommt, sondern auch bei jeder absichtlichen innern Tätigkeit. Der Mensch richtet seine Aufmerksamkeit auf eine Vorstellung, oder einen ganzen Vorstellungskomplex; er besinnt sich mit Absicht auf ein Wort, vollzieht Urteile und zieht Schlüsse, nicht weil, wie die meisten Psychologen meinen, seine Vorstellungen nach den Gesetzen der Assoziation sich gerade so in seinem Bewußtsein verketten, sondern weil er alles dieses gewollt hat. Wenn die Bildung der Begriffe dadurch definiert wird, daß das Bewußtsein aus einer Menge Einzelvorstellungen dasjenige gemeinsame zusammenfaßt und heraushebt, das ihm wesentlich scheint, so erkennt man schon an diesem „ihm wesentlich", daß das Bewußtsein an dieser Tätigkeit ein Interesse haben muß, Zwecke verfolgt, also als wollendes Bewußtsein funktioniert. Begriffe werden zuerst immer nur vom Bewußtsein des Menschen als Bestandteile von Urteilen gefaßt. Daher sind die Urteile eine ursprünglichere Leistung des Denkens als die Begriffe, der Satz eine frühere Leistung der Sprache als das Wort. Und wenn man die Begriffe von den Urteilen gesondert, also einzeln zu denken versucht, so vergegenwärtigt man sich immer bloß eine einzelne Vorstellung, jedoch mit dem Nebengedanken, daß sie jetzt nur stellvertretende Geltung haben solle, und daß eine unbestimmte Menge anderer Einzelvorstellungen dasselbe leisten könnten, daß aber allen diesen Vorstellungen absichtlich, also durch einen Willensakt, etwas

ihnen Gemeinsames, nicht direkt Vorstellbares, das mit dem Begriff gemeint ist, entnommen wird. Bei all diesem Denken begleitet den Menschen das unwidersprechliche Bewußtsein, daß eine Tätigkeit vollzogen wird, und zwar eine, deren Subjekt er ist. Man kann das zielbewußte Denken einen apperzeptiven Vorstellungsverlauf nennen (wie man das Fixieren eines Objekts in den Blickpunkt des Auges „Apperzeption" nennen).

Dagegen brauchen wir uns geistig nur recht passiv zu verhalten, um den assoziativen Vorstellungsverlauf beginnen zu lassen: von Gefühlen, Stimmungen, die unter der Schwelle des Bewußtseins liegen, getragen, von momentanen Sinneseindrücken gelenkt, reihen sich die Vorstellungen ins Unendliche, aber ergebnislos aneinander. Der Wille schlummert. Das erleben wir allabendlich eine zeitlang, wenn wir uns mit keiner andern Absicht, als um einzuschlafen, hinlegen.

Nun ist es klar, daß ohne solche innere Willensakte eine äußere Tat nicht vollzogen wird. Die äußern Willensakte haben also innere zur Voraussetzung, nicht aber umgekehrt. Folglich muß von der gesamten Willensenergie des Menschen ein mehr oder weniger bedeutendes Quantum auf das Innenleben als Denktätigkeit verbraucht werden; während nach der gewöhnlichen Ansicht einfach der „Verstand" ohne Zutun des Willens das Denken besorgt. Doch selbst die gewöhnliche Ansicht wird schwerlich bestreiten, daß der Mensch, um neue Ideen zu haben und auszuarbeiten, mehr Willen aufbringen muß, als um in den alten, eingefahrenen Geleisen geistigen Lebens sich fortzubewegen. Daher zeigt jedes Volk, z. B. auch das griechische, in den Perioden politischen Verfalles, sich zugleich unfähig, in der Literatur wesentlich neues hervorzubringen; es fehlt ihm nicht an Fleiß und Emsigkeit, aber an Kraft des Wollens, um über Kompilationen, Nachahmungen und Kommentare der Werke seiner großen Vergangenheit hinauszugehn.

Zweitens muß auf die außerordentlichen quantitativen Unterschiede der einzelnen Willensanstrengungen geachtet werden. Es kann Entschlüsse des Willens geben, — besonders um sittliche Konflikte zu lösen, — an denen ein Mensch sich fast aufreibt, so schwer sind sie ihm; noch jahrelang bleibt ihm ein Gefühl zurück von dem innern Kampf der Motive, den er dabei durchgemacht hat. Dagegen die schwächsten Anstöße, die unser Wille vielemal stündlich im Alltagsleben zu leisten hat, lassen sich kaum mehr als ein Verbrauch von Energie in Rechnung ziehen; und dennoch

würde, wenn sie ausfielen, unsre Tätigkeit in ihrem Abfluß stocken.

Ein Arzt z. B., der im Laufe des Tages 30 Patienten behandelt hat, ein Advokat, der 10 Verbrecher verteidigt hat, und ein Richter, der 30 Prozesse entschieden hat, ist abends schwerlich noch zu einer angestrengten geistigen Tätigkeit fähig; er wird meist eine Kartenpartie, ein harmloses Gespräch und leichtes Buch der Wissenschaft vorziehen. Das liegt nicht daran, daß etwa der Körper oder der „Verstand" dieser Männer sich im Laufe des Tages so sehr ermüdet hätte: nach einer Bergpartie oder einem mit wissenschaftlicher Lektüre verbrachtem Tage wären sie vielleicht noch zur größten Anspannung des Geistes fähig; aber der viele Aufwand an Willenskraft hat sie erschöpft: das Bewußtsein, daß unser Wille immer wieder wichtige Entscheidungen zu treffen hat, immer wieder ein lautes oder verschwiegenes Widerstreben des Willens anderer provoziert, sich dem Willen anderer entgegenstemmt und nicht nachgeben darf. Nun ermesse man, welch einer enormen Willenskraft erst der Feldherr bedarf, der einer Schar meuternder Offiziere und Soldaten entgegentritt?

Was soll also der Mensch tun, um mit seinem winzigen Quantum an Energie die Aufgaben, die das Leben ihm gestellt hat, zu bewältigen?

Er soll sparsam sein!

Denn es gehört nur wenig Beobachtungsgabe dazu, um zu bemerken, wie viel Willenskraft wir in einer Weise vergeuden, die unsren Zwecken gar nicht dient. Besonders paralysieren sich gegenseitig die Willensimpulse, wenn sie im Innern des wollenden Subjekts mit einander in Widerstreit geraten. Wenn jemand, wie Penelope, die eigne Arbeit vernichtet, ein und dasselbe Objekt bald will, bald nicht will, sucht und flieht, zugleich liebt und haßt, dann kommt nichts dabei zustande und es ist zum Rasendwerden; wie schon der Dichter Catullus bemerkt:

> Odi et amo. Quare id faciam, fortasse requiris.
> Nescio, sed fieri sentio et excrucior.

Es gilt also zu sammeln und zu verteilen. Mancher Neurastheniker mag in seinen zerfahrenen Wünschen und Strebungen sich soweit selbst verzehrt haben, daß er zu keiner etwas anhaltenderen geistigen Leistung mehr fähig scheint. Dennoch wird ein kundiger Nervenarzt den letzten Funken anzublasen verstehen, er wird den letzten in dem Patienten noch verfügbaren Rest an Energie so vorsichtig und geschickt verwenden, daß auch die übrige

vorhandene, aber — wie die Chemiker sagen — gebundene, nach innen verpuffende und in sog. Gemütsbewegungen sich aufreibende, latente Energie allmählich frei wird, sich geordnetem Gebrauch fügt und dem Patienten möglich macht in den normalen Zustand zurückzukehren. Zu dem was ihm an Willenskraft eigen war, ist hier nicht neue hinzugeschaffen; nur das vorhandene Eigentum ist richtig verwaltet worden. — So erklärt es sich, daß mancher nach einer träumerischen Jugend im zielbewußten Mannesalter eine von niemandem geahnte Energie beweist.

Wie in den einzelnen Fällen der vernunftbegabte Mensch mit dem Vorrat seines Wollens haushälterisch umzugehen hat, dafür bietet ihm die Natur in ihren Sparvorrichtungen Muster, und zwar nach drei Richtungen: in animalischen, intellektuellen und ethischen Lebensprozessen.

An den animalischen, das Tierleben so gut wie das Menschenleben ausmachenden Funktionen, zeigt sich die Sparsamkeit der Natur mit Willensenergie darin, daß nur die ersten von jedem lebenden Wesen ausgeführten Bewegungen jeder einzelnen Art mit bewußter Willensanstrengung geschehen, (wie die ersten Schritte, die ein Kind macht, das erste Picken des aus dem Ei geschlüpften Vogels ꝛc.), dann aber bei der Wiederholung die dazu nötigen Innervationen sich mit immer weniger Mühe aneinander reihen, bis schließlich auch eine ganze Kette zusammenhängender Bewegungen nur eines Anfangsimpulses bedarf, um sich mühelos mechanisch durch die erlangte Übung zu kombinieren und mit automatischer Sicherheit zu verlaufen. Wir fassen z. B. den Entschluß einen Spaziergang zu machen und bedürfen nicht neuer Willensimpulse bei jedem Schritte; nur an wenigen Wendepunkten des Ganges erfolgt ein leiser Eingriff des Willens; im übrigen vermögen wir den Gang unbewußt zu vollziehen und unterdessen unsre geistige Energie auf andre Zwecke zu verwenden. Ebenso überlassen wir des Morgens unsre Toilette meist dem durch Übung geschulten „Unbewußten". Da nun diese aus der Wiederholung des Gleichen resultierenden Fähigkeiten sich an Tieren wie an Menschen durch die Vererbung im Laufe unzähliger Generationen vervollkommen, so genügt schließlich ein bloßer Reiz (etwa ein Stich), um ohne Willensakt eine oder mehrere zweckmäßige Bewegungen (etwa zur Abwehr oder Flucht) auszulösen. Das ist, soweit die Tatsachen der innern oder äußern Erfahrung uns belehren, die Genesis der sog. Reflexbewegungen aus Übungsvorgängen; und welch immense Menge von Willenskraft in der

ganzen animalischen Natur durch sie erspart wird, bedarf keines ausführlichen Hinweises. Freilich sind die meisten modernen Psychologen, zumal die Anhänger der Entwicklungstheorie, wie Herbert Spencer, über das Verhältnis von Reflex und Wollen der entgegengesetzten Ansicht; von ihnen sagt W. Wundt („Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele" 1892 S. 241): „Da wird erzählt, der tierische und menschliche Körper sei ursprünglich, vor dem Erwachen des Willens, der Sitz der mannigfachsten Reflexbewegungen, die vermöge der zweckmäßigen Verbindung der sensibeln und motorischen Fasern in den Zentralorganen im Allgemeinen zweckmäßig erfolgen. So geschehe z. B. auf einen äußern schmerzenden Reiz eine reflektorische Abwehrbewegung, welche die Entfernung des Reizes zur Folge habe. Durch Wahrnehmung dieser Reflexreaktionen soll nun in der Seele der Gedanke entstehen, das sie möglicher Weise derartige Bewegungen von sich aus mit ähnlich zweckmäßigem Erfolge vornehmen könne. Komme es nun in einem nächsten Falle etwa nur zur Annäherung des Reizes, so werde die Seele sofort bei der Hand sein auch jetzt die Abwehrbewegung auszuführen, so daß es ihr gelinge den Reiz zu entfernen, noch ehe er den schmerzenden Eindruck hervorbrachte. Die überraschendsten Erfolge sollen vollends solche Überlegungen bei äußern Ortsbewegungen erzielen. Da komme es vielleicht vor, daß der Körper infolge eines starken Reflexreizes einen Sprung macht. Heureka! sagt die Seele zu sich selber, warum soll ich nicht ohne diesen unerwünschten Reiz meinen Körper springen lassen? Hat aber der Wille erst einmal entdeckt, daß er mit seinen willkürlichen Muskeln so ziemlich alles anfangen kann, was er will, so ist nun er der Herr und nicht mehr der Reflex . . ."

Nun läßt sich jedoch, wie Wundt bemerkt, nirgendwo in der Tierwelt die Ursprünglichkeit der Reflexvorgänge nachweisen, noch auch verstehen, wie aus rein intellektuellen Vorgängen ein Willensentschluß entstehen solle.

Etwas ganz Analoges wie dieser Übergang von den mit bewußtem Willen ausgeführten Körperbewegungen zu den mühelos automatisch durch Reflexe ausgelösten findet auf *intellektuellem* Gebiete statt, indem die zuerst mit bewußtem Willen im Urteil oder in der Anschauung vollzogenen Vorstellungsbedingungen (also die apperzeptiven) zu assoziativen, sich selbst mühelos hervorrufenden Vorstellungsverbindungen werden, und eine der Vorstellungen, sobald sie im Bewußtsein auftaucht, ohne besondere Anstrengung diejenige nachfolgen läßt, mit der sie absichtlich verbunden worden

war. Es genügt hierüber W. Wundts Worte (l. c. S. 339) anzuführen: „Der Übergang apperzeptiver Gedankenverbindungen in Assoziationen ist wegen der eminenten Erleichterung der Gedankenarbeit, die er herbeiführt, von der größten Wichtigkeit. Er bildet in diesem Sinne einen der bedeutsamsten Bestandteile jener mannigfachen Übungsvorgänge, durch die Willkürhandlungen, die ursprünglich mit Absicht und Überlegung zustande kamen, allmählich gewohnheitsmäßig und mechanisch auf bestimmte äußere Anlässe ausgeführt werden. Wie bei den äußern Willenshandlungen hierdurch schließlich in gewissen entscheidenden Momenten ein Hereingreifen willkürlicher Entscheidung notwendig wird, so zieht sich bei den intellektuellen Prozessen die aktive Gedankenarbeit mehr und mehr auf die wesentlichen Momente des Gedankenverlaufs zurück, während unser Denken über alle untergeordneten Punkte mit Hilfe logischer Assoziationen hinweggleitet. Je geübter das Denken wird, um so zahlreicher werden diese von selbst sich darbietenden Mittelglieder, und um so energischer kann daher die Kraft des eigentlichen Denkens auf die entscheidenden Punkte sich richten".

Der eine wie der andre der aufgezeigten Entwicklungsprozesse spricht also dafür, daß überall im Fortschritt der organischen Natur die mit Bewußtsein und Absicht sich vollziehenden Lebensfunktionen den unbewußten, mechanisch verlaufenden vorausgehen. Das ergäbe einen Panpsychismus, der zu den Lehren der Evolutionisten und materialistischen Psychologen im schroffsten Gegensatze steht.

Was schließlich bei den ethischen Lebensprozessen die Willenskraft des einzelnen Menschen in bedeutendem Maße zu sparen gestattet, ist der Umstand, daß eigentlich nicht der einzelne Mensch, sondern erst die menschliche Gesellschaft ein dauerndes Individuum abgibt. Der einzelne vermag sich nicht einmal fortzupflanzen; diesen Zweck erreicht er erst in der Familie. Als einen Teil von ihr sehen wir zum ersten Mal den Menschen auftreten, und ohne sie vermöchte weder sein physisches noch sein geistiges Leben sich auch nur eine Spanne Zeit zu erhalten. Allein der Beistand, welchen die Menschen sich gegenseitig in der Familie, dieser Urzelle des sozialen Baues, ferner in Gemeinde, Staat und andern sozialen Einheiten leisten, besteht, soweit Willenshandlungen in Betracht kommen, gar nicht der Hauptsache nach in der Mitteilung materieller Güter und geistiger Unterweisung, sondern ganz besonders darin, daß nicht jeder alles, was er tut, auch selb-

ständig zu wollen braucht, daß der reichlich vorhandene Wille eines Menschen einer Menge andrer den größten Teil ihrer Willensarbeit abnimmt. Die andern brauchen dann statt des Willens zu den Taten selbst nur den einmaligen Entschluß aufzubringen, diesem einen, ihrem Haupte, zu gehorchen. In Hinsicht der Willensanspannung ist aber Gehorchen viel leichter als Befehlen, das Erdulden der Sklaverei leichter als der „Genuß" der Freiheit. Auch ohne daß wir hier auf den Nachahmungstrieb, Suggestion und was damit zusammenhängt, näher eingehn, zeigt jede Gesellschaft von Menschen und Tieren (Herde, Familie, geschäftliche Verbindung, Heereskörper), wie die meisten sich die Mühe ersparen, das, was sie ausführen, auch mit ganzer Seele zu wollen; das überlassen sie einzelnen und arbeiten (wollen) selber mit fremder Kraft. Und gerade diejenigen, die als einzelne am wenigsten festes Wollen besitzen, stürmen in der Masse am eifrigsten drauf los und halten am treusten zusammen; denn wie sich das Gefühl der Kraft bei jedem einzelnen in der Masse befindlichen Menschen vermehrt, so vermindert sich das der Verantwortung, weil er es aufgegeben hat sich selbst zu leiten und seine Willenskraft kaum noch funktioniert. Zum Zuge aus Gallien über den Rubicon haben wohl sämtliche Soldaten der 10. Legion in Summa nicht so viel Willenskraft verwandt, wie der einzige Cäsar, der sie führte. Selbst bei einem weltstürzenden Unternehmen ist die von der Mehrzahl der Teilnehmer darauf verbrauchte Energie verschwindend gering. Die Heldentaten vollbringen Disziplin und Subordination. Wer das ermißt, wird in staunender Bewunderung stehn bleiben vor dem gigantischen Willensvorrat eines Christian Dewett, Botha und Delarey, die jahrelang hunderttausenden von Feinden gegenüber Tag für Tag die schwersten sittlich relevanten Entscheidungen getroffen haben, während mancher Gewohnheitsmensch unter uns zum Entschluß, welche Kleidung er morgen zur Gesellschaft anziehen soll, des Rates andrer oder der Mode als Gängelband bedarf.

III.

Nachdem wir hier einen Überblick über die elementarsten Vorgänge des Seelenlebens und über die daraus sich ergebenden ökonomischen Veranstaltungen, die die Natur oder die Vorsehung — jeder wähle, welcher Ausdruck ihm gefällt! — zu haushälterischer Verwendung der so knapp bemessenen Willenskraft getroffen hat, mit der Kürze zu geben versuchten, die Pflicht wird, wo man sich

eine Abschweifung erlaubt, entsteht jetzt die Frage, ob wir uns dabei nicht von unsrem Thema, dem Nutzen des Aberglaubens, gar zu weit entfernt haben?

Mir scheint — im Gegenteil — wir sind bereits wieder zu ihm zurückgekehrt.

Denn bringt der Gebrauch desjenigen Aberglaubens, den wir den eigentlichen und gesunden nannten und an den Lakedämoniern, Römern und manchen andern kennen lernten, nicht ebenfalls nach dem ganz modernen Prinzip der Arbeitsteilung eine bedeutende Ersparnis der so kostbaren, weil unersetzlichen Kraft zu Willensentscheidungen mit sich? Derjenige handelt klug, der mit Überlegung alle Macht seines Wollens möglichst auf die von ihm gewählten wahren Endzwecke seines Lebens konzentriert; und wie Schiller sagt:

Wer etwas treffliches leisten will,
Hätt' gern was großes geboren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft.

Die Fälle, in denen der Mensch bei der Befolgung von Wahrsagerei, Auswahl von Glückstagen 2c. zum Aberglauben seine Zuflucht nimmt, sind ja nachweisbar fast nur solche, wo eine Entscheidung zwar fallen muß, wo sie aber von der Vernunft, auch bei gründlichster Erwägung, nicht mit viel mehr Aussicht auf guten Erfolg, indessen mit viel mehr Willensverbrauch getroffen wird. Da läßt sich der Mensch die Hälfte seiner Geschäfte vom Schicksal besorgen, er schiebt die Verantwortung von sich auf den Aberglauben zurück — wie in andern Fällen auf einen andern Menschen, dem er gehorcht — und verspart sein Quantum moralischer Kraft für die Fälle, wo die eigne Überlegung unerläßlich ist und es offenbare Tollheit wäre, sich dem Zufall zu überlassen. Es sind die mit Risiko verbundenen Angelegenheiten, wo der Verstand oft nur unsicher tastet, wo die Wahl zur Qual wird, — da wird der Aberglaube angerufen, wie sie das spanische Sprichwort aufzählt: „Caza guerra y amores — por un placer mil dolores!" — Daher so viel Aberglauben in Sachen der Jagd, des Krieges und der Liebe, in den Berufskreisen, die besonders auf das gute Glück angewiesen sind, bei den Werkmeistern am Webstuhl der Weltgeschichte, — nicht aber bei Dichtern und Gelehrten. Die Losung der einen lautet: „von Tatsachen zu Gedanken!", die der andern „von Gedanken zu Taten!"

Selbst in den Fällen, wo man erzählt, ein Mensch oder eine

ganze Menschengemeinschaft habe durch einen verhängnisvollen Aberglauben ihren Untergang gefunden, zeigt sich dem Psychologen, bei Lichte besehen, meist ein ganz andres Bild. So berichten z. B. die Historiker Arrian, Plutarch u. a.: Als Alexander von Mazedonien Tyrus belagerte, sei die Stadt nach tapferer Gegenwehr dadurch in seine Hände gefallen, daß die Belagerten durch abergläubische Deutung gewisser Träume veranlaßt worden seien, die Verteidigung aufzugeben. Alexander dagegen habe von einem Satyrn geträumt, und da hätten die Wahrsager, das Wort in „Sa" und „Tyrus" teilend, gemeint, der Traum bedeute: „Tyrus wird dein sein." Daraufhin habe der König die Stadt sofort stürmen lassen. — Nun versetze man sich in die Gemütsverfassung der von dem größten Kriegshelden der Welt sieben Monate lang zu Lande und zu Wasser bedrängten Bewohner von Tyrus. Sie waren offenbar ohnedies schon jeden Tag im Begriff gewesen, sich zu ergeben, und es bedurfte nur noch eines Tropfens, um das Faß zum Überlaufen zu bringen. Da griffen sie nach dem Aberglauben, nicht weil er ihnen den Mut benommen hatte, sondern weil er einen schicklichen Vorwand abgab, um die längst schon eingetretene Mutlosigkeit zu bemänteln. Wenn nicht an diesem, so hätten sie am nächsten Tage die Verteidigung eingestellt, während Alexander auch ohne die Deutung der Wahrsager zum weiteren Kampfe Mut genug besaß.

Der Aberglaube findet leicht Vorwände; auch „Buridans Esel" käme nicht zwischen den beiden gleich anziehenden Heubündeln in die Gefahr des Verhungerns, wenn er, wie ein Mensch, Aberglauben besäße und sich z. B. nach rechts wendete, da diese Seite (was schon das Wort „rechts" in den meisten Sprachen verrät) die bessere Vorbedeutung hat. Daher sagt mit Recht ein älterer Philosoph über dieses Problem: „Sed homo in tali positione non pro re cogitante sed pro stultissimo asino erit habendus, si fame aut siti perierit." Man setzt eben nur vom Esel voraus, daß er sich von der Vernunft allein werde leiten lassen.

Eine Geschichte des Aberglaubens zu schreiben wird hier nicht beabsichtigt. Es mögen daher wenige — der jetzt beliebten Anschauung freilich entgegengesetzte — Worte genügen, über den Weg, den der meiste Aberglaube zurückgelegt zu haben scheint, um endlich zu der hier geschilderten brauchbaren Funktion im Getriebe des sozialen Lebens heranzureifen.

Indem die Religion als Seelenregung in den Menschen erwachte und in einem Streben, d. h. in einem tatsächlichen Ver-

halten (nicht in bloßen Gefühlen) sich zu manifestieren trachtete, gewann sie Gestalt in irgendwelchen Formen. Das waren, soweit sie in Worten ausgesprochen irgend welche Gedanken oder Anschauungen enthielten: Glaubensformen; soweit sie sich in einem Tun verwirklichten: Kultusformen. Erklärlich als Element der Religion wurde jede Kultusform nur durch entsprechende Glaubensformen. Verirrte sich jetzt irgend ein kultischer Brauch, so daß sein Nexus mit den wesentlichen Bestandteilen der Religion abriß, der Sinn seines Zusammenhanges mit ihnen verloren ging, indem vielleicht neue Glaubenslehren an Stelle der alten traten, so ging deshalb der Kultus selbst nicht verloren, sondern nur seine religiöse Deutung, die man vergaß. Der Brauch wurde in einem andern, entstellten Sinne weiter gepflegt und wurde so zu etwas sekundärem im Volksleben: zum törichten Aberglauben [1]. Vermöge der vis inertiae, des dem Volke eigenen Hanges, am Althergebrachten festzuhalten, überlebte oft ein solches Kultusfragment die ganze frühere Religion und sogar noch eine zweite darauf folgende, wie wir es an der etruriſchen Haruſpicin gesehen; es gestaltete sich jedoch nicht zu einem müssigen Ornament des Daseins, sondern übte fort und fort eine Wirkung aus; es wurde umgedeutet und zu neuen Zwecken benutzt. So mochte denn der Aberglaube vielfach dem Hang mancher Leute, sich und andre mit allerhand Humbug und religionsfremden Zauberkünsten zu täuschen, eine Weile gedient haben. Aber die Zeit dazu verging allmählich; die Mehrzahl des Volkes entwuchs diesem Treiben und der altgewohnte Brauch stand noch immer da, als ein in das Volksleben hineinragendes müssiges Stück alten Hausrats, das neuer Verwendung durch andre Mächte harrte. Und die Mächte fanden sich: der gute Genius der Menschheit oder die Weltvernunft — um mich bildlich auszudrücken — benutzte die abergläubische Meinung nebst ihrem Ritus, da beides nun einmal zur Hand war und nicht erst erfunden zu werden brauchte (was immer schwierig ist), um bei vielen im Leben sich darbietenden, ohnedies vom Zufall abhängigen Entscheidungen menschliche Willenskraft in der Weise zu sparen, die in dieser Abhandlung erörtert worden ist. Damit trat der Aberglaube in das dritte Stadium; aber seine verschiedenen, in dieser flüchtigen

[1]) Man erinnere sich der bis ins Unkenntliche gehenden Verkümmerung großer religiöser Gedanken und auf sie bezüglichen Riten im abessinischen oder Thomas-Christentum, im mongolischen Buddhismus und sudanesischen Islam. Es haben sich von der noch lebenden Religion Teile gelöst und sind zum Aberglauben entartet. (Vgl. Fr. Ratzel, „Völkerkunde", Bd. I² S. 37.)

Skizze als sukzessiv dargestellten Erscheinungen können natürlich auch oft in demselben Volke simultan, nur auf verschiedene Individuen oder Klassen verteilt, vorkommen oder sich in den verschiedenen Stufen der sittlich-religiösen Entwicklung ein und desselben Menschen zeigen.

Daß also wirklich der Aberglaube den Lakedämoniern, Römern und andern den hier aufgezeigten Nutzen der Kraftökonomie gebracht hat, daß sie ohne ihn ein gut Teil ihrer Energie auf Zufallssachen verzettelt und weniger frische Initiative zu dem Teil der kühnen Entschlüsse übrig behalten hätten, wo die Vernunft am sichersten den Willen führt, — das wird dem geschichtskundigen Leser um so weniger entgehn, je eingehender er die psychische Beschaffenheit dieser Nationen und Individuen studiert. — Hier soll jedoch zu demselben Zweck noch auf ein Volk hingewiesen werden, dem man gemeiniglich die historische Entwicklung abzusprechen pflegt, das indessen nicht nur diese besitzt, sondern auch die am längsten erhaltene soziale Gesundheit und praktisch nüchterne Besonnenheit. Wir meinen die Chinesen. Bei ihnen hat bekanntlich Konfuzius zwar keine Religion, aber eine bis heute geltende politisch-moralische Lebensordnung begründet, die Weisheit uralter Traditionen gesammelt und in den sog. kanonischen Büchern niedergeschrieben. Da ist das ganze dritte Buch, Ji-King, der Mantik und Wahrsagekunst gewidmet. Es steht in hohem Ansehn; nichts wird im privaten und öffentlichen Leben unternommen ohne vorausgegangene Wahrsagung; denn Konfuzius lehrt: „Der Himmel gibt Zeichen, Glück und Unglück anzuzeigen; weise Männer nehmen sich ein Beispiel daran." Die zur Deutung der Zeichen entworfenen Regeln sind nun aber ebensowenig fest, wie die der römischen Auguren und etruriſchen Haruspizes, sondern lassen nach Konvenienz und Ermessen einen weiten Spielraum der Anwendung zu, weil eben das Volk einen blinden, verderblichen Aberglauben längst nicht mehr duldet. Es hängt größtenteils der Religion des Buddha oder des Lao-tse an (Konfuzianismus ersetzt nicht die Religion), besitzt jedoch aus den längst untergegangenen Religionen, die vom Buddhismus und Laotseismus verdrängt wurden, losgelöste Zeremonien und Riten, die — heimatlos, wie sie geworden, — jetzt diesen Aberglauben darstellen, den das Volk nicht entbehren mag. Denn wie sollte man ohne ihn die betreffenden Entscheidungen herbeiführen? Etwa durch Losen, also durch blinden Zufall? Dieses geschmacklose Verfahren hätte nie die Anziehungskraft der Jahrtausende alten, ehrwürdigen Bräuche; es vermöchte nicht dasselbe Gefühl der

Zuversicht einzuflößen, wie die gutgläubig angewandte Wahrsagekunst; und es wäre schließlich nicht elastisch genug, auch, wo es not tut, in der Stille die regulierende Einmischung der Vernunft zu gestatten. Das alles zeigt sich z. B. bei der chinesischen Methode, eine Ehe zu schließen. Die Gründung der Ehe geht dort fast nie von der Initiative der Eheschließenden, sondern von deren Eltern und dem Familienrate aus[1]. „Aus den sehr umständlichen Präliminarverhandlungen und Konsultationen von Wahrsagern, wie sie einer Verlobung oder Festsetzung des Hochzeitstages vorangehen, ergibt es sich ganz besonders deutlich, warum die Chinesen aus ihrer prähistorischen, religiösen Zeit Gebräuche und schamanenhafte Handlungen herübergenommen und daran noch festhalten, nachdem sie den eigentlichen Glauben an die betreffende Religion längst aufgegeben haben. Alle die Wahrsagereien und Tagwählereien sind nichts andres als Selbstnötigung, Selbstzwang zur Besonnenheit, Selbstschutz vor Überstürzung." Bemerkt man während der langwierigen Verhandlungen, daß man sich geirrt hat, so nimmt man seine Zuflucht zu irgend einem Volksaberglauben: ein gewisser Vogel sei einem über den Weg geflogen, oder dergleichen, und ohne Verletzung der Höflichkeit werden die Verhandlungen abgebrochen. Die Wahrsager, die „Deuter von Wind und Wasser", sind Leute, die mit sich reden lassen. — Man sieht, beim Heiraten, einem so gewagten, fast wie das Börsenspiel von Zufälligkeiten abhängigen Geschäfte, ist es kein einfältiger Aberglaube, sondern in so manchen Fällen ein Humbug, den man ganz ernsthaft betreibt, weil er seine sehr praktische Seite hat. — Alles dies erinnert auffallend an die Art der Lakedämonier und Römer. Livius erzählt z. B., wie im Samitenkriege einmal die Pullarii dem Konsul Papirius Cursor gemeldet hatten, die Auspizien seien günstig für den Beginn einer Schlacht, obgleich die Hühner nicht hatten picken wollen; denn in Anbetracht der vorteilhaften Stellung und Kampfeslust des römischen Heeres wollten sie die Gelegenheit nicht versäumen. Als dann unmittelbar vor dem Kampfe sich die Nachricht vom wirklichen Sachverhalt verbreitete, entschied der Konsul, der auch zu kämpfen Lust hatte, folgendermaßen: für ihn und das Heer seien die Auspizien jedenfalls günstig; denn wenn die Pullarii gelogen hätten, so könne für diese Lüge nur sie und

[1]) Nach H. v. Samson-Himmelstjerna, „Die gelbe Gefahr", Berlin 1902, S. 88. — M. v. Brandt, „Aus dem Lande des Zopfes", Leipzig 1894. — Eugène Simon, „La cité chinoise", Paris 1891. — J. Heinrich Plath, „Die häuslichen Verhältnisse der Chinesen", 1862.

nicht unschuldige Leute ein Unheil treffen. So wurde denn auch die Schlacht gewonnen.

Hiermit kommen wir nun freilich schon zu den Fällen, wo der Aberglaube anfängt überflüssig zu werden. Wann diese Fälle eintreten, das hängt jedoch gemäß den hier angestellten Erörterungen nicht sowohl von dem Grade der Aufklärung und Bildung des betreffenden Menschen ab, sondern davon, wie vieles er unternimmt, wie viel selbständige Initiative er seinem Willen zutraut. Wer in der Routine beharrt oder sich auf eine im engeren Sinne intellektuelle Tätigkeit beschränkt, hat wenig den Zufall in Rechnung zu bringen und kaum Veranlassung zu irgend welchem Aberglauben. Kein Wunder, wenn er — wie alle Bildungsphilister — frei davon ist. Allein auch der braucht den Aberglauben nicht, der sich bewußt ist, für alle Entscheidungen, vor die das Leben ihn stellt oder die er selbst hervorruft, eine genügende Fülle eigener sittlicher Willenskraft zu besitzen. Sonach ist das, was den Aberglauben zuverlässig überwindet, niemals die Erleuchtung des Intellekts, sondern die Macht des Wollens. Der Intellekt bezieht schließlich all seine Nahrung von außen, aus fremder Quelle; als Wollender dagegen ist der Mensch an sich selbst schon eine Kraft; er braucht bloß den eigenen Geist zu rufen, um die fremden Gespenster zu verscheuchen. Daher haben zur Zeit der Hexenprozesse nachweislich die kenntnisreichsten und gelehrtesten Leute, soweit sie sich mit der Frage befaßten, ausnahmslos am Hexenglauben festgehalten. Zur Bekämpfung des Irrglaubens wirkt die Aufklärung, oder — richtiger gesagt — wirken die Bedingungen des Kulturlebens nur insofern mit, als sie die Macht des Zufalls im Ganzen des Lebens und Treibens vermindern.

Es hat daher unter den größten Männern der Tat auch nie an solchen Genies des Wollens gefehlt, die an keine Schicksalstage glaubten und nur gelegentlich mit dem Aberglauben andrer nicht ohne Anmut ihr fröhliches Spiel trieben. — Um von manchen andern solcher Genies zu schweigen, sei bloß an Friedrich d. Gr., Konfuzius und Julius Cäsar erinnert. Von Konfuzius wird berichtet (Plath, „Die Religion und Kultur der alten Chinesen", München 1862), daß er, als er krank war, seinen Schüler am Loswerfen hinderte und öfters die Wahrsagerei verspottet habe. Also hat er wohl sein ganzes Buch der Mantik für andre, die dessen bedurften und nicht für sich zusammengestellt. — Seinem Zeitalter und Volke zum Trotz setzte Cäsar sich vollends über allen Aberglauben hinweg; wenn er mit seinen Truppen aufbrechen

wollte und man ihm meldete, daß die Auspizien für diesen Tag ungünstig ausgefallen seien, so befahl er einfach, die Auspizien so lange zu wiederholen, bis sie günstig ausfielen. Ja, als einmal der Haruspex bei Gelegenheit des Opfers ihm wahrsagend berichtete, „die Eingeweide seien unglückverheißend, es fehle dem Opfertiere das Herz", antwortete Cäsar, „sie würden schon glücklicher werden, sobald er es nur wollte, und man dürfe überhaupt keine göttliche Vorbedeutung daraus machen, wenn ein Vieh kein Herz habe." („Futura laetiora, cum vellet; nec pro ostento ducendum, si pecudi cor defuisset!" Suetonius, „Cäsar", Kap. 77.) Das Wortspiel bestand darin, daß „cor" im Lateinischen zwar „Herz", aber zugleich „Verstand" bedeutet.

Für diesen Übermut und Frevel, fährt der Biograph Suetonius fort, wurde nun bald Cäsars bevorstehende Ermordung durch die offenbarsten Vorzeichen verkündet. Und so kann es auch heutzutage noch manchem ergehen, der, ohne ein Cäsar zu sein, den Aberglauben seines Volkes verhöhnt.

Ein Wort über den Wert der klassischen Bildung*.

Von

Hermann Adolphi.

Zu welchem Zwecke lernt man griechisch und lateinisch? fragte jüngst in geistig angeregter Gesellschaft eine liebenswürdige Frau. Sie wollte sich darüber klar werden, ob der Eintritt in ein klassisches Gymnasium ihrem geliebten Großsohne eine volle geistige Ausbildung gewährleistet. Und viele, sehr viele Väter und Mütter tun in banger Sorge für das wahre Wohl ihrer Kinder dieselbe Frage: Soll ich meinen Sohn in ein klassisches Gymnasium oder in eine Realschule geben? Da erscheint es geboten, die Sache von Grund aus klarzulegen, damit jeder Gebildete selbst urteilen könne, was er nach den heutigen Zeitverhältnissen zu wählen habe. Es gibt doch keine wichtigere Frage, als die Erziehung der Jugend, die Bildung der neuen Menschheit.

Zunächst werden wir wohl feststellen müssen: welches Ziel stellt sich das klassische Gymnasium für die Ausbildung der Jugend, durch welche Mittel will es dies erreichen, kann das gegebene Ziel auch heute noch für wichtig gelten, sind die in Anwendung kommenden Mittel zu seiner Erreichung die geeigneten? Kurz gefaßt können wir als Ziel des klassischen Gymnasiums bezeichnen: die

*) [Obgleich in nachstehendem Artikel der von dem bildenden Wert der Sprache als solcher ausgehende Grundgedanke uns nicht immer mit der wünschenswerten Eindringlichkeit ausgeführt scheint und wir auch keineswegs immer mit seinen Schlußfolgerungen einverstanden sein können, so haben wir ihn doch zur Mitteilung bringen wollen um der Sache willen, die er verficht. Es scheint uns doch nützlich, daß bei unsern häufig wechselnden Schulprinzipien gelegentlich immer wieder auf die unverrückbare Bedeutung klassischer Bildung hingewiesen werde. Die Red.]

Ausbildung des Geistes durch die Kenntnis und Lehre der Geschichte des Geistes, abgesehen von einer direkten Vorbereitung für das praktische Leben. Den Kern aber des Unterrichts in ihm bildet das Erlernen der griechischen und lateinischen Sprache um ihrer selbst, um ihrer Grammatik willen und dann zu dem Zweck, um die unvergänglichen Geisteswerke der Griechen und Römer richtig verstehn zu können. Wie soll und wie kann diese Bildung den realen Forderungen der Gegenwart entsprechen? Um das zu verstehn, müssen wir etwas weiter ausholen und uns auf das besinnen, woran wir im ärmlichen Getriebe des Tages achtlos vorübergegangen sind, müssen wir uns mit aller Gegenständlichkeit vergegenwärtigen: Was bedeutet dem Menschen die Sprache?

Die Sprache gibt dem Menschen die Möglichkeit zu denken. Wir können nur in Worten, in Sätzen denken. Ein Satz ist ein ausgesprochener Gedanke, lehrt jede Grammatik, umgekehrt ist also der Gedanke ein unausgesprochener Satz. Bevor dies Denkmittel, die Sprache, vorhanden ist, kann daher von einem freien Geistesleben nicht die Rede sein. Sie macht uns erst zum Menschen. — Da nun aber der Laut zum Träger des Gedankens wurde, stellt sich die Sprache als eine organische Einheit dar, die wie jeder andre Naturorganismus unabänderlichen Naturgesetzen unterliegt. Die Sprache mußte also, je nachdem sie an verschiedenen Orten und unter andersgearteten Verhältnissen entstand, eine verschiedenartige sein. Die Vergleichung der Sprachen bestätigt dies dann auch und beweist uns, daß sie nicht nur derart verschieden sind, daß sie nicht die gleichen Laute zur Bezeichnung derselben Gegenstände gebrauchen, sondern sich auch dadurch unterscheiden, daß sie, weil manche auf einer früheren Stufe der Sprachbildung stehngeblieben sind, einen größeren oder geringeren Gebrauchswert als Denkmittel besitzen. Die Sprache macht uns wohl zu Menschen, aber zu sehr verschiedenen, sie erzieht und bildet den Volksgenossen. — Nationalität und Sprache bedingen einander; niemals hat ein Volk zwei Sprachen hervorgebracht, niemals eine Sprache zweien Völkern angehört. Wie sollte dies anders sein, bildet doch die Sprache den Ausdruck des gesamten Denkens und Empfindens eines Volkes, gibt sie uns doch fortlaufenden Bericht über die geistige Bewegung, in der es stand und noch steht. Zwei Leben kann doch ein Volk nicht haben. Mit jedem Worte, das das Kind sich zu eigen macht,

geht ein Teil dieser Denkungsart auf dieses über, wird ihm der Geist seines Volkes eingeimpft. Wie national unsre Gedanken durch die Sprache gemacht werden, geht auch daraus hervor, daß viele Worte aller Sprachen Bedeutungen haben, die nur ihnen zukommen, und daß die Worte andrer Sprachen, die dasselbe bedeuten sollen, ihnen fast niemals genau entsprechen. Worte wie Heimat, Gemüt, Bildung, Geist, Glaube, Notwendigkeit, Zartgefühl u. a., in denen ein gut Teil deutschen Empfindens enthalten ist, lassen sich z. B. garnicht übersetzen; man müßte große Abhandlungen schreiben, um ihren vollen Sinn dem Fremden begrifflich nahe zu bringen. Einerseits bietet nun die Sprache dem Volksgenossen die gesamte Geistesarbeit aller früheren Generationen, auf der andern Seite hält sie ihn in unzerreißbaren Fesseln gefangen. Beide Seiten bedingen die Persönlichkeit des Volkes. Die Sprache bestimmt jedem Volke seinen Anteil an der Kulturgeschichte der Menschheit.

Die Völker, deren Sprache auf der ersten „isolierenden" Stufe der Sprachbildung stehn geblieben ist, wie die Chinesen, sind „ein vertrockneter Ast am Lebensbaume der Menschheit." Sie besitzen nur unveränderliche, meist einsilbige Worte, sogenannte Wurzeln oder Bedeutungslaute, die keine Beziehung zu einander ausdrücken, sie konjugieren nicht, sie deklinieren nicht, sie bezeichnen weder Genus noch Numerus oder Kasus, — ihre Sprache ist ein unvollkommenes lautliches Bild des Denkens. Der Chinese hat nur ein gleiches Zeichen für das Eigenschaftswort „groß", das Hauptwort „Größe", das Zeitwort „groß sein" oder „vergrößern" und das Umstandswort „sehr"; in welcher Beziehung es gebraucht worden, muß der Zusammenhang der Worthäufung ergeben. Wie soll ein solches Volk, das so unvollkommen schreibt, redet und denkt, im Wettbewerbe mit höher gearteten Völkergruppen mitkommen. Daß der chinesische Arbeiter, weil er gegenwärtig völlig bedürfnislos und betriebsam sei, in Zukunft das Wirtschaftsleben der Kulturstaaten bedrohe, die „gelbe Gefahr", ist eben nur ein Gespenst, hat also keine Wirklichkeit*.

Auch die zum finnisch-tatarischen Sprachstamme gehörigen Völker, die auf der zweiten „zusammenfügenden" Stufe der Sprach-

*) [Angesichts des ungeheuren und beispiellosen industriellen und merkantilen Aufschwungs, den z. B. Japan seit 1895 genommen, ist die mögliche Bedeutung der „gelben Gefahr" u. E. denn doch nicht zu unterschätzen. Die Red.]

bildung stehn geblieben sind, mit ihren Wortungetümen, der Unveränderlichkeit ihrer Bedeutungslaute und ihrem losen Satzgefüge haben in ihren Sprachen kein treues lautliches Bild des Denkens. Sie haben auch zur Kulturgeschichte der Menschheit keinen erheblichen Beitrag geliefert. Als ihre wilden Völkerfluten, die China unterwarfen, als Hunnen, Ungaren, Mongolen, Türkern sich nach Europa ergossen und die abendländische Kultur zu vernichten drohten, zerschellten sie an der Kraft germanischer Völker und Führer.

Erst der semitische und vor allen der indogermanische Sprachstamm, diese höchsten Sprachorganismen, die beide auf der dritten, „flektierenden" Stufe der Sprachbildung stehen, lösten die Aufgabe der Sprache und schufen das vollkommenste lautliche Bild des Denkprozesses. Die Völker dieser Sprachsippen, zu denen einerseits die Ebräer und Araber, anderseits die Griechen, Römer und Germanen gehören, sind die Kulturträger in der bisherigen Geschichte der Menschheit.

Die Frage: Was bedeutet dem Menschen die Sprache? läßt sich nach dem Vorhergehenden nur dahin beantworten: Alles. Sie macht ihn zum Menschen, zum Volksgenossen, sie weist ihm seine Stellung in der Welt an. Dem Volksgenossen bietet sie die gesamte Geistesarbeit der Vergangenheit, gibt sie die Möglichkeit bis zu dem Erkennen der Geisteshelden seines Volkes hinanzusteigen und, wenn seine Schaffenskraft ausreicht, sprachbildend über deren Grenze hinauszuschreiten. Verweilen wir einen Augenblick bei unsrer deutschen Sprache. Wer hat sie zusammengefaßt, getragen und treu bewahrt: Unsre größten deutschen Männer, Luther, der den deutschen Christenglauben in seiner wunderbaren Bibelübersetzung dem Volke gab, Goethe, da er alle Schätze deutschen Geistes und Gemütes in vollendeten Sprachgebilden verewigte, Jakob Grimm, der den Sprachkörper vor Zersetzung bewahrte, den Sinn aller Worte feststellte und uns zum Genusse des in Jahrtausenden aufgehäuften Schatzes berief. Es ist eine gewaltige Predigt, die uns die Bedeutung und der Wandel in der Bedeutung der Worte hält. Das gemeine Wesen, die Gemeine, die res publica, an der Teil zu nehmen die Ehre der Freien war, wurde durch das Hinaustreten der Vornehmen und Reichen aus der Gemeine zu besondern Ständen zu einer Bezeichnung des Minderwertigen, Niedrigen und Schlechten. Um richtig verstanden zu werden, um wieder zur früheren Einheit zu kommen, brauchen

wir gegenwärtig „allgemein" für gemein. — Wer ist arm? Unsre Sprache gibt uns darauf dieselbe Antwort, die Christus dem Schriftgelehrten gab auf seine Frage, wer ist mein Nächster: derjenige dem du den Arm reichen, den du stützen, dem du helfen sollst. Hier wie dort derselbe Geist. — Da sagt nun Jakob Grimm wohl mit Recht: „Tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr."

Das ist nun alles recht schön und gut, — es läßt sich daraus entnehmen, daß man die Muttersprache gründlich kennen müsse, aber es erklärt doch nicht, warum unsre Knaben griechisch und lateinisch lernen sollen. Nur gemach, wir kommen gleich dazu. Vorher müssen wir noch ganz kurz vom Verfall der sprachlichen Form reden.

Wir können den Werdegang einer Sprache nicht verfolgen, da wir sie ja nur verhältnismäßig spät aus ihren schriftlichen Denkmälern, also zu einer Zeit kennen lernen, wo sie nicht mehr selbst Zweck des Geisteslebens, sondern nur Mittel des Gedankenaustausches war. Diese Denkmäler aber lassen deutlich erkennen, daß ursprünglich alle Laute eine bestimmte, allgemein bekannte Bedeutung hatten, daß einzelne dieser Bedeutungslaute mit der Zeit sich abschwächten, andren Bedeutungslauten hinzugefügt wurden und nur noch eine Beziehung, eine grammatische Form ausdrückten, und daß endlich nicht nur diese Bedeutungs- und Beziehungslaute zu einer höhern Worteinheit zusammenwuchsen, sondern auch die Bedeutungslaute selbst veränderlich wurden. Daraus ergibt sich, daß schon in vorhistorischer Zeit, als die Sprache sich noch bildete, einzelne Bedeutungslaute zu grammatischen Formen abgeschwächt wurden. So lange ihre Bedeutung noch gekannt wurde, so lange das Sprachgefühl rege war, war ihre Existenz gesichert. Als aber die Sprachbildung vollendet war, als die Sprache nur Mittel des Geisteslebens, des Gedankenaustausches war, schwand das Sprachgefühl mehr und mehr, die Worte wurden nur noch als solche im Ganzen gefühlt. Was nicht mehr verstanden wird, was für die Bezeichnung des Wortes im Ganzen nicht erforderlich ist, wird bequemer eingerichtet oder als unnützer Ballast über Bord geworfen. Aus einem gothischen „habaidedeima" wurde unser „hätten", englisch „had"; aus einem lateinischen dictus „der Gesagte" — dic- Bedeutungslaut für sagen, tu-Bezeichnung für das Participium

Perfecti Passivi, s Bezeichnung des Nominativs Singularis der belebten Nomina — wurde das französische „dit"; aus dem lateinischen „homines" ein französisches „ho(m)mes". Es ist, als ob in einem heiligen Tempel, in dem alles Form, Sinn und Bedeutung hat, in der Not der Zeit ein Handelshof errichtet wird, wo nur das Nützliche und Brauchbare verstanden und verlangt wird. Um die erlittene Einbuße an grammatischen Formen zu ersetzen, stehen den spätern Sprachen nur die Mittel der Zusammensetzung und Umschreibung zu Gebote. Neue Casus-, Modus-, Personalendungen, neue Nominal- und Verbalbildungsweisen können wir nicht mehr bilden; die Bedeutungslaute oder Wurzeln, aus denen die Sprache ihre wortbildenden Elemente nahm, sind ja nicht mehr vorhanden und das Sprachgefühl ist ja mehr oder minder verloren gegangen. Heute können neue Formen nur dadurch gebildet werden, daß fertige Worte als Wortbildungselemente verwandt werden. Wird jedoch der Sprachkörper vollständig zersetzt, erstirbt das Sprachgefühl vollständig, so daß gar keine Fortbildung mehr zu bemerken ist, dann muß auch die Sprache und mit ihm das Volk zu Grunde oder in eine andre Sprache, in ein andres Volk aufgehen. Diese Erscheinung bemerken wir nicht nur in historischer Zeit, auch unsre Zeit bietet uns in Amerika Beispiele dafür. Wie lange sich solche Völkersplitter oder Spracheninseln in Europa noch halten werden, wie das Baskische (II Kl.), das Keltische, das Lettische u. a. ist wohl auch nur Frage der Zeit.

Nun muß hier noch erwähnt werden, daß von dem gemeinsamen indogermanischen Sprachstamme zuerst sich das Volk abtrennte, aus dem durch spätere Teilungen Slawen, Litauer und Deutsche hervorgingen, und dann vom zurückbleibenden Stocke sich wieder ein Teil abschied, aus dem durch abermalige Teilung Griechen, Italer und Kelten hervortraten. Deutsch, griechisch und lateinisch sind also, wie schon erwähnt, aus einem Sprachstamme entsprossen. Während aber die lateinische und griechische Sprache schon in früher Zeit zu hoher Entwicklung kamen und in Schriftdenkmälern festgehalten wurden, so daß ihre grammatischen Formen erkennbar in reicher Fülle sich darbieten, büßte die deutsche Sprache auf ihrem weiten beschwerlichen Wege schon viel von ihrem Lautkörper ein. Wir lernen also zunächst lateinisch und griechisch, um unsre eigene Sprache besser verstehen, um sie in ihrer Reinheit und

Hoheit bewahren und aus sich heraus fortbilden zu können. Sobald das Sprachgefühl erschlafft und fremde Sprachen einen herrschenden Einfluß gewinnen, entstehen daraus, wie wir gesehen haben und noch sehen werden, die gefährlichsten Störungen im Volksorganismus. Weiter betreiben wir das Erlernen der griechischen Sprache um ihrer selbst willen. Ihr vollendeter Reichtum an grammatischen Formen läßt uns die genaueste Ausdrucksweise für den Gedanken wahrnehmen, ihre vornehme Schönheit, ihre einfache Denkweise — ma oder mi = ich, si = du, masi = wir — sind entzückend. Endlich ist das Studium ihrer unvergänglichen Geisteswerke in ihrer Sprache, um sie recht verstehen zu können, eine Notwendigkeit für jeden, der eine klare Anschauung gewinnen will von dem Leben der Menschheit. Was Antigone bewegt: Gott mehr gehorchen, als den Menschen, die Schicksale des Oedipus, der Zorn des Achilles bewegen noch heute alle Menschenherzen. Einem Gastmahl Platons beiwohnen zu können, um in Gesprächen von tiefem Geiste über das Wesen der Liebe zu erfahren: die Liebe bestehe in dem Verlangen der Erzeugung, sei es in schönen Körpern, sei es in schönen Seelen, gehört wohl zu den höchsten Genüssen, die es giebt. Die Literatur der Griechen ist eben eine einzigartige und wird es wohl auch bleiben, denn die Menschengeschichte bewegt sich zur Zeit immer nur in einer Richtung. Hat sie in dieser Richtung das Höchste erreicht, so schlägt sie eine andre ein. In der organischen Welt giebt es nicht zweimal ein Gleiches.

Nachdem in Jahrtausende langem Werden und Wachsen die Sprache entstanden war, wandte sich die Menschheit naturgemäß dem Erkennen der Gottheit zu. In den alten Kulturländern zwischen Euphrat und Nil gelangten dann die Semiten vom einfachen Götzen- und Naturdienste zu dem Gotte, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet werden soll. Aber, wohlgemerkt, das Evangelium ist in griechischer Sprache geschrieben. Und hier ergibt sich noch einmal die außerordentliche Wichtigkeit einer Kenntnis der griechischen Sprache. — Die griechische Bibel wurde in das lateinische übertragen und das griechische Wort μετανοια (spr. metanoia), durch das lateinische poenitentia und dann deutsch durch Bußübung wiedergegeben. Durch den Einfluß Roms und der Geistlichkeit wurde dann lateinisch die Sprache der

Gebildeten in Deutschland und damit zugleich versiegte nicht nur die Kenntnis des Griechischen, in einem wichtigen Teile der Nation erschlaffte auch das deutsche Sprachgefühl. Nun liegt in dem lateinischen poenitentia der Begriff der poena, zu deutsch Strafe. Um die Sünde aufzuheben, wurden Strafen auferlegt, diese erlaubte man dann in Geld abzulösen und damit war der Ablaßhandel fertig. Dieser Entwicklung kam die Erschlaffung des deutschen Sprachgefühls entgegen. Man hatte vergessen, daß besser und Buße (Bessermachung) zusammenhängen, und ließ, da Buße auch Vergütung, also in diesem Sinne auch Strafe bedeuten kann, angezogen von dem bekannten lateinischen poena = Strafe, diesen Begriff unter dem deutschen Worte Buße allein hervortreten. Wie Schuppen fiel es Luther von den Augen als er von dem „Griechlein" Melanchthon erfuhr, daß μετανοια keineswegs durch poenitentia oder Bußübung wiedergegeben werden darf, sondern Sinnesänderung (Reue) bedeutet. Aber Deutschland sank ob μετανοια oder poena, ob Sinnesänderung oder Werkheiligung, in Schutt und Trümmer und noch heute spalten diese Begriffe die deutsche Nation in zwei Glaubensbekenntnisse.

Nach dem Zeitalter der Kunst und Wissenschaft, in dem die Griechen ihre ewigen Muster klassischen Ebenmaßes und ruhiger Schönheit schaffen, erscheint das Römerreich, um die Grundlagen des Rechtes und der Staatskunst vorbildlich zu gestalten. Der berühmte Geschichtsforscher Ranke sagt einmal: Es ist eine Dummheit zu glauben, es könne jemand besser schreiben als Thukidides, und ein andermal: Es lohnte sich nicht Geschichte zu schreiben, wenn es kein Römerreich gegeben hätte.

Das oben angegebene Ziel des klassischen Gymnasiums und die zu seiner Erreichung beim Unterrichte gebrauchten Mittel dürften durch das Vorstehende wohl gerechtfertigt erscheinen. — Eine andre Frage ist es, ob unsre öffentlichen Gymnasien ihrer Aufgabe gewachsen erscheinen. Wo sie nicht wenigstens in den wichtigsten Unterrichtsfächern mit klassisch gebildeten Pädagogen besetzt sind, erscheint dies unbedingt ausgeschlossen. Aus dem Mangel solcher in Wahrheit klassischer Gymnasien erklärt sich wohl der Zudrang russischer Kreise zu den deutschen Kirchenschulen (Gymnasien) in Petersburg und Moskau.

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Aus dem Leben eines Arztes im 17. Jahrhundert.

Im J. 1649 wurde Dionysius Fischer, „Medicinae utriusque Cultor, approbirter Stein- und Bruchschneider, bewährter Oculist, Leib- und Wundarzt" von Königin Christine von Schweden zum Medico-Chirurgus am Hospital der schwedischen Garnison in Riga, zu Neumünde, Cobronschanze und Kirchholm und zum Inspektor über die livländischen Garnisons-Feldscher ernannt. Sein Vorgänger in diesem Amt war seit Dez. 1644 Adam Hirtenberg gewesen, von dem sich im schwedischen Reichsarchiv (Oxienstiern. Saml.) zahlreiche Schreiben an den Reichskanzler Axel Oxienstierna erhalten haben, die mancherlei in kulturgeschichtlicher Hinsicht interessante Nachrichten aus Livland enthalten. Hirtenberg war nämlich zugleich eine Art Agent und Bevollmächtigter Axel Oxenstiernas, bereiste häufig dessen livländische Güter und berichtete ihm dann darüber, zugleich aber auch über allerlei andre Dinge und Vorkommnisse oder Zustände im Lande. — Dionysius Fischer war zu Schneeberg im Meißnischen als Sohn eines Arztes geboren. Nachdem er, wie aus dem weiterhin mitgeteilten Schriftstück hervorgeht, auf mehreren Universitäten studiert, dann noch beim Vater „in der großen Wundarznei" sich vervollkommnet hatte, zog er seit 1628 als selbständiger Arzt im Lande umher, durch Böhmen, Schlesien, die Lausitz, Meißen, bald kürzere, bald längere Zeit an einem Orte weilend. Mit stattlichem Troß zogen sie einher, diese fahrenden Ärzte, unser Fischer oft mit drei zweispännigen Wagen, in dem die Gehilfen, die Instrumente und Medikamente untergebracht waren. Auf öffentlichem Marktplatz zogen sie auf, unter freiem Himmel „hielten sie feil", wie man damals sagte, hielten sie ihre Ambulanz ab, stachen sie in Gegenwart oft vieler hundert Zuschauer den Staar und führten andre Operationen aus oder verkauften ihre Mixturen und Pflaster. Verließen sie dann wieder den Ort, um weiter zu ziehen, so ließen sie sich vom Rat der Stadt oder

einzelnen Autoritätspersonen ausführliche Zeugnisse über ihre gelungenen Kuren und chirurgischen Operationen ausstellen. Auch Fischer hat eine stattliche Anzahl solcher Zeugnisse zusammengebracht, die der Zufall in die Sammlungen der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte in Riga gebracht und hier neben andren ihn betreffenden Papieren erhalten hat*. Vom November 1632 bis zum Frühling des nächsten Jahres weilt Dionysius Fischer in Frankfurt a. O., dann zieht er nach Stettin, von da nach Danzig und Elbing; 1635 geht er nach Schweden hinüber, wo er meist in Stockholm, dazwischen aber auch an andern Orten, in Oerebro, Köping, Westeras, Upsala seine Kunst ausübt. Nachdem er seit 1639 fünf Jahre lang bei Karl Karlson Gyllenhielm Leibmedicus gewesen, wird er 1648 zum Stadtmedicus in Norrköping ernannt und endlich im Jahre darauf nach Riga geschickt.

In Riga fand er nicht nur das Hospital in einem wenig erfreulichen Zustande vor, sondern auch seine persönliche Lage war das erste Jahr über eine wahrhaft miserable zu nennen. Er schildert sie im April 1650 in einer Eingabe an den Generalgouverneur; es ist ein trostloses Bild:

„Im vergangenen Sommer", erzählt er, „bin ich auf J. kgl. Mt. allergn. Anordnung aus Schweden nacher Riga gekommen, habe auch dem Hospital und kranken Soldaten zum Besten einen düchtigen Barbier und Apothekergesellen mit mir gebracht, welche ich auf meine eigene Unkosten nun ein gantzes Jahr mit schwerer Verzehrung gehalten. Und nachdem ich nach meiner kgl. Volmacht mich als ein Medicus und Chirurgus alhier praesentiret, so bin ich doch auf des Herrn Guberneurs hohes Bedenken nicht vorgestellet, sondern zu J. hochgrfl. Exc. Ankunft vertröstet worden. Nachdem ich aber weit vor die Stadt hinaus logiret und doher der Bürgerschaft noch Stadt nicht genießen können, hab ich darbei gantz nichts erwerben, doch viel verzehren, auch doher mich albereits in vielen schuldig setzen müssen, weil ich ein lehres Haus, darinnen weder Tisch noch Bank, weder Bettstell noch Schloß oder Klinck an einiger Thüer, ja keinen Nagel an der Wand gefunden, sondern bloße Wände, die reverenter zu melden voller stinkenten Ungeziefwer, daß man darinnen nicht wohnen kann, es sei dan daß die Wände repariret und mit Kalk beworfen werden, gefunden habe. Habe derowegen viel aufwenden müssen, alle obgemelte Mobilien und supellectilia zu meiner Haushaltung vor mein eigen Geld

*) Es sind die Zeugnisse: des Rats von Frankfurt a. O., April 1633; des Kommandanten Thomas Karr von Stettin, Sept. 1633; das Rats von Elbing, Juli 1634; Jakob De la Gardies in Elbing, Okt. 1635; des Rats von Oerebro, April 1638; das Rats von Köping, Sept. 1638; des Rats von Westeras, Febr. 1639; der Universität Upsala, Juni 1640; K. Gyllenhielms in Stockholm, Dez. 1644; Jakob Skyttes in Norrköping, Febr. 1648; des Rats von Stockholm, Sept. 1649.

zu kaufen. So hat auch das Wasser vorgangen Jahr die Dielen in der Stuben und Kammer also zugerichtet, daß die alten Strußbretter, damit die Erde beleget, krumb und von einander stehen, daß man kümmerlich darauf gehen kann, doher den gantzen Herbst und Winter über viel böse vapores und Dünst aus der Erden entstanden, die da scrobutum und arthritidem verursachet, daß all mein Frauenvolk, so täglich zu Hause haben sein müssen, übel krank gelegen, ich auch meinen eizigen jungen Sohn darüber eingebüßet und meine Frau mir noch kranket und von allen Kräften kommen, itzo aber nachdem sie Luft geschöpfet Gott Lob wieder respiriret, ich und meine Gesellen aber, die wir des Tages nicht viel zu Haus, sondern die Pacienten besuchen, hat es Gott Lob nicht sonderlich geschadet; ja ich habe erfahren müssen, daß im Winter vergiftige Kröten in der Stuben umbgekrochen, welche ich auch gefangen und ausbringen lassen."

Er bittet um Beihilfe, um die notwendigsten Reparaturen, Anschaffungen und Anordnungen für sich und für das Hospital. Es fehlte hier, wie es scheint, jede rechte Ordnung. Die „Medikamentgelder" für die kranken Soldaten (10 Tl. monatlich) liefen ganz unregelmäßig ein, es fehlte oft an Stroh für die Krankenbetten, einen „Krankenwächter", um die Stuben rein zu halten, gab es nicht, ein „Franzosen"- und „Pestilenzhaus", d. h. eine Baracke für kontagiöse Krankheiten, war nicht vorhanden, unterschiedslos wurden die verschiedensten Patienten in einem Raume untergebracht und der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt. Dem Hospitalarzt wurde es oft nicht einmal gemeldet, wenn ein neuer Kranker eingeliefert wurde, er hatte nicht einmal die alleinige Verfügung darüber, in welchem Raume er untergebracht werden sollte. Und so konnte es, um allem die Krone aufzusetzen, geschehen, daß vielfach Leute ins Hospital einquartiert wurden, die gar nicht dahin gehörten, selbst „alte Spinnweiber und Bierzapper", so daß für die wirklichen Kranken nun oft kein Raum mehr übrig war. Für alles dieses fordert Fischer dringend Remedur. Sehr charakteristisch für jene Zeit, die so großes Gewicht auf die Wahrung der äußeren Würde legte, und speziell für Riga, ist auch seine Bitte, ihm seine Rangstellung anzuweisen, „weil es alhier in Riga hoch von nöten sein will, daß man wisse, wo man in Kirchen, Hochzeiten, Gastgeboten und ehelichen Zusammenkünften, auch in Krigsgerichten Sitz und Stelle haben soll." Im Mai 1650 erhielt er daraufhin vom Generalgouverneur M. G. de la Gardie eine besondere Instruktion, durch die auch Abhilfe für die meisten Übelstände zugesichert wurde. Namentlich sollte fortan ohne sein Vorwissen kein Kranker mehr im Hospital Aufnahme finden. Sein Rang wurde ihm nächst dem Kapitän über dem Leutnant angewiesen.

Im April 1653 wurde diese Instruktion vom Nachfolger De la Gardies, Gustav Horn, erneuert und Fischer namentlich auch die gesamte Oekonomie des Hospitals übertragen. Sehr bald aber traten wieder unhaltbare Zustände ein, als auf Betreiben einiger Leute, wie Fischer sagt, „aus Neid und Abgunst durch ihr unwahres und falsches Angeben" der Quartiermeister Jonas Krak mit der ökonomischen Versorgung des Hospitals betraut wurde. Fischer war augenscheinlich gründlich angeschwärzt worden. Er fühlte sich „an seinem guten Namen und Leumund von bösen Leuten verletzt" und nahm seine Zuflucht zum Grafen Horn, den er in einer ausführlichen Eingabe um Schutz bat. Dieses Schriftstück nun bietet uns einen kulturgeschichtlich interessanten Einblick in den Entwicklungsgang, die Berufsanschauungen und die ganze Denkweise eines Arztes jener Tage. Wir geben es hier daher vollständig wieder. Es lautet:

Erleuchter hochwohlgeborner Graf,
Herr Feldmarschal und Generalgouverneur, gnädiger Herr.

Aus meiner vorher eingegebenen Excusation und Entschuldigungsschreiben werden Ew. hochgräfl. Exc., zweifle ich nicht, ersehen haben, daß ich aus lauter Haß und Neid wegen Gebrauch Backofenleims und anderer Dinge mehr angegeben worden; und muß ich von meinen Verleumdern vernehmen, daß sie mich in meiner Medicin und Chirurgi cerpiren wollen, warvon sie doch selber wenig verstehen noch gelernet. Und heißet alhier recht: carpet citius aliquis, quam imitabitur, und werden meine Neider mir schwerlich nachthun, was ich ohne Ruhm zu melden nächst Gott anderswo und allhier verrichtet. Und daß sie bei J. hochgräfl. Exc. mich ausrufen, als habe ich zwei Soldaten aus der Schanze geschnitten, welche davon gestorben, hierinnen reden sie ihren Willen. Wahr ist es zwar, daß ich 2 Soldaten aus der Neumündischen Schanzen an gefährlichen Brüchen geschnitten, davon der eine, Gott Lob, noch am Leben und gesund, der andere aber, nachdem er schon an seinem Schaden fast heil, auch die Schnur schon aus dem Schaden gefallen war, hat unverhofft solche convulsiones an seiner Wunde bekommen, daß er seinen Mund weder auf noch zu thun konnte und also wohl sterben müssen. Ob er nun an seiner Wunde gestorben oder auch nur darüber geklagt, wird der ehrwürdige und wohlgelehrte H. Jeremias N., Pastor der finnischen Kirchen und Regimentspriester alhier, welcher den Patienten in seinen letzten gefraget, bei seinen Ehren aussagen und bezeugen können. Was ich bei dem selgen Menschen gethan, ist seines Besten halben geschehen, wie ich es denn bei Gott und Menschen zu verantworten gedenke. Und mag ich mit dem Virgilio

billiger klagen und sagen: Nescio quis teneros oculus mihi fascinat agnos. Wer weiß was for mißgünstige falsche böse Leute dabei gewesen, die meinen Patienten mit ihren schädlichen Augen Schaden gethan; welches mir auch hinfüro wird eine Warnung sein, ein ander Mal niemand als nächst vertraute Freunde bei solcher Kur und Schnitt zu nehmen, weil in Sympathia und Antipathia eine große Verborgenheit stecket. Ich will mich alhier nicht rühmen, was ich von Jugend auf in Deutschland in operationibus chirurgicis verrichtet, sondern nur allein referiren uf dies, was ich in Schweden verrichtet, davon ich nur etzliche glaubwürdige Testimonia beilegen wollen*, wiewohl ich von vielen Orten keine Attestationes begehret, weil man mich, der ich 14 Jahr im Reich Schweden gewesen, doch wohl bekannt, und bin von denen Herrn Medicis und Chirurgis daselbst geehret und geliebet worden; hier aber muß ich leiden, daß ich verfolget und verkleinert werde von denen, die nicht einer verstehen, was Chirurgia ist. Denn unser alter Johann de Vigo saget: chirurgia est scientia docens modum et qualitatem operandi in carne, nervo et osse hominis laborantis propriis chirurgicorum manibus; unsere Chirurgi aber arbeiten mehr in Haaren und vermeinen, sie verstehen ihre Kunst recht wohl, wenn sie nur einen stolzen Bart aufsetzen können, das doch billiger den Badern gehören sollte, und haben oft wenig in carne, nervo et osse lernen arbeiten, weil sie keinen sectionibus, viel weniger anatomiis publicis beigewohnet, daher kommt es, daß sie ein gemein Handwerk daraus gemachet, welches sonst eine freie Kunst sein sollte, und soll billig ein Chirurgus alles, was zu des Menschen Gesundheit dienet, in Schneiden und Heilen wissen und verstehen. Ein Pflaster zu streichen und aufzulegen kann auch wohl ein Bader, aber einen Stein aus der unheilsamen Blasen zu eximiren, einen gefährlichen Bruch von den Gedärmen zu separiren und zu schneiden, item ein Messer aus dem Magen, wie Ao. 1635 der Oculist zu Königsberg geschnitten!, ganze Brüste von Frauens abzulösen, wie ich zu Stockholm einer vornehmen Kronebedienten-Frau eine Brust von 19 Schalpfund abgelöset und geschnitten, item Gewächse aus der Gurgel und Halse, wie aus beigefügter Attestation von Frankfurt zu sehen. So habe ich auch noch hier unter des Herrn Obrist Heinrich Sassen Regiment einen Soldaten ein Gewächs aus dem Munde geschnitten, da doch alhier niemand war, der Rath darzu zu geben wußte, und ein großer Chirurgus dem Herrn Gouverneur Graf von Thurn in meiner Anwesenheit durfte öffentlich sagen, er wolle seinen Hals zum Pfande geben, er würde sich zu tot bluten, ich aber J. gräfl. Exc. darauf geantwortet: sie sollten mich rathen lassen, es hätte keine Gefahr; darauf haben J. gräfl. Exc.

*) Diese wie auch die weiterhin erwähnten Zeugnisse liegen dem Schriftstück bei.

mir gnädig anbefohlen, ich sollte den Patienten in Gottes Namen vornehmen, er müßte doch sonst tothungern, welches ich auch getan und habe ich nicht viel über eine Handvoll Blut von ihm vergossen, wie Hermann Meyer und Andreas Zarth, beide Stadtbarbier, selbst zeugen müssen, und hätte der arme Mensch, welcher halbtot und verhungert, weil er nicht einer Erbis groß Brod durch seinen Mund in den Hals mehr bringen könnte, ihres großen Verstandes halben umkommen und verderben müssen, denn so weit war ihnen die Anatomia bekannt, was vor Blut im Munde oben in palato sitzet. Da doch itzo, Gott Lob, der Soldat frisch und gesund ist. Hiervon redet nun niemand, da es ein Meisterstück der Chirurgia gewesen. Item Hasenscharten, Oberbein, Krebsschaden und dergleichen sagen sie, es ist unsers Thuns nicht, es gehöret vor die Oculisten und Bruchschneider. Nein, es gehöret eigentlich zu der Chirurgi, und mangelt nur, daß man es nicht gelernet hat. Und diese Chirurgia ist ein Theil der Medicin, als unser alter Johann de Vigo beschreibet: Chirurgia est postremum instrumentum medicinae, cujus instrumenta sunt tria, videlicet diaeta, potio und chirurgia. Unsere Medici theilen noch heut zu tag die Medicin in drei Theil, nehmlich in Diaeteticam, Pharmaceuticam et Chirurgiam. Darumb soll ein Chirurgus billig in seiner Jugend zu Schulen gehalten werden, daß er wo nicht mehr nur seine Fundamenta legen möge und anatomisiren beiwohnen könne, daß wann es von ihm erforderlich, er im Schneiden und Brennen wisse, wie er sich verhalten soll, damit er Adern und Sehnen verschonen möge, auch ein Recept, das er von seinen Medico erlernet und bekommen, recht abschreiben könne, weil es ein Glied der Medicin ist. Aber man siehet es, daß die Jugend ehe und mehr zum Wein-, Bier- und Methzappen gewehnet werden, davon sie den gantzen Tag wenig nütze haben, daher nichts sehen, verstehen noch lernen können. Sind dann ihre Lehrjahre aus und haben etwas in der Kunst erschnappet, so heißt es, er kann einen guten Bart auffsetzen, damit läuft er in die Welt. Wan er gleich nur zwischen hier und Preußen des Monden zwei Spitzen gesehen, so meint er dann, er sei klug genug und ist schon klüger denn sein Meister; und ob man zwar saget non est discipulus supra magistrum, so ist doch die Einbildung bei solchen Leuten, daß sie klüger sind als ihre Meisters, welches mir in meiner Jugend selbst begegnet, daß ich klüger sein wollen als mein sel. Vater. Und könnte man solchen Leuten gerne ihre Thorheit lassen, wo ein ander nicht von ihnen verachtet würde, welches mir denn herzlich schmerzet, daß ich itzo in meinen angehenden Alter, der ich etzliche 20 Jahr allein practiciret und allezeit Barbiergesellen, auch wohl Meister in meinen Diensten gehabt, mich itzo aber erst von ihnen muß zoiliren lassen.

Und habe ich meine Chirurgiam nicht gelernet von unerfahrenen Barbierern, da ich erst Meth und Wein zappen lernen, sondern meine sel. Eltern haben mich erst zu Schulen gehalten, auch hernach auf Universitäten gethan, als zu Leipzig, Wittenberg und Praga. Zu Leipzig habe ich absolviret und zwei Jahr gewesen, wie noch Graf Magni Gabriel de la Gardie Hof- und Leibmedicus Dr. Domingius wird wissen, welcher damals meines Brudern Stubengesell gewesen, und ich bei den vornehmen Medico Dr. Sultzberger famuliret. Hernach hat mein sel. Vater Thomas Fischer, dessen guter Name auch in Deutschland noch bekannt, mich zu der Kunst gebrauchet und mir in chirurgia magna, der großen Wundarznei, als ein Medico-Chirurgus, |: der wegen seiner edlen Kunst halben vom Römischen Kaiser nobilitiret und von vielen Chur- und Fürsten des Reichs hoch privilegiret :| mir nichts vorenthalten, sondern mit allen Fleiß unterrichtet, schneiden und verbinden lassen, bis er mich endlich Ao. 1628 allein zu reisen und zu practiciren vergönnet. Da ich dann mit dem vornehmen Medico-Chirurgo Johann Fabritio, itz wohnend zum Stralsund, Böhmen, Schlesien, Lausnitz, Meißen und selbige Ort durchreiset und durch Gottes Gnade und Segen viel gutes verrichtet, bis ich endlich Ao. 1633 mich resolviret unter die Chron Schweden zu begeben. Wie ich dann zu Stettin mich eine zeitlang aufgehalten und viel arme kranke Soldaten kuriret und geholfen, wie aus des Herrn Commandanten Thomae Karr Paß zu sehen. Aldar ich auch mit denen vornehmen Medicis Doct. David Horlicio und Suchstadio umbgangen und bekannt worden; wie denn Dr. Horlicius mich oft angeredet, ich sollte mich zu Stargard niederlassen und bei ihn wohnen. Von dar ich aber nach Dantzigk und also wieder unter die schwedische Garnisonen nach Elbing mich begeben, da ich einen Knaben von 5 Jahren, item einen Jüngling von 17 Jahren, item ein Kind von $^3/_4$ Jahren auf einmal an Brüchen geschnitten und glücklich geheilet, davon ich noch der Stadt Elbing gutes Zeugnüs habe, und einen sonderlichen Paß von dem Herrn Feldherrn Graf Jacob de la Gardie, als ich S. gräfl. Exc. glücklich damals an dero Augenschwacheit kuriret. Und wie J. hochgrfl. Exc. mich nach Schweden zu kommen begehrten, bin ich auch strax gefolget und in Stockholm meine erste Prob an einen armen blinden Mann im Hospital Dannewick verrichtet, welcher viel Jahr blind gewesen und durch Gottes Gnade von mir wieder sehend geworden. Und ob mir von Anfang gleich ein Unterhalt bei der Stadt sowohl auch von dem Herrn Feldherrn angeboten, habe ich mich doch in keine gewisse Dienste einlassen wollen, weil mir die Jugend auch noch im Nacken saß, und gedacht: alterius non sit qui suus esse potest. Wie ich dann S. hochsel. Exc. rühmlich nachsagen kann, daß sie mir mehr gegeben, als wenn ich in gewissen

Dienſten geweſen wäre. Nachdem aber der nunmehr auch hochſelge Herr Reichsammiral Carl Carlſon Güldenhielm auch einen Leibesſchaden hatte, worinnen S. Exc. mich gebrauchten und meinen Rath hülflich befunden, haben ſie mir anfangs eine Beſtallung von Haus aus gemachet, daß ich bei J. Exc. zu Hofe ſein mögte, wann ſie meiner begehrten. Nach 3 Jahren haben J. Exc. mich vermogt in ſtete und gewiſſe Dienſte mich zu begeben, da ich dann nebenſt einen Barbiergeſellen und einen Jungen 5 Jahr gedienet und aufgewartet, wie aus beiliegender Atteſtation zu ſehen. Endlich als dem Herrn Feldherrn ich nach Deutſchland zu den Heilbrunnen gefolget, auch wieder zurück nach Schweden, haben J. hochgrfl. Exc. gnädig zurücke gedacht der vielen Neider, ſo ich auch domals gehabt, und den großen Schaden, ſo S. Exc. dadurch entpfangen, deswegen ſie oftmaln kegen mich ſowohl kegen andere geſaget und repetiret, wann ſie meinem Rath gefolget hätten, ſie zu ſolchen Ungelück nicht gekommen wären. Und deswegen auch J. kgl. Mt. meine allergnädigſte Königin ſelbſt angeredet und gebeten, daß ich wegen meiner langen Dienſten und Aufwarten einen gewiſſen Unterhalt und Beſtallung haben mögte, welches denn J. kgl. Mt. auch allergn. bewilliget. Worauf ich ohne einige Supplication und Anhalten zu dieſen officio von Gott und meinem allergnädigſten Obrigkeit rite vociret worden. Weil ich mich dann nun hierzu nicht gedrungen, ſondern Gott und meine allergnädigſte Königin mich hierzu geſetzet, als bitte ich unterthenig und demüthigſt, E. hochgrfl. Exc. wollen mich gnädigſt wider meine zoilos, Diffamanten und Widerwertige ſchützen, die do gedenken mich um meine Ehre und guten Namen, den ich von Jugend auf meritiret und zu erhalten mich befliſſen, zu bringen; auch ſolchen Leuten mit Ernſt anbefehlen, daß ſie hinfüro ihre unnütze Nachreden und Schmähen einſtellen müſſen. So will ich auch mein Pfund, das mir Gott gegeben, nicht vergraben, ſondern meinen Nächſten zu gut gebrauchen, ſo lange ich lebe; werde mir das auch von keinen Barbier, was ich von meiner Jugend an gelernet und exerciret, verbieten, noch mir von ihnen darinnen was vorſchreiben laſſen. Ich zweifele auch nicht, weil es Gott zu Ehren und denen armen Kranken zum Beſten geſchihet, E. hochgrfl. Exc. werden ſich ſolches auch gnädigſt gefallen laſſen, ſonderlich auch weil in meiner allergnädigſten Königin Vollmacht ausdrücklich ſtehet, daß ich meine chirurgiam, wo es von Nöthen, exerciren und brauchen ſoll. Als werden E. hochgrfl. Exc. mich auch gnädigſt dabei ſchützen und erhalten geruhen, auch allezeit mein gnädiger Graf und Herr verbleiben, in dero hohe Gnade und Gunſt ich mich in ſolcher Sperantz und Expectantz demüthigſt befehle.

E. hochgrfl. Exc. dienſtſchuldigſter
Dionyſius Fiſcher. m. p.

Gegen den Quartiermeister Krak strengte Fischer eine Klage beim Kriegsgericht an, während er gleichzeitig in einer zweiten Eingabe auch dem Generalgouverneur über die Zustände im Hospital berichtete. Sie waren recht unerfreulich. Die Kranken wurden nun rücksichtslos mit Sauerkohl gefüttert und erhielten das Fleisch nur „stückleinweis" zugemessen, „ob es ein halb oder gantz Pfund sei, müssen sie darmit zufrieden sein"; das Bier wurde den Lieferanten nicht bezahlt, obgleich das Geld dafür angewiesen war. Dafür aber verschänkten die Krankenwächter Bier und hielten „bei den agonizirenden und sterbenden Soldaten ihr Gesauf und Bierkrug". Und immer noch fehlte es an einem abgesonderten Hause für ansteckende Krankheiten und, damit der Hof rein gehalten werden könne, an „Secrethäusern", an einem Zaun um das ganze Hospital. Auch ein Pastor fehlte noch im Hospital und die für einen solchen erbauten Räume benutzte der Quartiermeister als Strohstall. Fischer bat den Generalgouverneur dringend, „einen gewissen Schluß zu machen, wie es mit dem Hospital gehalten werden und verbleiben soll und daß solches in gutes Aufnehmen könne gebracht werden." Das Resultat war denn auch eine neue Instruktion, die den Doktor Fischer in seiner ordnungsmäßigen Stellung aufs neue befestigte und ihm wie früher auch die ganze ökonomische Leitung des Hospitals übertrug. Bisher hatte Fischer ein viel geringeres Salarium bezogen, als sein Vorgänger Hirtenberg; auf eine Aufbesserung mußte er auch noch mehrere Jahre warten: erst 1657 wurde ihm der gleiche Gehalt zugebilligt — 600 Rtl. — Wie lange Dionysius Fischer sein Amt in Riga bekleidet hat, das haben wir einstweilen noch nicht feststellen können.

FB.

Literarische Rundschau.

Arbeit an der Weltanschauung.

Wer mit aufmerksamem Auge das Arbeiten, Treiben und Drängen der heutigen Zeit betrachtet, wird ein merkwürdiges Mißverhältnis gewahr werden: dem ungeheuren Aufwande an Mühe und Anstrengung, wovon die Tage des Kulturmenschen gefüllt sind, scheint nicht das gebührende Äquivalent an innerer Befriedigung, an echtem Glück gegenüberzustehn. Zum großen Kulturbau der Menschheit wird mit rastloser Geschäftigkeit Stein auf Stein hinzugetragen, und nicht nur möglichst zweckmäßig, sondern auch mit allem nur erdenklichen Schmuck und Zierrat sucht man ihn auszustatten. Aber der Mensch selbst, der darin wohnen soll, auf dessen wahres Wohl, auf dessen Glück und Frieden alle diese Veranstaltungen doch nur abzielen können — ist es nicht, als ob er, der alleinige Zweck von alle dem, darüber fast vergessen würde?

Wodurch allein kann der Mensch inneren Halt, Befriedigung, Glück erlangen? Die Antwort auf diese alte und immer neue Frage wird heute nicht anders als irgendwann lauten: nur durch seine innere Stellung zum Leben, durch die rechte Gesinnung. — Welche Gesinnung aber ist denn die rechte? Und wie vermag der Mensch sich diese Gesinnung anzueignen und sie unter den Wechselfällen und Widrigkeiten des Lebens festzuhalten? Wenn wir dieser Frage nachdenken, wird sich zeigen, daß das Gesinntsein eines Menschen in einem — sei es auch häufig unbewußten oder nur halbbewußten — Zusammenhange steht mit den Überzeugungen, die er sich vom Sinn und Wert des Lebens gebildet hat, d. h. mit seiner Weltanschauung. So wird die Weltanschauung, nicht als bloß verstandesmäßige Ansicht oder Kalkulation, sondern als eine in innerem Erleben reifende Überzeugung sittlich-religiöser Art zur Lebensgrundlage. Sie soll dazu verhelfen, das Leben mit einem befriedigenden Inhalt zu füllen. Auf Empfindungen und Stimmungen läßt sich das Leben nicht aufbauen. Sie versagen. Früher oder später wird der Mensch vor die Frage gestellt: Was hat es mit dem Leben auf sich? Was ist die Bestimmung des

Menschen? Und wie finde ich die Kraft, der meinigen zu genügen? So sieht sich jeder zu bewußtem Denken erwachte Mensch vor die Aufgabe gestellt, sich eine Weltanschauung innerlich zu erarbeiten. Und weil durch alle individuelle Verschiedenheit sich ein Menschlich-Gemeinsames zieht, erweitert sich die Einzelaufgabe zu einer gemeinsamen Aufgabe aller Strebenden.

Jede Zeit nähert sich dem großen Lebensproblem in ihrer Weise. Wir dürfen es als ein wertvolles und fruchtbares Bestreben unsrer Zeit begrüßen, wenn sie die Weltanschauungsfrage mehr, als es früher geschah, auf dem psychologischen Wege zu behandeln sucht. Sie folgt dabei der Erkenntnis, daß nur das innerstes Eigentum des Menschen werden kann, was sich in das natürlich gegebene Gefüge seines Seelenlebens einheitlich vererbt. Es gilt daher, die Weltanschauungselemente, die in der Religion, in der Ethik, in der Philosophie enthalten sind, in Beziehung und Einklang zu bringen zur Seelentätigkeit des Menschen, wie sie in den Vorgängen seines Empfindungs-, Vorstellungs- und Willenslebens sich abspielt. Man sucht auch hier, ohne daß damit eine gewisse Freiheit der inneren Intuition und des Wollens negiert zu werden braucht, einer vom Zeitbewußtsein mehr denn je postulierten Gesetzmäßigkeit auf die Spur zu kommen. Hat sich doch die Überzeugung von solcher Gesetzmäßigkeit mächtig bestärkt durch die naturwissenschaftliche und die historisch-kritische Forschung der zweiten Hälfte des hinter uns liegenden Jahrhunderts.

Wir wollen nun im Folgenden auf einige Bücher aufmerksam machen, die für die Arbeit an der Weltanschauung förderlich sein können. Gerade jetzt können sie gute Dienste leisten, weil sie, wiewohl in Fühlung mit der Zeitbewegung, sich doch in selbständiger Vertiefung ihre eigenen Wege wählen und darum manches Kriterium über Berechtigung oder Nichtberechtigung neuester Ideengänge darbieten werden. Die drei Bücher, die wir der Beachtung des Lesers empfehlen wollen, bewegen sich nicht in der Richtung abstrakten Denkens, als handle es sich bei der Weltanschauung um einen Gegenstand schulmäßig-philosophischer Erkenntnis. Vielmehr suchen sie, aus verschiedenen Seiten vordringend, den Zugang in jene geheimnisvolle Werkstätte der Seele, von woher dem ganzen Menschen lebendige Kräfte strömen, die seinem Dasein Inhalt und Fülle geben. Gemeinsam ist den drei Büchern der Vorzug, daß sie weder umfangreich noch besonders schwer, ja zum größeren Teil sogar leicht verständlich geschrieben sind. So kann auch der Beschäftigte eine Stunde erübrigen, sich ihnen zu widmen. Die darauf gewandte Zeit wird ihn nicht gereuen.

Dem, wie wir sahen, in unsrer Zeit angelegentlich hervortretenden Bedürfnis nach psychologischer Vermittlung der ethischen und religiösen Lehren kommt das Büchlein entgegen, das der

gedankenreiche Schriftsteller Gregor v. Glasenapp soeben hat erscheinen lassen: „Das Glück im Wollen und im Gefühl“*. Der Verfasser nennt seine Studie „eine psycho-moralische Untersuchung über den Wert des Lebens“. In klarer, streng folgerichtiger Weise, zugleich mit der ihm eigenen fesselnden Anmut der Gedankenentwicklung legt Glasenapp dar, daß Wert und Glück des menschlichen Lebens nicht im Gefühl, sondern im Streben, im Wollen zu suchen und zu finden sind. Das Gefühl hat nie als Selbstzweck, als Zustand des Genusses eine Berechtigung, sondern nur als Durchgangsstufe zu neuem Streben. Jedes — ob nun schwelgende oder leidende — Steckenbleiben in Gefühlen, jegliches unfruchtbar-resultatlose Verweilen bei ihnen ist unberechtigt. Und zwar treffen hierin Ethik und Psychologie, von denen Glasenapp zutreffend sagt, daß sie „schon längst zu einer Disziplin hätten vereinigt werden müssen“, vollständig zusammen. Was aber das wichtigste ist, die Religion selbst gesellt sich als dritte zu dem Bunde, um ihn abschließend zu bekräftigen. Denn „allen Religionen, von deren tieferem Gehalt wir Kenntnis besitzen, ist die Forderung gemeinsam, die eigene Person mit ihren Gefühlen zu vergessen.“ „Die selbstvergessene Tätigkeit allein befreit den Menschen vom Ich.“ Hierdurch eröffnet sich eben für jeden die Möglichkeit, zu innerer Befriedigung zu gelangen, nicht in Gefühlszuständen, weil diese von innen und außen jederzeit bedroht sind, sondern allein in einer dem Sein-Sollenden zugewandten Willensrichtung, die vom marternden Selbstbewußtsein erlöst. „Das Pflichtbewußtsein ist unser einziges Eigentum, für das wir verantworten“; denn nur das Gebiet des Wollens ist die unsrer freien Verfügung eingeräumte Domäne.

Die Bedeutung des Glasenappschen Buches liegt nicht darin, daß etwa bloß Maximen, Lehrsätze aufgestellt würden. Damit überzeugt man keinen. Das Wertvolle und Überzeugende ist vielmehr darin zu sehen, daß der Kernpunkt des religiös-ethischen rein herausgeschält und seine Übereinstimmung mit den psychologischen Grundbedingungen der menschlichen Natur evident gemacht wird. Und zwar — was als besonderer Vorzug erscheint — mit Vermeidung der philosophischen Terminologie, in schlichter Darstellung, mit eingestreuten Beispielen und vielfacher, zum Teil sehr origineller Bezugnahme auf die religiös-philosophische und poetische Literatur.

So überaus anregend, klärend und fördernd, weil das Wesentliche sicher treffend, Glasenapps Darlegung ist, — weswegen sie denn jedem, der an diesen Fragen Interesse nimmt, aufs lebhafteste empfohlen sei, — sie wird doch, besonders in einem Punkte, berechtigten Widerspruch wachrufen, umsomehr, als gerade

*) Riga, Verlag von Jonck u. Poliewsky, 1904. 8°. 108 S. Preis broch. 80 Kop.

dieser Punkt im Vordergrunde für die „Moderne" steht. Denn was ist „moderner" als der Persönlichkeitskultus? Nach Glasenapp dagegen besteht die höchste Aufgabe und der Wert des Lebens im „Ablegen der Persönlichkeit"! Möge sich indessen, wer etwa gegen diese Verherrlichung des Unpersönlichen empört aufzufahren geneigt ist, an den Hinweis unsres Autors erinnern, daß „die meisten Meinungsdifferenzen der Menschen auf Mißverständnissen über die Bedeutung der Worte beruhen." In Glasenapps Augen ist nämlich „die Persönlichkeit am Menschen lediglich Beschränkung", d. h. „das Gefühl, daß das „Ich" nicht „Du" und nicht „Er" ist." Das Ideal der Persönlichkeit definiert er demnach folgerichtig als „ein Wesen, das sich immer als von allem andern in jeder Hinsicht total gesondert fühlt", und so erscheint ihm dieses Ideal identisch mit Friedrich Nietzsches „Übermenschen". Daß eine „Persönlichkeit" solchen Schlages jeder Psychologie und Ethik Hohn spricht, ist freilich klar. Aber was ist sie denn auch anders, als ein phantastisches Wahngebilde? Und wenn leider die Rolle, die die „Persönlichkeit" in der „Moderne" spielt, mehr oder minder von Nietzscheschem Geiste und Nietzschescher Verschrobenheit durchsetzt ist, so verdient ein Persönlichkeitskultus dieser Art natürlich aufs schärfste bekämpft zu werden.

Aber hat denn nicht Glasenapp selbst in früheren, nicht minder gehalt- und geistvollen Abhandlungen der „Persönlichkeit" Gerechtigkeit widerfahren lassen? Spricht er sich doch z. B. in seinen „Kirchhofsbetrachtungen" [1] darüber folgendermaßen aus: „Es sind zwei Ziele, denen der beste Teil der Menschheit in seinem ernsten sittlichen Streben sich zu nähern sucht und die wir als das Ideal der vollkommenen Persönlichkeit und das Ideal der Pflicht bezeichnen wollen." Und als Typus des Idealisten der vollkommenen Persönlichkeit führt er Goethe an. Nun stellt aber doch gerade Goethe den denkbar schärfsten Kontrast dar zu einem „Wesen, das sich immer als von allem andern in jeder Hinsicht total gesondert fühlt", Goethe, der alles Menschliche so sehr in sich nachempfand, daß von ihm das Wort aus Max Bewers schönem Goethe-Gedichte gilt: „Das heimlichste Erbeben ward ein Teil von Deinem Sein", ja, der selbst im stillen Busch, in Luft und Wasser seine Brüder erkannte [2]. — Auch in seinem Aufsatz „Friedrich Nietzsche und

[1]) Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 117, S. 260.

[2]) Wie sehr Goethe, bei aller Geschlossenheit seiner Persönlichkeit („Entelechie"!), doch in reinstem Selbstvergessen „Spiegel jeder Weltgestaltung", ganz und gar Objektivität war, hat neuerdings Dr. Wilhelm Bode in seiner mit viel Verständnis und Geschick komponierten Schrift „Goethes bester Rat" (Berlin 1903, 67 S., Preis M. 1) höchst anmutig geschildert. Die heiter-erbauliche Schrift sei samt den übrigen, durch meisterliche Popularität ausgezeichneten Goethe-Schriften Bodes liebevoller Beachtung mit Nachdruck empfohlen.

Graf Leo Tolstoi bis zum J. 1897“ [1] unterscheidet Glasenapp zwei ethische Grundtriebe: den zentripetalen oder das Streben zur All-Einheit, zum Aufgeben und Aufgehen des „Ich“ und daneben den zentrifugalen zur Verselbständigung und Vervollkommnung des eigenen Individuums. Er spricht von einer hier vorliegenden „sittlichen Antinomie“ im Kantschen Sinne, für welche die die Gegensätze versöhnende „höhere Einheit“ kaum zu finden sein dürfte. Hier ist also über die Persönlichkeit an und für sich noch keineswegs ein Verdikt ausgesprochen, sondern nur über ihre extreme Ausartung. Und sobald wir den Persönlichkeitsbegriff nicht im separatistisch gesteigerten Selbstbewußtsein, sondern nur in der charaktervollen Eigenart suchen, ist die Spannung zwischen den beiden Polen in der Tat schon bedeutend gemildert. Eine Persönlichkeit ist, wer ein eigenes Agens in sich hat, eine eigene treibende Kraft, die seinem Empfinden und Denken, seinem Streben und Tun ein einheitliches Gepräge gibt, so daß alles, was an ihm ist, als auf innerer Notwendigkeit beruhende Entfaltung seines Wesenskeimes erscheint, als Emanation seines „Dämons“ (vgl. Goethes Gedicht „Urworte. Orphisch“, Strophe 1, unter „Gott und Welt“). Der zur bewußten sittlichen Persönlichkeit heranreifende Mensch trachtet, das Ererbte erwerbend und Neues hinzuerobernd, sich eine Weltanschauung als selbständigen Besitz zu erarbeiten und nach ihr sein Leben zu gestalten. „Denn das selbständige Gewissen ist Sonne deinem Sittentag“ (Goethe, Vermächtnis). Und gerade je stärker die Selbständigkeit, je reicher die Eigenart des Strebenden ist, zu um so vollerer Selbsthingabe an die ewigen Menschheitsziele wird er befähigt sein. Nur wer sich selbst ganz besitzt, kann sich selbst auch ganz an das „Sein-Sollende“ verlieren. Eben weil Luther eine ganze Persönlichkeit war, konnte er ganz dem Reiche Gottes leben. — Ein nicht zutreffender, einseitig zugespitzter, ja entstellter Begriff der Persönlichkeit ist es also, der Glasenapps sonst so hell durchleuchtete Darstellung in einigen Punkten verdüstert. Die Richtigkeit seiner Grundidee wird dadurch aber nicht berührt. Sie ist von eindringlicher und überzeugender Wahrheit und von großer Schönheit.

Ein tiefer und wahrer Gedanke ist wie ein Lichtstrahl, der eine in Dunkel gehüllte Gegend plötzlich erhellt. Wenn Glasenapp uns auf psychologischer Basis erkennen läßt, daß das Erstreben eines im Gefühle liegenden Glückes nicht zum Glück führt, ja daß man das Glück überhaupt nur finden kann, wenn man es nicht sucht, sondern im Streben nach dem Sein-Sollenden sich selbst

[1] Zuerst in der „Balt. Mon.“ 1895, Heft 7, 8 u. 9, dann in Gregor v. Glasenapps „Essays. Kosmopolit. Studien z. Poesie, Philosophie u. Religionsgeschichte.“ Riga 1899, S. 343, 344. — Auf dieses überaus gedankenreiche, originelle und feine Buch sei hier aufs neue angelegentlich hingewiesen.

und seine Gefühle vergißt und dadurch vom „Ich" erlöst wird, so fällt von hier aus ein helles Licht auf die eigentliche Ursache so vieler Glücklosigkeit und zehrender Unbefriedigung gerade in unsren Tagen. Denn der Geist der modernen Literatur ist befangen im „Ich" und seinen Gefühlen. Unablässig durchgrübelt und durchwühlt er das Ich in seinen subtilsten Stimmungen und Gefühlsregungen. In diesen Bann ist er gezwungen. Er trägt den Stempel des Unerlösten an sich. Er perhorresziert die Selbsthingabe, und weil er ihren eigentlichen Sinn nicht gefaßt hat, hält er sie für unvereinbar mit einer kraftvollen Persönlichkeit. Ein psychologischer Grundirrtum, besonders merkwürdig in einer Zeit, die so großes Gewicht auf eine richtige Psychologie legt! Wer empfände nicht die nagende Unbefriedigung, die auf dieser Literatur lastet, wie ein Alp, wie eine dumpfe, schwüle Atmosphäre? Sie predigt die Freude und hat selbst keine. Ihre Fröhlichkeit ist eine gemachte, erzwungene, krampfhafte. Der Humor, dieser freundliche, gutlaunige Gefährte des selbstvergessenen Strebens, hat solcher grämlichen Ichversunkenheit längst den Rücken gekehrt.

Gerade die Unerlöstheit aber, die über der „Moderne" lastet, weckt unsre menschliche Sympathie. Das mag paradox scheinen und erklärt sich doch sehr einfach. Wer sich in der Ichbefangenheit, in der ruhelosen Jagd nach Stimmungen und Gefühlen wirklich wohl fühlen kann — der muß, wenn kein krankhaft verbildeter Mensch, ein flacher Geselle sein. Windet er sich aber, so eingekerkert, in „scharfangeschloßnem Kettenschmerz", gelingt es ihm nicht, sich über sein Unbefriedigtsein durch eine erkünstelte Fröhlichkeit hinwegzutäuschen — dann spricht hieraus mit vernehmlicher Stimme ein tiefes menschliches Sehnen, ein Sehnen nach Befreiung, nach Erlösung. Und dieses Sehnen wird immer mächtiger anschwellen, bis es die Ketten der Ichverblendung sprengen wird. Dann wird es den Befreiten wie Schuppen von den Augen fallen: was wir unter nicht eingestandenen Qualen gesucht haben, hier ist es, in unsrer nächsten Nähe, wenn wir uns nur zu der entscheidendsten aller Entscheidungen entschließen: unser Ich samt allen seinen Gefühlen und Stimmungen, samt dem Zergliedern und dem Genießenwollen dieser Gefühle und Stimmungen getrost fahren zu lassen und in einem resoluten Wollen und Wirken die Selbstvergessenheit zu finden, die allein leicht, frei und glücklich macht. In solcher Entschließung zeige sich die „Persönlichkeit"! Hier trete sie in lebendige Wirklichkeit, nachdem sie lange genug mit Worten verherrlicht ist!

Dies ist der Weg, den vertiefte psychologische Einsicht, den Ethik und Religion der Menschennatur anweisen. Und diesen Weg, diese allein zum Glücke führende Lebensrichtung wieder einmal mit hellstem Lichtstrahl beleuchtet zu haben, ist das in unsrer, auf

falscher Fährte suchenden Zeit doppelt hohe Verdienst der Schrift Gregor v. Glasenapps.

Auch an Glasenapps Studie bestätigt sich übrigens, daß es mehr ein Vorzug als ein Mangel eines Buches ist, wenn es ein Bedürfen nach weiteren Aufschlüssen rege macht. So liegen in der Linie der psycho-moralischen Untersuchung Glasenapps etwa folgende Fragen: Wie ist das „Sein-Sollende" greifbar zu machen, daß es kein toter Begriff bleibe? Antwort: Der, wie auch Glasenapp hervorhebt, wechselnde Inhalt des Sollens wird sich als verschiedenartiges konkretes Lebensziel, je nach dem Kulturstadium der Zeit und je nach Anlage und Entwicklungsstufe des Strebenden, auszugestalten haben. Sodann: Welches ist der Weg zur Erlösung durch selbstvergessenes Streben? Wie kommt eine höhere Macht dem zur Selbsterlösung unfähigen Menschen zu Hilfe? Hier mögen die Religionen anknüpfen und sich des psychologisch vorbereiteten Bodens zu desto wirksamerer Beackerung bemächtigen! Ferner: Wie stellt sich, von der psychologischen Seite betrachtet, die Sünde dar: etwa nur als ein Haften an den Gefühlen, also als ein Nichtwollen, oder vielmehr als ein verkehrtes, ein böses Wollen? Und was der hier nicht ausführbaren Fragen mehr sind. Mögen sie noch so verschieden lauten, überall wohl wird hervortreten, wie sehr Ethik und Religion sich des Bundes mit der Psychologie freuen dürfen.

Knüpfen wir indessen wieder an den Persönlichkeitsbegriff an und lassen wir uns an diesem Punkte, wo die Gegensätze auf einander stoßen, hinüberleiten zu einem andern höchst wertvollen Büchlein, das im vorigen Herbst erschienen ist. — „Sehne dich aus dem Unvollkommenen in das Vollkommene, aus dem Engen in das Weite, aus der Tiefe in die Höhe, aus der Beschränkung in die Freiheit. Aus solchem Ringen erwächst die starke und selbstbewußte Persönlichkeit, die den Gipfel der aufsteigenden Entwicklungsreihe der Wesen darstellt. . . . Selbst Mitleiden und Hingebung sind nicht ein Aufgeben, sondern eine Steigerung der Persönlichkeit. Sich selbst verlieren heißt in diesem Falle sich selbst gewinnen. . . ." So lesen wir in dem Büchlein „Heinrich von Stein und seine Weltanschauung", das kein Geringerer als der edle Houston Stewart Chamberlain, in Gemeinschaft mit Friedrich Poske, herausgegeben hat[1].

Heinrich v. Stein, geb. 1857 zu Koburg, als Sprößling eines sehr alten fränkischen Adelsgeschlechtes, widmete sich anfänglich dem Studium der Theologie, in der er jedoch nicht heimisch zu werden vermochte. Er wandte sich dann der Philophie, der Naturforschung, der Aesthetik zu. Überall aber blieb das Religiöse der eigentliche Pulsschlag seines Wesens, innig verschwistert mit der

[1] Lpz. u. Brlr. 1902, C. H. Wagner. 120 S. Preis broch. M. 1,50.

Kunst. Obgleich schon im 31. Lebensjahre der Tod seinem Schaffen ein frühes Ziel setzte, hat Stein doch zahlreiche bedeutende Werke philosophischen und ästhetischen Inhalts und eine Reihe von Dichtungen hinterlassen, deren Schönheit dazu berechtigte, künftige poetische Schöpfungen großen Stiles von ihm zu erwarten. Er besitzt, sagt Chamberlain, „in seinem Vaterlande eine zahlreiche Gemeinde begeisterter Bewunderer; die besten Köpfe sind schon heute darüber einig, daß ihm eine hervorragende Stellung unter den Denkern und Schriftstellern der Gegenwart zukommt.“ – So anziehend die Lebens- und Charakterskizze ist, die Chamberlain von Stein entwirft, auf ebenso reges Interesse darf die von Poske gebotene Darstellung der Weltanschauung Steins rechnen. Der früh Verstorbene hat sie selbst in kurzen Strichen aufgezeichnet, und dieses sein „Vermächtnis“, dessen „ethische Genialität“ Chamberlain hervorhebt, wird in unserm Büchlein wiedergegeben und von Poske aufs fesselndste erläutert und durch andere Aussprüche Steins ergänzt.

Was hat uns denn nun die Gesamterscheinung Heinrich v. Steins zu sagen? Es ist nicht leicht, ja fast unmöglich, das in wenige Worte zu fassen. Denn „Steins Weltanschauung ist aus künstlerischer Auffassung geboren.“ Dem künstlerischen Schauen aber enträtselt sich der Sinn der Erscheinungen in vielbewegtem, buntem Wechsel, in einem lebendigen Werden. Sein Nachschaffen der Natur ist, nach Goethes Wort, ein „gestaltend-umgestaltendes.“ Dennoch muß eine echt künstlerische Weltbetrachtung, wie wir es ja im Vollendetsten bei Goethe sehen, aus der Ahnung einer höheren, allumfassenden Einheit fließen und durch alle Vielgestalt „mit sanftem Zwange“ zur Einheit wiederum hinüberleiten. Denn der Dichter, „er saß in der Götter geheimstem Rat und behorchte der Dinge geheimste Saat“.

So verschwistert sich wahre Kunst mit der Religion, wie diese den Sinn des Lebens deutend. Und das ist bei Stein in hohem Maße der Fall gewesen. Die naturwissenschaftlich-positivistische Erkenntnisrichtung, die Stein, im Anschluß an den noch immer zu wenig in seiner Bedeutung als Wirklichkeitsphilosoph gewürdigten Eugen Dühring, sich zu eigen gemacht, hinderte ihn ebenso wenig, wie seine Ablehnung des Kantschen Subjektivismus, den wahren Sinn der Dinge in ihrer realen Bedeutung für das menschliche Gemüt zu sehen. Und weil der Gehalt der Dinge sich vorzüglich der künstlerischen Betrachtung offenbart, weisen uns die großen Künstler den Weg der Weltanschauung. Im Kunstwerk soll Weltanschauung zum Ausdruck kommen! Der Philosoph aber lerne vom Künstler. Von ihm lerne jeder, der das menschliche Seelenleben verstehen will, der Psycholog vor Allem, der die gesunde, und der Psychiater, der die erkrankte Seele studiert.

So hat Stein, selbst Künstler und Philosoph zugleich, die mächtigste Anregung, wie sie nur das Genie auszuströmen vermag, empfangen von Richard Wagner, in dessen Hause er ein Jahr lang, 1879—80, als Lehrer des jungen Siegfried, weilte. „Das Reinmenschliche mit dem Ewignatürlichen in harmonischer Übereinstimmung zu erhalten", so hatte Wagner das Ziel des sittlichen Strebens gefaßt. Ein echt künstlerisch konzipiertes Sittlichkeitsideal! Aber nur durch wieviel harten inneren Kampf ist solche vom Dichtergeiste erschaute Harmonie zu erreichen, wenn sie nicht eine wesenlose Illusion bleiben soll!

Ein mannhaftes Kämpfen ist Steins Leben gewesen, ein Kämpfen um reinere Erkenntniß, um tiefere Sittlichkeit, um Verbreitung einer edleren, sittlicheren Kultur durch Vermittlung der Kunst, auch unter das Volk. „Wer uns ein Führer sein soll", sagt Poske, „der muß sich in Kampf und Not den Weg gebahnt haben, auf dem auch wir zur Höhe gelangen können. Ein solcher Führer ist Heinrich v. Stein. Er ist durch Tränen und Schmerzen, durch alle Qualen des Zweifels und der Verzweiflung zu einer seligen Gewißheit hindurchgedrungen."

Wie das bei Stein geschah, vernehmen wir am besten aus seinen eigenen Worten: „All unser Streben", so bekennt er, „wird in seiner geraden Richtung gebrochen und vernichtet. Das geschieht einmal, wieder und immer wieder. Hierin aber, und hierin allein erwächst uns ein Vermögen, welches uns den Dingen überlegen macht — eine Flucht von den Dingen — ein Flug weit über sie hinaus." Und weiter: „Nicht kann uns der kalte Heroismus der Pflicht erlösen, sondern nur der Wille, der aus innigem Drange nicht mehr begehrt; der nichts mehr für sich, Alles für Andere will, jenes aber nicht als Asket, sondern als Erlöster — dieses nicht aus Gesetz, sondern durch einen ihn selbst warm und wahrhaft beglückenden Wahn, durch Liebe." — „Die Schranke des Individuellen, das schmerzlich Problematische in Welt und Leben, wird nur in der Liebe überwunden."

Und so finden wir hier, aus innerstem Erlebniß herausgeboren, dieselbe sittliche Willensrichtung, die aus Glasenapps Deduktionen hervorging, als erlösende Befreiung vom Ich durch das „Stirb und werde!"

Stein, der Künstler, der das Weiterbilden der eigenen Persönlichkeit zur heiligen Pflicht des Menschen macht, findet doch das Heil und den Frieden auf keinem andren Wege, als auf dem im Evangelium gewiesenen: „Wer da suchet, seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen" (Luk. 17, 33).

Daß ein Mann wie Stein sich durch die Nacht inneren Leidens durcharbeiten mußte, wird man begreifen. Was er in

wunderbar tiefen Worten über das ewige Rätsel vom Sinn des Leidens gesagt hat, darauf können wir hier leider nicht eingehen und verweisen den Leser auf das Büchlein selbst, wo denn für das auf S. 102—105 über das Leiden Gesagte die richtige Beziehung gesucht werden mag zu der Bemerkung, die Glasenapp S. 56 über das menschliche Leiden macht. —

Arbeit an der Weltanschauung, sie ist es, die das Leben des Denkers füllt, die aber auch dem Leben jedes denkenden und strebenden Menschen erst seinen Vollgehalt gibt. In solcher Arbeit wirken zwar alle Seelenkräfte zusammen: der unbestechliche Intellekt, das bedürftige Gemüt und das der Künstlernatur des Menschen entspringende innere Schauen und Bilden. Aber der eigentliche Hebel ist doch der sittliche Willenstrieb. Im Pflichtbewußtsein, im Sollen liegen die Wurzeln der Weltanschauungsarbeit. Von hier zieht sie die Kraft eines heiligen Ernstes. „Denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit" (Goethe, W. M. Lehrjahre). Nicht nur aus der Betrachtung des „bestirnten Himmels über mir", sondern vor allem aus dem „moralischen Gesetz in mir", wie Kant sagte, erwächst die Überzeugung eines universalen, vernunftgemäßen Zusammenhanges der Dinge, innerhalb dessen einzig dem Menschen der Platz eines bewußt wollenden und sollenden Wesens angewiesen ist. Sein Wollen in Einklang zu bringen mit der von ihm innerlich zu deutenden Universaltendenz des Seins oder, schlichter gesagt, mit dem göttlichen Willen, ist die Aufgabe des Menschen. Und so sieht er sich von Wissenschaft und Kunst doch immer wieder zurückverwiesen auf die Religion, als den eigentlichen Mutterboden für die Arbeit an der Weltanschauung.

Darum mögen unsere Betrachtungen ihren Abschluß finden im Hinweis auf ein vor drei bis vier Jahren erschienenes Buch, das auf dem Boden der Religion, der christlichen, einen „Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung" errichtet und mit Wucht zur Arbeit aufruft: „uns und unsrem Volk und der Menschheit eine Weltanschauung zu schaffen, zu erobern." Das von Ernst Franz verfaßte Buch ist betitelt: „Religion — Illusionen — Intellektualismus"[1]. Es trägt das Motto: ἐκ πίστεως. Aus dem Glauben ist es entsprungen an die Kraft und Wahrheit des Christentums und an das heilige Soll des Menschen, im Anschluß an das Christentum sich eine Weltanschauung zu erarbeiten, die dem Leben Inhalt und Wert gibt, weil sie es wieder mit einem großen, alles Sinnen und Wollen in Bewegung setzenden „Soll" ausfüllt. „Erneuerung einer wahrhaft verpflichtenden Weltanschauung muß die Losung sein!" Die Weltanschauung ist „das Rückgrat der Persönlichkeit". „Innere Kraft

[1]) Cöthen, Verlag v. Otto Schulze, 1900. 140 S. Preis broch. M. 2.

kann dem Menschen nur aus seiner Weltanschauung zuwachsen und nirgends anders her."

Es sind, wie schon der Titel des Buches sagt, zunächst zwei feindliche Mächte, gegen die Franz in den Kampf zieht, wenn er für die kraftvolle Erneuerung einer das Leben und Trachten beherrschenden religiösen Weltanschauung eintritt: Der Illusionismus, der, am Wunderglauben klebend, das sacrificio dell intelletto fordert, und der Intellektualismus, der mit dem bloßen Verstande das große Welt- und Lebensrätsel zu lösen vermeint, dem daher alles über die empirische Wirklichkeit Hinausgehende nichts als bare Illusion ist. Es ist aber noch ein dritter und vielleicht der Hauptfeind, gegen den sich der Verfasser richtet, das ist das gleichgiltige, weltanschauungs- und religionslose Hinleben. Man besinne sich doch erst einmal darauf, was denn eigentlich Religion ist und wie sie allein das Leben erst wahrhaft zu beleben vermag! „Daß frischer Lebensmut, Glaube an die Welt, an den Zweck und Sinn und Wert des Lebens; Glaube an das Vaterland und seine Zukunft, seinen Beruf, an die Menschheit, an sich selbst; der der Entschluß weiter zu leben, nicht weil man muß, sondern weil man will; die Überzeugung, daß es eine Pflicht gibt und ein Recht, dessen Mutter nicht die Gewalt: wer weiß denn heute, daß das alles religiöse Vorgänge im Menschen sind!" Daher heißt die erste Forderung: „Erkenne, daß du über die religiöse, die Weltanschauungsfrage bisher viel zu wenig nachgedacht hast." Und die sich anschließende zweite Forderung lautet: „Kümmert euch mehr um die Kirche! Ist denn die Bildnerin der Weltanschauung unserer Kinder, unseres Volkes wirklich nicht mehr Interesse wert, bedarf dessen nicht mehr, als ihr zur Zeit entgegengebracht wird? Hundertfältig kann man die Beobachtung machen in unsren Tagen, daß die gleichgültigsten Vereine mehr die Aufmerksamkeit und die Teilnahme auf sich zu lenken die Kraft haben, als die Kirche! Die Vorväter gingen aus Gewohnheit hinein in die Kirche, jetzt geht man aus Gewohnheit nicht hinein. Geht also vor allen Dingen regelmäßig zur Kirche, zum Gottesdienst! Die Predigt eures Geistlichen langweilt euch? Gut, so ärgert euch darüber; dann werdet ihr schon auf Abhilfe sinnen; auch ist jeder Zuhörer mehr dem Geistlichen ein Ansporn mehr, seine Sache besser zu machen. . . . Werft nur nicht gleich alles, was euch im kirchlichen Leben mißfällt, beiseite! Vielmehr ärgert euch darüber, empfindet es als einen Schaden, der euch geschieht, als eine Last, die euch bedrückt. Damit habt ihr dann Gott gedient, genau wie durch eine Andacht und — wir werden weiter kommen. Beteiliget euch auch sonst am kirchlichen Leben im Gemeindekirchenrat und Gemeindevertretung und in den Werken der Inneren Mission." — Achtet die Arbeit des Theologen, „beweist ihm die

Achtung durch Beachtung und helft!" so mahnt unser Verfasser weiter. Werdet, nach dem Vorbilde Lessings, „Liebhaber der Theologie"! Denn der Theologe ist der berufenste Baumeister der Weltanschauung.

Das Buch von Franz ist ein gewaltiger Weckruf. Es ist ein scharfsinniges und zugleich ein durch und durch lebensvolles, geistbeseeltes Buch, das aus den Tiefen echt deutsch-protestantischer, idealer Empfindung quillt. Es ist so spannend geschrieben, daß man es kaum aus der Hand legen mag. — Manchen wird es freilich ein Anstoß sein, daß der Verfasser so heftig den Wunderglauben bekämpft. Mögen aber auch sie das Buch deshalb doch nicht beiseite werfen; sie würden sich dadurch einer wertvollen Förderung selbst berauben, die ihnen von andern Partien des Buches getrost versprochen werden kann. Mögen sie vielmehr zu verstehen suchen, daß solche Gegnerschaft gegen das Wunder hier nicht aus eigensinniger Willkür oder Herzenshärtigkeit hervorgeht, sondern aus einer inneren Nötigung des Denkens, wie sie heute von vielen empfunden wird. Es sind das Probleme, deren Lösung nicht diktiert werden kann, sondern erarbeitet sein will. Weltanschauung kommandieren zu wollen, ist eine byzantinistische Maxime, unwürdig eines freien, strebenden Menschen. Darum soll man ihr keine Konzessionen machen.

Was wir uns selbst erarbeitet haben, nur das gehört uns. Wer die Arbeit an der Weltanschauung aufgibt, der gibt sich selbst auf. Und so sprechen wir, den Grundgedanken dieser Betrachtungen zusammenfassend, mit Goethe: „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt."

B. v. S.

Gibt es eine jüdische Rasse?

Houston Stewart Chamberlain vertritt in seinen „Grundlagen der Kultur des 19. Jahrhunderts" die Anschauung, daß alle Menschenrassen aus uralten Mischungen hervorgegangen seien und erst in jahrhundertelanger Inzucht einen einheitlichen Typus ausgebildet hätten. Dieser Ansicht ist entgegenzuhalten, daß es noch heute in Ostasien, in Arabien, im innern Afrika und im südlichen Schweden Tausende, Millionen von Menschen gibt, die den aus Gräberfunden und alten Bildwerken festgestellten Urtypus ihrer Rasse in größter Reinheit verkörpern. Allerdings haben sich alle heutigen Rassen mit andern gemischt, aber dort, wo die reine Rasse ein starkes Übergewicht hatte, wurden die fremdartigen

Bestandteile rasch aufgesogen und verzehrt. Eine besonders starke Assimilationskraft besitzt bekanntlich das chinesische Volk, das trotz mannigfacher Berührungen mit fremden Völkern und Stämmen ein nahezu vollkommen gleichförmiges Gepräge bewahrt hat.

Durchaus recht hat Chamberlain aber, wenn er seine Entwicklungslehre auf Stämme anwendet, die, aus Kreuzungen entstanden, auf biologischer Grundlage, durch Inzucht, Dünkel, Starrheit, Absonderung bestimmte Bluteigenschaften gezüchtet haben. Zu solchen eigenwüchsigen Mischrassen gehörten im Altertum die Römer der patrizischen Zeit (die dorischen Spartaner waren nach Ansicht neuerer Anthropologen fast reinblütige Nordlandsöhne, in Sinnesart und Sitten den späteren Wikingern verwandt), in unsrer Zeit haben wir sie vor allem in den Juden, den Engländern, den Basken zu erblicken, welche letzteren wohl in der Sprache, keineswegs aber in der Rasse als echte und reine Vertreter des altiberischen Elements anzusehen sind. Während Chamberlain der jüngsten Germanenforschung nicht hinreichende Berücksichtigung schenkt, ist er über die Blutmischung der Juden sehr genau unterrichtet, da er sich hier vor allem auf die verdienstvollen Forschungen v. Luschans stützt. Nach Chamberlain bildet den Grundstock der heutigen Juden der alte Kanaaniter, der den — zwar zur indogermanischen Sprachenfamilie, aber zur vorderasiatischen Mischrasse gehörenden — Armeniern nahe verwandte Chethiter oder Hittiter (Chet war nach der Bibel ein Sohn Kanaans). Chamberlain bezeichnet den vorderasiatischen Mischtypus als „Homo syriacus". Der Chethiter habe von den mongoloïden turanischen Völkern den kurzen Schädel, von halbarischen Stämmen Palästinas die zugleich gebogene und plumpe Nase geerbt. Die Nachkommen der reinen Semiten, die sich durch scharf und fein modellierte Nasen auszeichneten, hätten bei der Zerstörung Jerusalems nur noch die Aristokratie und die Priesterschaft des jüdischen Volkes gebildet. Diese herrischen und charaktervollen Männer wären von den Römern möglichst weit von ihrem Vaterlande nach Spanien verpflanzt worden. Die vormals spanischen Juden, die „Sephardim" (Schriftgelehrten) unterscheiden sich noch heute durch ihren edlen Gesichtsschnitt auf das schärfste von den meist abstoßend häßlichen und widerwärtigen deutsch-polnischen Juden, den „Aschkenasim".

Im Jüdischen Verlag in Berlin ist nun neuerdings eine ganz ausgezeichnete anthropologische Arbeit von Dr. M. Judt über „Die Juden als Rasse"[1] erschienen, die die Chamberlainschen Darlegungen im Wesentlichen bestätigt und nur auf das entschiedenste

[1]) Die Juden als Rasse. E. Analyse aus dem Gebiete der Anthropologie. Mit 24 Abbild., 1 Karte u. m. in den Text abgedr. Tab. Dtsch. Ausg. Brln. 1903. Jüdischer Verlag. 243 S. M. 4,50.

bestreitet, daß zwischen Sephardim nnd Aschkenasim irgend ein nennenswerter anthropologischer Unterschied bestehe. Daß der Unterschied vor allem im Gesichtsschnitt liegt, wird von verschiedenen unbefangenen Beobachtern bekräftigt, aber der entzieht sich eben den Messungen der Anthropologen. Gleich Chamberlain behauptet Dr. Judt, daß die Juden in der vorchristlichen Epoche sich mit den Völkern Syriens, Armeniens, Turans und des Pamir stark gekreuzt, daß sie aber gerade in der späteren Zerstreuung ihre Stammesart treu bewahrt hätten. Die einzige Ausnahme bildeten die Juden des Kaukasus, denen sich viele nach Osten flüchtende Chozaren (Chasaren) und Karaiter, die bekanntlich zur mongolischen Rasse, aber zur jüdischen Glaubensgemeinschaft gehörten, angeschlossen hätten; auch Ehebündnisse mit den Eingeborenen hätten die im Kaukasus lebenden Juden durchaus nicht verschmäht.

Bisher wurde vielfach angenommen, daß durch mannigfache Kanäle, u. a. durch Übertritte zum Judentum, durch Liebesverhältnisse von Jüdinnen mit Christen auch etwas vom Blut der europäischen Wirtsvölker in die Adern der Juden hinübergesickert sei. Dr. Judt legt auch diesen Berührungen keine Bedeutung bei, da die wenigen Tropfen Proselytenblut bald in den massenhafteren und ausdauernderen der Tempelgemeinden verschwunden sein müßten. Die blonden und blauäugigen Juden leitet er nahezu ausschließlich von den Amoritern und andern arischen und halbarischen Stämmen Kanaans ab. Nach einem auf den Mauern des Tempels zu Karnak entdeckten Basrelief ist dem Buch die Abbildung eines südpalästinensischen Juden von dem nahezu hellenisch anmutenden Typus der Amoriter beigefügt, während andre bildlich wiedergegebene Typen von Hittitern und alten vorchristlichen Juden bereits die wesentlichsten und charakteristischsten Merkmale der heutigen jüdischen Physiognomie erkennen lassen. Späteren Ursprungs ist nach der Ansicht des Verfassers der trübe, grämliche Ausdruck des jüdischen Gesichts — die unaustilgbare Spur des Ghetto! Für die Behauptung, daß auch erhebliche Mischungen des Blutes der Juden mit dem ihrer europäischen Umwohner stattgefunden hätten, scheint die Tatsache zu sprechen, daß in England, dem Lande der größten Leute, auch die Juden einen höheren Körperwuchs erreichen, als in andern Ländern. Dr. Judt erklärt das durch bessere Ernährung und andre Umstände, die die Körpergröße oft nicht unwesentlich beeinflußten, während Schädelform, Haar und Hautfarbe von den Lebensverhältnissen unabhängig und daher weit wichtigere, maßgebendere Rassenmerkmale wären. Er sucht aus verschiedenen Beispielen nachzuweisen, daß die Leibesstatur Schwankungen unterliege, während Schädel Haare, Augen, Haut sich beharrlich forterbten und nur

durch Kreuzungen verändert werden könnten. Gegen die Annahme von merklichen europäischen Blutstropfen in jüdischen Adern sei beispielsweise anzuführen, daß unter den vorwiegend blonden und helläugigen Preußen die Juden weit dunklere Farben zeigten, als unter den bedeutend brünetteren Süddeutschen, unter denen ein größerer Prozentsatz von blonden Juden vorkomme. Mit den reinen Semiten hätten die Juden heute kaum mehr gemein, als die ursprüngliche Sprachenverwandtschaft. Das Hauptmerkmal der physischen Anthropologie sei der Schädelindex. Während nun bei den arabischen Beduinen die Langköpfe in einem Verhältnis von etwa 90 pCt. vertreten wären, überwiege bei den Juden die Zahl der Rundköpfe mit geringen Ausnahmen. Während der blonde Typus unter den Beduinen zu den Seltenheiten gehöre, kämen auf die Blonden und Helläugigen unter den Juden 30 pCt. Rein Brünette (Schwarzhaarige) gebe es unter ihnen bloß 30 bis 40 pCt. Zwischen reinen Semiten aus dem südlichen Arabien und Juden beständen somit sehr auffällige Unterschiede, so gut wie gar keine hingegen zwischen Aschkenasim und Sephardim, welche letzteren also gleichfalls zum jüdischen Mischtypus gehörten. Dr. Judt schreibt am Schluß seiner sehr eingehenden Untersuchungen: „Sollten wir eine wirkliche Rassenanalogie ausfindig machen, so müssen wir nach Ausschließung der mittelländischen auf die alpäische Rasse (Homo alpinus) das Hauptaugenmerk richten. Bekanntlich charakterisiert obigen Typus die Kurz- oder Mittelköpfigkeit, ein breites Gesicht, braune (châtain) Haare, graue Augen und eine mittlere Größe. Die von Linné aufgestellte und jetzt von de Lapouge erneute Benennung „Homo alpinus“ umfaßt in ihrer am stärksten typischen Erscheinung die Bevölkerung Mittel-Frankreichs, die der Schweiz, Bayerns und Österreichs und in schwächerer Form die Karpathen- und Balkanbewohner. . . Die zeitgenössischen Juden sind also als physische Rasse eher der alpäisch-himalayischen als der mittelländischen Rasse verwandt und die Abweichung vom primären semitischen Typus ist nicht ein Produkt des Exils, sondern vielmehr der vorgeschichtlichen und Altertumsepoche (bis zum 5. Jahrh. v. Chr.).“

Der sachkundige Verfasser läßt hier zu sehr die jüdische Physiognomie außer Acht, die trotz aller Mischungsmerkmale immer noch weit mehr an das kräftig und scharf modellierte semitische, als an das flache und rundliche alpine Gesicht erinnert. Er gehört anscheinend zu den Zionisten und es ist ihm offenbar viel an dem Nachweis gelegen, daß die heutigen Juden ein einheitliches Volk mit ganz bestimmten Kennzeichen darstellen. Die Geschmacklosigkeit, aus seinen Forschungen Schlüsse gegen den Antisemitismus zu ziehen, begeht er nicht. Der Antisemitismus richtet sich ja auch nicht gegen irgend einen theoretisch-wissenschaftlichen Semiten,

sondern gegen den europäischen Juden, wie er sich geschichtlich entwickelt hat.

Die Geschmacklosigkeit, anthropologische Fragen in ganz unlogischer und verkehrter Weise mit politischen zu vermengen, konnte nur ein reinblütiger Deutscher begehen. Dr. C. H. Straß macht in seiner ethnographisch-anthropologischen Studie „Was sind Juden?“[1] vor dem jüdischen Genius, den jüdischen Kulturleistungen so tiefe Verbeugungen, als gelte es die Chefredakteure der gesamten Judenpresse von Wien bis Hamburg für seine wissenschaftlichen und schriftstellerischen Bestrebungen zu interessieren. Straß hat von der modernen Rasseneinteilung, mit der Dr. Judt auf das genaueste vertraut ist (Arier, Germanen — blonde Langköpfe, Mittelländer brünette Langköpfe, Alpenländer — brünette Rundköpfe) gar keine Ahnung. Er läßt die Juden, die sich unzweifelhaft als Rasse erst in Nordasien entwickelt haben, aus Nordafrika kommen. Er sucht — was ja längst als Binsenwahrheit anerkannt ist — darzulegen, daß die heutigen Juden aus Rassenkreuzungen hervorgegangen sind, zeigt an einer Anzahl recht interessanter Abbildungen, daß der jüdische Typus auch unter Fellachen, Indern, selbst Japanern vorkommt und schwingt sich schließlich zu förmlichen Dithyramben auf die religiöse und kulturelle Mission der Juden, ihren Familiensinn, ihre edlen Sittlichkeitsbegriffe u. a. m. empor. Am Schluß der Schrift kommen folgende Stellen vor: „Durch soziale Verhältnisse waren sie seit Jahrhunderten genötigt, ihre schon an und für sich bedeutenden, auf älterer Kultur beruhenden geistigen Eigenschaften immer mehr auszubilden. Darum halte ich die Mission (!) der Juden noch lange nicht für beendet... Die Juden werden ihre Aufgabe als Hauptkulturträger der weißen Rasse (!!) erst dann erfüllt haben, wenn eine vollständige Mischung ihrer besten Elemente mit den besten Elementen der übrigen Stämme der weißen Rasse stattgefunden hat.“

Ich für meine Person bin nicht Antisemit und bin gern bereit, den religiösen Genius des Gesetzgebers Moses und der späteren Propheten (keineswegs aber den des in Äußerlichkeiten und Formelwesen erstarrten Gesamtvolkes) sowie den ausgeprägten Familiensinn der Juden aller Länder anzuerkennen. Von einer jüdischen Kultur kann aber nur derjenige reden, der den neueren kulturgeschichtlichen Forschungen als unberührter Parsifal gegenübersteht. Erstens konnte die sog. jüdische Kultur sich zu keiner Zeit mit derjenigen der arischen Nachbarvölker auch nur annähernd vergleichen und zweitens war selbst dieses Wenige nicht ihr geistiges Eigentum. Wie u. a. Pfarrer Dr. Jeremias von der Leipziger Luther-Kirche in Schriften und Vorträgen dargelegt hat, gab es in Kanaan bereits in vorisraelitischer Zeit, im vierten Jahrtausend

[1]) Wien, Tempsky u. Lpz. G. Freytag. 1903. 30 S. Mit 11 Abbild. M. 2.

v. Chr., eine entwickelte Kultur. Die Juden wußten sich intelligent und energisch dieser Kultur mit demselben Geschick zu bemächtigen, wie später die aus ihren Wüsten hervorbrechenden Araber der griechischen, römischen, westgotischen Bildung. Niemand streitet den Juden geistige Regsamkeit ab, aber geistige Schöpferkraft war nur wenigen ihrer großen Männer eigen. Sie sind bis heute Schmarotzer geblieben, die aus eigener Kraft weder wirtschaftliche noch geistige Werte hervorbringen. Durch die weiblichen Eigenschaften des entwickelten Nachahmungstriebes und des lebhaften Temperaments laufen sie in den europäischen Kulturländern denjenigen, die deren Bildung und Gesittung begründet haben, leicht den Rang ab. Auf sich selber angewiesen sind sie unfruchtbar wie Wüstensand.

Wie fremd Dr. Stratz der ganzen heutigen anthropologischen und biologischen Forschung gegenübersteht, geht allein daraus hervor, daß er den Juden ihre Inzucht zum Vorwurf macht, während doch gerade hier der Schlüssel ihrer Ausdauer und Widerstandskraft liegt. Obwohl durch das Ghettoleben stark degeneriert, werden sie beispielsweise von Epidemien weniger mitgenommen, als Arier, Türken, Berbern. — Der von mir schon früher als exakter und geistvoller Rassenforscher gewürdigte Dr. phil. et med. Ludwig Woltmann widmet in seiner „Politischen Anthropologie" den Juden nur kurze Betrachtungen, die wenig schmeichelhaft für sie sind. Ich will folgende Stellen hierher setzen: „Die Juden haben sich als einzige erfolgreiche Konkurrenten der Germanen bewährt; aber wir sind mit Lapouge der Überzeugung, daß ihre Herrschaft nur teilweise und vorübergehend sein wird. . . Treitschke verlangte von den Juden, daß sie schlechthin Deutsche seien, eine Forderung, die weder psychologisch noch anthropologisch möglich ist. Angepaßt haben sich im Grunde wenige Juden und diese sind meist Mischlinge. Das Rassengefühl sitzt zu tief in Fleisch und Blut, es ist zu sehr morphologisch bedingt, als daß es durch Erziehung und Gewöhnung sich beliebig modeln ließe. Auch ist nicht zu hoffen, daß durch eine eheliche Vermischung die morphologischen und psychologischen Unterschiede ausgeglichen werden. Denn wie Luschan, Sofer gezeigt haben und wie es meine eigenen Beobachtungen bestätigen, findet in den folgenden Generationen sehr oft wieder ein Rückschlag auf die ursprünglichen Typen, also eine Entmischung der Rassen statt. Ob die Ehen zwischen Germanen und Juden unfruchtbar sind, bleibe dahingestellt; auf jeden Fall befindet sich die jüdische Rasse nach den Beobachtungen und Geständnissen selbst jüdischer Ärzte in einem physischen Verfall, so daß aus diesen Gründen allein schon eine Rassenkreuzung für die germanischen Elemente nicht zu empfehlen ist." — Während die Juden, wie gesagt, recht seuchenfest sind, werden sie in besonderem Maße

durch Zuckerkrankheit, Nervenstörungen, Irrsinn heimgesucht. Ihre Fruchtbarkeit ist nur noch dort die alte, wo ein starkes jüdisches Proletariat vorhanden ist. Im Deutschen Reich sind sie im Absterben begriffen. Ihre Vermehrung war im Jahrzehnt 1890 bis 1900 — natürlich verhältnismäßig genommen — nahezu um das Fünffache schwächer, als die des deutschen Gesamtvolkes. Der wachsende Wohlstand der deutschen Juden und ihr Zusammenströmen in den Großstädten weiht sie, gleich allen begüterten Großstädtern, dem langsamen Untergang.

Eberh. Kraus.

Rassentheoretiker und Anthropologen*.

Im Lager der politischen Anthropologie und Rassenbiologie stehen zur Zeit zwei Gruppen einander gegenüber: die sog. Rassentheoretiker und die wissenschaftlichen Anthropologen. Jene pflegen von diesen als Dilettanten bezeichnet zu werden, die sich nur in geistreichen Hypothesen ergehen und deren Arbeiten darum keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen könnten. Solchem Vorwurf gegenüber hat einer der ersten jener Rassentheoretiker, Houston Stewart Chamberlain, sich selbstbewußt einen Dilettanten genannt, der, auf den Grenzgebieten verschiedener wissenschaftlichen Disziplinen stehend, in freier, selbständiger Weise Probleme zu erfassen suche, die einer streng wissenschaftlichen Behandlung noch nicht zugänglich seien. Mit dieser Erklärung, sollte man meinen, wäre dem Angriff von fachwissenschaftlicher Seite die Spitze abgebrochen worden. Gleichwohl gab es in diesem Lager noch immer Geister, die sich nicht darüber beruhigen konnten, daß die Rassentheoretiker keine Wissenschaftler im hergebrachten Sinne sein wollten, und ein gewisser Wilser hielt sich gar für berufen, überall, wo er nur konnte, vor den Büchern der Rassentheoretiker öffentlich zu „warnen". Wie es aber mit der Wissenschaftlichkeit, auf die er sich berief, im anthropologischen Lager selbst bestellt war, das sollte bald zutage kommen und zumal Herr Wilser zu seinem Leidwesen erfahren. Auf dem letzten Anthropologentag in Worms im vorigen Jahr nämlich wurde der Vortrag, in dem er seine eigenen Theorien darlegte, von Professor Klaatsch, der im Namen seiner Fachgenossen dagegen zu protestieren erklärte, mit den Worten zurückgewiesen, derselbe enthalte eine solche Fülle von Unrichtigkeiten und Verworrenheiten, die garnicht mehr korrigierbar sei.

*) Unter Bezugnahme auf den Aufsatz von Eberhard Kraus in dieser Zeitschrift (1903, Heft 11, Nov.): Ein System der politischen Anthropologie.

Es würde sich nicht verlohnen, von diesem Streit Kenntnis zu nehmen, wenn nicht einige Leichtgläubige Herrn Wilser noch immer für eine wissenschaftliche Autorität ansehen wollten. Die berufenen und ernst zu nehmenden Anthropologen wissen auch sehr wohl, daß die Rassenbiologie und politische Anthropologie bisher einer streng wissenschaftlichen Fundamentierung überhaupt noch entbehrt, und außer Herrn Wilser ist auch bisher noch keiner so vermessen gewesen, gerade seine Theorien dafür auszugeben und eine ganze Gruppe von Forschern als „Dilettanten" von der neuen, werdenden Disziplin ausschließen zu wollen, darum, daß sie die in der wissenschaftlichen Methode noch unzugänglichen Probleme einstweilen in freier Weise bearbeiten und ventilieren. Herr Wilser verdiente es, wie gesagt, nicht, daß man so viel Aufsehens von ihm macht, wenn er nicht Nachbeter gefunden, die seine Worte gedankenlos wiederholen. Gegen diese sah ich mich schon wiederholt genötigt, für meine Person Stellung zu nehmen, und der Zusammenhang, in dem Eberhard Kraus in dem Aufsatz „Ein System der politischen Anthropologie" in Hft. 11 meinen Namen nennt, veranlaßt mich von neuem dazu; denn die Wendung, in der er dabei von Hentschel und mir spricht, ist wiederum bloß eine Herrn Wilser nachgesprochene. Gegen diese Methode muß ich Verwahrung einlegen. Ich lehne den Genannten als wissenschaftliche Autorität ab, wie er auch von seinen Fachgenossen abgelehnt worden ist, und ich habe um so weniger Veranlassung, seine Kritik irgendwie ernst zu nehmen, als er diese in einer jeglichen Objektivität ermangelnden Weise an meinen Büchern geübt hat. Sie wurde von einem Mitarbeiter der „Sozialistischen Monatsschrift", Friedrich Hertz, einfach abgeschrieben, der eingestandenermaßen meine Arbeiten überhaupt nicht gelesen hatte, und neuerdings auch von Dr. Ploetz in Schmollers Jahrbuch wiederholt. Gegen diese Nachbeter bin ich aufgetreten und muß es nun auch zu meinem Bedauern gegen Herrn Eberhard Kraus tun.

Herr Kraus behauptet in der erwähnten Wendung, ich sei über die Elemente der Anthropologie völlig im Unklaren. Glaubt er eine solche vage Behauptung wirklich begründen zu können, so macht er doch nicht den geringsten Versuch dazu. Allen andern Rassentheoretikern, die er erwähnt, weist er wenigstens irgendwelchen Irrtum oder eine Einseitigkeit nach; bei mir begnügt er sich mit der besagten allgemeinen, saloppen Wendung. Ich glaube nun, daß mich eine solche unqualifizierbare Manier berechtigt, an dieser Stelle in eigener Sache zu sprechen, und ich will zur Einschätzung meiner Arbeit einem Rezensenten das Wort geben, der sich mir gegenüber bisher sehr kritisch und zu dem ganzen Rassenproblem überhaupt äußerst skeptisch verhalten hat. Die bereits erwähnten „Sozialistischen Monatshefte" nämlich ließen vor Jahr

und Tag durch einen ihrer ständigen Mitarbeiter die Rassentheorie nebst ihren Vertretern insgesamt verurteilen und in ihrem vermeintlich leeren Hypothesentum lächerlich machen. Neuerdings scheint sich dort nun eine Wandlung vollzogen zu haben, denn in einem der letzten Hefte bringt ein andrer Mitarbeiter einen Aufsatz über politische Anthropologie, in dem ein „Einlenken" unverkennbar sich ausspricht. Die Sache ist daher auch noch von einem andern Gesichtspunkt aus interessant und rechtfertigt somit wohl auch eine eingehendere Betrachtung. Man hat vermutlich eingesehen, daß die Frage sich nicht so in Bausch und Bogen abtun läßt, und zum mindesten eine Untersuchung verdient, in wie weit das rassenhafte Moment vom soziologischen Standpunkt aus zu berücksichtigen und für das politische und Kulturleben eines Volkes in Rechnung zu ziehen ist. Der Arbeit dürfte somit programmatische Bedeutung beizumessen sein, indem sie eine gewisse Anerkennung des Problems in soziologischer Hinsicht darstellt. „Gegenüber der unabweisbaren Erwägung, daß die anthropologischen Charaktere des Menschenmaterials einer Gesellschaft nicht einflußlos auf die Art ihres kollektiven Daseinkampfes — und das ist doch ihre Ökonomie — sein kann", sagt der sozialistische Verfasser Oberg, „scheint mir die Frage nach den Beziehungen zwischen Rasse und Ökonomie durchaus den Wert eines wissenschaftlichen Problems zu haben. Und zwar nicht nur den Begriff der „Rasse" im ethnologischen Sinne verstanden, sondern im weitesten Sinne — den man ihm z. B. in dem Wort „Rassehygiene" verleiht —, als soziales Menschenmaterial in der Totalität der in ihm ruhenden und wirkenden psychologischen Kräfte. Daß Veränderungen dieses Materials die sozialen Lebenserscheinungen nicht verändern sollen, ist wohl logisch unannehmbar." Und Oberg kommt zu dem Schluß, „daß wissenschaftlich erkennbare Beziehungen zwischen Rasse und Ökonomie bestehen. Erkennbar nicht in dem Sinne, daß sich eine Kausalreihe gewinnen ließe, die von den Hirnprozessen des einzelnen hinreicht zu der Ökonomie der Gruppe, aber doch in jenem, daß man die psychologische Eigenart der Rasse in ihren wesentlichen Zügen erforscht, in ihrer spezifischen Art, sich dem Milieu anzupassen, in ihrer Beeinflussung durch Blutmischungen und mehr noch durch Lebenshaltung, Dichtigkeit, Krankheiten usw., und die Wirkung dieser Eigenart auf die Ökonomie, die Rückwirkung dieser auf jene feststellt, um so, induktiv verfahrend, zu empirischen Gesetzen zu gelangen." Alle Anhänger der politisch-anthropologischen Richtung, heißt es dann weiter, von Vacher de Lapouge bis Driesmans und Woltmann sind Neodarwinisten. In ihren Werken erscheint die Nichtvererbbarkeit der erworbenen Eigenschaften als eine längst dem Bereich der Diskussion entrückte Tatsache. Sie legen die Gewißheit in die Ergebnisse und suchen sie nicht darin. Darauf

angewiesen, von einer Fundamentalwissenschaft zu deduzieren, versehen sie diese großmütig mit einer Reihe von Gesetzen. Jeder, er mag diesen Fragen noch so fern stehen, wird frappiert durch die Überfülle der Gewißheit, auf die unsre politischen Anthropologen zurückgehen."

Es soll dahingestellt bleiben, in wie weit diese Behauptung, was meine Person angeht, im einzelnen zutreffend ist. Ich führe sie nur an, weil sie in ihrer allgemeinen Einschätzung meiner Stellung entspricht und akzeptiere den Ausdruck „Neodarwinist", der geeignet ist, sogleich in die grundlegenden Gedanken meiner Arbeit einzuführen. Der Verfasser hatte vermutlich mein Buch „Rasse und Milieu" im Auge, in dem ich ausgeführt habe, daß die arische Urrasse während der europäischen Vereisungsperioden am Ausgang der Tertiärzeit auf selektivem Wege ihre Rassencharaktere und die Keime zu jener Kraft und Begabung erworben haben müsse, welche sie den übrigen Menschenrassen überlegen machte. Diese damals erworbenen Fähigkeiten lassen sich unter den heutigen Natur- und Kulturverhältnissen nicht wieder neu erzeugen, sondern nur fortzeugen, und das irdische Milieu der Gegenwart vermag sie bloß auf negativem Wege zu beeinflussen, nämlich durch selektive Hinaufzüchtung der Rasse zu erfrischen und zu verjüngen oder sie durch planlose Vermischung und kulturelle Verweichlichung zu degenerieren. In der ersteren Richtung wirken Gebirge und Höhenzüge, in der letzteren die Ebenen mit ihren Kulturzentren, wo Volk aller Herren Länder zusammenströmt. Im Höhen- und Bauernlande regeneriert sich auf diese Weise die Rasse eines Volkes fortgesetzt und hat die Tendenz, die ursprünglichen Rassenmerkmale wieder herauszuarbeiten, deren Träger dann in dem nachgewiesenen Bevölkerungsstrom den Ebenen und Städten zugeführt werden zur stetigen Ergänzung und Erneuerung der Kulturmenschheit. Dieser Gesichtspunkt der rein negativen Wirkung der gegenwärtigen Milieuverhältnisse auf die Rassen und Völker wird im einzelnen verfolgt und die wechselnden Selektionsergebnisse vornehmlich in den europäischen Ländern erörtert. Es ist der Grundgedanke meines Buches, der bisher in dieser Weise systematisch noch nicht durchgeführt worden. Das wurde mir von einer Reihe namhafter Rezensenten vollkommen eingeräumt. Um so mehr muß ich mich wundern, daß eine gewisse andre Gruppe, wo immer mein Buch von ihr vorgenommen wird, gerade diesen in seiner systematischen Darstellung neuen Kern meiner Arbeit herauszuschälen unterläßt, ja sorgfältig verschweigt, und überall nur in der auch von Herrn Kraus beliebten Manier meine anthropologischen Kenntnisse in allgemeinen Redensarten bemängelt, ohne sich im geringsten zu bemühen, den Vorwurf irgendwie zu begründen. Nach solchen Erfahrungen kann ich mich der Empfindung nicht

entschlagen, daß hierin eine gewisse Absicht liegt; denn ein Autor hat Anspruch darauf, den Gedankengang seines Buches im großen und ganzen beurteilt zu sehen, in seiner gesamten Richtung und Haltung. Die besagten Rezensenten aber spähen und schnüffeln nur immer an dem Gewande herum, in das er ihn gehüllt, ob sie daran Flicken und schadhafte Stellen ausfinden können. Das ist das System, überall zu verschweigen, worauf es dem Verfasser angekommen und ihn an der Hand einzelner vermeintlicher Irrtümer und Mißgriffe oder mit einigen allgemeinen Redensarten abzufertigen. Auch Herr Kraus scheint dieses System mir gegenüber akzeptieren zu wollen.

Berlin. Heinrich Driesmans.

Hermann Dalton, Petersburger Federzeichnungen. Zweite umgearb. Aufl. Berlin-Friedenau, 1903. Verlag der Goßner-Mission. 280 S.

In den „Petersburger Federzeichnungen" lernen wir Hermann Dalton, den gefeierten Kanzelredner und mutvollen Kämpfer für Recht und Gewissensfreiheit, von einer neuen Seite kennen. Er zeigt sich uns hier als vielseitiger und feinsinniger Kenner der Geschichte, den eine innere Nötigung zu ihrer Erforschung treibt. „Recht heimisch an einem Orte werden kann ich nur", sagt er darüber in der Einleitung, „wenn die Straßen und Häuser und Steine der Stadt den wortkargen Mund öffnen und von dem Leben und Treiben der vergangenen Tage in ihren Mauern zu erzählen anfangen." Den gleichen regen und pietätvollen Sinn für die Vergangenheit sucht das vorliegende Buch im Leser wachzurufen. Es ist aus einer Bearbeitung von 8 seinerzeit in Petersburg gehaltenen Vorträgen entstanden. In lebendiger und gedankenreicher Darstellung sucht der Verfasser uns die gesellschaftlichen und namentlich auch die kirchlichen Zustände in der nordischen Hauptstadt zur Zeit Peters I. und Katharinas II. nahe zu bringen, uns das Verständnis für die Bedeutung der Petersburger Denkmäler und Kunstschätze zu erschließen ꝛc. Vgl. z. B. die vorzüglichen Aufsätze über das Peter- und das Katharina-Denkmal. Gewisse Längen und Wiederholungen sind allerdings nicht vermieden, namentlich auch in den Betrachtungen geistlichen Charakters; und leicht liest sich der Daltonsche Stil ja nicht, bei all' seinen Vorzügen.

H. S.

Richard Bürkner, Herder. Sein Leben und Wirken. (Mit Bildn.) Brln., 1904. Ernst Hoffmann u. Ko. 287 S. (= Geisteshelden. Bd. 45.)

Die Tage der Herderfeier sind nun schon längst vorüber. Trotzdem sei hier noch auf einen jüngst erschienenen Beitrag zur Herderliteratur hingewiesen, auf die in die bekannte Sammlung „Geisteshelden" aufgenommene Herderbiographie von Bürkner. Der Verfasser ist bemüht, vor allem ein anschauliches Bild von Herders Persönlichkeit und Lebensgang zu zeichnen. Und dieses Ziel erreicht er auch durch seine anregende und fesselnde Darstellungsweise, der freilich alles Pointierte, Schlaglichtartige abgeht. Darüber aber ist unsrem Ermessen nach die Hauptaufgabe zu kurz gekommen, die Aufgabe, an dem reichen Inhalt von Herders Gedankenwelt seine Bedeutung für die Mit- und Nachwelt klarzu legen und in zusammenfassender Darlegung genauer zu schildern. Immerhin wäre es wünschenswert, wenn diejenigen, die zur Lektüre von Herders Werken nicht die nötige Zeit zu haben glauben, wenigstens zu dieser gutgeschriebenen Darstellung des „Lebens und Wirkens" eines der genialsten unter den deutschen „Geisteshelden" greifen würden.

H. S.

Wilhelm Speck, Zwei Seelen. Erzählung. Lpz. 1904. Fr. Wilh. Grunow. 383 S.

Es berührt seltsam in unsrer Zeit des hastigen Lebens und des unruhigen Schreibens, in einer Zeit, in der alles fieberhaft der Mode und der Augenblicksrichtung huldigt, einem so ruhig, so vornehm, in seiner Art nahezu klassisch geschriebenen Buche zu begegnen. Ein traurig ernstes, oft ergreifendes Bild aus dem Leben der „kleinen Leute", der durch Fügung des Schicksals oder durch eigene Schuld „Enterbten des Glücks" wird hier vor uns entrollt. Unwillkürlich denkt man an Dostojewskis Roman „Schuld und Sühne", mit dem es freilich den Vergleich nicht aushalten kann und wohl auch nicht herausfordern will. Hier wie dort handelt es sich um schwere Schuld, die zu tragen dem Helden der Erzählung unmöglich ist, die zu sühnen er nicht vermag und die ihn schließlich der Gerechtigkeit freiwillig in die Arme treibt; aber hierin besteht auch fast die ganze Ähnlichkeit. Die unheimliche psychologische Schärfe und gewaltige Darstellungskraft des Russen hat der gemütvolle deutsche Autor nicht erreicht. Auch der Gang der Erzählung und der Lebenslauf des Helden ist hier ein andrer. Von Hause aus ein weich und gut angelegter Mensch, wird er durch frühe Mißleitung, durch die Ungunst der Umstände und durch eigene Schwäche in die verhängnisvolle Bahn getrieben, auf der es, trotz aller Vorsätze, trotz besseren Wollens und Wissens, kein Halten mehr gibt. Das Wort: „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären" paßt buchstäblich auf ihn.

Die Erzählung ist durchweg episch, nur hier und da mit lyrischen Stellen untermischt, die mit ihren wundervollen Stimmungs- und Naturmalereien viel dazu beitragen, den wehmütigen Hauch, der über diesem Menschenschicksal liegt, noch zu erhöhen. Ein stiller Zug echt christlicher Auffassung geht durch das Ganze. Schritt für Schritt folgen wir dem Schicksal des trotz allem sympathischen Helden auf seinen Lebens- und Leidenswegen. Wir tun einen tiefen Blick in die eigenartige Welt des Gefängnis- und des Verbrecherlebens, das wie eine dunkle, unheimliche Unterströmung unter dem allen sichtbaren Alltagsleben dahin-

fließt. Wir lernen die furchtbare Ansteckungsgefahr kennen, die in der gemeinsamen Haft vieler liegt; in dem gezwungenen Zusammenleben des zum ersten Mal um eines geringen Verbrechens willen bestraften jungen Menschen mit schweren rückfälligen Verbrechern, die die böse Saat absichtlich und schadenfroh in das junge Gemüt hinein sähen. Bild reiht sich an Bild. Eine Menge Gestalten, fast alle aus dem niederen Volk, ziehen an uns vorüber, einfach, klar und lebenswahr gezeichnet. Gut oder schlecht, sie sind alle Menschen von Fleisch und Blut, die am Leben zu tragen haben und deren viele einer rührenden schlichten Größe nicht entbehren. Dem Helden gereicht die Schwäche seines Charakters zum Verderben. Er hat nicht die Kraft, sein Schicksal selbst zu bestimmen. Er läßt sich von der Strömung, die ihn erfaßt, immer wieder mit fortreißen. Wohl rafft er sich auf und hofft immer wieder, aber er kann der Schuld, die auf ihm lastet, nicht entrinnen, „weder mit den Flügeln der Morgenröte noch mit den Fittigen der Nacht". „Menschen hatte ich entgehen wollen", ruft er verzweifelt aus, „aber mir selbst konnte ich nicht entrinnen." Er mußte sich selber verbannen aus „dem goldnen Paradies der reinen Liebe, weil die Schuldigen in diesem Paradiese das Heimatsrecht verloren haben." Darum folgt er dem stillen Mahnruf des Kreuzes auf der Alp, das ihm zuraunt: „Nimm deine Schuld auf dich und sühne dein Unrecht, so wirst du Frieden haben."

So ist das ganze Leben des unglücklichen Helden ein Kampf des nach Glück und Frieden dürstenden Herzens mit dem von schwerer Schuld gemarterten Gewissen. Und dieser Kampf ist meisterhaft durchgeführt bis auf den Schluß, wo dem Verfasser die Kraft sichtlich erlahmt. Es wäre vielmehr richtiger und dem Stoff angemessener gewesen, auch dieses Buch „Schuld und Sühne" zu betiteln. Der Gegensatz, der sich in der Überschrift „Zwei Seelen" ausspricht, scheint weniger gerechtfertigt und auch nicht recht durchgeführt.

S. v. S.

Neuerschienene Bücher.

Schultze, E., Die Bibel in der weiten Welt. E. Denkschrift z. 100jähr. Jubiläum der brit. u. ausländ. Bibelgesellsch. Basel. 133 S. M. 1.

Titius, Prof. D. A., Religion u. Naturwissensch. E. Antwort an Prof. Ladenburg. Tübingen. 114 S. M. 1,80.

Wellhausen, J., Israelitische u. jüdische Geschichte. 5. Ausg. Brln. 395 S. M. 10.

Geschichte der Befreiungskriege 1813—15. In 4 Einzelwerken: Frhr. v. d. Osten-Sacken, Milit.-polit. Geschichte des Befreiungskrieges im J. 1813. Bd. II a: Der Frühjahrs-Feldzug. Groß-Görschen. Brln. 591 S. mit 3 Karten, 8 Plänen u. 5 Textskizzen. M. 16. — Lettow-Vorbeck, Napoleons Untergang 1815. Bd. I: Elba—Belle-Alliance. Brln. 533 S. m. 10 Karten u. 6 Textskizzen. M. 14.

Friese, G. A., Rothschild od. Morgan? E. unparteiische Studie üb. ideale u. prakt. Rassenveranlagung sowie üb. d. modernen wirtschaftl. Machtverhältnisse. Lpz. 37 S. M. 0,80.

v. Nathusius, Prof. M., Die Mitarbeit der Kirche an der Lösung der sozialen Frage. 3. Ausg. Lpz. 563 S. M. 5.

Mayer, Dr. Ed. v., Die Lebensgesetze der Kultur. E. Beitr. z. dynam. Weltanschauung. Halle. 396 S. M. 9.

Arndt, A., Über das Böse. Halle. 78 S. M. 1,50.

Rein, Prof. Dr. W., Die ethischen Forderungen in ihren Beziehungen zum wirtschaftl. Leben der Gegenwart. Halle. 65 S. M. 0,85.

Kunsterziehung. Ergebnisse und Anregungen des 2. Kunsterziehungstages in Weimar, Okt. 1903. Deutsche Sprache u. Dichtung. Lpz. 284 S. M. 1,25.

Saure, Prof. Dr. H., Erzählungen nach Dramen deutscher Klassiker zur Einführung in Lessing, Schiller, Goethe. Unter Mitwirk. von W. Kirchbach und Marie L. Becker. Lpz. 218 S. M. 1,80.

Bartels, Adf., Heimatkunst. Ein Wort z. Verständigung. (= Grüne Blätter für Kunst u. Volkstum. Heft 8.) 20 S. M. 0,15.

Mörike's Gedichte und Briefe an seine Braut Margarete v. Speeth. Hrsg. von Marie Bauer. München 1903. 71 S. M. 0,75.

Witkowsky, G., Das deutsche Drama des 19. Jahrh. in seiner Entwicklung dargestellt. Lpz. (= Aus Natur- u. Geisteswelt. Bd. 51.) 172 S. M. 1.

Kehrein, Dr. Val., Die 12 Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte. Paderborn. 140 S. M. 1,50.

Dörfel, Joh., Gervinus als historischer Denker. (= Geschichtl. Untersuchungen hrsg. v. K. Lamprecht. Heft 4.) 66 S. M. 1,20.

Wirth, Dr. A., Gesch. Asiens u. Osteuropas (in etwa 12 Lief.). I Bd. Von den Anfängen bis 1790. 1. Lief. 48 S. Halle. M. 0,80.

Schmidt, Rich., Liebe u. Ehe im alten u. modernen Indien. (Vorder-, Hinter- und Niederländ. Indien.) Brln. 571 S. M. 10.

Denkwürdigkeiten u. Erinnerungen e. Arbeiters. Neue Folge. Hrsg. von Paul Göhre. Lpz. 392 S. M. 4,50.

Schiemann, Th., Gesch. Rußlands unter Kaiser Nikolaus I. Bd. I. Kaiser Alexander I. u. die Ergebnisse seiner Lebensarbeit. Brln. 637 S. M. 15.

Wirth, Albr., Volkstum und Weltmacht in der Geschichte. 2. verm. Aufl. München. 244 S.

Günther, Prof. S., Ziele, Richtpunkte u. Methoden der modernen Völkerkunde. Stuttg. 52 S. M. 1,60.

Dade, Heinr., Die landwirtschaftl. Bevölkerung des Deutschen Reichs um die Wende des 19. Jahrh. Brln. 58 S. M. 2.

Buchner, Prof. Dr. Ed., Beziehungen der Chemie zur Landwirtschaft. Brln. 14 S. M. 1.

Benzmann, H., Moderne deutsche Lyrik. Mit e. literar. Einl. u. biograph. Notizen hrsg. 592 S. (= Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4511—15.) M. 1,50.

Briefwechsel zwischen Elisa von der Recke und Woldemar von Ditmar.

Herausgegeben
von
L. von Schroeder.

Das fortdauernd lebendige Interesse für Elisa von der Recke, in Deutschland wie auch in unsern Ostseeprovinzen, ist neuerdings noch besonders angeregt durch die Veröffentlichungen von Paul Rachel, die in dieser Zeitschrift so ausgezeichnete, sachkundige Besprechungen von H. Diederichs erfahren haben (vgl. zuletzt „Balt. Mon." 1903, S. 107 ff.). Es dürften daher wohl auch weitere Mitteilungen aus andern, noch nicht erschlossenen Quellen einem Teil unsres Publikums nicht unerwünscht sein. Als einen bescheidenen Beitrag der Art möchte ich die folgenden Blätter angesehen wissen, deren Inhalt aus dem Nachlaß Woldemar v. Ditmars stammt. Über die Person des Korrespondenten und seine Beziehungen zu Elisa v. d. Recke habe ich in früheren Jahrgängen der „Balt. Monatsschr." (namentlich 1896 und 1897, Beilage) mehrfache Nachricht gegeben. Sein Briefwechsel mit Elisa liegt von ihm selbst geordnet vor. Es sind im ganzen 7 meist recht umfangreiche Briefe Ditmars (aus den Jahren 1816—1821), denen 10 kürzere, von Ditmar numerierte Briefe Elisas entsprechen. Der jugendliche, oft überströmende Enthusiasmus des edlen jungen Livländers und die gereifte Welterfahrung der berühmten Kurländerin, die ihn mit mütterlichem Wohlwollen auf seinem Lebenswege begleitet, bilden einen wirkungsvollen Kontrast.

* * *

Der eigentlichen Korrespondenz zwischen Elisa v. d. Recke und Woldemar v. Ditmar gehen einige nicht numerierte Briefchen oder Zettel voraus, die aus der Zeit von Ditmars erstem Berliner Aufenthalt stammen — Ende 1815 und Anfang 1816. Sie sind teils von Elisa, teils von ihrem getreuen Freunde Tiedge geschrieben, an Ditmar gerichtet, und führen uns, so unbedeutend ihr Inhalt auch ist, doch in gewisser Weise in die Zeit des beginnenden innigfreundschaftlichen Verhältnisses Ditmars mit Elisa und den mit ihr so innig verbundenen Dichter der Urania ein. Solche Einführung haben uns freilich schon früher in noch lebendigerer Weise die Briefe Ditmars an seine Eltern geboten („Balt. Mon." 1896, Beilage), indessen mögen schon um der Vollständigkeit willen auch die gleichzeitigen Äußerungen Elisas und Tiedges hier einen Platz finden, — vor der regelmäßigen Korrespondenz, die erst im Sommer des J. 1816 ihren Anfang nimmt. Der erste Brief Elisas trägt auf seinem Umschlag von Ditmars Hand den Vermerk: „Erhalten zu Berlin d. 22. Dec. n. St. 1815." Er lautet:

Berlin d. 21. Dec. 1815.

Sie mein junger Freund und Landsmann, versprachen mir, einen Brief an den würdigen Oberst von Curfel gütig zu besorgen Ihrer gefälligen Güte empfehle ich die Einlage aufs beste.

Elisa von der Recke.

Es folgt ein undatiertes Briefchen Elisas mit dem Vermerk von Ditmar: „Erhalten am 30. Januar 1816 zu Berlin."

Mit Vergnügen nehme ich den Besuch an, und erwarte Sie, mein junger Freund, und noch ein paar Landsleute, die Sie mir mitbringen. Vielleicht kommen zu diesem auch die beyden Bursi.

Haben Sie von Hause Briefe?

In Eile Elisa.

Der nächste Brief ist von Tiedges Hand, datiert d. 4. Febr. (jedenfalls 1816). Er lautet:

Lassen Sie mich doch wissen, lieber Dittmar, ob Sie unsern Besuch für heute bei der Schmalzischen[1] Familie angekündigt haben? Sollte dieß nicht seyn: so würde mich eine eingetretene Collision diesen Besuch auf morgen aufschieben lassen, erwarten sie uns aber heute, so gehen wir zusammen und ich erwarte Sie, Freund, zur Abholung. Tiedge.

[1]) Geheimrat Theodor Anton Heinrich Schmalz, in dessen Hause Ditmar verkehrte, war Professor an der Universität Berlin (früher in Halle), ein angesehener Staatsrechtslehrer und Publizist (geb. 1760 zu Hannover).

Es folgt noch ein weiteres Briefchen von Tiedge mit dem Vermerk: „Erhalten d. 15. März n. St. 1816."

Mein innig geliebter Freund.

Zu unserm trefflichen Bode[1] kann ich heute nicht gehen; aber Sie, mein Geliebter, wünsche ich doch heute noch zu sehen. Könnten Sie nicht diesen Mittag ein frugales Mahl mit uns einnehmen? Sie würden auch der guten Fr. v. d. R. eine Freude machen. Um halb zwei Uhr wird heute bei uns gegessen.

Ihr Tiedge.

Man bemerkt in diesen sonst wenig bedeutenden Briefchen die wachsende Wärme des Ausdrucks, die auf das intimer werdende Verhältnis deutet.

Die eigentliche Korrespondenz beginnt mit einem am 22. Juli geschriebenen Briefe von Ditmar aus Heidelberg, wohin derselbe für das Sommersemester d. J. 1816 übergesiedelt war. Es ist, genauer gesprochen, das mehrfach korrigierte Konzept dieses Briefes, das uns vorliegt[2]. Es trägt mit Bleistift den Vermerk von Ditmars Hand: „An Elisa Nr. 1" und lautet:

Innigst und aufrichtigst geliebte Mama!

So wie es mir Bedürfniß ist, zuweilen Nachrichten von meinen Aeltern zu erhalten und mich wieder einigermaßen gegen die auszusprechen, die meinem Herzen so unendlich theuer sind, als mir meine Aeltern und Geschwister; so fühle ich auch jetzt das Bedürfniß, — den unüberwindlichen Drang, mich wieder einmal mit Ihnen und meinem väterlichen Freunde Tiedge zu unterhalten. Im Geiste bin ich Ihnen, hochverehrte Mama, (Sie erlauben es mir schon, daß ich Sie so nenne, denn jeder andere Name, den ich Ihnen geben könnte, ist zu kalt, ist zu todt gegen die Lebendigkeit meines innigsten Dankgefühls gegen Sie), — im Geiste bin ich also Ihnen und unserm frommen, von mir mit der größten Wärme geliebten Sänger der Urania immer nahe gewesen, — an Sie beide habe ich unaufhörlich mit der größten Erhebung gedacht, denn das schöne, ungetrübte Bild Ihrer Tugenden erneute sich meiner Seele jeden Augenblick, — Ihr Andenken habe ich immer dankbar

[1]) Johann Elert Bode, mit dem Ditmar ebenfalls verkehrte, war ein namhafter Astronom, Mitglied der Akademie der Wiss. in Berlin, seit 1786 Direktor der Sternwarte. Er begründete 1776 die „Astronomischen Jahrbücher oder Ephemeriden", die später von Encke, dann von der Berliner Sternwarte als „Berliner astronomisches Jahrbuch" fortgesetzt wurden.

[2]) Dasselbe gilt auch für alle weiteren hier mitgeteilten Briefe Ditmars. Er hat die Konzepte mit Elisas Antworten zusammen aufbewahrt.

gesegnet, — es ist kein Tag vergangen, wo Ihr Geist mich nicht wie der Geist Gottes umschwebte, und an dem die Rückerinnerung an Sie beide, an meine Aeltern und manchen andern Freund mich nicht bewahrte vor dem tiefen Sturz mit der Welt. O! es ist doch schön geboren zu seyn, wenn man mit so großer Innigkeit lieben kann, als ich Sie beide, Sie meine unvergeßliche theure Mama und Sie mein vortrefflicher Vater Tiedge, liebe und verehre. Ein ganz besonderes Glück ist dieß in einer Zeit, wo die Reinheit der Gefühle nur eine Seltenheit ist, — in einer Zeit, wo das Elend und alles, was nicht Tugend ist, in schwerem Kampfe mit dem Menschen liegt, — in der nicht Freiheit und die alte deutsche Kraft aus dem furchtbaren Vernichtungskriege hervorgegangen sind; sondern nur elender, nichtiger Sinnengenuß aller Art, der hier in der unbegreiflichen Dunkelheit des Catholicismus und der Pfaffenherrschaft genährt wird und der das reine Gemüth aus dem schönen Traume von irdischer Tugend weckt und es tief verletzt und empört.

Wir leben in einer Zeit, in der das tiefe, in unserm Innern wohnende Sehnen unbefriedigt bleibt; wenigstens, was eine innere Stimme in mir von der Welt und den Menschen fordert, bleibt hier unerfüllt, und ich gestehe es ihnen offen, daß ich, träfe ich nicht überall auch so herrliche Menschen, schon längst an der Welt verzweifelt und mit gedoppeltem Sehnen mein Augenmerk nach oben gerichtet haben würde. — Das Leben erscheint mir hier ein chaotischer Strudel der furchtbarsten Verdorbenheiten, und in diesem Strudel ragt nur einer und der andere, der wie ein Koloß der Zeit auf die Ewigkeit hinweist, bedeutungsvoll hervor, dem das Leben in seiner nur einzig wahren Bedeutung erscheint und der nach Erringung seines Erdenzweckes mit festem Willen, — das einzige, das uns das Schicksal in allen seinen Stürmen nicht nehmen kann, — strebt. — Den Beweis für das Gesagte werde ich ihnen geben, wenn ich wieder einmal das hohe Glück genieße, in der Gesellschaft meiner himmlischen Mama und meines innigst geliebten, väterlichen Freundes Tiedge mit ganzer Hingebung mich beseeligt zu fühlen; — für einen Brief, wie dieser, durch den ich Ihnen nur die vergangene Zeit, — deren Erscheinung meinem Auge wenigstens manche Thräne des tiefsten Dankgefühls gegen Gott, gegen Sie beide entlockt, — ins Gedächtniß zurückrufen will, eignet sich dieser Beweis nicht. Aber ich versichere Sie, daß man wohl daran thut, wenn man sich, besonders als verachteter Russischer Unterthan, in die Einsamkeit seiner inneren Welt zurückzieht, und nur wenigen den Zutritt zu diesem Heiligthum gestattet, indem man mehr sich selbst, seiner menschlichen und wissenschaftlichen Veredelung, und dem Genusse lebt, den uns die Schönheiten der Natur in unermeßlicher Fülle gewähren. So habe ich es

wenigstens gemacht und befinde mich dabei besser, als wenn ich durch fruchtloses Eifern gegen das Schlechte überall anstoße und die junge Kraft meines Strebens lähme, die ich, so Gott will, einst, nachdem ich hier Kenntnisse und Erfahrungen eingesammelt haben werde, besser zur Veredelung meines Vaterlandes anwenden kann, das jetzt Gottlob in seiner Cultur rasch vorwärts schreitet, wie das die neulich erfolgte Freilassung der Ehstnischen Bauren auf eine erfreuliche Art beurkundet.

Aus dieser stillen, gewiß aber sehr mannigfaltigen Einsamkeit meines Lebens geht denn auch dieser Brief an Sie hervor und soll Ihnen, der gläubigen Sängerin, und dem liebenswürdigen überzeugten Sänger von Gott und der Unsterblichkeit einen freundlichen Gruß von mir aus der Entfernung bringen und Ihnen sagen, daß ich Sie leide mit der größten Herzlichkeit, ich kann wohl sagen mit einer Art von Enthusiasmus liebe. Mögen Ihnen diese Zeilen nur halb so viele Freude machen, als mir der Gedanke Freude macht, daß ich sie an Sie schreibe; — mögen diese Sie und Ihren, von mir wahrhaft verehrten Freund Tiedge auffordern, mich in meiner hiesigen Zurückgezogenheit durch einige Worte zu beglücken. Ich bin gewiß sehr genügsam in dem, was ich von Ihnen mir erbitte; ich wünsche nämlich nur, daß Sie, gnädige Mama, und der treffliche Hr. Canonicus Tiedge ihre Namen auf ein Blättchen Papier schreiben und dann dem Pappermann befehlen, daß er unter ihren Namen setzt: „Wir befinden uns ganz wohl und sind heiter.“ Ich will es wenigstens hoffen, daß Sie diesen Zusatz mit voller Ueberzeugung werden machen lassen können. Der gute, liebevolle Gott läßt ja die Gebete unverdorbener Menschen, wenn sie nicht etwas Unmögliches verlangen, gern in Erfüllung gehen; — warum sollte er denn die heißen Gebete, die täglich für Ihre beiderseitige Genesung meiner Brust mit aller Wärme und Innigkeit entquellen, nur bloße Gebete ohne Erfüllung haben bleiben lassen? — Daß ich Ihre Namen von Ihnen selbst geschrieben wünsche, werden Sie, hoffe ich, nicht unbillig finden. Die eigene Handschrift der Geliebten unseres Herzens hat doch einen ganz eigenen Reiz, und daß sie mir diesen großen Genuß nicht versagen werden, dafür bürgt mir Ihre alles umfassende Herzensgüte, auf die ich zu meinem Interesse — verzeihen Sie mir gütigst den Ausdruck — auch jetzt trotze. — Der alte liebe Vater Tiedge erfüllt diesen meinen Wunsch wohl gewiß auch, — vielleicht jetzt schon dadurch, daß er eine ihm geringe Schuld, für mich aber große Forderung, mir abträgt. Sie, innigst verehrte Mama, versprechen es mir gewiß stillschweigend, nach dieser Schuld durchaus nicht weiter zu forschen, — Vater Tiedge versteht mich schon, und das ist in dieser Hinsicht alles, was ich nur wünschen kann. — —

Unbeschreiblich hat es mich gefreut, von Ihnen beiden die ausgezeichnetesten Männer Deutschlands, die ich auf meiner Reise von Dresden nach Heidelberg traf, mit der größten Anhänglichkeit und Hochschätzung sprechen gehört zu haben. Der erste Ihrer Bekannten, den ich sprach, war der alte Werner[1] in Freiberg, dem ich, auf Ihren Befehl, den jungen Naumann[2] bestens empfahl. Er hat es mir versprochen, daß er sich seiner väterlich annehmen wollte, und dasselbe wird er Ihnen jetzt auch schon selbst gesagt haben, da sie den alten würdigen Greis nun wohl in Carlsbad gesprochen haben werden, wohin er ungefähr um diese Zeit reisen wollte. — Mit eben so großer Wärme, als Werner in Freiberg, sprach in Zwickau von Ihnen der treffliche Laguna[3], mit dem ich in einer Stunde so bekannt wurde, daß er mich sehr angelegentlich bat, mit ihm in einen Briefwechsel zu treten. Mit Ihnen, gütige Mama, sey er nur einen Abend zusammen gewesen, erzählte er mir; aber demohngeachtet sey er es gleich gewahr geworden, daß in Ihrem leider kränklichen Körper dennoch eine große, eine erhabene Seele wohne und daß er die unbegrenzteste Hochachtung für Sie hege. Sie können es sich denken, wie unendlich große Freude solche Aeußerungen mir machen, da sie meinem Herzen so nahe sind, als wären Sie meine gute, liebe Mutter. — Verdenken Sie und mein väterlicher Freund, der göttliche Tiedge, mir diese Aeußerungen ja nicht; — mein volles Herz, das für Sie Beide so unbeschreiblich viel fühlt, will sich aufschließen, und Fesseln kann ich mir dann nicht anlegen. Will ich mir in einer solchen Stimmung einen Zwang anthun, dann fühle ich mich unglücklich, weil es mir ist, als läge ich, wie ein Verbrecher, in schweren Ketten! — Lassen Sie mich also gegen Sie, ganz meiner Natur gemäß, immer offen seyn; denn auch Sie beide mögen ja auch lieber einen schlichten, geraden, wenngleich unerfahrenen Menschen leiden, als den gekünstelten und geschnirkelten Weltmann. — Auch Tiedge, ich weiß diesem lieben Namen durchaus kein Beiwort mehr beizugesellen, schätzt und liebt Laguna inniger, als er zu glauben scheint. Er läßt sich Ihnen beiderseits herzlich empfehlen. Den armen Böttiger[4] bedaure ich aber, in die Klauen dieses beißenden

[1]) Abraham Gottlob Werner, der berühmte Begründer der Geognosie (geb. 1750), war seit 1775 Lehrer der Mineralogie und Bergbaukunde an der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode (1817) höchst erfolgreich wirkte. Über Ditmars Besuch bei ihm vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 388.

[2]) Sohn des Komponisten Naumann; vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 388.

[3]) Johann Alois Martyni-Laguna, Philolog und Schriftsteller; vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 388.

[4]) Wohl der bekannte ausgezeichnete Archäolog und Philolog Karl August Böttiger (geb. 1760), dessen „Kunstmythologie" noch heute von Bedeutung ist (starb 1835 in Dresden).

Polemikers gefallen zu seyn. Die Schrift, die Laguna nächstens gegen ihn drucken läßt, ist sehr hart und ich befürchte sehr, daß sie einen bösen Kampf veranlassen wird. —

Ueberhaupt scheint es mir, als ob das Polemisiren wieder Mode wird; aber der Charakter desselben ist bösartiger, als er es früher war. Selbst der fromme Voß[1] beschäftigt sich jetzt mit dieser Art von Schriftstellerei. Er will es nämlich nächstens durch eine große Denkschrift beweisen, daß der berühmte Homer des berühmten Wolf[2] durchaus keine classische Ausgabe, sondern vielmehr eine sehr schlechte ist, und daß Wolf, — der Vossen, wie Voß selbst sagte, die Unehre angethan habe, ihn seinen Freund zu nennen, — nicht einmal hinlängliche griechische Sprachkenntniß hat, um den Homer zu ediren. — Ganz besonders danke ich Ihnen, meine vielgeliebte Mama, aber für das Empfehlungsschreiben an diesen wackern Greis; es hat für mich sehr erfreuliche Folgen gehabt, wie ich das auch gleich erwartete, als ich mit diesem liebenswürdigen Dichter nur wenige Worte von Ihnen gesprochen hatte. Ein Beweis, wie sehr Sie Voß verehrt, möge es Ihnen seyn, wenn ich Ihnen erzähle, daß er sein kleines Mützchen abnahm, als er von Ihnen sprach und mir dabei sagte: „Mein Mützchen muß vom Kopf, wenn ich von der edlen, hochherzigen Frau rede (dabei wurde ihm das Auge ganz klar); Ihren Namen nenne ich mit Rührung, denn sie hat sich mir als eine wahrhafte Freundin gezeigt, ohne daß ich es verdiente. Wenn Sie an die treffliche Elisa schreiben, so bitten Sie sie doch recht sehr, daß sie mich noch einmal vor meinem Tode in Heidelberg besucht; ich möchte sie gar zu gern wieder sehn und sprechen. Kann sie meinen Wunsch nicht (erfüllen), nun so mache ich es bei meinem üblen Gesundheitszustande doch vielleicht noch einmal möglich, sie in Berlin zu besuchen." — Ja, kommen Sie her, gute treffliche Mama. Erfüllen Sie den Wunsch des biedern Voß und Ihren eigenen heißen, noch einmal an dem Grabe Ihres vielgeliebten Bruders[3] zu stehen. Ich begleite Sie dann, wenn Sie es mir erlauben, nach Strasburg, um mit Ihnen zu trauren an der Ruhestätte des zu früh von der Welt geschiedenen jungen Mannes. —

Ueber Ihre Reise durch Italien fällte Voß ein einfach-schönes Urtheil. Er sagte mir, „sie sey ein heller Spiegel Ihres edlen

---

[1]) Johann Heinrich Voß, der bekannte Dichter und Homerübersetzer, damals Professor der Philologie in Heidelberg. Ditmar trat mit ihm wie auch mit seinem Sohne Heinrich während seines Heidelberger Aufenthalts in sehr freundliche Beziehungen.

[2]) Friedrich August Wolf (1759—1824), der berühmte Homerkritiker, dem Voß in den oben mitgeteilten Äußerungen gewiß nicht gerecht wird.

[3]) Friedrich v. Medem, der einzige Bruder Elisas, gestorben als Student in Straßburg, wo er mit seinem Hofmeister und Mentor Parthey weilte; vgl. über ihn „Balt. Mon." 1903, S. 172. 173.

Charakters und habe daher für ihn, wie gewiß für jeden, der da wisse, was das heiße, nach seiner ganzen Bestimmung ein Mensch seyn, um so mehr Werth, da Sie nicht, wie andere Reisende, mit Ihrer eigenen Person brilliren wollen, sondern Ihre Empfindungen und Ansichten ungekünstelt und natürlich mittheilen und jedermann entzücken durch den reinen Abglanz Ihres Charakters, der auf jeder Seite Ihrer Reise hervorschimmert. Ebenso urtheilte auch der berühmte Philolog Creuzer[1] von dieser Schrift, und fast dasselbe sagte mir Jean Paul, den ich in Baireuth kennen lernte[2]. Unbekannter Weise läßt auch er sich Ihnen und Ihrem trefflichen Hausfreunde, — ebenso wie der alte Voß, der sich Ihrer sowohl, als des Herrn Canonicus Tiedge freundlichst erinnert, herzlich empfehlen. Letzterer nährt die ihm fast gewisse Hoffnung, daß das Schicksal es ihm vergönnen werde, einst noch näher mit unserem schwermüthigen Elegiendichter persönlich bekannt zu werden. Sie beide liebt und schätzt der edle Greis mit wahrhafter Innigkeit.

Des Prof. Rühs[3] Schrift über die Juden hat hier argen Streit veranlaßt. Der helle Denker Fries[4] hat eine womöglich noch verächtlichere Broschüre gegen diese unglückliche, verfolgte Nation drucken lassen und dadurch Veranlassung zu mancher Schlägerei zwischen Juden und Christen gegeben, die eben nicht das Gepräge des duldsamen Christentums, sondern vielmehr das des crassesten Heidenthums an sich tragen. Aeußerungen wie die, „einen Hebräer kann man todt schlagen, weil er kein Christ ist", hört man nicht selten. Gott, wie tief muß das Christentum gesunken seyn, wenn ein Christ so sprechen kann! Das Elend, das aus der Irreligiosität und der Verdorbenheit der Sitten hervorgeht, ist furchtbar! Hunderte von Beispielen könnte ich Ihnen aus meiner Umgebung aufzählen. — Erbarmen Sie sich und bitten Sie den würdigen Friedländer[5], daß er etwas schreibt, um dem Unwesen zu steuern. Aus Ihnen bekannten Gründen darf er jetzt gerade zu einer solchen Schrift seinen Namen nicht hergeben und

---

[1]) Georg Friedrich Creuzer (1771—1858), Philolog und Alterthumsforscher, Professor in Heidelberg, besonders bekannt durch sein inhaltreiches Werk „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" (4 Bde.).

[2]) Vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 390, 391.

[3]) Christian Friedrich Rühs (1781—1820), Geschichtsforscher und Historiograph des preußischen Staates, Professor der Geschichte in Greifswald. Er schrieb u. a. „Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht, mit einem Anhang über die Geschichte der Juden in Spanien", 2. Aufl. 1816; und „Die Rechte des Christentums und des deutschen Volkes gegen die Ansprüche der Juden und ihrer Verfechter", 1816.

[4]) Jakob Friedrich Fries (1773—1843), Philosoph, von 1805—1816 Professor in Heidelberg, dann in Jena.

[5]) David Friedländer (1750—1834), intimer Freund Moses Mendelssohns, bekannt durch seine Bestrebungen für die Emanzipation der Juden. Lebte seit 1771 in Berlin.

gut wäre es vielleicht auch deswegen nicht, wenn er es tun könnte, weil er selbst Jude ist und man ihm leicht Partheilichkeit für seine Glaubensgenossen vorwerfen könnte. — Bitten Sie ihn aber nur ja, daß er schreibt und sein Werkchen hier drucken läßt, weil man grade in Heidelberg am unhumansten gegen die Juden ist. Will er die Anonimität nicht, und will er deswegen nicht schreiben, weil er seinen Namen nicht hergeben kann, — nun so will ich den meinigen an den Pranger stellen und ihn schmähen und lästern lassen. In einer Sache von so allgemeinem Interesse und so großer Wichtigkeit muß man den Muth haben, sich nicht nur den kritischen Feilen (sic) bloß zu stellen, sondern auch den, sich kränken und verachten zu lassen.

Jetzt, geliebte Mama, erlauben Sie es mir nur noch, daß ich eine Frage an Sie thue und Sie um die gütige Beantwortung derselben bitte. Unter den Handschriften, durch die Sie meine kleine Sammlung mit mütterlichem Wohlwollen vermehrt haben, befindet sich auch ein Brief von Trapp[1], in welchem er sehr vorteilhaft von Ihren Schauspielen redet. Erlauben Sie es mir daher, daß ich bei Ihnen anfrage, ob diese vielleicht gar gedruckt sind oder sonst noch existiren. Sollten sie nur noch im Manuscript vorhanden seyn, so bitte ich Sie dringendst, machen Sie mich durch die Mittheilung derselben glücklich. Ich werde sie, wie jetzt Ihre Reise, für mich allein auf dem schönen Heidelberger Schlosse lesen und meinen Geist und mein Gefühl dadurch nähren. —

Ja, das Heidelberger Schloß ist ein Erdwinkel, wo der in (der) Fremde und unter fremden Menschen umherirrende Jüngling Trost und Beruhigung findet[2] für so manchen schweren Kampf in dem stürmischen Leben. Hier muß man mit dem uns Theuren weilen, wie ich mit dem hohen Liede von Gott und der Unsterblichkeit, — der unübertreffbaren Urania, — umschwebt von des geliebten Dichters Geist, und sich in der Wirklichkeit davon überzeugen, daß aus dem Tode das Leben hervorgeht, indem man sinnend den lebenden Epheu betrachtet, der aus den todten Mauern hervorwächst und sie mit seinem Grün bekleidet. Hierher komme der Gottesleugner und der Ungläubige und werde gläubig und lerne Gott anbeten, der sich hier in jedem Blättchen schöner offenbart. Denn wer einmal auf dem Königsstuhle, dem höchsten Berge bei Heidelberg, steht und von dort aus das schöne, zertrümmerte Schloß auf einem hohen Berge dennoch zu seinen Füßen erblickt und noch tiefer die Stadt; — wer von hieraus zur Rechten das

[1]) Ernst Christian Trapp, philanthropischer Pädagog (1745—1818), Freund Campes und Matthissons, eine Zeitlang am Basedowschen Philanthropin in Dessau tätig (1777—1779), dann in Halle, Hamburg, Braunschweig, Wolfenbüttel. Trat mehrfach auch als Schriftsteller hervor und galt als der bedeutendste Theoretiker unter den Philanthropinisten.

[2]) Im Manuskript „befindet", — ein offenbarer Schreibfehler.

tiefe Neckarthal und den Fluß mit seinen Felsen, gegen die die Wellen mit Getöse schlagen, in dem es braust und sprudelt, und aus dem der Schaum hoch in die Luft spritzt, — wer zur Linken die weite Ebene, die der Neckar und der am Fuße der hohen Vogesen hinströmende Rhein durchkreuzen, gewahr wird, der muß einen Gott ahnen, sich endlich von seinem Daseyn überzeugen, wenn er nicht ganz unempfänglich ist für das Große der Natur. — Hier, vielgeliebte theure Mama, muß ich auch Ihre Gedichte lesen; aus solchen Umgebungen nur und aus Ihrer schönen Seele sind auch sie hervorgegangen. Aber warum geben Sie sie denn nicht endlich heraus? Warum lassen Sie die Schmachtenden sich in ihrer Sehnsucht verzehren? Alle meine vielen Briefe nach Leipzig haben mir Ihre schönen Lieder doch nicht herzuzaubern vermogt. —

Doch es wird nun wohl Zeit seyn, daß ich endlich einmal meinen Brief an Sie schließe. Im Vertrauen auf Ihre Güte habe ich ihn vielleicht schon zu lange fortgesetzt. Sie, gütige Mama, entschuldigen die Größe desselben gewiß aber mit meiner Liebe zu Ihnen und Hrn. Canonicus Tiedge. Der Frau von Low und der kleinen Minna Matterbacher[1] bitte ich mich zu empfehlen.

Und so scheide ich denn nun für jetzt von Ihnen und Vater Tiedge, wie ein Sohn von seinen geliebten Aeltern, und erlaube es mir noch, von ganzer Seele den Wunsch auszusprechen, daß das Carlsbad auf Ihre beiderseitige Gesundheit den wohlthätigsten Einfluß haben möge.

Mit kindlicher Anhänglichkeit nenne ich mich Ihren
Sie unbegrenzt hochschätzenden Sohn
Woldemar Ditmar.

Meine Adr. ist: N. N. in Heidelberg. Zu erfragen bei dem Schreinermeister Hrn. Ayle am Paradeplatze.

Der obige Brief trägt von Ditmars Hand noch mit Bleistift den Vermerk: „Antwort hierauf Nr. 1. 2. 3." Es sind das die drei, mit diesen Zahlen bezeichneten Briefe Elisas, welche wir im Folgenden mitteilen wollen. Sie sind sämtlich in Löbichau, dem thüringischen Landgute der Herzogin Dorothea von Kurland, geschrieben.

Der erste dieser Briefe, von Elisas eigener Hand, und mit einer längeren eigenhändigen Nachschrift von Tiedge versehen, lautet folgendermaßen:

---

[1]) Pflegetöchter Elisas; vgl. über sie „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 386. 387.

Löbichau den 5. August 1816.

Theurer, innigst geliebter Sohn meines Herzens!

Diesmahl nur einige flüchtige Zeilen, die Ihnen blos den Empfang Ihres lieben herzvollen und interessanten Briefes melden, und die Ankunft meiner geliebten Schwester in Heidelberg ankündigen sollen: ich melde Ihnen diese, auf daß Sie Heidelberg diesen Monath nicht verlassen, um eine Bekanntschaft zu machen, die Ihrem Geiste und Herzen wohl thun wird; denn meine Schwester ist ein ebenso edles geistvolles, als holdes und interessantes Wesen. Mit ihr ist unsre 30jährige Freundin, die gute Frau von Piattoly[1]; sie war vormals die Lieblings-Hofdame meiner Schwester, und ist bis jetzt nächst mir die liebste Freundin ihres Herzens. Beyde edle Frauen werden Sie, mein junger Freund, als einen geliebten Pflegling empfangen. Durch meine Schwester werden Sie einen langen Brief von mir, nebst einem Ex. der neu aufgelegten und vermehrten Gedichte Elisens für unsern hochverehrten Voß erhalten. Hier habe ich kein Ex. mehr, aber in Berlin sollen Sie aus der Hand Ihrer mütterlichen Freundin das Ihnen bestimmte Ex. empfangen. Würden Sie vielleicht schon im Oct. nach Berlin zürücke kehren, so lade ich Sie ein mich hier zu besuchen und so lange Ihre Verhältnisse es erlauben, bey mir und Freund Tiedge zu bleiben. Dies anmuthsvolle Landgut meiner Schwester liegt zwischen Gera und Altenburg 7 Meilen von Leipzig. In der Mitte Oct. verlassen wir Löbichau. Ihren mir höchst willkommenen Brief vom 22. July erhielt ich erst gestern hier. Der meinige soll, wie ich hoffe, nicht so lange unterwegs bleiben; denn sonst könnten Sie meine gute Schwester verfehlen, die d. 13. August von hier abzureisen denkt, und von Heidelberg durch die Schweitz nach Frankreich zurück kehren will. Meine Schwester, die einen scharfen Blick hat, machte uns mit der gegenwärtigen Volksstimmung bekannter als die Zeitungen es vermögen, und die Ansichten, welche diese treffliche Frau mir und Tiedge gab, nähren in uns die Hoffnung, daß trotz der in Frankreich herrschenden Partheien, die Edleren dort eine Constitution bewirken werden, die Volksglück begründet, und, wenn England nicht Kriege auf dem Festlande anzettelt, um durch die Herrschaft über die Meere seine Macht immer mehr zu vergrößern, wir uns eines langen Friedens zu erfreuen haben werden.

Ueber Ihren inhaltreichen Brief sage ich Ihnen, edle, tieffühlende Seele, nur so viel, daß Tiedge und ich ihn nicht ohne freudige Rührung lesen konnten. Ausführlicher beantworte ich ihn durch meine gute Schwester. Ihre Aeußerungen über die

[1]) Vgl. „Balt. Mon." 1897, S. 214. 218 fg.

unchristlichen Judenverfolgungen machen Ihrem Herzen und Geiste Ehre. In Berlin wollen wir uns mit Friedländer über Ihre menschenfreundliche Idee berathschlagen. Ist der jüngere Bursy in Heidelberg,, so sagen Sie ihm, daß ich von seinem edlen Bruder aus Wien einen interessanten Brief erhalten, diesen auch aus Carlsbad beantwortet habe; aber die böhmischen Posten werden so nachlässig verwaltet, daß ich fürchte meine Antwort könnte verlohren gegangen seyn. Bitten Sie also Bursy seinem trefflichen Bruder zu schreiben, daß ich ihn in meiner Antwort gebeten habe seine Rückreise nach Berlin über Löbichau zu machen. Unserm hochverehrten Voß sagen Sie von mir und Tiedge viel innig achtungsvolles. Kann ich es möglich machen so brauche ich Wisbaden im nächsten Sommer und besuche Voß mit Tiedge nach vollendeter Badekur in Heidelberg, dessen reitzende Anhöhen nicht mehr von mir erstiegen werden können; aber verbietet meine körperliche Schwäche mir solche Genüsse der Natur, so sind mein Geist und mein Herz um so empfänglicher noch für alle Geistes und Herzensfreuden.

Elisa.

Diesem Brief Elisas fügt Tiedge die folgenden Worte hinzu:

Nur vorläufig, mein Edler junger Freund, ein Paar Worte des Herzens voll Liebe für Sie. Wenn die innigste Liebe, die aus der Ferne auf Gedankenflügeln dem geliebten Freunde nachfliegt, ein — ich möchte fast sagen — mystisch frohes Gefühl erwecken kann: so muß Ihnen, mein Geliebter, ein solches mit jedem Lüftchen zuwehen, welches auf den reizenden Anhöhen in den schönsten und sanftesten Gegenden Deutschlands (Sie) umflattert. Wir sind seit drei Wochen aus den Böhmischen Bädern zurück und bewohnen jetzt das Landgut der Herzogin von Curland, die unsern hiesigen Aufenhalt wie eine wohlthätige Fee mit allen Genüssen des Herzens ausstattet. Nie habe ich diese treffliche Fürstin so liebenswürdig und wahrhaft gut gefunden als jetzt, nicht allein im Verhältnisse zu ihrer höchstvortrefflichen Schwester, sondern auch in andern Rücksichten. Ach gut seyn! wahrlich es giebt kein Erdengut, welches so erhabene und wahrhafte Vortheile gewährt als dieß. Wenn doch unsere Machthaber endlich dahinter kommen möchten, was zu ihrem wahren Besten dienet. In Ihrem Vaterlande regt sich ein guter Geist; aber er hat viel zu thun. Möchte er doch ein Eroberer der inneren Glückseligkeit seyn. Bald mehr, mein Theurer innig geliebter Freund, von

Ihrem Tiedge.

Der zweite Brief Elisas ist von fremder Hand geschrieben, nur die Unterschrift von ihr selbst. Derselbe lautet:

Löbichau d. 13. Aug. 1816.

Theurer inniggeliebter Sohn meines Herzens! Ihnen war durch meine edle Schwester ein recht langer Brief bestimmt: aber seit meinem letzten Briefe an Sie ist mein körperlicher Zustand so schmerzhaft, daß ich Ihnen nur wenige flüchtige Zeilen durch eine fremde Hand schreiben kann. Wahrscheinlich hat die nahe Trennung von meiner Geliebten auf meinen schmerzhaften Zustand Einfluß, da ich der Theuern sowohl mein körperliches Leiden als mein wehmuthsvolles Gefühl bei unsrer bevorstehenden Trennung verbergen will. Ich sage Ihnen also nichts als das nothwendigste: von meiner trefflichen Schwester und meiner Jugendfreundin Piattoly werden Sie, wenn Sie diese besuchen, mit Herzlichkeit empfangen werden. Erlauben es Ihre Verhältnisse eine Reise durch die Schweitz zu machen, so werden Sie die Schweitz genauer und besser kennen lernen, wenn Sie es so einzurichten vermögen, daß Sie, wo meine Schwester sich auf ihrer Durchreise durch die Schweitz aufhält, auch einzutreffen suchen. Ohne Partheylichkeit für meine Schwester, kann ich mit Wahrheit sagen, Sie werden kein humaneres, kein liebenswürdigeres, kein welterfahreneres und echt menschenfreundlicheres Wesen kennen lernen, als diese schöne Seele.

Ich bleibe mit Freund Tiedge diesen Winter in Löbichau, weil der Geschäftsmann meiner Nichte Dorothea nicht dafür gesorgt hat mir Stallraum für meine 4 Pferde bei meiner Wohnung mit zur Miethe zu geben. Dieß unfreundliche, ich kann wohl sogen unverantwortliche Betragen gegen mich raubt mir das Vergnügen im Kreise meiner Freunde das mir so werthe Berlin zu leben (sic), welches auch dadurch einen neuen Reiz für mich erhielt, daß ich meinen jungen Landsleuten durch den Umgang den sie in meinem Hause fanden eine Unterhaltung geben konnte, die vortheilhaft auf ihre Bildung und Gesinnung würkte. Können Sie mein junger Freund auf Ihrer Rückreise nach Berlin über Löbichau kommen, so werden Tiedge und ich uns Ihres Umganges freuen, und auch im Altenburgschen würden Sie ein paar interessante deutsche Männer kennen lernen: und selbst das Altenburger Land und die Altenburger Bauern würden Ihrem Beobachtungsgeiste Nahrung geben. Ich kann Ihnen auf diesem lieblichen Landsitze ein schönes Zimmer einräumen, und können Sie auch 3 Wochen hierbleiben, so wird mir und Tiedge dies recht willkommen seyn. Löbichau ist 3 Stunden von Gera, 2 Meilen von Altenburg und 7 Meilen von Leipzig. Wenn Sie mir schreiben, so dressiren (sic) Sie Ihren Brief gerade nach Löbichau im Herzogthum Altenburg über Gera.

Was Sie mir über die unchristliche Juden-Verfolgung sagen, ist mir aus meiner Seele geschrieben. Wenn Sie mich hier besuchen

können, dann wollen wir mit Tiedge Ihren schönen Vorsatz prüfen, zu dem Friedländers und ben Davids[1] Gelehrsamkeit Ihnen behülflich sein müßten, Ihr Vorhaben auszuführen.

Vor ungefähr 24 Jahren schrieb ich, durch Schröders unnachahmliches Spiel begeistert, zwei Schauspiele, die ich zwar einigen Freunden zu lesen gab, aber sie nie des Druckes, noch weniger der Aufführung würdig fand, wenngleich einige Freunde, welche diese Versuche lasen, günstiger von beiden Schauspielen als ich, urtheilten. Nun mein Geschmack sich noch mehr gebildet hat, meine Forderungen an Schauspieldichter größer geworden sind, nun haben meine Uebungen des Stiels (sic) noch geringeren Werth für mich, bedauern Sie gute Seele also nicht, daß Sie diese Versuche nicht kennen, die der gute Trapp einst mit Vergnügen las und besser beurtheilte, als ich jetzt über diese Stücke urtheilen kann. Hätt' ich mehr Gesundheit, als ich besitze, so würde ich beide Stücke umarbeiten; aber wenn sie auch einigermaßen meinem Ideale eines guten Schauspiels nahe kämen, so würden sie doch für unser jezziges Publikum, das den Verkehr und ähnliche Possen liebt und durch Feen und Gespenster Geschichten ergötzt wird, oder sich zum Catholicismus hinneigt, nie seyn.

Leben Sie wohl, sagen Sie dem edlen Vos viel inniges achtungsvolles von mir und Tiedge, der auch über die Abreise meiner guten Schwester mit mir trauert und glauben Sie gewiß, daß Sie keine treuern Freunde als uns haben. Meine Gedichte überreichen Sie unsrem Vos, als Zeichen meiner Verehrung. Ich habe jetzt kein zweites Exemplar für Sie, aber Sie holen sich dieß entweder hier ab, oder Sie erhalten Ihr Exemplar in Berlin von Ritter.

Auf immer Ihre mütterliche Freundin

Elisa.

Der dritte Brief Elisas enthält nur eine kurze Benachrichtigung, ist wieder von ihrer eigenen Hand geschrieben und lautet, wie folgt:

Löbichau d. 29. August 1816.

Ein Brief meiner guten Schwester sagt es mir, daß sie Sie mein junger Freund recht oft in Heidelberg gesprochen hat. Dies war mir und Freund Tiedge eine angenehme Nachricht. — Jetzt, mein junger Freund, schreibe ich Ihnen bloß um Ihnen zu sagen, daß die Angelegenheit mit meinem Quartiere in Berlin so ausgefallen ist, daß wir nun den Winter doch in Berlin leben werden: wollen oder können Sie diesen lieblichen Landsitz meiner Schwester auf Ihrer Rückreise nach Berlin besuchen, dann werden

[1] Lazarus Bendavid (1762—1832), Philosoph und Mathematiker in Berlin, zeitweilig auch Redakteur der „Haude und Spenerschen Zeitung".

Sie uns hier nur bis zum 13 Oct. finden. Haben Sie vom ältesten Bursy keine Nachricht? — Tiedge und ich, wir freuen uns auf Ihren nächsten Brief, der es uns sagen wird, daß Sie die Bekanntschaft meiner trefflichen Schwester und der edlen Piattoly gemacht haben. Dem verehrten Voß von Tiedge und von mir recht viel innig achtungsvolles. Sie müssen es wissen was Sie uns sind.

Elisa von der Recke.

Diesen Brief erhielt Ditmar nach seinem eigenen Vermerk auf der Rückseite desselben am 6. September 1816. Er war bereits damit beschäftigt, die folgende Antwort zu schreiben, die mit Bleistift den Vermerk „An Elisa Nr. 2" trägt:

Wenn je, meine innigst geliebte, hochverehrte Mama und mein deutscher, von ganzem Herzen geliebter Vater Tiedge, — wenn je lange ein frommes stilles Entzücken in einer menschlichen Seele gewohnt hat und noch wohnt, so ist dieß grade jetzt bei mir der Fall! — Und wem habe ich das reine beseeligende Gefühl des Entzückens zu verdanken? Diesen Gedanken kann ich wahrlich kaum fassen, wenn ich mich rückerinnere, daß ich erst vor ganzer kurzer Zeit fest daran geglaubt habe, daß nur einzig und allein die Liebe der Meinigen mich, um es so zu sagen, in einen seeligen Taumel versetzen könnte. — Doch auf eine höchst glücklich machende Art bin ich jetzt auch eines andern belehrt, und diese höchst erfreuliche Belehrung verdanke ich zweien, im erhabensten Sinne des Wortes, edlen Wesen, denen ich nur die Namen: „Mama Elisa und Vater Tiedge" geben kann. — Ja wären Sie beide nicht selbst diese von mir, so viel es unter Menschen möglich ist, angebetete Wesen, — wie viel könnte und wie viel möchte ich von Ihnen Liebes und Schönes sagen. Aber so ist es mir denn nicht vergönnt und nur durch einen recht warm ausgesprochenen kindlichen Dank aus vollem Herzen für die liebevolle Güte, durch die Sie beide mich beglücken, kann ich es Ihnen, leider aber nur schwach, sagen, daß meine Verehrung und Kindesliebe zu Ihnen unvergänglich seyn wird, wie mein Leben. — Ach! aber warum kann denn der Mensch auf der Erde seinen theuren Geliebten es nie sagen, wie sehr er sie liebe? Die Freundschaft und Liebe gehen mit verschlossenen Lippen über diese Kugel und der innere Mensch hat keine Zunge! Nur der Gedanke tröstet mich in einem solchen Zustande, daß ich davon überzeugt seyn kann, daß gute Seelen es wissen, wer sie liebt, und schweigen, daß sie das stille Auge nicht übersehen, das sie im Geiste begleitet, und das Herz nicht vergessen, das stärker klopft und doch nicht reden kann. So geht es auch mir jetzt, indem ich

an Sie Beide diese Zeilen, kurz vor meiner Abreise in die Schweiz, richte. Gegen Sie Beide spräche ich gern viel Liebes aus; aber es geht mir, wie dem Menschen, der draußen im ewigen Tempel, der sich an die Unendlichkeit hinaufwölbt, mitten im Kreise von singenden Chören, heiligen Stätten, opfernden Altären vor Einem, der der Ewige heißt, niederfallen und beten will und doch nur so gut, wie seine Thräne, zu Boden sinkt und schweigt. — Ja manche Freudenthräne, die das höchste Entzücken mir entlockte, sank auch von meinem Auge zu Boden, als ich Ihre Briefe erhielt, die mit recht eigentlich mütterlicher und väterlicher Liebe niedergeschrieben waren. Und worauf deutet das hin? Unbekannt und in der Fremde verlassen, kam ich, theure gütige Mama in Ihr Haus, — und ich fand — meiner Aeltern Haus! Ich lernte Sie und Vater Tiedge hochschätzen und innigst lieben und was alles überwiegt, in Ihnen Beiden fand ich eine gute Mutter und einen guten Vater wieder, die mir Gott gegeben hat. — Ja barmherzig hat Gott sich an mir gezeigt, ihm verdanke ich Aeltern in Rußland und in Deutschland, die ich lieben und verehren muß, und die Innigkeit und Lebendigkeit meiner Liebe zu meinen Aeltern hier und dort ist mir ein Beweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Die Liebe, die aus Himmelslanden stammt, hat Gott in unser Inneres gepflanzt, er verlieh sie uns zur Verherrlichung unseres Lebens, und ruft sie nach unserm Tode zu sich zurück, so wie unser irdischer Körper, ein Eigenthum der Erde, derselben bleibt. —

Durch Sie Beide, herzreiche himmlische Mama, bin ich menschlicher und besser geworden; denn Ihr hohes Vorbild spornt mich rastlos zum Besserwerden an, wenn gleich sich meine guten Eigenschaften jetzt auch nur zu den Ihrigen und zu denen des vortrefflichen Vater Tiedge verhalten, wie der im Dunkel schwach leuchtende Abendstern zu der in der Helle strahlenden Sonne. Glauben Sie ja nicht, unaussprechlich theure Mama, daß das, was ich Ihnen sage, Schmeicheleien eines Unwürdigen sind; gegen Sie Beide, wie gegen jeden, der in dem Grade von mir geliebt und verehrt wird, als Sie, spreche ich immer nur die lauterste Wahrheit aus, und es bleibt mir nur der Wunsch, daß die hinfällige Feder mein Kindesgefühl zu Ihnen Beiden lebendiger malte. —

So weit hatte ich eben diesen Brief geschrieben, als ich durch die treffliche Frau von Piattoly Ihren dritten sehr gütigen Brief, meine verehrte Mama, erhielt. Sie glauben es kaum, wie sehr er mich beschämte und doch zugleich erfreute. Wahrlich so gemischt ist das Gefühl nie bei mir gewesen. Ein Undankbarer, Gefühlloser schien ich mir, und doch mußte ich mich wieder ganz unwillkürlich entschuldigen; denn ich versichere es Sie, gütige edle

Mama, daß eine Menge Durchreisender, z. B. der Professor Zeune[1], die Hofräthin Schopenhauer[2], die sich Ihnen beide gehorsamst empfehlen lassen, und einige andre meine Zeit so sehr in Anspruch genommen hatten, daß es mir kaum möglich war, auch nur meine Vorlesungen zu besuchen. Dieses Bewußtsein nun aber beruhigte mich einigermaßen darüber, Ihre lieben lieben Briefe so lange unbeantwortet gelassen zu haben. Hoffentlich wird mich ein Brief der höchst vortrefflichen Frau v. Piattoli jetzt schon bei Ihnen entschuldigt haben und innig wünsche ich, daß ich in Ihren und Vater Tiedges Augen nicht mehr den Schein eines Undankbaren haben möchte, wenn Sie mich anders zu einer solchen Untugend für fähig haben halten können. — Noch mehr aber freut es mich, daß ich einen Theil der Schuld, Ihnen so lange nicht geschrieben zu haben, auf Sie selbst übertragen kann; denn seit der Zeit ich durch Ihr gewiß ganz außerordentliches, ich möchte sagen, unbegreifbares Wohlwollen gegen mich, das Glück gehabt habe mit der unvergleichbaren Herzogin bekannt zu werden, hat mein sonst stilles, einfaches Leben eine ganz andere, viel mannigfaltigere Richtung genommen[3].

Wie soll ich Ihnen für diesen abermaligen, großen Beweis Ihrer Güte gegen mich danken? Wodurch habe ich, ein Ihnen, innigst und hoch verehrte Mama, ganz Fremder, diese wahrhaft huldreiche Handlungsweise gegen mich verdient? — Nicht nur als ich in Berlin war, nahmen Sie sich so wohlthätig meiner an; sondern auch jetzt noch! Wie soll ich Ihnen dafür mein Dankgefühl aussprechen? Wo finde ich die Worte dazu? — Ja wäre ich ein Vögelein, ich flöge zu Ihnen und benetzte mit tausend Thränen des Dankes Ihre segnende Mutterhand. — Wie gern käme ich nach Löbichau, und vor allen Dingen jetzt gerade, wenn mich nicht andere Lebensplane in die Schweiz trieben, und mich bestimmten bis zum October 1817 in Heidelberg zu bleiben, um hier Kenntnisse und Kraft zu sammeln zum schweren Kampf, den ich einst für das Beste meines Vaterlandes zu bestehen habe. Da sehe ich Sie und den geliebten theuren Hrn. Canonicus Tiedge denn nun wohl vor dem nächsten Sommer nicht wieder! Sehr, sehr lang scheint mir die Zeit! Aber vielleicht ist es auch gut,

[1]) August Zeune (1778—1853), Geograph, Germanist und Blindenerzieher, Professor der Geographie an der Universität Berlin und Begründer der Blindenanstalt dortselbst. Er gab das Nibelungenlied im Urtext und in einer Übersetzung heraus.

[2]) Johanna Schopenhauer (1766—1838), die bekannte Schriftstellerin, Mutter des berühmten Philosophen. Ditmar sah dieselbe später mehrfach bei seinem Besuche in Weimar (Ende 1817); vgl. „Balt. Mon." 1897, Beilage, S. 265 ff.

[3]) Über Ditmars Verkehr mit der Herzogin von Kurland bei dem Besuch in Heidelberg (7.—10. August a. St. 1816) vgl. seine Reisebriefe an die Eltern, „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 397 ff.

daß ich mich daran gewöhne, meiner tiefen Sehnsucht Schranken zu setzen! Vielleicht gehe ich dann einst auch besonnener zu Werke bei der Realisirung meiner Plane für das Wohl meines lieben Russischen Landes, wo ich freilich nicht deutsche Cultur und deutsches Land finde, aber doch Russen und seltene Aeltern und Geschwister.

Was hat mir die edle Dorothea von Curland auch in dieser Rücksicht für wichtige Winke gegeben! Ja was ist das überhaupt für ein himmlisches Wesen? Sie, gütige Mama, haben mir viel, viel zu wenig in Ihren lieben Briefen von Ihrer erhabenen Schwester gesagt. Bei Weitem mehr habe ich noch selbst gefunden. Aber ich wundere mich dennoch nicht, daß Sie nicht vermögend gewesen sind, die liebenswürdige, wahrhaft menschenfreundliche, welterfahrene, humane, engelreine, vortreffliche Herzogin zu characterisiren; denn wie lassen sich die Eigenschaften solch eines himmlischen Wesens schildern. Der Character der hohen Fürstin ist mir erschienen, wie das Bild des blauen, wolkenlosen Himmels, der sein Gewölbe auf die Tiefe des Meeres senkt! — Wahrlich, mich hat die im eigentlichsten Sinne des Wortes gnädige Behandlung der Herzogin nicht bestochen; denn ich habe sie mit Ruhe beobachtet und gefunden, was ich bei einer Fürstin niemals zu finden dachte, — denn ich fand einen Engel, ich fand eine wohlthätige Frau, um mit Vater Tiedge zu sprechen. Ihnen, vortreffliche Mama, gebühret der Dank mit vollem Recht, daß ich dieses göttliche Wesen kennen gelernt habe und das auf eine Art, wie wenige Menschen das Glück haben. Denn, wie sie es mir gesagt haben, mit Herzlichkeit bin ich von Ihrer erhabenen Schwester gleich das erste Mal aufgenommen worden, und welchen Werth ich, ein fremdes Livländisches Landkind, auf Herzlichkeit setze, das wissen Sie ja. — Offenheit und Herzlichkeit ist dem Nordländer angebohren, obgleich er kein Kind des wärmeren Südens ist. — Mit einem Wort, theure gute Mama, in der edlen Dorothea von Curland verehre ich die hochherzige Schwester der edlen Sängerin Elisa, — ich verehre, ich schätze, ich liebe Sie beide innig, als Menschen! Aber wer verdenkt es mir, wenn ich dennoch Elisen, meiner zweiten Mutter, den Vorzug gebe? —

So spreche ich denn nun auch oft, lange und viel mit der Frau v. Piattoli, die ich unendlich hoch stellen muß. Dieses edle Weib verdient mit vollem Recht das hohe Glück, sich Ihre, Dorotheens und Vater Tiedges Freundin zu nennen. Sie ist eine Frau von hohen Eigenschaften und mir sehr, sehr achtungswürdig nicht nur in den Verhältnissen der Freundschaft, sondern auch in den zu andern Menschen. Diese treffliche Dame hat es mir erlaubt sie recht (oft) zu besuchen, und ihr Umgang ist mir vor allen übrigen der liebste, wertheste und theuerste; denn sie achte ich bei weitem mehr, als meine andern hiesigen Bekannten und

mit ihr kann ich viel von meiner himmlischen Mama, von der Herzogin und Tiedge sprechen, — ein Gespräch, das für mich unbeschreiblich hohen Reiz hat. Sie freuen sich, gütige Mama, gewiß mit mir über diesen Genuß, der für mich aus dem Umgange mit der Frau v. Piattoli hervorgeht. — —

Der Catholicismus, oder vielmehr das finstere Pfaffenthum, scheint sein drohendes Haupt immer mehr zu erheben. Der alte wackere Voß, der Sie und den geliebten theuren Dichter der Urania mit der größten Herzlichkeit grüßen läßt und Ihnen für Ihre begeisterten Lieder innigst dankt (eine Thräne feuchtete seine Greises-Wimper, als ich sie ihm überreichte), hat mir manches Merkwürdige in Betreff des Catholicismus erzählt. Einiges will ich Ihnen hier kurz wiederholen. — Daß sich der Oberhofprediger Strak[1] in Darmstadt kurz vor seinem Tode ganz für die Catholiken erklärt hat, wissen Sie schon, wenn ich mich nicht irre; aber daß ein anderer Mann an demselben Orte, dessen Name ich nicht weiß, ebenfalls heimlich dieser Religionspartei anhing, wird Ihnen vielleicht noch nicht bekannt seyn. Nach seinem äußeren Betragen zu urtheilen, hat man ihn für einen eifrigen Protestanten gehalten; jeden Sonntag hat er die Kirche besucht und öfter, als jeder andere, ist er zum Abendmahle gegangen. So hat man ihn denn während vieler Jahre für einen der frommsten Lutherischen Christen gehalten, sich aber dennoch gewundert, daß er es sorgfältig zu vermeiden gesucht hat, öffentlich Augenzeuge von catholischen, gottesdienstlichen Feierlichkeiten zu seyn. So z. B. ist er gleich vom Fenster zurückgetreten, wenn am Frohnleichnamstage die Geistlichkeit in Procession mit der geweihten Hostie bei seinem Hause vorbeigegangen ist, um nicht als geheimer Catholik entdeckt zu werden. Diese Handlungsweise hat nun zwar die Aufmerksamkeit vieler auf sich gezogen; allein da dieser Mann sonst kein Aergerniß veranlaßt hat, so hat man ihn ruhig seinem Wege nachgehen lassen. Als er aber nach einiger Zeit gestorben ist, und ihn die Lutheraner haben begraben wollen, haben die Catholiken durch schriftliche Beweise ihre Ansprüche an seinen Leichnam geltend gemacht und ihn auf ihrem Kirchhofe beerdigt. —

Sagen Sie, geliebte Mama, was werden die Folgen dieser geheimen, schändlichen Spionerie der catholischen Geistlichen seyn? Ich sehe keinem guten Ende entgegen und befürchte sehr, daß die Prophezeihung des bekannten Adam Müller[2] in Erfüllung gehen

[1]) Fälschlich für Starck. — J. A. Starck, ehemals (1777—1781) Professor der Philosophie in Mitau. Vgl. über ihn H. Diederichs in der „Balt. Mon." 1903, S. 171 f., auch Elisas Antwortbrief auf den hier mitgeteilten.

[2]) Adam Heinrich Müller, der bekannte Publizist und Diplomat reaktionärer Richtung (1779—1829), der 1805 in Wien zur katholischen Kirche übertrat, im J. 1815 den Kaiser Franz nach Paris begleitete und dann als österreichischer Generalkonsul in Leipzig lebte.

wird, nämlich daß wir einen Religionskrieg bekommen werden, der, nach Müllers Aussagen, denen ich übrigens sonst keinen Glauben beimesse, in Frankreich seinen Anfang nehmen soll! — Warum macht man nun die vorhin erwähnten schriftlichen Beweise nicht bekannt? Warum deckt man die Niederträchtigkeit der zur catholischen Religion übergegangenen Lutheraner nicht der Welt auf? Dieses Schweigen scheint mir ein sehr schlechtes, gefährliches Zeichen unserer Zeit zu seyn und ich sehe mit Verlangen Ihrer Antwort auf diesen Punct entgegen. So wie ich zu Ihnen, theure gütige Mama, und zu dem alten Vater Tiedge unbegrenztes Vertrauen habe, so habe ich es auch in dieser Sache und hoffe von Ihnen Beiden auch hierüber dadurch belehrt und für die Zukunft beruhigt (zu) werden, daß Sie mir Ihre geläuterten und klaren Ansichten über die Sache, sowie auch Ihre Erfahrungen mittheilen. — Der alte, verehrte Voß schüttelt den Kopf und schweigt. — Auch Friedrich Schlegel, der schon vor einiger Zeit catholisch geworden ist, wie Sie, theure Mama, wissen werden, ist vor Kurzem von Wien in die Schweiz abgereist, und zwar, wie einige mit Gewißheit behaupten, zu dem Zweck, um die catholische Religion auch in den dortigen lutherischen Landen anzupreisen. Wahrlich, der Catholicismus ist etwas weit Uebleres, als das Judenthum! Die Catholiken suchen überall Proseliten zu machen, die Juden aber nicht!! — —

So viel ich weiß, ist der älteste Bursy jetzt wieder mit seinem Bruder in Berlin und reist in einigen Wochen von dort wieder in sein Vaterland zurück. — Ich konnte darüber keine Nachrichten einziehen, ob der ältere Bursy Ihren nach Wien gerichteten Brief erhalten hat oder nicht; weil der jüngere Bursy damals, als ich in Ihrem mir unaussprechlich lieben, ersten Brief den Auftrag dazu erhielt, schon Heidelberg verlassen hatte und ich selbst des älteren Adresse nicht wußte. —

Wenn ich mich noch recht erinnere, so sagten Sie mir in Berlin, daß Sie immer einen großen Abzug hätten, wenn Sie Ihr Geld aus Curland beziehen. — Ich glaube jetzt einen Weg aufgefunden zu haben, auf welchem sich die Geldremessen mit nur geringem Verlust machen lassen. Ich theile Ihnen, innigst geliebte Mama, diese Entdeckung mit und wünsche, daß Sie diese Mittheilung ansehen mögen als einen Beweis, daß ich Ihnen in jeder Rücksicht gern, gewiß sehr gern dienen möchte. Das ganze ist einfach. Sie schreiben Ihrem Bevollmächtigten, daß er Ihre Wechsel auf Hamburger Thaler Banco, in Hamburg zahlbar, stellen läßt, und verkaufen dann diesen Wechsel in Berlin an das erste beste Handlungshaus, das Ihnen denselben ganz gewiß abnehmen wird. Nur müssen Sie die Vorsicht haben, daß Sie den Wechsel nicht über 60 Tage, von dem Dato a. St. an gerechnet,

an welchem er ausgestellt ist, alt werden lassen; denn sonst haben Sie die Unannehmlichkeit, sich wieder einen Secunda-Wechsel kommen lassen zu müssen. Uebrigens kommt Ihr Geld dadurch nicht in Gefahr verlohren zu gehen. Das Russische Geld steht zum Hamburger sehr gut, und dieses überall, und daher der Vortheil, wenn man Wechsel auf Hamburger Banco sich schicken läßt.

Dieß habe ich Ihnen sagen wollen, weil ich es für meine Pflicht hielt und mein Inneres mich dazu drängte; so wie ich auch noch eine Bitte an Sie thun muß, die Sie mir gewiß ebenso wenig verargen werden, als die Notizen über das Wechselgeschäft. Ich bitte Sie nämlich recht sehr, sich doch ja nicht durch Ihr edles Herz und Ihr vortreffliches Engelsgemüth verleiten zu lassen, dem alten Doctor Witte, der Sie bei Ihrer Ankunft in Berlin besuchen wird, Ihr Vertrauen zu schenken; denn er ist ein höchst schlechter, niedriger Mensch, der Alles zum Bösen deutet und aus einem Hause in das andere trägt. Wollen Sie aber, edle Mama, seinem Sohne, der unglücklich ist durch seinen gemeinen Vater und glücklich durch seine rechtschaffene Mutter, dem bekannten, früh herangereiften Doctor Philos. et jur. Witte[1], den Zutritt in Ihr Haus gestatten, so würde ich mich darüber sehr freuen. Er ist ein unverdorbener, gutmüthiger junger Mensch, aus dem sehr viel werden kann, wenn ihn sein grundschlechter, prahlender, lügenhafter Vater nur nicht verleitet, welchen letztern Sie nur ja sehr entfernt von sich halten müssen, wenn Sie sich nicht sehr unangenehme Verdrießlichkeiten zuziehen wollen. Der Graf Kalkreuth[2] ist ihm gut; allein er verdient diese Güte durchaus nicht. Ich könnte Ihnen tausend verabscheuungswerthe Niedrigkeiten von diesem Thiermenschen erzählen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß dieser Brief leicht verlohren gehen könnte. — So sehr ich nun aber den Vater verachte, so sehr liebe ich doch den Sohn und die Mutter.

Die von schweren Leiden tiefgebeugte, in allen ihren Gedichten elegisch-klagende Dichterin Elise Sommer[3], deren nähere Bekanntschaft ich hier gemacht habe, hat mich gebeten, Sie und den Hrn. Canonicus Tiedge von Ihrer innigsten Verehrung zu versichern. Durch den Umgang mit dieser geistreichen Frau hat mein Leben hier in Heidelberg sehr an Reiz gewonnen, — ganz besonders aber durch die Bekanntschaft mit einem hiesigen Studieren(den),

---

[1]) Karl Witte (1800—1883), das bekannte Wunderkind, — Jurist und Danteforscher, seit 1834 Professor in Halle. Ditmar befreundete sich mit ihm in Heidelberg, und der damals erst 16jährige Dr. Witte scheint sich ihm innig angeschlossen zu haben. Vgl. darüber „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 394—396.

[2]) Friedrich Adolf Graf von Kalckreuth, preuß. Feldmarschall, damals Gouverneur von Berlin. Ditmar lernte ihn im Hause der Recke kennen. Vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 338.

[3]) Vgl. über dieselbe „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 400.

Fauth[1] genannt. Fast noch nie habe ich bei einem jungen Menschen von 20 Jahren so rein moralische Grundsätze und ein so fleckenloses Gemüth gefunden, als bei diesem. Seine fast schwärmerische Liebe zu mir, — die so weit geht, daß er mich gebeten, ich möchte ihn an Kindesstatt annehmen, da er keine Aeltern hat, — macht mich höchst glücklich. Er hat mir sein edles Herz ganz geschenkt, dafür besitzt er denn aber auch das meinige. Im nächsten Winter kommt er mit mir nach Berlin und geht wahrscheinlich mit mir im Frühling 1818 nach Livland. Er will mich durchaus nicht mehr verlassen. Wenn Sie es mir, hochverehrte Mama, erlauben, so werde ich Ihnen diesen Herzensfreund von mir dann auch vorstellen. Er verehrt Sie und den alten Vater Tiedge ebenso herzlich, innig und kindlich, als ich, — und hat mich schüchtern gebeten, Sie beide von seiner tiefsten Hochschätzung zu versichern. — Nicht leicht bin ich von jemandem in so kurzer Zeit eingenommen worden, als von meinem geliebten Freunde Fauth. Einen Beweis seines edlen Charakters hat er mir durch eine sehr rühmliche Handlung gegen meinen, ihm ganz unbekannten, so schwer geprüften Freund Hartung (ge)geben.

Finde ich in der Schweiz ein gemüthliches Plätzchen, so ergreife ich mit Kindesliebe wieder meine Feder und gebe meiner Mama Elisa und meinem Vater Tiedge wieder Kunde von meinem Seyn. Möchte aber auch ich wieder einige Zeilen von Ihnen beiden vorfinden, die ich unter der Ihnen aufgegebenen Adresse immer sicher erhalten kann. Möchten Sie mich durch gute Nachrichten von Ihrem beiderseitigen Wohlbefinden so sehr erfreuen, als ganz besonders durch Ihren ersten trefflichen Brief, den ich grade an meiner geliebten Mutter Geburtstag empfing. An demselben Tage erhielt ich auch einen Brief von Hause, der mir viel Erfreuliches brachte, namentlich die Nachricht, daß meine älteste Schwester die glückliche Braut eines meiner liebsten Jugendfreunde ist[2].

Ach! hätten Sie mich an dem Tage beobachten können. Es geht nichts über die Freuden, die uns gute Menschen in der Welt liebend bereiten. Schöne Nachrichten von Mama Elisa, Vater Tiedge und dem älterlichen Hause! Und alle an einem Tage und zwar an dem Geburtstage der theuersten Mutter! — Mein Herz wurde so voll, daß ich in die freie Natur eilen mußte;

---

[1]) Franz Burchard Fauth. Vgl. „Balt. Mon." 1896, Beilage, S. 400. Der, wie es scheint, etwas überspannte junge Mann nennt den wenig älteren Freund immer „alter Vater Ditmar".

[2]) Johann Georg Schwartz (1793—1874), von 1820—68 zuerst Pastoradjunkt, dann Pastor in Pölwe. Er war Hauslehrer bei Ditmars in Fennern und heiratete die älteste Tochter des Hauses, Annette von Ditmar. Vgl. auch „Balt. Mon." 1896, Beilage. S. 396.

denn das Zimmer konnte mein Entzücken nicht fassen; und in dem freien, schönsten Tempel der Gottheit verfloß mein Hochentzücken, Gott anbetend, in Thränen eines hohen Wohlgefühls! — Der Tag, ja er bleibt mir ewig denkwürdig! — Auch Ihnen beiden einen warmen Herzensdank für die unendliche Verschönerung desselben. — —

Meine Aeltern lassen sich Ihnen beiderseits so innig empfehlen, als es nur immer möglich ist, und danken Ihnen Beiden, wie ich, mit Thränen der tiefsten Rührung für das ausgezeichnete Wohlwollen, das Sie mir erweisen. Bald werden sie es auch schriftlich thun. — Gott segne Sie dafür, was Sie Beide an mir thun, — nie, nie kann ich Ihnen mein Dankgefühl ganz aussprechen. —

Die Länge meiner Briefe möge Ihnen ein Beweis meiner Liebe zu Ihnen seyn; denn, wenn ich an Sie schreibe, möchte ich nie aufhören zu schreiben, und nur mit einem gewissen wehmüthigen Gefühl setzte (sie) ich endlich zum Schluß meinen Namen hin. Und so muß es denn auch jetzt geschehen, damit mein Brief nicht zu dem Umfange einer weitschweifigen Abhandlung heranwächst. — Gott erhalte Sie beide gesund und wolle mir immer Ihr Wohlwollen erhalten, durch das Sie mich unendlich glücklich machen! Könnten Sie beide doch nur ahnen, wie groß die kindliche Liebe, Anhänglichkeit und Verehrung ist, die für Sie Beide in seinem Innern treu bewahrt

Ihr Ihnen ewig dankender
Woldemar Ditmar.

Recht sehr muß ich um Verzeihung (bitten), daß ich durch meine feine Schreiberei Ihre Augen so sehr in Anspruch nehme. Allein das hohe Postporto und die häßliche Einrichtung hier in Heidelberg, daß man die Briefe nicht frankiren kann, nöthigen mich zu dieser Unhöflichkeit. Kurz können nun einmal die Briefe, die ich an Sie schreibe, durchaus nicht werden. Es liegt so etwas im Herzen, das mir die Kürze ganz unmöglich macht.

Die Absicht, von seiner Schweizer Reise[1] aus einen Brief an Elisa v. d. Recke zu senden, führte Ditmar in der Folge nicht aus. Elisa antwortet ihm auf seinen Anfang September geschriebenen Brief aus Heidelberg erst nach Verlauf von mehr als zwei Monaten, nachdem sie längst wieder nach Berlin übergesiedelt war. Dieser Brief, den Ditmar auf dem Umschlage wie auch auf dem Konzept des seinigen als Nr. 4 bezeichnet, lautet folgendermaßen:

[1]) Vgl. über diese Reise „Balt. Mon." 1897, Beilage, S. 214—217.

Berlin d. 19. Nov. 1816.

Wenn Ihr eigenes Herz, Sohn meines Herzens, es Ihnen nicht sagt, wie werth Sie mir sind, wie innig Tiedge Sie liebt, so können Sie dies von unsrer trefflichen Piattoly höhren. Ihre Briefe werden von uns mit innigem Interesse gelesen, denn Ihre Gesinnungen, Ihr Beobachtungsgeist, und die Gabe des Ausdruckes, erhöhen den Werth Ihrer uns so lieben Briefe. Daß ich den letzten noch bis jetzt nicht beantwortet habe, daran ist mein leidender Körper schuld; denn jeden Augenblick, wo mein Geist frey ist, wende ich für den vierten Theil meiner Reise an, den ich gern zu Ostern liefern mögte; daher werde ich Ihnen mein junger Freund dies nur sagen, daß Ihre Ansichten wegen der Proselitenmacherey der Katholiken auch die meinigen sind, die sich seit meiner früheren Jugend bis auf den heutigen Tag, durch fortdauernde Beobachtungen, immer mehr bestätigten. Daß der Lutherische Oberhoffprediger Starck katholisch geworden sey, und bey seinem Uebertritte die Erlaubnis erhalten habe, sich öffentlich zur Lutherischen Religion zu bekennen, um so unvermerkt unter den Protestanten katholische Begriffe zu verpflanzen, davon bin ich schon seit 30 Jahre überzeugt; daß er sich aber sterbend öffentlich zur katholischen Religion bekannt habe, dies ist mir zuerst von Ihnen geschrieben; jetzt höhre ich dies von mehreren Seiten. Wichtig für uns Protestanten wäre es, wenn Starcks Bekenntniß auf dem Todtenbette dokumentirt werden könnte. Freund! alle mystischen Ideen, die jetzt verbreitet werden, sind Früchte der stillen Machinationen der römischen Hierarchie, die durch Starck im stillen kräftig gewirkt hat. — Könnten Sie mir zuversichtliche Nachrichten von Starcks Bekenntnisse auf dem Todtenbette geben, dies wäre mir wichtig. Lehrt der jetzige Oberhoffprediger auch in Starcks mystischem Geiste? — es würde mich freuen wenn der Nachfolger Starcks in Darmstadt, nicht im Geiste des Verstorbenen lehrte! — wundern aber würde ich mich wenn dies der Fall wäre. Wo einmahl der Saame katholischer Ideen ausgestreut ist, da geht dieser mit Wucher auf. —

Dem verehrten Voß sagen Sie von mir und Tiedge viel herzinnig achtungsvolles! O! daß unser Zeitalter viele Männer von dem Werthe dieses edlen Teutschen hätte! — Glauben Sie mir, gute Seele, auch der Hang zum Magnetismuß wird zu dem Zwecke benutzt uns zum finstern Aberglauben zurück zu führen.

Auf immer ihre mütterliche Freundin

Elisa.

Dieser Brief trägt auf der Rückseite von Elisas Hand als Adresse nur die Worte „An Freund Ditmar", — von Ditmars

Hand aber den Vermerk: „Erhalten den 26. Nov. a. St. 1616." Offenbar bildete er die Einlage eines andern Briefes, vermutlich an die Piattoli.

Hier ist der Ort, um einen Brief von Ditmars Vater aus Fennern an Elisa v. d. Recke und die Antwort Elisas auf denselben einzuschalten. Den ersteren kündigt Ditmar der mütterlichen Freundin in seinem oben mitgeteilten Briefe an. Er ist ein schönes Zeichen der Dankbarkeit seitens der Eltern des durch Elisas Wohlwollen so reich beglückten jungen Livländers. Der Vater sendet ihn dem Sohne nach Heidelberg und dieser befördert ihn als Einlage seines nächstfolgenden Briefes an die Adressatin. Der Brief ist vom 20. September, die Antwort vom 31. Dezember 1816 datiert. Beide liegen in Abschriften des jungen W. v. Ditmar vor. Der Vater schreibt:

Hochgebohrne Frau,
Gnädige Frau Gräfin!

Lassen Sie sichs nicht befremden aus einem unbekannten Winkel Livlands einen Brief von unbekannter Hand zu erhalten. Wer das Vergnügen genießt, sich in der Achtung der Menschen über Andere erheben zu sehen, darf sich auch der Unbequemlichkeit nicht entziehen, die Huldigung Anderer anzuhören. Doch Huldigungen können nur beschwerlich werden, wenn sie nicht aus dem Herzen kommen; was mich zu Ihnen führt, würden Sie wissen, wenn ich Ihnen auch nur meinen Namen nannte. Sie freilich könnten dann die Zeilen entbehren; aber desto weniger möchte ich mir das Vergnügen rauben, Ihnen zu danken. Die mütterliche Liebe, die Sie unserm guten Sohn in einem fremden Lande angedeihen lassen, und die kindliche Liebe zu Ihnen, gnädige Frau, die jeden seiner Briefe erfüllt, beide ziehen unsere Herzen gewaltig zu der hin, die uns auf eine so freundliche Art gezwungen hat, ihre Schuldner zu werden. Mögte das Schicksal sich nicht dem Zuge unsrer Herzen entgegen stellen; Sie sollten in unsern Blicken die Dankbarkeit lesen, die wir der Wohlthäterin unseres Sohnes schuldig sind. Doch die frömmsten Wünsche werden am wenigsten erfüllt, und wir müssen uns daher damit begnügen, Sie zu bitten, diese Zeilen für das zu nehmen, was sie ausdrücken sollen: für ein Zeichen unserer Dankbarkeit. Möge Gott, der den Guten lohnt, Ihnen lange noch Ihre Gesundheit erhalten, und möge er Ihnen alle Freuden gewähren, die Ihnen unsere Herzen wünschen! Dann wissen wir unsern lieben Sohn glücklich; und das stille Glück, das wir selbst genießen, wird dadurch einen angenehmen

Zuwachs erhalten. Mit unbegrenzter Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Meiner gnädigen Frau Gräfin gehorsamster Diener
Woldemar von Ditmar.

Fennern d. 20. September 1816.

Elisa schreibt darauf:

Dem edlen Vater meines jungen Freundes Woldemar von Ditmar.

Berlin d. 31. Dec. 1816.

Sie, edler hochverehrter Mann, haben mich, durch Ihre mich ehrende Zeilen, eben so sehr erfreut, als beschämt: denn Ihr Ideal ist von mir durch Ihren trefflichen Sohn viel zu hoch gestellt worden. — Ein Herz, das nach dem Edleren strebt, — schöne Anlagen des Gemüthes und Geistes in jedem Stande und Geschlechte hochachtet, dies ist das stille Glück meiner Tage, — und ein erfahrungsreiches Leben hat meine Ideen vom eigentlichen Werthe des Lebens berichtiget. — Dies ist der Standpunkt, aus dem Sie, Verehrter, mich beurtheilen müssen, wenn sie meinen innern Werth nicht zu hoch stellen wollen, weil mein Herz es mir zur Pflicht machte, Ihrem vielversprechenden Sohne, in der Fremde, eine mütterliche Freundin zu werden. Der edle Jüngling nahte sich mir gleich bey seinem ersten Besuche mit kindlicher, vertrauungsvoller Liebe. Ich fand in ihm einen edel gebildeten Geist, ein reines, für alles Gute und Edle empfängliches Gemüth, das nur nach dem Höheren strebt; und verehrte im Stillen die trefflichen Eltern, die in unsrer verschrobenen egoistischen Zeit einen Jüngling gebildet hatten, an dem auch keine Spur unsers verdorbenen dünkelhaften Zeitalters zu finden war. — Ich und der edle Verfasser der Urania hingen nun an diesem jungen Manne mit der schönen Hoffnung, — „hier entwickelt sich ein Geist, ein Charakter, welcher mit weiser Kraft dem Bösen entgegen streben, mit unermüdeter Thätigkeit das Gute befördern wird, wenn seine für alles Gute schwärmende Seele auch immer das wahre Bessere mit erleuchtetem Geiste anerkennt!“ — Unsre Erfahrungen, unsre Ansichten theilten der edle Tiedge und ich Ihrem guten Sohne mit, und so schwärmt seine warme Seele jetzt über unsern Werth. Dies ist wenigstens eine Schwärmerey, die keinen Nachtheil bringt: denn je höher man das Verdienst anderer stellt, desto mehr strebt man einem schönen Vorbilde, das man sich idealisirt hat, und mit kindlicher Liebe im Herzen trägt, ähnlich zu werden.

Mit wahrer Hochachtung verehre ich Ew. Hochwohlgeboren und Ihre treffliche Gemahlin. Ein hoher Genuß würde mir es seyn in Ihrer Familie mich Ihres allerseitigen Umganges freuen

zu können, aber auf diese Lebensfreude darf ich, die schon das 60. Jahr erreicht hat, und über die Hälfte meines Lebens schon unter dem Drucke körperlicher Schmerzen meine Tage dahinbrachte, jetzt nicht mehr rechnen; aber im Geiste mich der thätigen Jugend Ihrer edlen Familie (zu erfreuen)[1], dies vermehrt die Zufriedenheit derjenigen, die Sie beyderseits so innig hochachtet, und sich unterzeichnet als

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebene Dienerin

Elisa von der Recke
geborene Reichsgräfin von Medem.

[1]) Im Manuskript hat Ditmar in Klammern hinzugesetzt: (zu erfreuen; ist ausgelassen).

Goethe — pathologisch*.

Von

Emil Rathlef.

Wir verdanken dem Versuche des bekannten Leipziger Neurologen Möbius, dem Pathologischen bei mehreren unsrer größten Männer nachzugehen und es darzustellen, unzweifelhaft viel Anregung und Belehrung. Wenn aber der geistvolle Biologe meint, nur der Arzt und speziell der Psychiater sei berufen, die Geschichte großer Männer zu schreiben, weil „Höherstehen und Pathologischsein" zusammengehörten und letzteres doch nur vom Arzte beurteilt werden könne, so wird man ihm das alles wohl nicht ganz einwandfrei zugestehen dürfen. Vielmehr dürfte, um hier nur eines herauszugreifen, der Psychiater, wie jeder Spezialist, geneigt sein, alles Pathologische vorwiegend vom Gesichtspunkt seines Spezialfaches aus zu betrachten und dadurch leicht in den Fehler verfallen, den Wald vor Bäumen nicht zu sehen.

Was seine Arbeit über Goethe betrifft, so will es uns in der Tat erscheinen, als ob Möbius — um ein Bild aus dem Jägerleben zu gebrauchen — es sehr wohl verstanden habe, den schwer entwirrbaren Spuren des Wildes zu folgen, daß es ihm aber doch nicht gelungen sei, sie völlig klarzustellen, so daß er hätte sagen können: „Da liegt der Hase!" Er streift dessen Lager, ja er weist mit dem Finger hin und meint: da könnte er liegen, aber — er geht vorbei!

Nachstehende Zeilen haben den Zweck, aus den von Möbius klargelegten Spuren, denen wir sorgfältig nachgehen wollen, die ihnen zugrunde liegende einheitliche Idee herauszufinden. Mit andern Worten: wir wollen das Pathologische bei Goethe zusammenstellen und analysieren, um alsdann aus der Summe der Symptome

*) Mit Bezugnahme auf P. J. Möbius, „Über das Pathologische bei Goethe".

den logischen Schluß zu ziehen, die einheitliche Ursache zu eruieren, der sie alle entstammen. — Ich muß dabei gleich hier bekennen, daß ich mich in früheren Perioden meines Lebens betreffs Goethes auch mehr oder weniger in den landläufigen Vorstellungen bewegte, der große Dichter sei auch was seine physische Beschaffenheit anlangt, ein Normal-, ja ein Idealmensch gewesen. Über seine Schwächlichkeit in der Jugend war ich ja wohl unterrichtet, auch über seine mancherlei Krankheiten — aber ein Leben, wie es Goethe geführt, die Werke, die er geschaffen, seine ungemein vielseitige und produktive Tätigkeit und dann noch die 83 Jahre, da denkt man doch unwillkürlich: was muß das für eine gewaltige Konstitution gewesen sein! Ich glaube die große Mehrzahl unsrer Gebildeten ist heute noch dieser Meinung, und das allein wäre schon ein in Bezug auf die Biologie Goethes unvergleichliches Verdienst unsres deutschen Lombroso, daß er durch seine Studie diesen durchaus irrigen Vorstellungen über den Dichterfürsten und dessen Gesundheitszustand ein für allemal ein Ende gemacht hat.

Wenn der Leser bei Behandlung unsres Stoffes einem detaillierten Eingehen auf die in Betracht kommenden Fragen begegnet, so muß ich ihn bitten, nicht zu ermüden, besonders wenn sie ihn weniger interessieren sollten als die ihm gewohnten Erörterungen einer Literaturgeschichte oder Lebensbeschreibung. Ist es doch ohne Akribie nicht möglich, sich ein richtiges Bild zu machen. Auch ist es gewiß ein kühnes Unterfangen, ex posteriori eine Diagnose zu stellen, und dazu noch eine solche, die den meisten Lesern wohl überraschend genug erscheinen mag. Goethe war pathologisch, das ist über jeden Zweifel erhaben. Goethe war — sprechen wir das hier gleich aus, um dem Leser die Kontrolle dieses punctum saliens zu erleichtern — ohne Frage tuberkulös, ein bei günstigstem Verlauf der Krankheit fast gänzlich geheilter Tuberkulöser*: zu diesem Schluß muß jeder Kenner dieser Krankheit kommen, wenn er das Leben des großen Dichters mit kritischem Blick betrachtet und namentlich alle akuten Krankheiten und pathologischen Zustände, die uns aus seinem Leben bekannt sind, an seinem Geiste vorüberziehen läßt. — Um mich dem Leser als zu solch einem Urteil qualifiziert vorzustellen, muß ich hier noch erwähnen, daß ich nicht nur auf Grund eines langjährigen theoretischen Studiums dieser Krankheit, sondern in noch höherem Maße

*) [Die Tuberkulose-Hypothese hat auch schon Dr. Gerber in seiner Schrift „Goethes Beziehungen zur Medizin (Brln. 1900) S. 30 f., allerdings ohne sie näher auszuführen, kurz erwähnt. Die Red.]

auch durch eine 25 Jahre fortgesetzte Beobachtung derselben an mir und vielen andern wohl hoffen darf, auf diesem Gebiet einigermaßen zu Hause zu sein. Die Veranlassung zu nachstehender Arbeit endlich wurde die beim Studium des Möbiusschen Werkes sich mir gewaltsam und unabweisbar aufdrängende Überzeugung von der Richtigkeit meiner Auffassung, die mir in folgendem zu erweisen obliegt.

Betrachten wir zuerst Goethes Eltern, so können wir, wenn wir, was uns ja hier allein interessiert, nur die beiden Kategorien „gesund" und „krank" berühren, nicht viel mehr sagen, als daß im Vater das Pathologische stark vorhanden war. Bekannt ist seine Erregbarkeit, die oft in schrankenlose Heftigkeit ausartete. So erzählt Senkenberg: der Rat Goethe und sein Schwiegervater seien in Streit geraten. Jener habe diesem vorgeworfen, er habe die Stadt an die Franzosen verraten. „Textor warf ein Messer nach ihm, Goethe zog den Degen." „Der Eigensinn", schreibt Möbius, „der den jungen Mann einsam gemacht und eines über das Haus hinausgreifenden Berufs beraubt hatte, wurde mit den Jahren immer größer. Geiz und mißtrauisch-mürrisches Wesen machten ihm und seiner Umgebung das Leben schwer. Im Alter verfiel er rasch, er wurde geistesschwach und verbrachte die letzten Jahre in einem traurigen Zustande." — Bei der Mutter, der Frau Rat, lassen sich pathologische Züge nicht auffinden. Dagegen treten sie bei Goethes Schwester Cornelia in auffallender Weise hervor. Auf dem bekannten Bilde fällt außer den scharfen Zügen und der wenig kleidsamen Frisur noch ganz besonders die schlechte Haltung ins Auge. Wir erfahren weiter, daß sie an Ausschlag gelitten habe, und aus ihrem Tagebuche, daß sie kränklich gewesen sei. Wiederholt klagt sie über die mangelnde Gesundheit, sie werde „hypochonder". Ihr Gemahl Schlosser erzählt: „Jeder Wind, jeder Wassertropfen sperrt sie in die Stube." Nach ihrer ersten Entbindung mußte sie zwei Jahre das Bett hüten, lebte unzufrieden und hadernd mit sich, ihrem Schicksal und andern und wurde immer trübseliger und mißmutiger. Nach ihrer zweiten Entbindung beschloß sie ihr sieches Leben. — Möbius bemerkt hier sehr richtig: „Man stellt sich manchmal die Sache so vor, als wäre Cornelia aus Betrübnis über ihre körperlichen Mängel und durch das Verhältnis zum Vater erst krankhaft geworden. Das heißt natürlich die Dinge umkehren: Die äußeren Mißverhältnisse zeigten innere Mißverhältnisse an und sie konnte mit den Leuten nicht auskommen, weil sie von vorn herein abnorm war."

Die übrigen Geschwister Goethes starben alle früh. Auch das weist, wie Möbius mit Recht hervorhebt, auf ein pathologisches Moment vor der Geburt hin. — Goethe selbst wurde zu früh geboren und kam, angeblich durch die Ungeschicklichkeit der Hebamme, scheintot zur Welt. Daß hier nicht die Hebamme schuld war, sondern ebenfalls pathologische Momente im Spiel gewesen sind, erscheint mir nicht unwahrscheinlich. Als Kind ist Goethe viel krank gewesen, besonders schwer an den Pocken. „Weder von Masern noch Windblattern und wie die Quälgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont." Aus alledem läßt sich natürlich noch nichts Spezielles schließen. Sehr in die Wagschale aber fällt für unsre Diagnose die Erkrankung in Leipzig. Goethe schildert seinen damaligen Zustand folgendermaßen: „Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht. . . . Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall (er hatte sich an einem steckengebliebenen Wagen überhoben) von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturz* mit dem Pferde merklich gewachsen war, machte mich mißmutig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung" 2c. Dann klagt er den Milchkaffee an, der seine Verdauung gestört habe (Verstopfung), das Merseburger Bier, das Kaltbaden, das Einatmen von salpetrig-sauren Dämpfen beim Behandeln der Radierungen u. s. f. Möbius nennt mit Recht die ganze noch ausführlichere Schilderung mit ihren zum Teil durchaus gesuchten Krankheitsursachen „die Anamnese eines Hypochonders". Diese Hypochondrie, die sich auch in der Stimmung zeigte („eigene triste Stimmung" — ausgelassene Lustigkeit — melancholisches Unbehagen, widerliche Launen, er habe alle durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt), muß doch wohl eine psychologische Grundlage haben. Es genügt uns aber auch nicht mit Möbius zu sagen, solch eine Verstimmung fänden wir auch heute bei nervösen jungen Leuten. Auch die Nervosität hat meist, um nicht zu sagen immer, eine tiefer liegende physiologische Ursache. Könnte man nach dem bisherigen noch im Zweifel sein, wo man sie in unsrem Falle zu suchen habe, so klärt einen darüber der — nach Möbius unbegreifliche, nach unsrer Auffassung selbstverständliche — Blutsturz im J. 1768 auf. Von den derzeitigen Ärzten und meist auch in der Literatur wird dieser Blutsturz als aus der

*) Beides, das Sichverheben und der Sturz, sind bei Tuberkulose notorische Schädlichkeiten. Verschlimmerungen der Krankheit nach einem Sturz 2c. (die sog. traumatische Tuberkulose) sind erfahrungsmäßige Vorkommnisse.

Lunge stammend aufgefaßt. Auch Goethe selbst ist dieser Ansicht. Er schreibt am 1. Oktober 1768 an Herrn Schönkopf, er befinde sich so gut als ein Mensch, der in Zweifel steht, ob er die Lungensucht hat oder nicht, sich befinden könne. Wenn der Patient nach drei Monaten schon wieder meint: „meine Lunge ist so gesund als möglich, aber im Magen sitzt was", so kann das die Eingeweihten keineswegs befremden, sondern ist noch ein Fingerzeig mehr, der auf Tuberkulose deutet. Sagt doch der berühmte Pathologe Niemeyer bei Schilderung dieser Krankheit geradezu (Kapitel Diagnose): „Sie versichern, daß nur ihr Magen krank, ihre Brust gesund sei, ja nehmen es übel, wenn man sie perkutieren und auskultieren will." Auch Möbius schreibt ganz treffend: „Indessen ist es doch nicht unmöglich, daß Goethe einen kleinen tuberkulösen Lungenherd gehabt habe, der unglücklicherweise zur Zerstörung eines größeren Blutgefäßes führte, bei Goethes guter Natur und seiner Kleinheit (Möbius meint natürlich des qu. Herdes) aber trotzdem rasch ausheilte. Nähme man das an, so würde man eine Erklärung für den Blutsturz gewinnen, der den alten Goethe am 26. November 1830 befiel. Man könnte dann vermuten, daß in der aus der Jugendkrankheit stammenden Narbe eine Blutgefäßausbuchtung, ein Aneurysma bestanden habe, das 1830 barst." So nahe ist er schon der richtigen Spur, und dennoch, er meint nach dem zutreffenden Hinweis darauf, daß die Lungenblutung eine Tuberkulose voraussetzen würde, weiter, daß die Annahme der Tuberkulose — zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehöre. Die Tuberkulose könne zwar ausheilen, „aber das geht gewöhnlich nicht so leicht, wenn es einmal zum Blutsturz gekommen ist, und schließlich bleibt der Geheilte ein brüchiger Mensch, der eines Lebens, wie es Goethe bis ins 83. Jahr geführt hat, nicht fähig ist." Letzteres ist nicht richtig. Bei günstigstem Verlauf, wie wir ihn bei Goethe jedenfalls vor uns haben, kann der Ausgang in Genesung ein derartiger sein, daß der einstige Patient von einem Gesunden kaum zu unterscheiden ist. Und welch ein hohes Alter kann ein solcher erreichen! Ich habe einen gekannt, der, schon als junger Mann tuberkulös und Kavernikus, 87 Jahre lebte, trotzdem daß er weit kränklicher war als Goethe, der übrigens, wie wir sehen werden, auch späterhin niemals sich einer sehr robusten Gesundheit zu erfreuen hatte. Und wir dürfen auch nicht vergessen, daß Goethe, abgesehen von den Debauchen in der Jugendzeit, stets einen hohen Grad von Selbstbeherrschung und Mäßigung bewiesen hat. — Auch bei der Diagnostizierung der Halsgeschwulst, an

der Goethe während des Blutsturzes litt, müßte man ratlos hin- und hertasten, wenn man nicht an eine vereiterte Lymphdrüse denken will, wie solche stets bei skrophulösen (alias tuberkulösen) Individuen, sei es als Vorboten des Ausbruchs der Krankheit, sei es als Komplikationen zu finden sind. — Als Goethe aus Leipzig nach Frankfurt zurückgekehrt war, fühlte er sich unwohl und trat seinem Vater „als ein Kränkling" entgegen, „der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien." Daß Tuberkulöse auch in Bezug auf die Psyche stark von der Norm abweichen, ist bekannt und wird von uns später auch an Goethe illustriert werden. „Es folgt nun eine ziemlich lange Zeit des Kränkelns." Er litt an hartnäckiger Stuhlverhaltung (wie solches stets bei chronischer Tuberkulose der Fall ist). Wie sehr er sich durch dieselbe belästigt fühlte, geht aus seiner eigenen Schilderung hervor: „Mir war indeß noch eine sehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine gestörte und man durfte wohl sagen für gewisse Momente vernichtete Verdauung brachte solche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte." Und weiter: „Ja, meine Liebe (d. h. Kätchen), es ist wieder vorbey und inskünftige müssen Sie sich beruhigen, wenn es ja heißen sollte: Er liegt wieder! Sie wissen, meine Constitution macht manchmal einen Fehltritt und in acht Tagen hat sie sich wieder zurechte geholfen*; diesmal war's arg, und sah noch ärger aus als es war, und war mit schröcklichen Schmerzen verbunden." Eine Medizin — ein Gläschen mit alkalisch schmeckenden Kristallen — wirkte Wunder. Möbius denkt hier wohl mit Recht an Glaubersalz, meint aber fälschlich, wir hätten hier das typische Bild einer erfolgreichen Wachsuggestion bei Nervosität. Letztere ist überhaupt ein sehr gebräuchlicher und beliebter Ausdruck, um bei schwierigen Diagnosen unser Nichtwissen zu verdecken. Hervorragende Nervosität pflegt die Tuberkulose fast ausnahmslos zu begleiten. In Goethes Fall hat man wohl weit weniger an Suggestion, die ja immerhin auch eine gewisse Rolle spielt, zu denken, als an faktische große Erleichterung und Besserung des ganzen Zustandes durch Darreichung eines zur rechten Zeit angewandten Laxans, besonders noch an das charakteristische subjektive Wohlbefinden infolge der Beseitigung der sehr quälenden und die Hypochondrie steigernden Stuhlverhaltung und der mit ihr

*) Wir erinnern hier schon an das charakteristische ruck- und stoßweise Auftreten der Krankheitserscheinungen bei Tuberkulose: das Exacerbieren und Remittieren derselben ganz ohne äußere Veranlassung.

verbundenen beängstigenden Kongestionen. — Möbius ist sich nicht klar darüber, warum bei Goethe, nachdem er das Bett verlassen hatte, worauf er vier Wochen an den Sessel „angeschraubt" war, die Füße verbunden gewesen seien und denkt an eine „ableitende Einpackung". Weit näherliegend scheint mir die Annahme, die Verhüllung der Füße sei vorgenommen worden, weil der Patient, wie alle Tuberkulösen, die ja bekanntlich blutarm sind und zu Kongestionen in Kopf und Brust neigen, an kalten Füßen zu leiden hatte. Bei akuten Verschlimmerungen kann sich das Erkalten der Extremitäten bis zu völligem Erstarren steigern, welches dann häufig ein Vorbote eines typischen Frost- und Fieberanfalls ist (vgl. Dettweiler). Wie bezeichnend ist auch die von Goethe skizzierte Stimmung aus dieser Zeit, wie paßt sie zu dem Gesamtbilde!

„Bald still wie ein Hypochondrist,
Und sittig wie ein Mennonist,
Und folgsam, wie ein gutes Lamm;
Bald lustig wie ein Bräutigam,
Leb' ich und bin halb krank und halb gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse* wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht soviel Atem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht. . . ."
„O sage du,
Kann man was traurigers erfahren?
An Körper alt, und jung an Jahren,
Halb siech und halb gesund zu sein?
Das gibt so melancholische Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich sechs Alraune."

„Zu der vielfachen Verwirrung kam mit einer angehenden Leidenschaft (zu Frederiken) noch ein körperliches Übel, daß mir nämlich nach Tische die Kehle rein zugeschnürt war." Goethe schreibt solches dem roten Tischwein (!) zu. Es ist nicht unmöglich, daß wir hier an das bekannte „Würgen" der Tuberkulösen nach den Mahlzeiten zu denken haben (vgl. Dettweiler). Von einem subjektiv sehr richtigen Gefühl wurde Goethe in seiner Abneigung gegen Kaffee und Tabak geleitet — beides für Tuberkulöse notorische Schädlichkeiten. Seiner Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüsse erwähnt er ebenfalls. Auch dieses ist, wie alles vorher Genannte, ein Symptom — nicht der Nervosität, wie Möbius

*) Möbius meint, es handle sich hier um die erwähnte Halsgeschwulst. Mir ist's wahrscheinlicher, daß man an eine Angina zu denken habe. Heißt es doch auch „in dem" und nicht „am" Halse.

annimmt, sondern — der Tuberkulose. Ich möchte hier auch noch auf eine Stelle im Faust hinweisen, die mir schon früh aufgefallen ist und nur aus der Erfahrung an der eigenen Person erklärt werden kann:

Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen;
Von Morgen zieh'n vertrocknend sie heran
Und nähren sich von deinen Lungen.

So konnte nur ein Lungenkranker schreiben! Ist doch die dem Phthisiker schädliche Wirkung der genannten Luftströmungen auch heute noch nicht einmal jedem Arzte bekannt, oder sie wird von vielen derselben unter dem Drucke der einseitig die Wissenschaft beherrschenden Bazillentheorie, mit der sich jene schädliche Wirkung nicht in Einklang bringen läßt, ganz in Abrede gestellt. Wie konnte ein Laie zu solch feiner, zutreffender Beobachtung kommen, wenn er es nicht an sich selbst erfahren hatte?

Wenden wir uns nunmehr dem Psychischen zu, soweit es hier in Betracht kommt. Goethe war als Kind frühreif und lebhaft (vgl. Reibmayr, der diese Erscheinungen als typisch bei tuberkulösen Kindern hervorhebt). Dabei war er heiter, phantasievoll und selbstbewußt. Früh tritt schon die leidenschaftliche Art des Knaben zu tage (Gretchen). Als Greis schreibt er hierüber: „Ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Tränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nahe verwandte Brust zu leiden schien." Er schildert dieses „Rasen" am Ende des 5. Buches von Dichtung und Wahrheit. Zuletzt trat „eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit ein." Möbius weist dann noch darauf hin, daß der Genesene über Jahr und Tag von Nervosität geplagt ward. Bekanntlich waren ihm jeder starke Schall und Lärm zuwider, „krankhafte Gegenstände" erregten seinen Ekel, vor „Tollhäusern" hatte er eine ausgesprochene, an Furcht grenzende Abneigung u. s. f. — „Es ist als ob ein Fieber in ihm glühte", sagt Möbius in Bezug auf seinen damaligen Geisteszustand. Wir möchten auch hier sagen: die Nervosität und das Fieber (periodisch wohl auch im physischen Sinn) eines Tuberkulösen. Mißmut und Extase wechseln fortwährend mit einander ab. Ja, ersterer steigert sich bis zu völligem Lebensüberdruß, letztere bis an die Grenze des Wahnsinns. „Man befreundete sich", schreibt Goethe, „in unmutigem Übermut

mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können." Wie Kaiser Otho wählt Goethe dazu einen scharfen Dolch aus und versuchte, ob er die Willenskraft habe, ihn langsam in die Brust einzusenken. Lerse erzählt, er habe gefürchtet, Goethe werde „überschnappen." „Sehr ausgeprägt", fährt Möbius fort, „war bei Goethe die Zornmutigkeit. Schon der Jüngling schreibt von sich: „O säheſt du den Elenden, wie er rast, aber nicht weiß, gegen wen er rasen soll. . . Wie könnte ein Toller vernünftig werden? Das bin ich. Ketten an die Hände. Da wüßt' ich doch, worein ich beißen sollte." Auch im späteren Leben begegnen wir bei Goethe heftigen Zornesausbrüchen und außerdem ganz eigentümlichen Zuständen von Erregung. Professor Kieser beschreibt einen solchen (12. Dez. 1813): „Ich fürchtete mich beinahe vor ihm. . . Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte und dann schwoll sein Gesicht und die Augen glühten* und die ganze Gestikulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen." Hierbei an eine Erregung durch Alkohol zu denken, wäre absurd, zumal Kieser ausdrücklich versichert, es habe kein Tröpfchen gegeben. Die Zornmutigkeit ist aus der bekannten, sehr ausgeprägten Erregbarkeit eines Tuberkulösen leicht zu erklären, die Zustände dichterischer und andrer Erregung aus dem stadium exaltationis, wie ich solches in meiner Arbeit „Gesundheit und Trost für Schwindsüchtige" beschrieben habe — und zwar ganz ohne dabei an Goethe zu denken, den übrigens für tuberkulös zu halten ich schon lange, ehe ich Möbius gelesen, geneigt war. Das stadium exaltationis und das stadium depressionis wechseln bei Tuberkulösen fortwährend ab je nach dem Hervortreten und Zurücktreten der Krankheit — von Gelegenheitsursachen ganz abgesehen. Die Krankheit bildet den festen physiologischen Untergrund, auf dem alle physischen Strömungen dahinfließen, allerdings an und für sich auch wieder je nachdem anschwellend oder abfallend (das Milieu kann dabei eine große, aber nie ausschlaggebende Rolle spielen), und die Psyche wiederum ist auch hier durchaus nicht ohne Einfluß auf die Physis. Die „Wertherstimmung"**, die Goethe eine Zeit lang

*) Goethe hatte bekanntlich glänzende, leuchtende Augen. Auch das stimmt gut zu unsrer Diagnose.

**) Er sagt darüber zu Eckermann: „Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte (beim Lesen des Buches) den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem das Buch hervorging." Und an Zelter schreibt er: „Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natür-

so völlig beherrschte, beschreibt er selbst sehr zutreffend: „Jener Ekel vor dem Leben (d. h. Selbstmordneigung ohne Not) hat seine physischen und sittlichen Ursachen.“ Als eine derselben bezeichnet er die Wiederkehr der Liebe, als wodurch dieser das Merkmal des Ewigen genommen werde. In der Tat hat Goethe in der Wiederkehr der Liebe recht viel geleistet. Sagt er doch selbst: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist.“ Auch dieses paßt wieder ganz in den Rahmen unsres Bildes. Ist doch die Verliebtheit der Tuberkulösen geradezu sprichwörtlich (Dr. Reibmayr). Sie entspringt, so meinen wir, einerseits aus der ungemein ausgeprägten Eindrucksfähigkeit dieser Naturen, anderseits aus ihrem sanguinischen Charakter, dem leicht erregbaren Nervensystem und dem dadurch erklärbaren, oft hochgradig verstärkten sinnlichen Trieb. Daß letzterer bei allen edel veranlagten Menschen stets als etwas dem inneren Menschen Fremdes, gleichsam äußerlich Anhängendes, Niederzuhaltendes und zu Bekämpfendes erscheint, das aber dennoch immer wieder an ihm klebt und seine Herrschaft bei jeder Gelegenheit geltend zu machen sucht und daß gerade aus diesem Kampf und Widerstreit, in dem es, wie bei Goethe, auch so oft ein Unterliegen[1] gibt, ein hochgradiges Unlustgefühl entspringen kann, wird man wohl sehr begreiflich finden. Und wenn der Jüngling, wie es nun gar zu natürlich und bei ideal veranlagten, leidenschaftlichen, gefühlvollen Naturen in ganz besonderer Weise der Fall ist, an die Ewigkeit seiner Liebe glaubt und sich dann doch — und gar wie Goethe noch so oft — darin getäuscht sieht, wie sollte dem Reflektierenden bei solcher Erkenntnis nicht tiefster Unmut die Seele erfüllen und einen schon vorhandenen Lebensüberdruß verstärken und akuter machen? Es muß daher befremden, wenn Möbius sagt: „Die Antithese, daß der Wechsel der natürlichen Dinge Grundlage des Behagens (bei Goethe Dichtung und Wahrheit), der Wechsel im Moralischen Grundlage des Überdrusses sei, ist doch recht künstlich.“

---

lichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt Werther wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem späteren Schiffbruch auch mühsam rettete und erholte.

[1]) Goethe nennt auch geradezu noch „die Wiederkehr der eigenen Fehler, deren Notwendigkeit der Jüngling nicht begreife.“

Doch hat Möbius ohne Frage Bielschowsky gegenüber recht, wenn er darauf hinweist, daß das taedium vitae bei Goethe weniger durch seine äußeren Verhältnisse (Zerwürfnisse mit dem Vater, Gefühl allein und unverstanden zu sein, die Faustgefühle, das Ungenügen an Kunstbestrebungen, die Abneigung gegen die Rechtsgeschäfte, die unglückliche Liebe 2c.) bedingt gewesen sei, als durch seine physische Beschaffenheit. „Es steckt etwas Organisches darin. Das fühlt ja auch Goethe. . . Daraus, daß die Sache unter den verschiedensten Lebensverhältnissen im wesentlichen dieselbe ist, kann man darauf schließen, daß ihre Ursache im Menschen selbst liegt. . . Das Wesentliche ist eben das, daß der normale Mensch in guten und in schlechten Zeiten am Leben festhält, daß die erste Bedingung des taedium vitae in des Menschen Innerem, in einer mitgebrachten abnormen Beschaffenheit liegt. . . Mit den Faustgefühlen hat es ja seine Richtigkeit, aber sie sind Symptom, nicht Ursache." Das alles unterschreiben wir.

Die Wertherstimmung, die, wie Goethe treffend sagt, nicht angeklebt, sondern eingewoben ist, schwindet schließlich dahin. Der letzte Grund dafür ist unsrer Ansicht nach der überaus günstige Verlauf der Krankheit und das Vollgefühl schließlicher Genesung. Psychisch beruhigend wirkte das Studium Spinozas und die dichterische Tätigkeit als eine in ihm waltende Naturkraft. „Die dunklen Mächte waren besiegt, aber sie waren natürlich noch vorhanden und Goethe mag noch manchen Kampf bestanden haben, wie er denn auf wiederholte Wiederherstellung seiner Existenz aus sittlichem Schutte mehrfach hindeutet."

Bekannt ist, daß Goethe sehr leicht zu Tränen gerührt war. Bei völlig unzulänglichen Anlässen weint er „bitterlich" oder „wie ein Kind". Die Neigung zum Weinen war damals wohl vielen seiner Zeitgenossen eigen. Es war eben eine sentimentale Zeit. Daraus allein wird man aber die Leichtigkeit, mit der auch der Mann Goethe weint, wohl nicht erklären dürfen. Möbius gesteht denn auch, daß er diese Tatsache nicht recht verstehe. Dem Kenner der Tuberkulose wird das überaus zarte, weiche, zur Wehmut gestimmte Gemüt sowie die in den Exacerbationsstadien oft bis zur Hysterie sich steigernde Rührseligkeit dieser Krankenklasse sehr wohl bekannt sein. In gar manchem Auge solcher Kranken habe ich, auch bei mannhaftem Charakter, die Träne schimmern sehen, und zwar nicht bei schlechtem Ergehen, sondern als Ausdruck eines gemütvollen Wesens und zarter, tiefer Empfindung. Dettweiler und andre Autoritäten weisen wiederholt darauf hin.

Bei den weiteren Schilderungen des periodischen Charakters der pathologischen Zustände, denen Goethe immer wieder unterworfen war, begegnen wir bei Möbius Ausführungen, die uns den Psychiater nur gar zu deutlich erkennen lassen und an Lombroso erinnern. In Bezug auf Goethe scheinen sie uns nicht in allem zutreffend zu sein. Die immer wieder ins Feld geführte „Nervosität" giebt als vermeintliche Ursache für alle die sehr merkwürdigen Erscheinungen jedenfalls keinen genügenden und befriedigenden Aufschluß.

Die Schilderung solcher Zustände bei Möbius zeichnet uns aber wieder deutlich und treffend das Bild der Tuberkulose. Wir geben sie hier ausführlicher wieder: „Bald fühlt er (sc. der Nervöse) sich traurig, verstimmt, mutlos, hypochondrisch usw., oder er ist heiterer, zuversichtlicher, unternehmender, lebhafter, zu Affektion geneigter als in seinem normalen Zustande. Der erste Anfall zeigt sich gewöhnlich in der Jugendzeit, die späteren Anfälle können länger oder kürzer sein, annähernd regelmäßig oder in ganz verschiedenen, zuweilen recht großen Abständen wiederkehren, fast immer aber bleibt der Charakter des krankhaften Zustandes derselbe, entweder handelt es sich um eine Depression, oder um eine Erregung, oder um Kombination beider. Der Anfall kommt ohne nachweisbare Ursachen, trotzt aller Behandlung und hört, wenn seine Zeit um ist, von selbst auf." Auch Niemeyer spricht von „Stillständen", die die Tuberkulose von Zeit zu Zeit zu machen pflege. Zum Vergleiche ziehe ich auch noch die in dem von mir verfaßten Buche: „Gesundheit und Trost für Schwindsüchtige" sich findende Schilderung herbei, die sich merkwürdig mit der Möbiusschen berührt. Es heißt dort: „Durch das Gemüt des Lungenkranken weht ein melancholischer Zug, der sich aus dem herabgedrückten Niveau der gesamten vitalen Energie zur Genüge erklären läßt. . . Äußerlich braucht dieser Grundzug dabei durchaus nicht immer zu tage zu treten, im Gegenteil: es muß die oft an Ausgelassenheit grenzende Heiterkeit, die im grellen Kontrast zur Schwere des Leidens steht, geradezu auffallen. Sobald aber eine akute Verschlimmerung der Krankheit eintritt, steigert sich die im Innersten wohnende Schwermut sofort zu tiefer Gemütsverstimmung und Mutlosigkeit, die unter Umständen an Verzweiflung grenzen kann. . . Es ist, als ob auch der Organismus es müde werde, immer wieder dieselben Krankheitsbahnen zu durchlaufen, als sei er auch auf diesem Punkt schon ebenso „nervös" geworden, wie

Geist und Seele des Patienten. . . Der Charakter der Krankheit äußert sich in fortwährenden Stillständen und fortwährenden Vorstößen. Plötzlich, oft auch ganz unabhängig von äußeren Schädlichkeiten, einzig und allein durch einen akuten Vorstoß der Krankheit bedingt, fühlt sich der eben noch fast Gesunde matt und elend, fällt aus einem Katarrh in den anderen, fiebert mehr oder weniger leicht, verliert den Appetit und Schlaf usw. . . . Ganz dem entsprechend ist dann auch die Stimmung eine wechselnde, sich durch jähe Gegensätze charakterisierende. Was oft als Laune erscheint, ist nichts anderes, als die naturgemäße Begleiterscheinung des physischen Ergehens." Es würde zu weit führen, wenn ich diese wechselnden Zustände, die ich wie erwähnt in meinem obenerwähnten Buche als stadium depressionis und stadium exaltationis bezeichne, hier noch ausführlicher vorführen wollte. Ich wiederhole nur, daß ich damals noch keine genauere Kenntnis von den pathologischen Zuständen Goethes hatte und nicht im entferntesten dabei an ihn gedacht hatte. Und doch deckt die Schilderung dieser Stadien sich in auffallender Weise mit den in Goethes Leben sich zeigenden wechselnden Zuständen, die auch nachdem das akuteste Stadium der physischen Krankheit überwunden ist, gleichsam eisernes Inventar des Charakters zu bleiben pflegen, wie ich aus der Erfahrung an mir selbst weiß. Und dann will ich noch hervorheben, daß die mutlose gedrückte Stimmung den Zustand einer physisch-psychischen Depression darstellt, wo man auch zu keinerlei Leistungen aufgelegt ist und es einem gar oft ergeht, wie Goethe es mit den Worten ausdrückt:

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Im stadium exaltationis dagegen, in welchem die Hoffnungsfreudigkeit, die gehobene Stimmung und Unternehmungslust einen sehr hohen Grad erreichen kann, ist man auf geeignetem Gebiet unglaublich viel zu leisten im stande, wie solches bei Goethe ja häufig genug in dem rapiden Schaffen vieler seiner Werke so eklatant hervortritt. Als Kuriosum will ich endlich hier noch erwähnen, daß ich diesen Wechsel der Stimmung bei Niederschrift meines Buchs mit Goethes Worten charakterisiert hatte: „himmelhochjauchzend — zu Tode betrübt", und bald darauf in einem Spezialwerke* des bekannten Tuberkuloseforschers Cornet zu demselben Behuf genau diese Worte und noch dazu in fettem Druck

*) Spezielle Pathologie und Theraphie. Hrsg. von Prof. Dr. Nothnagel. XIV. Band, III. Teil: Prof. Dr. G. Cornet, Die Tuberkulose.

wiederfand, worauf ich die meinigen natürlich strich. — Möbius schreibt in dieser Hinsicht sehr treffend: „Das Wesentliche aber, das in Goethes Leben ein nicht durch äußere Umstände erklärbarer Wechsel zwischen ruhigen und erregten Zeiten stattfindet und daß die wichtigsten Produktionen an diese letztere gebunden sind, ist nicht abzuleugnen. Der Einwurf, es handle sich dabei nur um „Stimmungen, will gar nichts besagen. Ein solcher Stimmungswechsel ist eben pathologisch. . . . Außer den bisher besprochenen Zeiten der Erregung mit vermehrter Produktivität finden wir in Goethes Leben einen fortwährenden Wechsel der Stimmung; Zeiten der Verstimmung wechseln unregelmäßig mit Heiterkeit, tiefgehendes Mißbehagen folgt auf Zeiten frischer Kraft." —

Möbius fährt dann fort: „Goethe selbst ist Faust und Mephistopheles zugleich, Erregung und Kritik zugleich. . . Wenn jemand im stande ist, jederzeit sich selbst zu beobachten, so ist er nicht normal". . . „In jede Gesellschaft begleitet ihn Mephisto, bei jedem Buche las er, ihm über die Schulter sehend, mit". . . . „Jeder höherstehende Mensch wird etwas wissen von der Spaltung seiner Persönlichkeit in das Positive, Tätige und das Negative, Kritische, aber normal ist diese Spaltung nicht; Höherstehen und Pathologischsein gehören zusammen." Gerade diese letzten Worte sind für den Standpunkt Möbius' sehr bezeichnend. Sie erscheinen demjenigen, der sich mit dieser Materie garnicht oder wenig befaßt hat, geradezu absurd, und dennoch liegt in ihnen sehr viel Wahres. Meint doch auch ein so gediegener and vielerfahrener Schriftsteller wie Hilty: „Die völlige Gesundheit ist nicht selten mit einer gewissen geistigen Mittelmäßigkeit verbunden, während die tiefsten Gedanken und Gefühle nur aus Leiden geboren werden" („Glück", III. Teil). Man braucht also keineswegs, wie der Türmer es in seinem Tagebuche tut (Okt. 1899, Heft 1), hinter „Goethe als pathologische (!!) Erscheinung" zwei Ausrufungszeichen zu machen und darf ihn noch weit weniger, wie es dort weiter heißt, als „kerngesunden Alten" oder „Musterexemplar körperlicher und geistiger Gesundheit" bezeichnen. Damit beweist man nur, daß man sich in Goethes Leben und Wesen nicht hinlänglich vertieft hat. Goethe ist bekanntlich in seinem langen Leben sehr viel krank gewesen. Wir folgen wieder den Aufzeichnungen bei Möbius. So machte er 1780 eine schwere Influenza (Möbius) durch. Es könnte das, wie die späteren Erkrankungen andeuten, wohl auch eine Pneumonie resp. Pleuritis gewesen sein. Später hat er viel an Angina

gelitten, der beständigen, lästigen Begleiterin der chronischen Tuberkulose. Dann wird einer „Nierenkolik" im J. 1805 erwähnt, deren heftige und häufige Anfälle dem Arzt höchst bedenklich waren. Im J. 1801 hatte Goethe eine „Blatter-Rose", richtiger wohl eine Gesichts- und Kopfrose, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Frau von Stein schreibt darüber am 12. Januar 1801: „Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose; er kann in kein Bett und muß immer in einer stehenden Stellung erhalten werden; sonst will er ersticken. Der Hals ist verschwollen, so wie das Gesicht, und voller Blasen inwendig". . . Bei schweren Erkrankungen der Respirationsorgane findet man es sehr häufig, daß der Patient nur in stehender oder sitzender Stellung noch einigermaßen zu atmen vermag. Es könnte sich hier ja auch um eine Komplikation gehandelt haben. — Am 17. Februar 1823 hatte Goethe eine Herzbeutelentzündung (Perikarditis) zu überstehen. Es heißt in der betr. Schilderung: „Am 17. Februar befiel ihn eine Entzündung des Herzbeutels und wahrscheinlich auch eines Teils des Herzens, wozu sich noch eine Entzündung der Pleura gesellte, die ihn im Verlauf der nächsten Woche an den Rand des Grabes brachte. Am 24. Februar war der Tag der Entscheidung. Die Ärzte befürchteten das Schlimmste." Hierzu bemerke ich, daß es nicht selten vorkommt, daß eine linksseitige Pleuritis in der Herzgegend auf den Herzbeutel überspringt und dann sehr lästig und gefährlich werden kann. Dergleichen kommt sehr häufig auch gerade bei Tuberkulösen vor, wobei tuberkulöse Prozesse die Ursache der Pleuritis sind. Auch ich habe eine solche Krankheit mit jener Komplikation zu bestehen gehabt. — Im November desselben Jahres erkrankte Goethe an einem quälenden Husten, der in ein „Brustfieber" ausartete, mit Schmerzen in der Herzgegend verbunden war und so schlimm wurde, daß man die „Brustwassersucht" befürchtete. Möbius meint mit Recht, daß es sich auch um eine linksseitige Pleuritis gehandelt habe. Die Häufigkeit der Verdauungsstörungen, die sein behandelnder Arzt Dr. Vogel erwähnt und eine Augenentzündung (1829) passen beide in den Rahmen unserer Diagnose und sind oft geradezu symptomatisch. Handelt es sich doch auch hier, wie bei Brustleiden schwererer Art, um Ernährungsstörungen ernsterer Natur. —

Gleichsam als Siegel unserer Diagnose erscheint der schwere Blutsturz am 30. November 1830, den Goethes Arzt Dr. Vogel als „Lungenblutsturz" aus den geborstenen, bedeutenden Blut-

gefäßen bezeichnet. Möbius sieht sich hier wieder vor ähnlichen Schwierigkeiten, wie bei der Leipziger Blutung. „Es kann sich," giebt er aber doch zu, „um eine Blutung aus dem alten Krankheits-Herde in der Lunge handeln." Ohne Frage ist es eine solche gewesen, wenn man nicht, was ja auch nicht ganz ausgeschlossen wäre, an einen durch all die Prozesse in der Lunge allmälig vorbereiteten Blutsturz aus einem neuen Krankheitsherde denken will. Daß das Blut aus der Lunge stammt, scheint mir gar keinem Zweifel zu unterliegen und ergiebt sich jetzt ja auch schon aus der ganzen Anamnese. — Auch Goethes Tod weist uns immer wieder auf die Brust hin. Am 15. März 1832 zog er sich eine Erkältung zu. „In der Nacht vom 19. auf den 20. März trat ein Anfall von Angina pectoris ein: Schmerz in der Brust, Atemnot, heftige Angst. . . Die Zähne klapperten vor Frost, der Puls war so schnell, daß man ihn kaum zählen konnte." Dann erholte er sich etwas. Am 21. März, 11 Uhr vormittags, kollabierte der Kranke, d. h. er wurde unbesinnlich, die Hände wurden kühl, es trat Schweiß ein, der Puls wurde klein und rasch, es begann in der Brust zu rasseln, der Kranke phantasierte dazwischen und wurde somnolent*. Am 22. März 1/2 1 Uhr trat der Tod ein. Es wird sich — besonders charakteristisch ist der Schüttelfrost — wohl auch wieder um eine Pneumonie** oder Pleuritis gehandelt haben, und der Tod erfolgte schließlich durch Herzlähmung. Ottilie Goethe schreibt an Holtey: Goethe sei „nach kurzem Kranksein am Stickflusse in Folge eines nervös gewordenen Katarrhalfiebers" gestorben. „Wir würden sagen," bemerkt Möbius, „weil bei der letzten katarrhalischen Erkrankung sein Herz erlahmte."

Daß von Goethe berichtet wird, er sei wohlbeleibt gewesen, die Brust breit und gewölbt, der Hals rund, steht zu unserer Diagnose (gutartigste Form von Tuberkulose) durchaus nicht im Widerspruch. Ist es doch jetzt allgemein bekannt, daß selbst Athleten an Phthise zu Grunde gehen, ja sie gerade bis zu 60%. Ich habe auch mehrere solcher starknackiger, muskulöser und

*) „Kurz vor dem Tode, je mehr das Fieber den Charakter der Asthenie annimmt, wird das Sensorium meist benommen, der Kranke deliriert, oder wird somnolent und hat oft ein leichtes Ende." (Niemeyer, Pathologie, Kapitel: Chronische Miliartuberkulose.

**) Niemeyer schreibt (Pathologie, Kapitel: Kroupöse Pneumonie): „Der Kranke stirbt in vielen Fällen „an nervöser Grippe" . . . und weiter: „Ich erinnere hier noch einmal an den Schüttelfrost, welcher bei solchen Kranken fast niemals fehlt."

wohlbeleibter Männer gekannt, die nach langem Kränkeln der Phthise erlagen. Auch von mir sagte einst mein Arzt: „Kolossale Muskulatur!“ Die weitere Schilderung: „Die Haut zart und weiß mit durchschimmernden Venen, an den Unterschenkeln geringe Varicositäten“ stimmen dann genau wieder mit dem tuberkulösen Habitus. —

Möbius bedauert mit Recht, daß die Photographie zu Goethes Zeiten noch nicht erfunden war. Die Bilder, die wir besitzen, sind einander sehr unähnlich und geben das Original gewiß nicht ganz getreu wieder. Ich möchte es indessen doch nicht unterlassen, den Leser zur Prüfung einiger charakterischer Bilder aufzufordern. Der etwa im 28. Lebensjahre angefertigte Kupferstich zeigt uns ein relativ hageres Gesicht mit sehr scharfen Zügen und ziemlich langem Halse. Auch das Gemälde vom Juli 1779 zeigt noch einen schlanken jungen Mann. In dem Bildnis vom Juni 1828 fallen die starken „Schatten“ unter den Augen auf und charakteristisch ist auch die stark nach vorn gebeugte Gestalt des im März 1832 erschienenen Bildes, das auf Grund der Schreinerschen Lithographie entworfen worden ist. Das Pathologische ist allen diesen Bildern mehr oder weniger stark aufgeprägt. Bei keinem derselben ist man versucht auszurufen: „Der kann unmöglich tuberkulös gewesen sein:“ —

Zur Vervollständigung des von uns bisher Vorgeführten, erinnere ich noch daran, daß nach dem ersten Sohn August Goethe noch 4 Kinder geschenkt worden sind. Das eine von ihnen war ein todtgeborener Knabe, die übrigen starben gleich nach der Geburt oder bald. Ob hierbei nicht auch schon die Tuberkulose die Hand im Spiel hatte? Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß Frühgeburt, Totgeburt und große Kindersterblichkeit so recht zum Herrschaftsgebiet der Tuberkulose gehören. Das einzige am Leben gebliebene Kind August war eine durch und durch krankhaft veranlagte Natur. Sein Tod ist in Dunkel gehüllt. Der Arzt habe erklärt, er sei nach einer zurückgetretenen Hautkrankheit dem Gehirnschlage erlegen. Man vermutete, daß August an den Pocken erkrankt gewesen sei. Andere denken an Selbstmord. Die Wittwe Prellers berichtet, es habe sich bei der Sektion eine „Blatter auf dem Gehirn“ gefunden. Möbius meint wohl mit Recht: „Wahrscheinlicher (als die Pocken- und Scharlach-Diagnose) ist, daß die Ursache des apoplektischen Anfalls eine schon vorhandene Gehirnerkrankung war, daß das Fieber nur den Anstoß gab. Diese Gehirnerkrankung könnte Wirkung des Alko-

holismus oder progressiver Paralyse gewesen sein. Wenn ein 40jähriger Mann an einem Gehirntod stirbt, denkt man zuerst an progressive Paralyse oder an deren Ursache." Mir scheint es auch nicht ausgeschlossen, daß August Goethe einer Gehirntuberkulose erlegen sei. Von seinen Söhnen — das ist noch für die Diagnostizirung der Krankheit sowohl Augusts als auch unseres großen Dichters von Belang — starben der eine an der Schwindsucht, der andere an asthmatischen Anfällen. „Der Schwindsüchtige stammt ab vom Schwindsüchtigen" (Hippokrates).

Überblicken wir im Zusammenhang alle die in Vorstehendem genannten, für die zu stellende Diagnose wichtigsten Symptome und schließen wir aus ihnen und ex juvantibus, so werden wir uns schwerlich ein anderes Urteil über das Pathologische in Goethe erlauben dürfen, als das von uns oben abgegebene.

Der Versuch, den Persönlichkeiten hervorragender Menschen durch Analyse ihrer Konstitution näher zu treten, sollte — so meinen wir zum Schluß — nicht so befremdend erscheinen. Jedenfalls wird der Charakter einer Persönlichkeit — das wird wohl jeder Einsichtige zugeben — durch einen etwaigen pathologischen Untergrund entschieden in weit höherem Grade beeinflußt und gebildet werden als durch die zufälligen Umstände, in denen sie sich befindet, durch Ereignisse, die an sie herantreten — durch das „Milieu". Das Erforschen des Pathologischen, von der Norm abweichenden, bei großen Männern und das Abschätzen *inwieweit* solches im Charakter derselben und in ihren Leistungen für die Menschheit eine mehr oder weniger leitende Rolle spielt, das Verhältnis ihres Somatischen zum Psychischen und deren *gegenseitiges* unablässiges Sichbeeinflussen wäre, so meinen wir, wohl ein würdigeres und dankbareres Objekt für Wissenschaft und Kunst als die Kultivierung der widerwärtigen und dummen Lehre (Möbius) vom Milieu. Wir brauchen dabei auch nicht allzu ängstlich zu sein und etwa mit dem „Türmer" (Okt. 1899, Heft 1) vor solcher „rein materialistischen* Beweisführung", wie er die Möbiusschen Ausführungen nennt, zu warnen. Es mag ja wohl vielen die Bezeichnung des Hoch- und Höchststehenden als Pathologisch überraschend oder nicht recht sympathisch sein. Es wird gewiß so mancher mit dem „Türmer" meinen, daß „pathologisch" nicht „das rechte Wort sei für die göttliche Eingebung, mit der

*) Dafür, daß Möbius selbst nicht der materialistischen Weltauffassung huldigt, scheinen mir abgesehen vom ganzen Tenor des Buchs auch noch einige deutliche Winke zu sprechen.

der Unerforschliche und Allgütige einzelne Auserwählte unseres Geschlechts begnadet". Aber wegleugnen läßt sich doch nun einmal das Pathologische nicht, wo es vorhanden ist oder war. Wir sind also gezwungen, es mit in unsre Rechnung aufzunehmen und uns so oder so mit ihm abzufinden. Ist es aber denn so schwer, über das „Pathologische" einerseits und die „göttliche Eingebung" anderseits die Brücke zu schlagen? Kann denn nicht auch der Pathologische — um die vom „Türmer" zitierten Worte Goethes zu gebrauchen — als „ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten sein, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses"? Sollte der Gott, der einem den siechen oder doch weniger robusten Leib gab, nicht diese unzweifelhafte Benachteiligung durch eine feinere, eindrucksfähigere, höherstehende, weil gleichsam ätherischere Organisation, sowie in Verbindung damit durch einen dem gewöhnlichen Treiben dieser Welt fremden, aufgeschlossenen, zu Höherem und Idealem geneigten Sinn, einen lebhafteren, begabteren Geist bis hinauf zu den Höhen des Genius zu verleihen im Stande sein? Und sollte hierin nicht gerade auch wiederum ein klarer Erweis der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade liegen, die, wenn sie schlägt, doch auch verbindet, wenn sie nimmt, doch auch tausendfach wiedergibt?

Schau, darum ist der reiche Schacht,
Das tiefste Wasser dunkel,
Und, ist sie finster, zeigt die Nacht
Das schönste Sterngefunkel.

Ich glaube die Anerkennung des pathologischen Untergrundes bei den weitaus meisten der hervorragendsten Männer — die Ausnahmen, die gewiß vorkommen, bestätigen nur die Regel — braucht uns noch lange nicht in den Materialismus zu führen. Hier giebt es doch noch Tausende von Kombinationen über das Verhältnis der göttlichen Eingebung zum Genius und dann wieder über die Wechselwirkung von Physis und Psyche und, wie die Sterne am Himmel, noch unzählige andere Dinge, von denen unsre Weisheit sich nichts träumen läßt. Sollten wir aber vor all dem im letzten Grunde doch „Unerforschlichen" nur staunend stehen und, wie der „Türmer" meint, es nach Goethes Rat „ruhig verehren?" Sollten wir nicht vielmehr dennoch berechtigt sein, auch ihm, dem Rätselhaften, sinnend nachzugehen? Es, *soweit* es für uns *greifbar* ist, auch zu *fassen* und derart ein Körnlein Wahrheit nach dem anderen zu ihrem Tempel zu tragen versuchen als unser geringes Opfer? Geschieht es doch alles nicht

nur zu unſrer eigenen Förderung, ſondern ſicherlich doch auch im Dienſte des Reiches, wo das Licht wohnt und die Wahrheit thront! —

Ich ſchließe mit dem Wunſche, der Leſer möge, vielleicht auch durch dieſe Zeilen angeregt, ohne Vorurteil dem Studium des Pathologiſchen bei unſren größten Männern näher treten und er wird nicht umhin können, ihm nicht nur ein hohes Intereſſe abzugewinnen, ſondern auch den gewiß nicht geringen Einfluß desſelben auf den ganzen Charakter und in Sonderheit auch auf die Begabung des betreffenden Individuums zuzugeſtehen und zwar, ſo hoffe ich, ohne damit in den Materialismus zu geraten.

Von unseren Theatern.

Über das Rigasche Stadttheater im zweiten Drittel der Saison 1903/4.

In der Zeit vom 19. November 1903 bis zum 19. Februar 1904 haben im Rigaschen Stadttheater an 97 Abenden oder Nachmittagen im Ganzen 109 Vorstellungen stattgefunden. Davon entfielen:

auf das Schauspiel . . .	25
auf das mittlere Lustspiel .	3
auf Schwänke und Possen .	18
auf die Oper	32
auf die Operette	14
auf das Märchenspiel . .	10
auf das Ballet	5
Festspiel	2
Im Ganzen:	109 Vorstellungen.

Von diesen 109 Vorstellungen entfielen nun 60 oder vielmehr, da wir hierbei auch die Aufführungen im ersten Drittel der Saison (vgl. B. M. Januarheft S. 73) berücksichtigen müssen, 77 auf Wiederholungen, so daß also im Ganzen 32 (einschließlich der wiederholten: 49) verschiedene Stücke aufgeführt wurden. Davon waren — wir fügen im Folgenden die Anzahl der Aufführungen jedes Stückes in Klammern hinzu und schließen die aus dem ersten Saisondrittel wiederholten Stücke in kleinerer Schrift an —:

Schauspiele — 8 (einschließlich der wiederholten: 13) und zwar: je 1 Mal Meilhac's und Halevy's „Frou-Frou"; Ibsens „Baumeister Solneß"; Hoffmannsthals „Die Hochzeit der Sobeide"; Antonius und Kleopatra; Sudermanns „Heimat"; Torquato Tasso (2); Beyerleins „Der Zapfenstreich" (7); M. Halbes „Der Strom" (6);

Maria Stuart (1, überhaupt in der Saison 2); Grillparzers „Gastfreund" und „Argonauten" (1, überhaupt 4) und „Medea" (1, überhaupt 4); Bloems „Es werde Recht" (1, überhaupt 5)); Meyer-Försters „Alt-Heidelberg (1, überhaupt 4).

Mittlere Lustspiele — 2 und zwar: Capus' „Das Glück" (1); Schnitzler's „Literatur" (2).

Possen, Schwänke ꝛc — 5 (einschließlich der wiederholten: 6) und zwar: Klein Geld (5); Resemanns Rheinfahrt (4); Robert und Bertram (3); Raub der Sabinerinnen (2); Der Salontiroler (2);

Liebesmanöver (2, überhaupt 4).

Opern — 11 (einschließlich der wiederholten: 19) und zwar: Bajazzo (2); Cavalleria rusticana (3); Faust (1); Mikado (3); Aida (2); Fidelio (2); Pik Dame (1); Walküre (1); Orpheus und Eurydike (2); Maienkönigin (2); Freischütz (1);

Die Lustigen Weiber (1, überhaupt 2); Louise (3, überhaupt 8); Robert der Teufel (1, überhaupt 3); Waffenschmied (1, überhaupt 2); Tannhäuser (1, überhaupt 2); Lohengrin (2, überhaupt 4); Heimchen am Herd (2, überhaupt 3); Hugenotten (1, überhaupt 2).

Operetten — 3 (einschließlich der wiederholten: 5) und zwar: Don Caesar (3); Fledermaus (5); Die Glocken von Corneville (1);

Der Rastelbinder (3, überhaupt 12); Der Bettelstudent (2, überhaupt 6).

Märchenspiele — 1 (einschließlich der wiederholten: 2): Die Zauberrute (8);

Hänsel und Gretel (2, überhaupt 5).

Ballet — 1: Die Puppenfee (5).

Festspiel — 1: Herder in Riga (2).

Unter diesen Stücken waren Novitäten: die Schauspiele: „Zapfenstreich", „Der Strom", „Hochzeit der Sobeide"; das Festspiel „Herder in Riga"; das Lustspiel „Literatur" und der Schwank „Resemanns Rheinfahrt". Im Ganzen also 6 Stücke, d. h. ebensoviel wie im ersten Drittel der Saison.

Es ist nun sehr lehrreich zum Vergleich die Darbietungen des Revaler Interimstheaters im gleichen Zeitraum heranzuziehen. Vom 19. November bis zum 19. Februar wurden hier im Ganzen 74 Vorstellungen gegeben und davon entfielen:

auf das Schauspiel . . .	27
auf das mittlere Lustspiel .	9
auf Possen und Schwänke .	18
auf die Operette	16
auf ein Weihnachtsspiel .	4

In diesen 74 Vorstellungen wurden im Ganzen 41 (oder wenn wir die aus dem ersten Drittel der Saison wiederholten mitzählen 50) verschiedene Stücke aufgeführt. Davon waren:

Klassische Dramen — 6 (bezw. 7), je ein Mal: Lessings „Nathan der Weise" und „Emilia Galotti"; Schillers „Maria Stuart"; Körners „Zriny"; Shakespeares „König Richard III"; Goethes „Iphigenia";
Grillparzers „Hero und Leander".

Andere Schauspiele — 16 (bezw. 17): Haupmanns „Biberpelz"; Hudgson-Burnett's „Der kleine Lord"; Beyerleins „Zapfenstreich" als Novität (2); Ibsens „Gespenster", „Klein-Eyolf" und „Nora"; Halbes „Der Strom"; Bojers „Theodora"; Schmidt's „Mutter Landstraße" als Novität (2); Wolfsohns „Nur eine Seele"; Ganghofer und Brociners „Hochzeit von Valeni"; Dumas' „Cameliendame"; Bertou und Simons „Zaza"; Leslys „Leibeigenschaft" als Novität; des Fürsten von Montenegro „Die Kaiserin des Balkans"; O. Ernsts „Die Gerechtigkeit" als Novität;
Meyer-Försters „Alt-Heidelberg" (2, überhaupt 3).

Mittlere Lustspiele — 7 (bezw. 8): Mosers „Krieg im Frieden" und „Veilchenfresser"; Benedix „Die zärtlichen Verwandten"; Nischs „Das Ewig-Weibliche" als Novität (2); Thoms „Die Lokalbahn" als Novität; Schönthan und Kadelburgs „Komtesse Guckerl"; Dumas' „Kean";
Blumenthals „Fee Caprice" (1, überhaupt 3).

Possen und Schwänke — 5 (bezw. 9): Kraatz und Stobitzers „Mamselle Tourbillon" als Novität (2); „Der Hochtourist" als Novität (2); Mannstädts „Stabstrompeter"; Krenn und Schönfelds „Himmelhof" als Novität (3); Freunds „Eine tolle Nacht";
„Der blinde Passagier" (2, überhaupt 4); „Reise um die Erde in 80 Tagen" (2, überhaupt 9); „Lutti" (4, überhaupt 6); Schönaus „Seine Kammerzofe" (1, überhaupt 2).

Operetten — 6 (bezw. 9): „Pariser Leben" (2); „Der arme Jonathan" (2); „Der Vizeadmiral" (2); „Die Landstreicher" als Novität (4); „Orpheus in der Unterwelt (2); „Das süße Mädel" (1);
„Der Zigeunerbaron" (1, überhaupt 2); „Der Obersteiger" (1, überhaupt 3); „Die Fledermaus" (1, überhaupt 2).

Weihnachtsspiel — 1: Anthonys „Amaranth" (4).

Darunter befanden sich 10 Novitäten und zwar 4 Schauspiele, 2 Lustspiele, 3 Possen oder Schwänke und 1 Operette.

Wie gesagt, es ist doch recht lehrreich, diese Repertoir-Übersichten unsrer beiden Theater mit einander zu vergleichen, und — man wird nicht umhin können zuzugestehen, daß das Revaler

Theater ohne Zweifel günstiger abschneidet. Wir gehen hier wiederum von den prinzipiellen Anschauungen über die heutige Bedeutung und Aufgaben unsrer Bühnen aus, wie sie im Januarheft der „B. M." dargelegt wurden. Was zunächst die Abwechslung und Reichhaltigkeit der Darbietungen anlangt, so wurden also in Reval im zweiten Saisondrittel in 74 Vorstellungen 41 (bezw. 50, vgl. o.) verschiedene Stücke aufgeführt, das sind etwa 55,4 pCt. (bezw. 67,5 pCt.), während in Riga deren Anzahl bloß etwa 29,4 pCt. (bezw. 45 pCt.) erreichte. Und zu einem ähnlichen Resultat gelangt man, wenn man die beiden ersten Drittel der Saison zusammen ins Auge fast: in Reval sind es in diesem Zeitraum 60,7 pCt. verschiedener Stücke, in Riga etwa 34,5 pCt., oder, wenn wir die Oper nicht mitrechnen, bloß 28 pCt.

Fragen wir — und darauf wird es ja in erster Reihe ankommen — nach den dem Schauspiel und mittleren Lustspiel gewidmeten Vorstellungen, so betrug ihre Zahl im zweiten Drittel der Saison in Reval ca. 48,6 pCt,. in Riga dagegen nur 27,5 pCt., oder vielmehr, da wir hier, um bei komparablen Größen zu bleiben, natürlich von der Gesamtzahl die (in Reval fehlenden) Opernvorstellungen in Abrechnung bringen müssen — 39 pCt. Das Verhältnis gestaltet sich freilich für Riga wesentlich günstiger, wenn wir die beiden ersten Drittel der Saison zusammen betrachten: in Reval entfallen dann auf das Schauspiel und mittlere Lustspiel 43,6 pCt. der Vorstellungen, in Riga (nach Abrechnung der Oper) 45,3 pCt. Aber dieses Verhältnis wird wieder bedeutend zu Ungunsten der Rigaschen Bühne verschoben, wenn wir die Frage stellen, wie viel verschiedener solcher Stücke in dem genannten Zeitraum hier und dort zur Darstellung kamen. In Reval sind nämlich in 61 Schauspiel- und Lustspielvorstellungen 51 verschiedene Stücke dargeboten worden, das sind 83,6 pCt. der Gesamtzahl, in Riga dagegen in 68 Vorstellungen 28 Stücke, das sind bloß 41,2 pCt. Man ist also in Reval bedeutend vielseitiger im Einstudieren von Stücken gewesen, als in Riga, wo verhältnismäßig sehr viel häufiger Wiederholungen stattfinden. Das erklärt sich einerseits gewiß auch aus den Verhältnissen und Bedürfnissen der größeren Stadt; ob jedoch nur daraus, das ist eine Frage, die nicht so einfach zu beantworten ist. —

Dagegen halten sich, was die klassischen Stücke, das große Drama, anlangt, beide Bühnen in erfreulicher Weise die Wage: in Reval gelangten (gerechnet bis zum 19. Febr.) im Ganzen 13

in Riga 12 zur Aufführung. Nur daß sie in Reval regelmäßiger und zielbewußter verteilt scheinen; und hier erfreuen sich diese Aufführungen auch eines konstant regen Besuchs. Es ist das eine Erscheinung, deren Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf. Allerdings wurden diese Bühnenwerke hier, wenigstens im zweiten Saisondrittel, durchweg zu ermäßigten Preisen gegeben. Die Rigasche Bühne befolgt in dieser Hinsicht ein ganz anderes Verfahren. Dort, in Reval, wurden außer 7 klassischen Stücken noch 4 andre (Alt-Heidelberg, 2 Mal; Reise um die Erde; Mamselle Tourbillon; Amaranth, 3 Mal), im Ganzen 11 Stücke in 14 Vorstellungen zu ermäßigten Preisen gegeben; hier, in Riga, dagegen folgende 10 Stücke in 17 Vorstellungen: Maria Stuart; Bettelstudent; Es werde Recht; Liebesmanöver; Klein Geld; Zapfenstreich; Robert und Bertram; Alt-Heidelberg; Raub der Sabinerinnen; Zauberrute (8 Mal). Der Unterschied ist in die Augen fallend: dort läßt man, außer den Rücksichten auf die Kasse und das Weihnachtsvergnügen der Jugend, auch noch andre, größere Gesichtspunkte, die aus einer tieferen Auffassung der besonderen Aufgaben unsres Theaters gewonnen werden, für die Aufführungen zu ermäßigten Preisen maßgebend sein; hier scheinen das fast ausschließlich die Bemühungen um Kassenerfolg zu sein. Man wird nicht sagen können, daß dies einen besonders erfreulichen Eindruck macht. Und merkwürdiger Weise stellt sich bei dieser Spekulation auch nicht einmal immer der erhoffte Erfolg ein; „Liebesmanöver" (zum vierten Mal gegeben) und „Robert und Bertram" (zum dritten Mal gegeben) erzielten bei ermäßigten Preisen, am Sonntag Nachmittag, bloß eine Frequenz von 675 Personen, also nur wenig mehr als die erfahrungsmäßige Besuchsziffer im Durchschnitt (624) überhaupt beträgt; und zum „Klein-Geld", bei dem die Frequenzziffer nur in der Erstaufführung über den Durchschnitt hinausgegangen und bis zum vierten Mal auf 425 gesunken war, erschienen, als es am Sonntag Nachmittag zum fünften Mal auch noch zu ermäßigten Preisen über die Bretter ging, doch nur 625 Besucher. — Dagegen verdient wohl auch bemerkt zu werden, daß „Maria Stuart", bei ermäßigten Preisen und zwar bereits zum zweiten Mal in der Saison gegeben, doch immer 875 Besucher hatte; es ist das, abgesehen von der „Zauberrute", die viertgrößte Frequenzziffer bei den Vorstellungen zu ermäßigten Preisen. Ähnliche Beobachtungen konnten auch schon im ersten Saisondrittel gemacht werden (vgl. B. M. Heft 1 S. 76). Die Schlußfolgerungen daraus für die Theaterleitung ergeben sich

leicht: auch in Riga können unsre großen Bühnenwerke bei den Vorstellungen zu ermäßigten Preisen auf ein dankbares Publikum rechnen und daher bedarf es in dieser Hinsicht wohl sicherlich keiner allzu ängstlichen Zurückhaltung.

Nicht ohne Interesse ist es nun wiederum, sich die Frequenz des Rigaschen Theaters überhaupt (für einige Vorstellungen fehlen uns dabei leider die Daten) vor Augen zu führen. Sie betrug im zweiten Drittel der Saison:

Über 1000 Personen: in den Schauspielen: Der Strom; Zapfenstreich; — in den Possen und Schwänken: Klein Geld; Raub der Sabinerinnen; Robert und Bertram; — in den Opern: Faust; Mikado; Louise; Pik Dame; — in den Operetten: Fledermaus (3 Mal); Glocken von Corneville; Bettelstudent; Don Caesar; — im Märchenspiel: die Zauberrute (8 Mal).

Über 800 Personen: Maria Stuart; Frou-Frou; Baumeister Solneß; Es werde Recht; Zapfenstreich; Der Strom (950); — Louise; Cavalleria Rusticana und Bajazzo; Tannhäuser; Lohengrin; Aida (950); — Fledermaus (925).

Über 700 Personen: Der Strom; — Mikado; Louise; Hugenotten; — Fledermaus.

Über 600 Personen: Zapfenstreich (2 Mal); — Liebesmanöver; Klein Geld; Robert und Bertram; — Freischütz; — Rastelbinder.

Über 500 Personen: Medea; Zapfenstreich; der Strom; — im Lustspiel: Literatur (und Oper Maienkönigin); — Klein Geld; Resemanns Rheinfahrt; Robert und Bertram; Salontiroler (und Bajazzo); — Mikado; Orpheus und Eurydike (und Ballet Puppenfee); — Heimchen am Herd (und Puppenfee); — Bettelstudent.

Über 400 Personen: Torquato Tasso (und Festspiel: Herder in Riga) bei der zweiten Aufführung; Hochzeit der Sobeide (und Literatur); der Strom (2 Mal); — Liebesmanöver; — Klein Geld (2 Mal); Resemanns Rheinfahrt; — Lustige Weiber; Robert der Teufel; — Rastelbinder.

Unter 400 Personen: Der Zapfenstreich (275 Personen!) — Don Caesar (325 Personen).

Die absolut größte Zahl von Besuchern erzielten „Der Bettelstudent" — 1375, am Sonntag Nachmittag, und „Robert und Bertram" — 1350, am Sonntag Abend; im Ganzen aber 23 Vorstellungen über 1000. Darunter 8 Mal das stets zu

ermäßigten Preisen gegebene Märchenspiel „Die Zauberrute", 6 Operetten, 4 Opern, 3 Possen und nur 2 Mal ein Schauspiel: „Der Strom" in seiner Premiere und „Zapfenstreich", aber am Sonntag Nachmittag und bei ermäßigten Preisen! Diese Übersicht gibt nun allerdings zu denken. Jedoch muß dabei im Auge behalten werden, daß von diesen 23 Vorstellungen 18 an einem Fest- oder Sonntag Nachmittag oder Abend, und nicht weniger als 9 bei ermäßigten Preisen stattfanden.

Sodann scheint aber auch aus obiger Zusammenstellung keineswegs hervorzugehen, daß das Schauspiel in Riga etwa zu wenig Anziehungskraft ausübt, als daß solche Stücke häufiger auf das Repertoire gesetzt werden könnten. Öftere, mannigfaltigere Aufführungen dieser Art würden das ohne Zweifel noch deutlicher erkennen lassen. Der Häufigkeit der Wiederholungen scheinen dabei allerdings gewisse Grenzen gezogen zu sein. So wurde u. a. im zweiten Drittel „Der Zapfenstreich" nicht weniger als 7 Mal gegeben; die Besucherzahl war dabei: 1) 650, 2) 850, 3) 525, 4) 275, die niedrigste überhaupt erreichte Ziffer; 5) 620, 6) ?, 7) 1150, aber am Sonntag Nachmittag bei ermäßigten Preisen. „Der Strom" wurde 6 Mal gegeben; Frequenz: 1) 1225, 2) 725, 3) 950, 4) 550, 5) 450, 6) 475, die Hälfte davon also unter dem normalen Durchschnitt; dreimal wäre also am Ende genügend gewesen.

Und noch ein für unsre Bühne recht charakteristisches und beachtenswertes Moment tritt uns hier entgegen; es ist der rege Besuch, dessen sich die Oper erfreut, daneben natürlich auch die Operette. Die Oper pflegt selbst bei Wiederholungen meist gut besetzt zu sein. So wurde z. B. „Louise" nach 5maliger Aufführung im ersten Drittel im zweiten noch 3 Mal gegeben; die Frequenz war dabei: 6) 875, 7) 725, 3) 1150. Die alte treffliche „Fledermaus" wurde ganze 5 Mal aufgeführt und immer zahlreich besucht: 1) 1225, 2) 1225, 3) 925, 4) 775, 5) 1110. Diese Tatsache findet ihre Erklärung z. T. ja in der Zusammensetzung unsres Publikums und ist deshalb gewiß sehr zu berücksichtigen. Es fragt sich nur, in welchem Maße das geschieht und geschehen sollte. Nun erweist sich aber folgendes. Der Oper, Operette und dem Ballet waren im zweiten Saisondrittel nicht weniger als 46,8 pCt. aller Vorstellungen eingeräumt, im ersten und zweiten zusammen 45,5 pCt; der Oper allein im zweiten Drittel 29,4 pCt. und im ersten und zweiten zusammen 28,2 pCt. Zudem darf hier auch nicht unbeachtet bleiben, daß in den 59 Opernvorstellungen nicht

weniger als 30 verschiedene Opern zur Aufführung gelangten, das sind über 50 pCt. Vergleicht man damit, was wir bezüglich des Schauspiels feststellen konnten, so zeigt sich ganz augenscheinlich, daß die Theaterleitung der Oper eine besonders starke Bevorzugung angedeihen läßt auf Kosten des immerhin — relativ — ein wenig stiefmütterlich behandelten Schauspiels. Es fragt sich aber doch noch sehr, ob hierin des Guten nicht zuviel geschieht und ob eine solche Verteilung durchaus einwandfrei ist. Unsre Bühne hat nun einmal ihre besonderen Aufgaben zu lösen und unter erschwerenden Umständen zu lösen. In ihrer Wirksamkeit darf daher der Hauptgesichtspunkt, der literarisch-künstlerische, nicht mehr zurücktreten, als die beengten Verhältnisse es in zwingender Weise notwendig machen. Und daher eben müßte in der Pflege des großen Schauspiels, unter andrem z. B. auch Shakespeares, allerdings noch mehr geschehen, als es der Fall ist.

X.

* * *

Eröffnet wurde das 2. Drittel der laufenden Saison durch das Gastspiel der Frau Prasch-Grevenberg, die in den 3 Stücken: „Frou Frou" von H. Meilhac und L. Halevy, „Das Glück" von A. Capus und „Baumeister Solneß" von Henrik Ibsen auftrat. Die Auswahl gerade dieser Stücke war keine glückliche. Als Frou-Frou erschien die hochgeschätzte Künstlerin im ersten Teil ihrer Rolle zu gereift und überlegen, wenngleich man aus ihrem meisterhaften Spiel wohl ein Verständnis dafür gewinnen konnte, daß sie in dieser Rolle dereinst große Triumphe gefeiert hatte. Das Stück von Capus ist eine Pariser Komödie mit herzlich wenig Handlung, sie liegt unsrem Empfinden recht fern, bei dieser Grisetten-Wirtschaft kann man sich beim besten Willen nicht erwärmen. Ibsens Baumeister Solneß, dieses Non plus ultra an Phantastik und Symbolik, ist zur Aufführung auf der Bühne überhaupt nicht geeignet, es ist erfreulicher Weise auch ohne Wiederholung vom Spielplan verschwunden. — Von unsren Schauspielern zeichnete sich am meisten bei diesem Gastspiel Herr Rückert aus, er spielte den Vater Brigard in Frou-Frou gut und brachte das innerlich Zerrissene des von Selbstqualen gefolterten Baumeisters Solneß treffend zum Ausdruck. Herr Oeser gab den Fatalisten Breard im Glück, der mit beispielloser Sicherheit an ein Glück glaubte, mit viel Geschick. Frau Ermarth war als tugendreiche Geneviéve eine liebliche Erscheinung, Frl. Herter als Simone blendend und verführerisch.

Herr Harprecht verlieh der Rolle des glücklichen Millionärs recht charakteristische Züge: Gutmütigkeit und Einfalt. Frl. Roland fehlte es als Josephine an der bei einem französischen Stück doch besonders erforderlichen Grazie. Frau Römer gab die schwer leidende Frau des Baumeisters Solneß recht gut wieder. — Im allgemeinen machte es beim Gastspiel Prasch-Grevenberg den Eindruck, als hätten unsre Schauspieler nicht genügend Zeit zum Einstudieren ihrer Rollen gehabt.

Als einziges Trauerspiel in dieser Spielzeit wurde Shakespeares prächtige Tragödie Antonius und Kleopatra zur Aufführung gebracht. Große, ergreifende Bilder der Weltgeschichte rollen an unsren Augen vorüber und stellen der szenischen Darstellung ernste Schwierigkeiten entgegen. Leider brachte diese mit Ungeduld erwartete Vorstellung manch herbe Enttäuschung aber auch bezüglich der auftretenden Schauspieler. Frl. Herter erwies sich der Rolle der Kleopatra nicht ganz gewachsen. Wohl brachte sie das Verführerische, Verlockende der königlichen Buhlerin gut zum Ausdruck, wohl riß ihr feuriges Temperament die Zuschauer hin, aber in der Darstellung der Majestät der Kleopatra versagte ihre Kraft, zeigte sie zu wenig königliche Hoheit. — Auch Herrn Becker gelang es nicht, die Doppelnatur im Wesen des Marcus Antonius genügend zu markieren. Dem krieggeübten Feldherrn fehlte die dominierende Gewalt, die ritterliche Heldenhaftigkeit, dem schwelgerischen Genußmenschen aber die hingebende Weichheit. Herr Klein als Octavius Cäsar war gleichfalls nicht befriedigend. Sollte das wirklich die machtvolle Herrschergestalt des künftigen Augustus sein, der ruhmvolle Beherrscher des römischen Weltreichs? Zu dieser Vorstellung konnte man schwer gelangen. Wirklich befriedigend war Herr Oeser als Sextus Pompejus und Frau Ermarth in der kleinen Rolle der Octavia. — So war im allgemeinen diese Vorstellung keine gelungene zu nennen.

Zum Gedächtnis des 100. Todestages von Johann Gottfried Herder wurde ein Festspiel von Alexander Freytag von Loringhoven „Herder in Riga" und Goethes Torquato Tasso aufgeführt. Mit großer Sorgfalt hatte der Verfasser des Festspiels aus alten Akten des Rigaschen Rates und andern Dokumenten ein lebenswarmes Bild des Lebens unsrer alten Vaterstadt zur Zeit Herders zusammengestellt und mit regem Interesse folgte das zahlreich erschienene Publikum der allerdings etwas unvermittelt sich entwickelnden Handlung. — Herder selbst wurde durch Herrn Becker in Spiel und Maske gut dargestellt, Frau Ermarth gab die Rolle der

Charlotte Ruhendorf mit echt weiblicher Anmut, gut spielte auch Herr Harprecht den jungen Gustav Ruhendorf und Herr Fender den alten Buchhändler Hartknoch. Im allgemeinen ist das Festspiel seiner Aufgabe, die Manen Herders zu ehren, gerecht geworden. — An das Festspiel schloß sich als erstes Schauspiel in dieser Spielzeit Torquato Tasso. Herr Becker spielte die Titelrolle in der Tat sehr gut. Mit edlem Schwung sprach er die herrlichen Goetheschen Verse, mit tiefem Ernst hatte er seine Rolle erfaßt, durchaus maßvoll und charakteristisch war auch sein Spiel. Frau Ermarth verband als Eleonore von Este äußere Anmut mit wirklich graziöser Darstellung, sprach aber bisweilen undeutlich. Eine stattliche Erscheinung war die Gräfin Sanvitale des Frl. Herter, voll stolzer Lebensfreude, nur ein wenig zu temperamentvoll, ihre Sprechweise war mitunter eine zu rasche. Herr Rückert gab den Fürsten Alphons in harmonischer Ruhe, nur den Herzog hätte er mehr hervortreten lassen sollen, er war etwas zu bürgerlich. Herrn Klein gelang es leider nicht, den Antonio gut darzustellen: indem er die einzelnen Worte gar zu fein betonen wollte, wurde seine Rede unnatürlich, sein Spiel aber hatte etwas Unfreies. — Im allgemeinen aber war die Torquato Tasso-Aufführung doch eine recht gute.

Sudermanns „Heimat" wurde uns als zweites Schauspiel dieses Drittels geboten mit Frl. Herter in der Rolle der Magda. Gerade für diese Rolle ist ja Frl. Herter schon rein äußerlich durch ihre ganze Gestalt und ihr Temperament sehr geeignet, hinzu kam wirklich gutes, dramatisch fein durchdachtes Spiel, so daß das Publikum in der Tat ganz im Banne dieser Magda stand. Auch Herr Oeser brachte den durch schweres Leid gefestigten Charakter des Pfarrers Heffterdingk recht gut zur Darstellung, ernste Entsagung und reife Menschenliebe war in seinem ganzen Wesen ausgeprägt. Sehr gut gab Herr Harprecht den Regierungsrat v. Keller: unter vollendeten gesellschaftlichen Formen verriet er doch genügend den moralischen Defekt dieses Herrn. Würdig, ganz im Sinne seiner Rolle, spielte Hr. Rückert den Oberstleutnant Schwartze, störend dagegen wirkte bei diesem doch durchaus ernsten Stücke die entschieden zu starke Komik, mit der Frl. Kannée die Rolle der Tante Fränzchen ausstattete. — Im allgemeinen war die Aufführung der „Heimat" eine der besten Vorstellungen unsrer ganzen diesjährigen Saison.

Zwei Dramen wurden in dieser Spielzeit aufgeführt: Beyerleins „Zapfenstreich" und Max Halbes „Der Strom", sowie ein

dramatisches Gedicht: „Die Hochzeit der Sobeide“ von Hugo von Hoffmannsthal. Wohl selten ist über ein neueres Stück so viel geschrieben und geredet worden, wie über Beyerleins Militärdrama, hauptsächlich der verschiedenartigen Aufnahme wegen, die es in Deutschland in Literatur- und Militärkreisen gefunden hat. In Berlin erscheint der Kronprinz des deutschen Reichs — doch wohl auch nach sorgfältigster Prüfung des Stückes — mit seiner Suite zur Aufführung, in mehreren andern Städten wird es den Offizieren verboten, der Vorstellung in Uniform beizuwohnen. Ganz abgesehen von der Tendenz ist das Stück von hoher dramatischer Kraft, insbesondere der 3. Akt: die Gerichtsverhandlung, und enthält überaus lebenswarme Typen, wie z. B. den Grafen Lehdenberg, der von Herrn Harprecht ganz vorzüglich wiedergegeben wurde. Frau Ermarth gab das Klärchen am Anfang des Stückes zu ernst, zu schuldbeladen, einem solchen Klärchen hätte der Vater Wachtmeister, den Herr Rückert in militärischer Schlichtheit gut darstellte und der seine Tochter doch für einen ganzen Kerl hielt, es wohl gleich anmerken müssen, daß etwas nicht richtig sei; späterhin entwickelte Frau Ermarth viel Anmut und starke Leidenschaft. Herr Klein spielte den Vizewachtmeister Queiß mit seinem grimmen Haß gegen alles Weibliche recht natürlich und maßvoll, was besonders hervorgehoben werden muß, da diese Rolle sehr leicht zu Übertreibungen reizen kann. Herr Becker stach als Unteroffizier Helbig zu wenig von seinen Vorgesetzten ab, er war zu vornehm. Die übrigen Militärchargen wurden mit recht typischen Zügen ausgestattet, das Zusammenspiel war ein gutes und der Gesamteindruck der Aufführung befriedigend.

„Der Strom“ von Max Halbe ist eine Schicksalstragödie mit zum Teil Ibsenscher Symbolik und düsterem Hintergrunde. Der Strom, die Weichsel, ist das große, gewaltige Schicksal der vorgeführten Personen, er bestimmt ihre Gedanken und ihr Handeln, er bringt Rache und Sühne. Markige Gestalten lernen wir kennen, wetterhart und trotzig geworden im Kampf mit den Naturgewalten, erfüllt von tiefer Liebe zur angestammten Scholle, unbändige Naturen sind es, maßlos in ihrem Wollen, in ihrer Liebe und ihrem Haß. Die uralte Großmutter, die, obgleich dem Grabe nahe, den verbrecherischen Sohn gegen die eigene Frau immer noch mehr aufstachelt, wurde von Frau Römer recht gut dargestellt. Herr Becker verkörperte in draftischer Weise im Deichhauptmann Peter Doorn den Gewaltmenschen mit der Herrenmoral, nur hätte sein Spiel noch einheitlicher, geschlossener sein müssen, für einen

Menschen, der in der Tat die Rechnung mit seinem Gewissen abgeschlossen hatte, war er bisweilen zu unruhig. Die Rolle der Renate, die zu jedem einzelnen der drei Brüder in besondere Beziehungen tritt, ist eine sehr schwierige. Frl. Herter gab das Harte, Leidenschaftliche dieser komplizierten Natur besonders ihrem Manne gegenüber mit großer dramatischer Kraft wieder, in ihren Szenen mit den Brüdern Heinrich und Jakob aber wäre trotz aller Verbitterung aus ihrem schweren Weh heraus ein weicheres Spiel mehr am Platze gewesen. Herr Oeser spielte den Strombaumeister mit angenehmer Wärme und ruhiger Sicherheit als den Mann, der aus eigener Kraft sich eine tüchtige Position im Leben geschaffen. Den stürmischen Jakob gab Herr Leßmann durchaus temperamentvoll, nur um ein kleines zu maßlos, einem so unbändigen Gesellen hätte man die lyrischen Reflexionen am Schlusse des Stückes gar nicht zugetraut. Der alte heruntergekommene Onkel des Herrn Rückert war eine tüchtige Leistung, erschien aber bisweilen gar zu betrunken, um gleich darauf doch recht vernünftig zu sprechen. — Im allgemeinen war die Aufführung eine recht gute, das Publikum war sichtlich ergriffen.

Das dramatische Gedicht „Die Hochzeit der Sobeide" von Hugo v. Hoffmannsthal wurde nur ein einziges Mal aufgeführt, unser Theaterpublikum lehnte es entschieden und zwar mit einem gewissen Erstaunen ab: man wußte nicht recht, was man davon halten sollte. Es ist in der Tat ein sehr eigenartiges Stück: im höchsten Grade unwahrscheinlich in der Handlung, enthält es allerdings recht ausgedehnte Seelenschilderungen von intimster Feinheit und eine in Ausdruck und Form mitunter überraschend vollendete Sprache, es ist ein Stück für literarische Feinschmecker, die große Masse wird es immer recht langweilig finden; um es ganz zu würdigen, muß man das Gedicht unbedingt gelesen haben. Hierzu kam noch der nicht streng genug zu rügende Umstand, daß die Schauspieler derartig undeutlich sprachen, daß Vieles, besonders am Anfang des Stückes, vollkommen verloren ging.

Frau Ermarth war als Sobeide von entzückendem Liebreiz und echter Weiblichkeit, versuchte aber ihre Rolle mit Feinheiten zu durchsetzen, die ihr fern lagen; hierdurch erschien ihr Spiel mitunter gekünstelt. — Den reichen Kaufmann gab Herr Becker mit edler Wärme, nur schade, daß längere Partien seiner Deklamation selbst in der Nähe vollständig verloren gingen. — Ganz vorzüglich spielte Frl. Herter die Witwe Gülistane: verführerisch und berechnend, grausam und energisch. — Den abstoßend häß-

lichen, in seiner Lüsternheit geradezu widerlichen Teppichhändler Schalnassar brachte Herr Leßmann recht drastisch zur Darstellung, auch Herr Oeser gab in Assad ein wahres Bild moralischer Schwäche.

Ein fröhliches Stück war das neue Lustspiel „Literatur" von A. Schnitzler, voll prickelnder Einfälle und beißender Satire auf die moderne Literaturmacherei. Etwas zu wenig aristokratisch war Herr Becker als Baron; seine Freundin Margarete, der manches schon passiert, wurde von Frl. Herter pikant dargestellt, nur fehlte ihr die für eine so leichte Rolle erforderliche Grazie. Vorzüglich gab Herr Harprecht den Gilbert, mit reizender Ungeniertheit enthüllte er alle Geheimnisse seiner Romanschmiererei, charakteristisch war seine Maske und richtig nonchalant seine Bewegungen. Das Publikum kam durch den lustigen Einakter in eine gemütlich-heitere Stimmung und erwies sich dafür auch aufrichtig dankbar.

Als Novität wurde uns auch der Schwank „Resemanns Rheinfahrt" von W. Jakoby und A. Lippschütz geboten. Es ist ein mehr als harmloses Stück; es regt niemand auf, langweilt viele und hat einen so beruhigenden Schluß: alle fünf Paare, es fehlt nicht viel am halben Dutzend, kriegen sich. Die Mitwirkenden, insbesondere Herr Fender als Resemann und Herr Harprecht als Assessor Tettenborn taten ihr Möglichstes, erreichten aber nur einen mäßigen Erfolg.

Auch zwei ältere Stücke gelangten wieder zur Aufführung: Mosers „Salontyroler" und F. und P. v. Schönthans „Raub der Sabinerinnen". Herr Harprecht spielte den Salontyroler mit viel Humor, besonders gut war sein Auftreten als unglücklicher Bergführer, und Herr Fender verstand der unsterblichen Rolle des Theaterdirektors Striese recht typische Züge zu verleihen.

In üblicher Weise, für ein bestimmtes Publikum berechnet, verliefen die Possen „Robert und Bertram" und „Klein Geld".

Z.

Literarische Rundschau.

Rassentheoretiker und Anthropologen.

Eine Erwiderung.

Herr Heinrich Driesmans in Berlin fühlt sich von mir angegriffen und veröffentlicht im Heft 3 der „Baltischen Monatsschrift“ vom März 1904 eine Abwehr gegen meinen Aufsatz „Ein System der politischen Anthropologie“ im Novemberheft des Jahres 1903. Ich muß leider bezweifeln, daß weitere Ausführungen meinerseits zur Klärung und Verständigung zwischen so verschiedenartigen Anschauungen beitragen könnten und verzichte daher auf weitere Begründung meiner, wie ich meine, damals verständlich genug vorgetragenen wissenschaftlichen Überzeugungen. Auch ich bin, gleich Herrn Driesmans, nicht Fachmann sondern Liebhaber auf dem Gebiet der Rassenforschung. Ich bin meines Zeichens nicht Anthropologe, sondern Historiker. Ich suche mich aber durchweg auf die exakte Forschung zu stützen und habe mich daher der modernen historisch-anthropologischen Schule angeschlossen, die keineswegs allein durch Professor Wilser, sondern durch zahlreiche andere Gelehrte und freie Forscher Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens vertreten wird und in wesentlichen Dingen auf die bahnbrechenden Untersuchungen des schwedischen Anatomen Retzius zurückgeht. Was die angebliche Abfuhr Wilsers durch Professor Klaatsch auf dem Wormser Anthropologentage betrifft, so steht hier Meinung gegen Meinung. Wilser bestritt, daß Klaatsch ihm nur eine einzige Unrichtigkeit nachgewiesen habe und führte später gegen den Gegner das Urteil des französischen Paläontologen Boule an, der in „L'Anthropologie“ (XIV, S. 615) erklärt, daß Klaatsch „remplace les arguments par des injures“ und daß seine Veröffentlichung „lourds, indigeste et remplie de banalités“ sei. Ich meine, daß durch die historisch-anthropologische Schule der Begriff „Rasse“ vollkommen festgestellt ist. Die kulturgeschichtlichen Folgerungen und Behauptungen, die auf dieser Grundlage aufgebaut werden, erscheinen mir im Ganzen einleuchtend, doch gebe ich zu, daß sie im Wesentlichen

Hypothesen wie andere Hypothesen sind. In der Rassenforschung selbst aber läßt sich nur noch durch exakte Untersuchungen, nicht durch Hypothesen und Theorien etwas begründen und beweisen. Wenn Herr Driesmans von „Rassentheoretikern" und „Anthropologen" spricht, so nehme ich diese Unterscheidung gerne an und stelle mich auf die Seite der Anthropologen. Zwischen ihnen und den Theoretikern ist ein fördernder, fruchtbringender Meinungsaustausch kaum möglich, die Voraussetzungen sind zu verschiedenartig.

Richtig ist, daß fast alle Vertreter der historischen und politischen Anthropologie Neodarwinisten sind, denen ja auch Herr Driesmans nicht fernstehen will. In diesem Punkt ist die Möglichkeit einer gegenseitigen Annäherung gegeben. Ich fühle mich meinerseits nicht berufen, zwischen Neodarwinisten und Lamarckianern den Schiedsrichter zu spielen. Im Ganzen haben die Lamarckianer, die Vertreter des Anpassungs- und Entwicklungsgedankens, heute unter den jüngeren Naturforschern das Übergewicht. Ich finde, daß ihre Anschauung geistvoller als die derjenigen Darwinisten ist, die alle Lebenserscheinungen durch mechanische Einflüsse und das blinde Spiel der Kräfte erklären wollen. Aber die in die Organismen gelegte Entwicklungskraft vermag uns den letzten Schlüssel zu den Geheimnissen des Lebens nicht zu geben, wenn wir unter den Gedanken Darwins nicht wenigstens den der Zuchtwahl und der natürlichen Auslese (Ausmerzung der Untauglichen und Überleben der Tüchtigsten) gelten lassen. Sehen wir doch an jeder in Freiheit lebenden Tierherde, daß das stärkste Männchen die Nebenbuhler verdrängt und mit seiner überlegenen Kraft die Fortpflanzung der Art übernimmt. Die Theorie des Herrn Driesmanns von den Auslesewirkungen der Eiszeit, die alle Schwächlichen vernichtet und bloß die kraftvollen Stammpaare der späteren arischen Rasse übrig ließ, hat viel für sich und wird auch von Wilser, Otto Ammon u. a. m. geteilt. Sie ist aber keineswegs neu und originell.

Warum aber alles auf ein einziges Grundgesetz zurückführen? Warum sollen wir nicht zwei treibende Kräfte des Lebens annehmen, die in wechselndem Zusammenwirken den Ideen einer bewußten Schöpfung nicht im Wege stehen, sondern vielmehr als Ausfluß eines solchen „Logos" erscheinen würden: Entwicklung und Auslese?

Eberhard Kraus.

Neuerschienene Bücher.

Rau, Albr., Bibel u. Offenbarung. Mit bes. Bezugnahme auf Fr. Delitzschs Vorträge: Babel und Bibel. 58 S. Delitzsch. M. 1.

Sachsse, Prof. E., Der geschichtl. Wert der drei ersten Evangelien. Vortrag. 64 S. Brln. M. 1.

Brachmann, Prof. Ph., Die Sittenlehre Jesu u. ihre Bedeutung für die Gegenwart. 60 S. Lpz. M. 1,20.

Kolde, Prof. D. Th., P. Denifle, Unterarchivar des Papstes, seine Beschimpfung Luthers u. der evangel. Kirche. 79 S. Lpz. M. 1,20.

Laßwitz, Kurd, Religion u. Naturwissenschaft. Vortrag. 30 S. Lpz. M. 0,60.

Réville, Prof. Jean, Modernes Christentum. Übers. v. H. Buck. 145 S. Tübingen. M. 2,50.

Seeberg, Reinh., Die Kirche Deutschlands im 19. Jahrh. E. Einführung in die relig., theol. u. kirchl. Fragen der Gegenwart. 398 S. Lpz. M. 6,75.

Walther, Prof. D. W., Denifles Luther, e. Ausgeburt römischer Moral. 70 S. Lpz. M. 1,20.

Harnack, Ad., Gesch. der altchristl. Literatur bis Eusebius. II. Teil. 2. Bd. Die Chronologie der Literatur von Irenaeus bis Eusebius. 564 S. Lpz. M. 14,40.

König, Karl, Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. 71 S. Brln. M. 1.

Politische Betrachtungen e. alten Verwaltungsbeamten üb. Ereignisse u. Vorgänge in Russland im letzten Viertel des 19. Jahrh. (russ.). 480 S. Stuttgart.

Rehm, Prof. Dr. H., Modernes Fürstenrecht. 476 S. München. M. 12,50.

Adler, Prof. Dr. G., Die Bedeutung der Illusionen für Politik u. soziales Leben. 55 S. Jena. M. 1.

Möbius, M., Matthias Jacob Schleiden. Zu seinem 100. Geburtstag. Mit Bildn. Schleidens u. 2 Abbild. im Text. 106 S. Lpz. M. 2,50.

Zeus. Gedanken über Kunst und Dasein von e. Deutschen. 218 S. Stuttg. M. 3,60.

Bartels, Ad., Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten u. die Jungen. 6. verb. Aufl. 322 S. Lpz. M. 4.

Mörike's, Eduard, Briefe. 2. Bd. 1841–74. Hrsg. von K. Fischer. Mit e. Bildn. Mörike's. 371 S. Brln. M. 4.

Alt, Dr. Carl, Schiller u. die Brüder Schlegel. 130 S. Weimar. M. 2,80.

Klein-Hattingen, O., Bismarck und seine Welt. Grundlegung e. psycholog. Biographie. II. Bd. 2. Teil: 1888–98. 206 S. Brln. M. 4.

Genast, Ed., Aus Weimars klassischer u. nachklass. Zeit. Erinnerungen e. alten Schauspielers. Neu hrsg. v. R. Kohlrausch. (= Memoiren-Bibliothek. Neue Serie. Bd. 5.) 374 S. Stuttg. R. Lutz. M. 4,50.

Schulte, Prof. Dr. Al., Die Fugger in Rom 1495–1523. Mit Studien z. Gesch. des kirchl. Finanzwesens jener Zeit. 2 Bde. 308 u. 247 S. Lpz. M. 13.

Graevenitz, G. v., Goethe unser Reisebegleiter in Italien. 244 S. m. 8 Abbild. Brln. M. 2,80.

Hamilton, Angus, Korea. Das Land des Morgenrots. Nach seinen Reisen geschildert. A. d. Engl. 296 S. mit 114 Abbild. und 1 Karte des Kriegsschauplatzes in Ostasien. Lpz. M. 7.

Steinhausen, Dr. G., Gesch. der deutschen Kultur. Mit 206 Abbild. und 22 Taf. (In 15 Lief.) Lief. 1 (S. 1—48). Lpz. M. 1.

K. G. M. [Kressner, Generalmajor z. D.], Unter preußischem Banner. Friedens- u. Kriegserinnerungen e. alten deutschen Offiziers. 230 S. Brln. M. 4.

Benedek's nachgelassene Papiere. Hrsg. und zu einer Biographie verarb. von H. Friedjung. 3. Aufl. 159 S. m. Bildn. u. Karten. Dresden. M. 8.

Janson, Gen.-Leut. z. D. A. v., Die Wehrkraft Japans, begründet in der Eigenart von Land u. Leuten. 81 S. Brln. M. 1,75.

Ebhardt, Bodo, Deutsche Burgen. 6. Lief. (S. 241—88) mit Abbild. und 5 Taf. Fol. Brln. M. 12,50.

Die Religionsverbrechen nach dem neuen Strafgesetz.

Vortrag*
von
R. von Freymann.

Meine Herren! Am 22. März 1903 ist das neue Strafgesetz (уголовное уложеніе) promulgiert worden, an dem die größten kriminalistischen Kapazitäten Rußlands 22 Jahre lang gearbeitet haben. Der Entwurf zu dem neuen Gesetz ist von einer am 30. April 1881 unter dem Präsidium des damaligen Senators und Gehilfen des Justizministers Frisch (jetzt Reichsratsmitglied) niedergesetzten Kommission ausgearbeitet worden; er wurde nach eingehender Besprechung und Kritisierung seitens der einschlägigen Ressorts und der Literatur umgearbeitet und nachdem er durch das Justizministerium gegangen und dort noch einmal umrevidiert worden war, am 14. März 1898 dem Reichsrat vorgelegt, wo er wiederum nacheinander einer dreifachen Prüfung unterworfen wurde; zunächst von der sog. besonderen Konferenz (особое совѣщаніе) unter dem Präsidium desselben Senators Staatssekretärs Frisch, dann von der besonderen Session (особое присутствіе) unter dem Präsidium des Reichsratsmitglieds Grafen Pahlen und endlich von der Plenarversammlung des Reichsrats unter dem Präsidium Sr. kſrl. Ht. des Großfürsten Michael Nikolajewitsch.

Der Erlaß eines neuen Strafgesetzes ist ein gesetzgeberischer Akt von bedeutender Tragweite, spiegelt doch das Strafgesetz die

*) Gehalten zu St. Petersburg am 12. Februar 1904 auf der LXVII. Predigersynode des St. Petersburger Konsistorialbezirks.

rechtlichen und somit auch sittlichen Anschauungen des Staates über das wieder, was erlaubt und was unter Androhung von Strafen verboten ist, wobei es von diesem Gesichtspunkt aus so gut wie alle Seiten des menschlichen Lebens, — so weit sie durch ein Tun oder Unterlassen in die Erscheinung treten, — umfaßt.

Wie gewöhnlich bei größeren legislatorischen Arbeiten, ist der Zeitpunkt, an dem das neue Strafgesetz in Kraft treten soll, hinausgeschoben worden und auch gegenwärtig noch nicht festgesetzt.

Es geschieht dies unter andrem zu dem Zwecke, um allen denjenigen, die das neue Gesetz anzuwenden haben werden, sowie überhaupt dem Publikum die Möglichkeit zu geben, sich vorher mit demselben bekannt zu machen. Den Prediger muß natürlich in erster Linie dasjenige Kapitel des neuen Gesetzes interessieren, das die Religionsverbrechen behandelt und „von der Verletzung der Bestimmungen zum Schutze des Glaubens" („о нарушеніи ограждающихъ вѣру постановленій") betitelt ist. Es ist dies das Kapitel II des speziellen Teiles (Art. 73—98). Ich werde mir in folgendem die Ehre geben zu versuchen, in Kürze, soweit die mir zur Verfügung stehende Zeit es erlaubt, Ihnen, meine Herren, eine Darstellung der Bestimmungen dieses Kapitels des neuen Strafgesetzes unter Vergleichung derselben mit den Normen des bisher in Geltung befindlichen Kriminalkodex (уложеніе о наказаніяхъ) zu geben.

Die Unterschiede zwischen dem neuen und dem alten Gesetz sind in manchen Punkten recht bedeutende. Gleich in Bezug auf das Wesen des Religionsverbrechens nimmt die „Уголовное уложеніе" einen von der „Уложеніе о наказаніяхъ" durchaus abweichenden Standpunkt ein. Es muß hier auf diese Frage etwas näher eingegangen werden, weil ihre Klarlegung für das richtige Verständnis der einzelnen strafrechtlichen Normen des uns beschäftigenden Kapitels maßgebend ist.

Die Gruppe der verbrecherischen, oder sagen wir vom Staate verbotenen und deshalb mit Strafe belegten Handlungen, die gegen den Glauben und die denselben schützenden Gesetze gerichtet sind, ist in der historischen Entwicklung des Strafrechts verschiedenen Veränderungen unterworfen gewesen, sowohl in Bezug auf das, was als strafbar galt, als auch auf den Umfang der Strafen selbst.

Die älteste Anschauung über das Wesen der Religionsverbrechen ist die hebräische, die auf dem Wege des kanonischen Rechts zu den neuen Völkern gedrungen ist. Sie ist eine ausgesprochen theokratische. Nach ihr erscheinen der Abfall vom Glauben und die Übertretungen religiöser Vorschriften als ein schwerer Frevel gegen Gott selbst, denn, sagt der Herr, „Du sollst keine andern Götter neben mir haben". Alle religiösen Verbrechen wurden als „crimen laesae majestatis divinae" konstruiert, analog den ähnlichen Vergehen gegen den Staat und sein Haupt. Daher war denn die Strafe auch meist der Tod. Diese Anschauungen herrschten im Mittelalter und selbst bis in den Anfang der Neuzeit und fanden u. a. Ausdruck: in Deutschland in dem „Abschied und Befehl auf dem Reichstage zu Worms v. J. 1495", in Frankreich in der Ordonanz v. J. 1670.

Die Reformation und die ihr vorausgegangene kritische Richtung im menschlichen Denken, sowie die philosophischen und juristisch-politischen Forschungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. brachten in die Anschauungen über das Wesen des Religionsverbrechens in den westeuropäischen Gesetzgebungen wesentliche Veränderungen hinein. Diese Veränderungen bestanden: 1) in dem allmählichen Aussterben der Verbrechen aus Aberglauben, 2) in einer neuen Auffassung der Frage über die Wechselbeziehungen der einzelnen Religionsformen und Konfessionen und der Bedingungen der kriminellen Verantwortlichkeit für Verletzungen der Glaubensfreiheit, für den Abfall vom Glauben und die Verführung zum Übertritt zu einer andern Religionsgemeinschaft, und 3) in der Beschränkung des Gebiets der strafbaren religiösen Angriffe, sowie darin, daß als Objekt derselben nicht die Gottheit, sondern die Kirche angesehen wurde.

In allen diese Evolutionsbewegung begleitenden Wandlungen behielt aber schließlich der Gedanke die Herrschaft, daß die Religion, — um mit den Worten eines der neuesten Forscher auf dem Gebiete der Religionsverbrechen (Kohler, Studien, 1890, S. 161) zu sprechen), — von dem Staate als eines der höchsten kulturellen Interessen geschützt wird, deren Festigung und Ausbau eine Aufgabe des Staatslebens bildet.

Dieser öffentlich rechtliche Charakter der gesetzlich geschützten religiösen Interessen erklärt es, weshalb die religiösen Rechtsver-

letzungen nicht als Angriffe auf die Ehre und die Freiheit der einzelnen unter dem Angriff leidenden Personen verfolgt werden, sondern als Angriffe auf die öffentliche Ordnung, und weshalb auch die Strafen andre sind, als die Strafen für Angriffe auf die Ehre von Privaten.

Von diesem Gesichtspunkte aus, dem Gesichtspunkte der staatlichen Bedeutung der religiösen Interessen, muß auch die Stellung der Gesetzgebung der verschiedenen Länder zu den Religionsverbrechen eine verschiedene sein, je nach dem Verhältnis, in dem die einzelnen Religionsgemeinschaften oder Konfessionen zu einander stehen und nach der Bedeutung, die der herrschenden Konfession unter ihnen zuerkannt wird.

So werden denn die religiösen Vergehen verschieden behandelt in den Staaten: 1) wo eine Konfession die absolut herrschende ist, 2) wo eine Konfession wohl als herrschende gilt, ihr aber keine ausgesprochene Präponderanz vor den übrigen eingeräumt wird, und 3) wo die Kirche und der Staat vollkommen unabhängig von einander sind (libera chiesa in libero stato, wie Cavour sagte).

* * *

Wenden wir uns nun dem russischen Strafgesetz zu. Ich werde Sie, meine Herren, nicht mit der Darstellung des historischen Werdeganges der russischen Strafgesetzgebung auf dem Gebiete der religiösen Verbrechen ermüden. Ich muß nur erwähnen, daß auch sie im Großen und Ganzen die oben geschilderte Evolution durchgemacht hat und daß das Strafgesetzbuch von 1845 (уложеніе о наказаніяхъ), das gegenwärtig durch das neue ersetzt wird, von dem Standpunkt ausgeht, daß — wie es in den Motiven heißt — „die Verbrechen gegen den Glauben eine Auflehnung gegen die Gewalt (возстаніе противъ власти) sind, und zwar gegen die höchste Gewalt in der Gesellschaft (высшая въ обществѣ власть), deren Rechte, insbesondere bei uns, eng mit den Rechten der höchsten Staatsgewalt (верховная власть) verknüpft sind." So wurden denn die Religionsverbrechen gewissermaßen zu den Staatsverbrechen gezählt. Das neue Strafgesetzbuch, das im allgemeinen die Grundsätze des alten beibehalten hat, verändert jedoch wesentlich die juristische Konstruktion der Vergehen gegen die Religion.

Es geht von dem Gesichtspunkt aus, daß diese Vergehen, abgesehen von der Verletzung der religiösen Anschauungen und Gefühle (вѣрованія) einzelner Personen und ganzer Volksmassen, bei ungenügendem Schutze dieser Anschauungen die Achtung vor der Religion selbst erschüttern können, auf der das staatliche und gesellschaftliche Leben ruht. Indem es diese Bedeutung dem Christentum im allgemeinen und der orthodoxen Kirche im besonderen beilegt, zählt das neue Strafgesetz nur solche Handlungen zu den religiösen Vergehen, in denen eine offene Nichtachtung des Glaubens und der Kirche zu tage tritt oder durch welche die Glaubensfreiheit einzelner Personen oder ganzer Religionsgemeinschaften (молитвенныхъ собраній) verletzt wird. Dementsprechend sind im neuen Strafgesetz aus der Zahl der im geltenden Kodex angeführten Religionsverbrechen eine ganze Reihe aus dem Kapitel, das über diese Verbrechen handelt, oder überhaupt fortgelassen worden.

So sind die Bestimmungen über den Meineid (лжеприсяга) in die Gruppe der Vergehen gegen die Rechtspflege (о противодѣйствіи правосудію, Kap. 7) verlegt worden, wobei die Bekräftigung einer lügnerischen Zeugenaussage durch die Anrufung Gottes, d. h. durch einen Eid, als strafschärfender Umstand gilt, das Vergehen selbst aber als verbrecherische Wahrheitsentstellung behandelt wird (Art. 158). Das geltende Strafgesetz behandelt nämlich den Meineid (лжеприсяга) als selbständiges Verbrechen, führt es unter den Religionsverbrechen auf und unterscheidet es von der falschen Zeugenaussage (лжесвидѣтельство).

Die Bestimmungen über den Kirchenraub (святотатство), der sich von dem gewöhnlichen Raub auch nach dem geltenden Recht nicht bloß durch die religiöse Bedeutung des entwendeten Gegenstandes unterscheidet, sondern auch durch den Umstand, daß das Entwendete Eigentum der Kirche ist, — haben ihren Platz in dem Kapitel über die Eigentumsverbrechen (объ имущественныхъ посягательствахъ) gefunden, wo sie zu den mit den schwersten Strafen bedrohten Vergehen gehören (Art. 588).

Ausgeschlossen aus der Zahl der religiösen Verbrechen ist im neuen Strafgesetzbuch auch die Beschädigung (поврежденіе) von Gegenständen, die entweder als heilig oder durch den gottesdienstlichen Gebrauch als geheiligt angesehen werden (Art. 553), sobald weder der Vorsatz des Verbrechers noch die das Verbrechen

begleitenden Umstände die Merkmale der Beschimpfung oder der Verspottung des Heiligtums aufweisen.

Zur Gruppe der Vergehen gegen Privatpersonen sind die Angriffe auf das Leben und die körperliche Integrität der Geistlichen und die Beleidigung derselben gerechnet worden, wobei für den Fall der Verübung dieser Verbrechen, während der Geistliche den Gottesdienst hielt oder eine Amtshandlung vollzog, in dem neuen Strafgesetzbuche verschärfte Strafen festgesetzt sind (Art. 455, 476, 532). Verblieben ist im Kapitel II bloß die Bestimmung des Art. 216 des geltenden Strafgesetzbuches über die Verantwortlichkeit der Personen nichtchristlichen oder nichtorthodoxen Bekenntnisses, der Altgläubigen und Sektirern für Beleidigung eines orthodoxen Priesters oder Anwendung von Gewalt gegen seine Person in der Absicht Nichtachtung zum Glauben oder zur orthodoxen Kirche zu erweisen (Art. 98).

Die Bestimmungen über die Herausgabe und den Verkauf von gottesdienstlichen Büchern sektirerischen Inhalts (Art. 205 des Strafgesetzbuches) und über den unerlaubten Bau und Umbau von sektererischen gottesdienstlichen Gebäuden (Art. 206 desselben Strafgesetzes) sind in die Kapitel XV (Art. 301) und XVIII (Art. 380) hinübergeführt worden, die von der Verletzung der Preßgesetze (o нарушеніи постановленій о надзорѣ за печатью) und der Bau- und Kommunikationsgesetze (o нарушеніи постановленій о производствѣ строительныхъ работъ и о пользованіи путями сообщенія и средствами сношенія) handeln.

Ganz fortgelassen ist die überaus harte Bestimmung des Art. 202 des Strafgesetzbuches über die Nichtbeobachtung der — rein polizeilichen — Vorschrift, wonach in den Pässen der Skopzen die Tatsache ihrer Verschneidung erwähnt werden mußte, sowie die Bestimmung des Art. 195 ibid. über die Verantwortlichkeit der Geistlichen nichtorthodoxer Konfessionen für die Annahme in ihre Konfession einer Person eines andern, ebenfalls nichtorthodoxen Glaubens ohne die erforderliche Erlaubnis des Ministeriums des Innern.

Aus ganz andern Gesichtspunkten, nämlich weil sie sich bloß als Verletzungen rein kirchlicher Vorschriften dokumentieren, sind in das neue Strafgesetzbuch nicht aufgenommen worden die Bestimmungen über die Nichtbeobachtung der Vorschriften der orthodoxen

Kirche von seiten der neu zu dieser Kirche Bekehrten (Art. 207 des Strafgesetzbuches), über das Fernbleiben von Personen orthodoxen Glaubens von der Beichte und dem Abendmahl (Art. 208 ibid.), die Nichtzuführung von Kindern zur Beichte seitens ihrer Eltern (Art. 209 ibid.), und über die Verletzung des Anstandes in den Kirchen seitens der Geistlichen und Kirchendiener (Art. 218 ibid.).

Auf alle diese Vergehen stehen nämlich im geltenden Strafgesetz Strafen, die unter den vom Gericht zu verhängenden, der sog. Stufenleiter der Strafen (лѣстница наказаній) nicht angeführt sind und nicht vom Gericht, sondern von der geistlichen und in einem Falle (dem des Art. 209) außerdem auch noch von der Zivilobrigkeit dem Schuldigen zudiktiert werden; es sind dieses: Kirchensühne, Ermahnungen und Bemerkungen. — Da nun diese Vergehen, weil sie keiner strafrechtlichen, d. h. kriminellen Verfolgung unterliegen, laut Art. 1002 der Kriminalprozeßordnung (уставъ уголовнаго судопроизводства)* nicht vor ein Kriminalgericht kompetieren, so hat ihre Erwähnung in dem Strafgesetz, das die vom Gericht zu verhängenden Strafen zu enthalten hat, keine logische Berechtigung.

Endlich sind aus dem Strafgesetz die Art. 185 und 188 ausgeschlossen, die vom Abfall von dem christlichen zu einem nichtchristlichen Glauben und von der orthodoxen zu einer andern christlichen Konfession handeln.

Über die Bedeutung des Wegfalls dieser Artikel sind verschiedene Ansichten geäußert worden. Die einen, z. B. Schirkow (im „Вѣстникъ права“ 1903, Buch II, Februar—März, S. 205 ff.) sehen darin ein prinzipielles Aufgeben der gegenwärtigen resp. bisherigen Stellung der Gesetzgebung dem Abfalle gegenüber. Der erwähnte Schriftsteller beruft sich zur Begründung dieser Auffassung auf die im Reichsrat und zwar in der Besonderen Konferenz unter dem Präsidium des Grafen K. Pahlen geäußerten Erwägungen. Zum richtigen Verständnis der letzteren werde ich mir erlauben den Wortlaut der betreffenden Artikel anzuführen.

*) Dieser Artikel lautet: „Die Sachen über Verbrechen und Vergehen, auf die in den Kriminalgesetzen bloß Kirchensühne und Verweisung des Schuldigen an das geistliche Gericht gesetzt sind, kompetieren ausschließlich vor dieses Gericht.“

Art. 185 lautet: „Diejenigen, die von dem christlichen Glauben rechtgläubigen oder eines andern Bekenntnisses zu einem nichtchristlichen Glauben übertreten, werden der geistlichen Obrigkeit ihres früheren Bekenntnisses zur Ermahnung und Belehrung überwiesen. Bis zu ihrer Rückkehr zum Christentum genießen sie nicht die Rechte ihres Standes und ihr Gut (имѣніе) wird auf diese ganze Zeidauer unter Vormundschaft gestellt."

Art. 188. „Diejenigen, die vom rechtgläubigen zu einem andern christlichen Bekenntnis übertreten, werden zu ihrer geistlichen Obrigkeit geschickt zur Ermahnung, Belehrung und damit mit ihnen nach den kirchlichen Regeln verfahren werde. — Bis zu ihrer Rückkehr zur Rechtgläubigkeit werden von der Regierung zum Schutze ihrer minderjährigen Kinder vor der Verleitung zum Abfall die im Gesetz angegebenen Maßregeln (s. Regl. üb. Verh. u. Verf. von Verbr.) angewandt. Auf ihren von Rechtgläubigen bewohnten Gütern wird für diese ganze Zeit eine Vormundschaft eingesetzt und ihnen wird der Aufenthalt in denselben verboten."

Die Artikel des Reglements über Verhütung und Verfolgung von Verbrechen (уставъ о предупрежденіи и пресѣченіи преступленій, Reichsgesetzbuch, Bd. XIV, Ausg. v. J. 1890), auf die hier Bezug genommen wird, lauten:

Art. 36. „Sowohl den im orthodoxen Glauben Geborenen, als auch solchen, die sich zu demselben aus andern Glauben bekehrt haben, ist es verboten, sich von ihm abzuwenden und einen andern, wenngleich christlichen Glauben anzunehmen."

Art. 38. „Den vom orthodoxen Glauben abgefallenen Personen ist es bis zu ihrer Rückkehr zur Rechtgläubigkeit verboten, auf ihren von Orthodoxen bewohnten Gütern zu leben. Diese Güter werden für die ganze Zeit unter Vormundschaft gestellt, die auf Grund der geltenden Bestimmungen eingesetzt werden und funktionieren soll; doch darf an derselben weder der Ehemann der von der Rechtgläubigkeit Abgefallenen noch die Ehefrau des der Rechtgläubigkeit untreu Gewordenen Anteil haben."

Art. 39. „Die Beaufsichtigung und alle Anordnungen in diesen Sachen (Art. 38) werden dem Ministerium des Innern auferlegt, das zu gleicher Zeit Auskünfte über die Familie der von der Rechtgläubigkeit abgefallenen Person einsammelt, und

falls es sich herausstellt, daß minderjährige Kinder vorhanden sind, über die Maßregeln zum Schutze ihrer Rechtgläubigkeit dem Ermessen Sr. Kaiserlichen Majestät in vorgeschriebener Ordnung unterlegt."

In dem Journal der oben erwähnten Besonderen Konferenz heißt es nun auf S. 174—175 folgendermaßen: „Die Überweisung an die geistliche Obrigkeit behufs Ermahnung und Belehrung kann sowohl ihrem Wesen nach als auch im Hinblick auf den Art. 1002 der Kriminalprozeßordnung nicht vom Kriminalgericht verfügt werden. Aus diesem Grunde wird von der Anwendung ähnlicher Maßregeln in Bezug auf die zum „расколъ" Abgefallenen (Regl. zur Verh. u. Verf. von Verbr., Art. 50) im Strafgesetzbuch auch nichts erwähnt. In Bezug auf die Folgen andrer Art, nämlich die Inhibierung des Genusses der Standesrechte seitens der Schuldigen und die Beschränkung derselben in Bezug auf das Wohnrecht werden die betreffenden Verfügungen, laut Art. 39 des Regl. zur Verh. und Verf. von Verbr., nicht von der Gerichtsgewalt, sondern von dem Ministerium des Innern gemacht. In Verbindung mit dem oben Dargelegten muß auch nicht außer Acht gelassen werden, daß die Bestimmung darüber, daß die vom Christentum zum Nichtchristentum Abgefallenen bis zu ihrer Rückkehr zum Christentum des Genusses ihrer Standesrechte verlustig gehen sollen, eine Bestimmung, die beinahe niemals in praxi angewandt worden ist, eine Reihe von Mißverständnissen hervorruft, z. B. bezüglich der Anwendung von Strafen auf solche Schuldigen, im Falle sie ein neues Verbrechen begehen; bezüglich der rechtlichen Stellung der Kinder, die während der Dauer eines solchen Abfalles erzeugt wurden; endlich bezüglich der Bestimmung ihrer ständischen Stellung und der Nutzung ihrer Standesrechte."

So weit der Reichsrat. — Die Zusammenstellung dieser Ausführungen mit der im Reichsrat vom Vertreter des Heiligen Synods, Senator Sabler, abgegebenen und von dem Reichsrat beifällig aufgenommenen kategorischen Erklärung (Journal, S. 72, 74), daß es nach Ansicht des Synods nicht nötig sei, für die Zukunft irgend welche Maßregelungen von Personen, die von der orthodoxen Kirche abfallen, beizubehalten und daß die Bestimmungen über die Wegnahme der Kinder von den Eltern, die zum Sektenwesen abfielen, mit der Würde der rechtgläubigen Kirche durchaus

unvereinbar wären, bringt Schirkow zu dem Schluß, daß die oben erwähnten Maßregelungen an und für sich aufgehoben sind und folglich auch aus dem Reglement zur Verhütung und Verfolgung von Verbrechen zu eliminieren wären.

Hierbei kann aber der zitierte Autor nicht umhin einzugestehn, daß der Gedanke, es sei bloß Gewissenssache des Menschen, welchen Glauben er bekenne, im neuen Strafgesetz nicht konsequent durchgeführt ist. Indem nämlich das neue Gesetz, gleich dem alten, die Verleitung zum Übertritt von dem orthodoxen Glauben (совращение) verfolgt, straft es, und zwar strenger als bisher, die Geistlichen der sog. fremden christlichen Konfessionen für die Vollziehung irgend welcher heiliger Handlungen an einem Orthodoxen, wobei es genügt, daß der Betreffende als solcher in den Standesregistern und Kirchenbüchern verzeichnet ist (Art. 93 und 94). — So würde denn folgende kaum normal zu nennende Lage entstehen: der Rechtgläubige könnte straflos von seinem Glauben zu einem andern übertreten, aber seine religiösen Bedürfnisse befriedigen nach dem Ritus der Konfession, die mit seinen Überzeugungen übereinstimmt, könnte er nicht, da es den Geistlichen dieser Konfession bei Strafe verboten ist, ihm in seiner Glaubensnot beizustehen.

Die entgegengesetzte Auffassung (s. Jewangulow in „Право", 1903 Nr. 21 vom 18. Mai und seine Ausgabe des Strafgesetzbuches) geht von dem Standpunkt aus, daß obwohl gegenwärtig die Bestimmungen über das Verbot des Abfalls vom Glauben nicht bloß in dem Reglement über Verhütung und Verfolgung von Verbrechen, sondern auch im Strafgesetz enthalten sind, dennoch der Abfall auch nach geltendem Recht nicht als eine strafrechtlich zu ahnende Handlung anzusehen ist. Die Ausschließung der Art. 185 und 188 aus dem Strafgesetz hätte demnach eher eine kodifikatorische Bedeutung, ähnlich wie es bei der Ausschließung der oben erwähnten Artikel über die Verletzung gewisser kirchlicher Vorschriften der Fall ist.

Tatsache ist, daß die Autoren des neuen Strafgesetzes, nämlich die Glieder der unter dem Präsidium des Staatssekretärs Frisch eingesetzten Redaktionskommission, sich ausschließlich von diesem Gesichtspunkte haben leiten lassen, wie solches aus den Motiven zum Entwurf (S. 104) zur Evidenz hervorgeht. Es wird da nur

darauf hingewiesen, daß die Verweisung der Abgefallenen an die geistliche Obrigkeit zur Ermahnung und Belehrung und die übrigen oben bereits erwähnten Maßregeln in Bezug auf die Kinder, das Vermögen und die ständische Stellung der Abgefallenen nicht vom Gericht, sondern von der Kirche und dem Ministerium des Innern und zwar nur für die Dauer des Abfalls ergriffen werden. Alles dieses sind wohl rechtliche Folgen des Abfalls, nicht aber Strafen im kriminalistisch technischen Sinne und werden nach wie vor ergriffen werden können, solange die angezogenen Bestimmungen nicht auch aus dem XIV. Bande des Reichsgesetzbuches (Regl. üb. Verh. u. Verf. von Verbr.) gestrichen worden sind.

Ich muß hier einschalten, daß gegenwärtig eine Kommission unter dem Präsidium des Senators Taganzew aus Vertretern verschiedener Ressorts tagt, die zur Aufgabe hat, mit dem neuen Strafgesetz die übrigen 15 Bände des Reichsgesetzbuches (сводъ законовъ) in Einklang zu bringen und aus demselben u. a. alles das auszuschließen, was durch den neuen Kriminalkodex aufgehoben erscheint. Es ist nun möglich, daß diese Kommission auch die inhumanen, zum Glück in praxi kaum angewandten und selbst anwendbaren Bestimmungen des XIV. Bandes über die Folgen des Abfalls vom orthodoxen oder christlichen Glauben streicht; solange dieses aber nicht geschehen ist, hat sich die Sachlage in dieser Beziehung auch mit der Promulgation des neuen Strafgesetzes faktisch in nichts geändert, und selbst wenn es geschehen sollte, könnte man, meiner Ansicht nach, von einer Freiheit jedermanns, seinen Glauben nach Belieben zu wechseln, bei uns nicht reden.

Der Abfall vom Glauben, in dem der Mensch geboren und erzogen worden, ist ein tiefinnerer seelischer Vorgang, der sich keinerlei legislatorischer Regelung unterwerfen läßt. Jemand hindern seine religiösen Überzeugungen zu wechseln kann und konnte kein Gesetz, aber die äußere Betätigung des Glaubenswechsels kann das Gesetz wohl verhindern und das tut auch das neue Strafgesetz, indem es, wie bereits erwähnt, in seinen Art. 91—94 Raskolniken und Sektirern, sowie Geistlichen fremder christlicher Glaubensbekenntnisse verbietet, nach ihren Riten an einem Orthodoxen eine heilige Handlung zu vollziehen, die den Übertritt zum Raskol oder zur Sekte oder die Annahme des fremden christlichen

Bekenntnisses bedeutet, sowie nach ihren Riten die Taufe an einem Kinde zu vollziehen, das nach den Gebräuchen der orthodoxen Kirche zu taufen wäre. Ja selbst wenn sich ein Geistlicher finden würde, der, die ihm drohende Strafe nicht scheuend, das oben erwähnte Verbot überträte, so würde es dem von seinem Glauben Abgefallenen doch nichts nützen, denn eine bei Strafe verbotene Handlung, eine Rechtsverletzung, kann keine rechtlichen Folgen erzeugen, keinen Rechtsgrund für die Änderung der Standesregister abgeben, und der Übergetretene würde fortfahren offiziell als Angehöriger seines früheren Glaubens zu gelten. So würde denn beispielsweise seine nicht in der orthodoxen Kirche geschlossene Ehe nach den Vorschriften des Zivilgesetzes und des Reglements der geistlichen Konsistorien nichtig sein mit allen daraus resultierenden Folgen; ein zum Islam Übergetretener würde, trotzdem er sich als Muhamedaner ansieht, für Vielweiberei bestraft werden (Art. 412) usw.

Durch Ausschließung alles in ein Strafgesetzbuch nicht hinein Gehörenden, sowie durch eine systematischere und weniger kasuistische Darstellung ist die Zahl der Artikel über die Religionsverbrechen bedeutend verringert worden: statt 81 des Kodex vom J. 1845 oder 64 der letzten Ausgabe desselben vom J. 1885 sind es jetzt blos 25; immer noch viel, wenn man bedenkt, daß die westeuropäischen Kriminalkodices mit 5—6 Artikeln auskommen!

Diese 25 Artikel umfassen folgende Gruppen strafbarer Handlungen:

1) Schmähung und Beschimpfung der Kirche und religiöser Glaubenssätze, sowie Gotteslästerung.

2) Die Bestattung von Christen ohne Vornahme der christlichen Gebräuche und Leichenschändung.

3) Verletzung der Kultusfreiheit durch Zwingen zur Vornahme einer Kultushandlung oder Verhindern an der Vornahme einer solchen.

4) Verleitung, unter bestimmten Voraussetzungen, zum Übertritt zu einem anderen Glauben und Verbreitung gewisser Irrlehren.

5) Zugehörigkeit zu Sekten, die vom Staate nicht geduldet werden.

6) Verletzung gewisser besonderer Vorschriften des Gesetzes zum Schutze der orthodoxen Kirche vor dem Abfall ihrer Glieder zu anderen Religionsgemeinschaften.

7) Anmaßung der Priesterwürde und gewisse Angriffe auf die Person von orthodoxen Geistlichen.

* * *

Wenden wir uns nun den einzelnen Bestimmungen des Kap. II des neuen Strafgesetzes zu.*

Dieses Kapitel beginnt mit der Gotteslästerung und der Blasphemie (богохуленіе), wohin die Beschimpfung des Heiligtums (оскорбленіе святыни), sowie der Religionsfrevel (кощунство) gehört. Das neue Strafgesetz behält im Großen und Ganzen dieselben Grundanschauungen von Verbrechen dieser Art bei, wie das alte, verändert aber im Vergleich zu diesem letzteren etwas die juristische Konstruktion und Gruppierung der einzelnen Delikte, um eine bessere Systematisierung zu erzielen und dadurch eine richtige Interpretation zu erleichtern. Die Gotteslästerung und der Religionsfrevel unterscheiden sich von einander erstlich nach der religiösen Bedeutung dessen, was geschmäht oder verspottet wird und zweitens nach dem Wesen und dem Grade der von dem Schuldigen bezeugten Nichtachtung gegen die Religion.

Zur ersten Gruppe (Art. 73) zählt das neue Strafgesetz: die Schmähung des dreieinigen Gottes, der Mutter Gottes, der himmlischen Heerschaaren und der Heiligen; die Beschimpfung der heiligen Schrift, der Kirche, ihrer Dogmen und überhaupt des christlichen Glaubens. Eine Abart bildet die Beschimpfung gewisser Symbole und Bilder, welche als heilig gelten.

Objekte des Religionsfrevels (Art. 74) sind dagegen bloß die Einrichtungen und Gebräuche der Kirche, sowie die beim Gottesdienst gebrauchten Gegenstände. Inhaltlich unterscheidet er sich von der Gotteslästerung durch das Moment des Spottes, des unflätigen Scherzes.

Das neue Strafgesetz steht hierbei auf dem Standpunkt, daß das Wesen der obigen Verbrechen nicht in einem Angriff auf die Gottheit selbst besteht; diese stehe über solchen Angriffen und bedürfe eines Schutzes nicht; diese Verbrechen dokumentieren sich vielmehr in einem Angriff auf die Religion, als eine der ethischen Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens,

*) Den Wortlaut der Artikel dieses Kapitels s. im Anhang.

und zerstören nicht die Güter, gegen die sie gerichtet sind, sondern sind bloß ein Beweis für das Fehlen der nötigen Achtung vor demselben und erregen Unzufriedenheit, sowie Verführung und Ärgernis (соблазнъ). Es setzt daher die auf diese Verbrechen stehenden Strafen, im Vergleich zu dem geltenden Kriminalkodex, bedeutend herunter, indem es gleichzeitig dem Gericht einen überaus weiten Spielraum in der Strafzumessung einräumt. So kann z. B. das auf Gotteslästerung gesetzte Höchstmaß der Strafe, die befristete Zwangsarbeit, bis auf einfachen Arrest herabgesetzt werden, falls das Gericht anerkennt, daß der Schuldige aus Unvernunft, Bildungsmangel oder in der Betrunkenheit gehandelt hat.

An die Bestimmungen über Gotteslästerung und Religionsfrevel schließen sich diejenigen über den Unfug in der Kirche während des Gottesdienstes (Art. 75), wobei die Strafe erhöht wird, wenn der Unfug in der direkten Absicht verübt wurde, um den Gottesdienst zu stören, oder letzterer überhaupt infolge des Unfugs unterbrochen werden mußte.

Ein Novum wäre unter den Bestimmungen dieser Gruppen zu erwähnen. Nämlich der Schutz auch nichtchristlicher Bekenntnisse (Art. 76).

Der Kodex (Сводъ) der Kriminalgesetze, der bis zum J. 1845 in Geltung war, stand noch auf dem Boden der Уложеніе des Zaren Alexei Michailowitsch vom J. 1649 und schützte bloß die orthodoxe Kirche vor religiösen Verbrechen. Der Kriminalkodex vom J. 1845 (уложеніе о наказаніяхъ) dehnte diesen Schutz auch auf die anderen christlichen Konfessionen aus; das neue Strafgesetz endlich folgt dem Beispiel der westeuropäischen Gesetzgebungen und straft selbst die Hauptfälle der Angriffe auf die Glaubenssätze und die Glaubensausübung nichtchristlicher Religionsgemeinschaften, indem es von dem Grundsatze der Reichsgrundgesetze ausgeht, welcher auch Juden, Mohammedanern und Heiden die freie Ausübung ihres Glaubens gewährleistet. Jedoch ist der strafrechtliche Schutz der nichtchristlichen Religionen nicht der gleiche wie der der christlichen. Der hierauf bezügliche Art. 76 straft nämlich die Schmähung einer in Rußland anerkannten nichtchristlichen Glaubensgemeinschaft oder Verunglimpfung eines Gegenstandes der religiösen Verehrung einer solchen Religionsgemeinschaft; von Gegenständen aber, die erst durch den Gebrauch beim

Gottesdienst geheiligt sind, ist nicht die Rede, auch sind die oben erwähnten Handlungen nur dann strafbar, wenn sie in einem Bethause oder bei einer öffentlichen Kultushandlung verübt wurden, während in Bezug auf die christlichen Konfessionen auch Schmähungen und Verspottungen in Drucklegungen, Briefen und bildlichen Darstellungen verfolgt werden. Auch sind die Strafen geringer. Dasselbe ist auch von dem Unfug zu sagen, der nur bestraft wird, wenn dadurch die betr. nichtchristliche Kultushandlung unterbrochen wird (Art. 77).

Hieran schließen sich in 2 Artikeln (78 und 79) die Bestimmungen über die Beerdigung eines Christen ohne Vornahme der christlichen Gebräuche und über die Leichenschändung, und darauf folgt ein Artikel (80), der die Kultusfreiheit schützt, indem er denjenigen mit Strafe (Gefängnis) bedroht, der 1) durch Gewalt oder strafbare Drohung jemand zu Kultushandlungen oder Gebräuchen zwingt, die unter einem Verbot der Bestimmungen der Glaubensgemeinschaft des letzteren stehen, oder ihn durch solche Mittel zur Teilnahme an diesen Kultushandlungen und Gebräuchen nötigt, oder 2) durch Gewalt und strafbare Drohung jemand daran hindert, die Kultushandlungen seiner in Rußland anerkannten Glaubensgemeinschaft auszuüben oder am Gottesdienste seiner Konfession teilzunehmen.

Nach der Fassung dieses Artikels wird die Kultusfreiheit einer jeden in Rußland anerkannten Konfession, also auch die der Sektierer (раскольники) und Nichtchristen gewährleistet.

Wir kommen nun zu dem Abfall vom Glauben, dem, wenn man alle den Proselytismus betreffenden Artikel hierher rechnet, ihrer ganze 15 gewidmet sind.

In Bezug auf den Abfall selbst ist es, wie bereits vorher erwähnt wurde, im wesentlichen beim Alten geblieben. Anders steht es jedoch mit der Verleitung zum Abfall (совращение). Hier sind es namentlich 3 Punkte, durch die sich das neue Strafgesetz vom Kodex vom Jahre 1845 unterscheidet: 1) dadurch, daß es die Gewissensfreiheit der Angehörigen sämtlicher Glaubensbekenntnisse, allerdings in verschiedenem Grade und unter verschiedenen Voraussetzungen, unter seinen Schutz nimmt, 2) dadurch, daß bei der Verleitung zum Abfall nicht die Tatsache des Abfalles an und für sich strafbar ist, da ja der Abfall auch ohne jede

Betätigung des bösen Willens seitens des Verleitenden stattfinden konnte, sondern die verbrecherischen Handlungen, in denen sich dieser böse Wille äußerte, und 3) durch die Milderung der für die Verleitung zum Abfall festgesetzten Strafen.

Das Strafgesetz umfaßt also die Verleitung zum Abfall oder Übertritt: a) eines Christen zu einer nichtchristlichen Religion (Art. 82), b) eines Orthodoxen zu einer anderen christlichen Konfession (Art. 83), c) eines Orthodoxen zu einer Irrlehre oder Sekte (Art. 84 Ab. 1—4), d) eines Jeden zu einer Irrlehre oder Sekte, deren Zugehörigkeit mit fanatischen Anschlägen auf das eigene Leben oder fremdes oder mit Selbstverstümmelung oder Verstümmelung Anderer oder endlich mit offenbar unsittlichen Handlungen verbunden ist, oder zum Skopzentum, Springertum ꝛc. (Art. 84 Ab. 5), e) eines fremdstämmigen (инородецъ) russischen Untertans nichtchristlichen Bekenntnisses zu einem anderen nichtchristlichen Bekenntnisse (Art 86) und f) eines Angehörigen irgend eines Glaubens überhaupt zu einem anderen, also auch zum orthodoxen (Art. 87).

Hierbei qualifiziert das neue Strafgesetz gleich dem alten die Verleitung zum Übertritt unter Anwendung von Gewalt und strafbarer Drohung, jedoch mit dem Unterschied, daß nach dem neuen die gewalttätige Verleitung immer, d. h. selbst zum Übertritt zur Orthodoxie oder aus einem nichtchristlichen zu einem christlichen Glauben strafbar ist (Art. 87).

Die anderen strafbaren Mittel der Verleitung, außer Gewalt und Drohung, sind, entgegen dem geltenden Kodex, — genau aufgezählt; es sind dies: Mißbrauch von Machtvollkommenheiten, Zwang, Verlockung durch Versprechen von Vorteilen, Betrug.

Um jemand der Verleitung zum Abfall schuldig sprechen zu können muß also zunächst, wie bisher, festgestellt werden: die Einwirkung des Angeschuldigten auf eine andere Person, der tatsächliche Abfall der letzteren und der kausale Zusammenhang zwischen dem Abfall und der Einwirkung. Außerdem aber, — und darin liegt das Novum, — muß bewiesen werden, daß die Einwirkung durch eines der im Gesetz aufgezählten unerlaubten Mittel geschehen ist. Nicht eine jede Verleitung zum Übertritt von einem Glauben zu einem andern ist also strafbar. „Ein bloßes Gespräch über religiöse Fragen", heißt es im Journal der Besonderen Konferenz

des Reichsrats (S. 187), „kann einen Einfluß auf die religiöse Überzeugung der Zuhörer ausüben. Das Beispiel der Eltern und des Ehegatten kann denselben Erfolg haben; es wäre aber offenbar ungerecht, einen Vater, Gatten oder selbst eine fremde Person, die fest in ihrem Glauben ist, nur deshalb als Verbrecher zu behandeln, weil sie ihre religiösen Überzeugungen aufrichtig ausgesprochen oder manifestiert haben."

Die Verleitung zum Religionsabfall als strafbare Handlung setzt eine gewisse religiöse Reife des Verleiteten voraus; er muß eine bestimmte religiöse Überzeug besitzen oder wenigstens besitzen können; die „Verleitung" ist daher undenkbar an Kindern. — So werden denn als Ergänzung zu den Bestimmungen über die Verleitung zum Abfalle in den darauf folgenden Artikeln unerlaubte Handlungen an Minderjährigen vorgesehen, die den Zweck haben, sie einem anderen Glaubensbekenntnisse als dasjenige, dem sie nach dem Gesetz angehören müssen, zuzuführen.

So straft Art. 88 die Eltern und Vormünder, die nach dem Gesetz verpflichtet sind, ein unter ihrer Obhut stehendes Kind im christlichen Glauben zu erziehen, für die Vornahme von religiösen Gebräuchen eines nichtchristlichen Bekenntnisses an demselben, und Art. 89 enthält eine analoge Bestimmung für die Vollziehung der Taufe oder eines andern Sakraments nach dem Ritus einer der geduldeten christlichen Konfessionen an einem Kinde, das der Erziehung nach den Vorschriften der rechtgläubigen Kirche unterlag. Der Hauptunterschied zwischen diesen beiden Artikeln und den entsprechenden Bestimmungen des geltenden Kodex (Art. 186 und 190) besteht darin, daß das neue Gesetz nur für die Vollziehung gewisser religiöser *Gebräuche* straft, während das alte überhaupt die *Erziehung* nach den Gebräuchen einer anderen als der in casu vorgeschriebenen Religion als strafbar bezeichnete. Es ist diese Änderung in der Erwägung vorgenommen worden, daß das Auseinanderhalten der systematischen Erziehungstätigkeit von den rein natürlichen Familienbeziehungen zwischen Eltern und Kindern in praxi so gut wie unmöglich ist und eine Kontrolle in dieser Sphäre von Seiten einer staatlichen Gewalt ausgeschlossen erscheint.

Die Art. 88 und 89 sind sogenannte Blanquetartikel; es ist darin nämlich nicht gesagt, wer von den Unmündigen, die aus

Mischehen stammen oder von Eltern, welche vom Christentum oder der Orthodoxie abgefallen sind, im christlichen resp. orthodoxen Glauben erzogen werden muß. Die Anwendung dieser Artikel hängt von anderen Teilen des Gesetzbuches, — den Zivilgesetzen und dem Reglement der geistlichen Angelegenheiten der fremden Konfessionen (XI. Band) ab.

In Bezug auf den Schutz der Orthodoxie wiederholt das neue Gesetz im großen und ganzen die einschlägigen Bestimmungen des alten Strafgesetzbuches über die Vollziehung gewisser heiliger Handlungen an Orthodoxen durch Raskolnike oder Sektierer und Geistliche fremder christlicher Glaubensbekenntnisse (Art. 91, 93, 94 des neuen, Art. 193—194 und Teil 3 des Art. 196 des alten Strafgesetzes). Es gehören hierher, was speziell diese letzteren betrifft, die Vollziehung der Konfirmation, Salbung oder einer anderen heiligen Handlung, die die Annahme des fremden christlichen Bekenntnisses bedeutet, die Vollziehung oder Zulassung der Taufe eines Kindes, die Annnahme zur Beichte oder zum Abendmahl oder zur Ölung, der Unterricht einer minderjährigen Person in der Katechese, die Trauung eines gemischten Paares vor Vollziehung der Trauhandlung durch einen orthodoxen Geistlichen oder wenn hernach die Ehe nicht nach orthodoxem Bekenntnis vollzogen worden ist, und endlich die Trauung eines rein orthodoxen Paares. Diese letztere Bestimmung ist neu und durch die Leziussche Sache veranlaßt worden*.

Fortgelassen sind dagegen: die Bestimmung des Art. 193 T. 2 des Strafgesetzbuches über die Bestrafung der fremdgläubigen Geistlichen für Vollziehung ritueller Handlungen an Orthodoxen aus Unwissenheit und die des Art. 194 über die Strafbarkeit von dem rechtgläubigen Glauben zuwiderlaufenden Beeinflussungen (внушенія) minderjähriger Orthodoxer.

Hierbei wäre zu bemerken, daß unter dem Ausdruck „Orthodoxe" oder „wissentlich Orthodoxe" („завѣдомо православные") nach der Interpretatton des Reichsrats alle diejenigen verstanden werden, die nach den Standesregistern als Orthodoxe verzeichnet

*) Das Vorgehen P. Lezius' wurde vom Senat wegen Fehlens einer speziellen Bestimmung über die Trauung zweier Personen, die beide als orthodox zu betrachten sind, unter den Gesichtspunkt der Einsegnung einer ungiltigen Ehe überhaupt (Art. 1575 des Strafgesetzbuches) gebracht.

sind oder nach dem Gesetz orthodox getauft und erzogen werden müßten.

Den Schluß des Kapitels 6 „über die Religionsverbrechen" bilden endlich einige Artikel, welche Vergehen betreffen, die gegen die Organe der Kirche, die Geistlichen, gerichtet sind, und die bereits früher erwähnt wurden. Sie sprechen von der Anmaßung der Würde eines christlichen Geistlichen seitens eines Laien oder von der Vollziehung einer religiösen Handlung durch einen Laien, die nur von einem Geistlichen vollzogen werden darf (Art. 97) und von der Beleidigung eines orthodoxen Geistlichen seitens eines Nichtorthodoxen oder der Anwendung von Gewalt wider einen solchen in der Absicht, eine Nichtachtung des orthodoxen Glaubens und der orthodoxen Kirche zu dokumentieren (Art. 98).

Wenn Sie nun, meine Herren, das Gesagte im Geiste rekapitulieren, so werden Sie, denke ich, sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß im Gebiet der Religionsverbrechen das neue Strafgesetz, das ja den derzeitigen Standpunkt des Staats über die Stellung von Religion und Kirche in demselben wiederspiegeln muß, einen großen Schritt vorwärts im Vergleich zu dem Kodex vom Jahre 1845 bedeutet. Es ist namentlich die Kürze, Übersichtlichkeit, technische Vervollkommnung und nicht zum allerletzten die größere Humanität, welche dasselbe vorteilhaft auszeichnet; und es bleibt nur zu wünschen, daß die humanen Prinzipien, die nunmehr im Gesetz Ausdruck gefunden haben, in Zukunft auch diejenigen beseelen, welche es in praxi anzuwenden haben werden.

Gestatten Sie mir nun, meine Herren, Ihnen für die Aufmerksamkeit zu danken, mit der Sie meinen trockenen Ausführungen gefolgt sind. Gleichzeitig möchte ich Ihnen eine Erklärung machen, die ich ihnen schuldig zu sein glaube. Es wird Ihnen vielleicht aufgefallen sein, daß ich so gut wie garnicht der Strafen erwähnt habe, die das neue Strafgesetz auf die verschiedenen von demselben vorgesehenen Verbrechen und Vergehen gegen die Religion festsetzt. Ich habe dies absichtlich unterlassen. Erstens hätte ich es nicht gut anders tun können, als nachdem ich Sie mit dem von dem alten Kodex abweichenden Strafsystem des neuen Gesetzes bekannt gemacht hätte, und dazu gebrach es uns an Zeit; zweitens hätten Sie von der Aufzählung der in den einzelnen Gesetzesartikeln genannten Strafen wenig gehabt. Das neue Gesetz

gewährt nämlich, abweichend vom alten, dem Richter einen ungemein weiten Spielraum bei der Strafzumessung; die Dauer der Freiheitsstrafen ist z. B. nur ausnahmsweise angegeben; es heißt da einfach: Wer das und das tut, wird mit befristeter Zwangsarbeit, mit Korrektionshaus, Gefängnis, Arrest usw. bestraft. Ferner darf der Richter, — wenn er mildernde Umstände anerkennt, — unter gewissen Voraussetzungen selbst dann, wenn für das konkrete Verbrechen das Maximum oder Minimum der zu verhängenden Strafe angegeben ist, nichtsdestoweniger bis auf das überhaupt zulässige Mindestmaß der betr. Strafe heruntergehen. Wenn z. B. Gefängnis nicht unter 3 Monaten (wie in Art. 80 für Zwingen eines Geistlichen zur Vollziehung einer von seinen Glaubenslehren verbotenen Kultushandlung festgesetzt ist, so kann der Richter trotzdem, bei mildernden Umständen, 2 Wochen Gefängnis diktiren. Noch größer ist die diskretionäre Gewalt des Richters, wenn, wie meist, kein Strafminimum angegeben ist, oder zwei Strafarten alternativ festgesetzt sind. Ist z. B. Korrektionshaus die normale Strafe, so hat der Richter die Wahl zwischen Korrektionshaus bis zu 6 Jahren und 2 Wochen Gefängnis. Ist Gefängnis angesetzt, wie bei den meisten der Religionsverbrechen, so kann der Schuldige unter Umständen mit Arrest von 1 Tage davonkommen. Endlich drittens bin ich überzeugt, daß wenn ich Ihnen die Strafen für die einzelnen Vergehen genannt hätte, Sie dieselben doch beim Verlassen dieses Saales wieder vergessen hätten; kommen Sie aber einmal in praxi in die Lage, sich für die auf das eine oder andere Vergehen festgesetzte Strafe zu interessieren, so werden Sie ja doch im Gesetzbuch darüber nachschlagen. So machen es ja auch die Juristen. Es ist damit wie mit den logarythmischen Tabellen. Die Mathematiker kennen sie ja auch nicht auswendig, müssen aber verstehen, sich in ihnen zurechtzufinden. Ähnlich ist es mit den Gesetzbüchern. Daher habe ich mich darauf beschränkt, Ihnen bloß die Prinzipien des neuen Strafgesetzes nahe zu bringen und Sie bloß auf einige Details und Subtilitäten aufmerksam zu machen, die beim flüchtigen Lesen des Gesetzes leicht übersehen werden können. Wenn es mir gelungen sein sollte, Ihnen in dieser Beziehung etwas genützt zu haben, so ist der Zweck meines Referats erfüllt.

Anhang.

Aus dem neuen Strafgesetz.

Zweites Kapitel.

Von der Verletzung der Bestimmungen zum Schutze des Glaubens.

Art. 73. Wer den Dreieinigen Gott, die Mutter Gottes und heilige Jungfrau Maria, die himmlischen Heerscharen oder die Heiligen Gottes schmäht; wer die heiligen Sakramente, das heilige Kreuz, die Reliquien, Heiligenbilder oder andre der orthodoxen oder einer andern christlichen Kirche heiligen Gegenstände mit Wort oder Tat beschimpft; wer die Heilige Schrift, die orthodoxe Kirche und ihre Glaubenssätze oder überhaupt den christlichen Glauben schmäht, unterliegt für diese Gotteslästerung oder Beschimpfung des Heiligtums, wenn dieselbe verübt wurde:

1) während des öffentlichen Gottesdienstes oder in der Kirche:

der befristeten Zwangsarbeit oder der Verweisung zur Ansiedlung;

2) in einer Kapelle, oder einem christlichen Bethause, oder öffentlich, oder in verbreiteten oder öffentlich ausgestellten Drucklegungen, Briefen oder bildlichen Darstellungen:

der Verweisung zur Ansiedelung;

3) in der Absicht, ein Ärgernis unter den Anwesenden zu erregen:

der Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren oder der Festungshaft bis zu drei Jahren.

Wurde aber die Gotteslästerung oder Schmähung des Heiligtums zwar unter den erwähnten Umständen, jedoch aus Unvernunft, Bildungsmangel oder im Zustande der Trunkenheit verübt, so wird der Schuldige mit Arrest bestraft.

74. Wer

1) die Einrichtungen und Gebräuche der orthodoxen Kirche oder des Christentums überhaupt schmäht;

2) mit Wort oder Tat Gegenstände verunglimpft, die durch den Gebrauch beim Gottesdienst der orthodoxen oder irgend einer andern christlichen Kirche geheiligt sind;

3) in unangemessener Weise über heilige Gegenstände oder über die im Art. 73 erwähnten Glaubenssachen spottet,

wird für diesen Frevel bestraft:

wenn er verübt wurde:

1) während des öffentlichen Gottesdienstes oder in der Kirche:

mit Gefängnishaft nicht unter sechs Monaten;

2) in einer Kapelle oder einem christlichen Bethause, oder öffentlich, oder in verbreiteten oder öffentlich ausgestellten Drucklegungen, Briefen oder bildlichen Darstellungen:

mit Gefängnishaft;

3) in der Absicht, Ärgernis unter den Anwesenden zu erregen:

mit Gefängnishaft bis zu sechs Monaten.

Wenn aber der Frevel zwar unter den erwähnten Umständen, jedoch durch Unverstand, mangelnde Bildung oder im Zustande der Trunkenheit verübt wurde, so wird der Schuldige bestraft mit Arrest bis zu drei Monaten.

75. Wer durch unanständiges Geschrei, Lärm oder andern Unfug den öffentlichen christlichen Gottesdienst in einer Kirche, Kapelle oder einem christlichen Bethause stört, wird mit einem Arrest bis zu drei Monaten bestraft.

Wenn infolge eines solchen Unfugs der Gottesdienst unterbrochen, oder der Unfug von einem Menschenhaufen verübt wurde, so trifft den Schuldigen die Strafe des Arrests.

Wenn der im ersten Teil dieses Artikels erwähnte Unfug in der Absicht verübt wurde, den Gottesdienst zu stören, so wird der Schuldige mit Gefängnishaft bestraft.

Wenn aber der in solcher Absicht gestörte Gottesdienst unterbrochen werden mußte, so unterliegt der Schuldige einer Gefängnishaft nicht unter sechs Monaten.

76. Wer eine in Rußland gesetzlich anerkannte nichtchristliche Glaubensgemeinschaft schmäht oder einen Gegenstand der religiösen Verehrung dieser Glaubensgemeinschaft mit Wort oder Tat verunglimpft, wird, falls ein derartiges Verbrechen in einem Bethause der nichtchristlichen Glaubensgemeinschaft oder bei einer öffentlichen Kultushandlung derselben verübt wurde, mit Arrest bestraft.

Wurde das Verbrechen aus Unverstand, mangelnder Bildung oder im Zustande der Trunkenheit verübt, so unterliegt der Schuldige dem Arrest bis zu einem Monat oder einer Pön bis zu hundert Rubel.

77. Wer durch unanständiges Geschrei, Lärm oder andern Unfug die Kultushandlung einer in Rußland gesetzlich anerkannten nichtchristlichen Glaubensgemeinschaft unterbricht, wird, wenn ein solches Verbrechen öffentlich oder im Gebethause einer solchen Glaubensgemeinschaft verübt wurde, bestraft mit:

Arrest bis zu drei Monaten.

78. Wer einen Christen ohne Vornahme der christlichen Gebräuche beerdigt, ohne daß besondere Schwierigkeiten vorlagen, einen Geistlichen zur Vornahme dieser Gebräuche heranzuziehen, unterliegt:

dem Arrest bis zu drei Monaten.

79. Wer eine bereits bestattete oder nicht bestattete Leiche raubt oder schändet, wird bestraft mit:

Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren.

War das erwähnte Verbrechen mit einer unsittlichen Handlung verknüpft, so unterliegt der Schuldige:

der Einsperrung im Korrektionshaus nicht unter drei Jahren.

Geschah das erwähnte Verbrechen aber aus Aberglauben, Unverstand, Bildungsmangel oder im Zustande der Trunkenheit, so wird der Schuldige bestraft mit:

Gefängnishaft bis zu sechs Monaten.

80. Wer

1) durch Gewalt oder strafbare Drohung jemand zu Kultushandlungen oder Gebräuchen zwingt, die unter einem Verbot der Bestimmungen der Glaubensgemeinschaft des letzteren stehen, oder ihn durch solche Mittel zur Teilnahme an diesen Kultushandlungen und Gebräuchen nötigt;

2) durch Gewalt oder strafbare Drohung jemand daran hindert, den Gottesdienst oder eine Kultushandlung seiner in Rußland anerkannten Glaubensgemeinschaft auszuüben oder an einem solchen Gottesdienste oder einer solchen Kultushandlung teilzunehmen,

wird bestraft:

mit Gefängnishaft.

Wenn dieser Zwang oder diese Nötigung gegenüber dem Geistlichen einer christlichen Konfession oder dem Geistlichen einer nichtstristlichen Glaubensgemeinschaft erfolgte, so unterliegt der Schuldige:

der Gefängnishaft nicht unter drei Monaten.

81. Wenn eine Person nichtchristlichen Glaubens, auch ohne Anwendung von Gewalt oder strafbarer Drohung, jemand, der bei ihr in Dienst, Lehre oder Arbeit steht, an der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten oder an der von der betreffenden Konfession vorgeschriebenen Heilighaltung des Sonntags oder eines andern Feiertages hindert, so wird dieselbe bestraft mit:

einer Pön bis zu fünfzig Rubel.

82. Wer durch Mißbrauch seiner Machtvollkommenheiten, Zwang, Verlockung durch Versprechung von Vorteilen oder Betrug, einen Christen zum Übertritt zu einem nichtchristlichen Glauben veranlaßt, wird bestraft mit:

Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren oder Festungshaft bis zu drei Jahren.

Wenn aber die Verleitung unter Anwendung von Gewalt oder strafbarer Drohung erfolgte, so unterliegt der Schuldige:

der Zwangsarbeit bis zu sechs Jahren oder der Verweisung zur Ansiedlung.

83. Wer durch Mißbrauch seiner Machtvollkommenheiten, Zwang, Verlockung durch Versprechungen von Vorteilen oder Betrug einen Orthodoxen zum Übertritt zu einer andern christlichen Konfession verleitet, wird bestraft mit:

Festungshaft bis zu drei Jahren.

Wenn aber die Verleitung zum Übertritt durch Gewalt oder strafbare Drohung erfolgte, so wird der Schuldige bestraft mit:

Verweisung zur Ansiedlung.

84. Wer durch Mißbrauch seiner Machtvollkommenheiten, Zwang, Verlockung durch Versprechung von Vorteilen oder Betrug einen Orthodoxen zum Übertritt zu bestehenden oder neuerdings verkündeten Irrlehren oder Sekten verleitet, wird bestraft mit:

Verweisung zur Ansiedlung.

Wenn eine solche Verleitung durch Gewalt oder strafbare Drohung verübt worden ist, so wird der Schuldige bestraft:

mit Zwangsarbeit bis zu sechs Jahren oder Verweisung zur Ansiedlung.

Wenn die Verleitung zu einer Irrlehre oder Sekte erfolgt, deren Zugehörigkeit mit fanatischen Anschlägen auf das eigene Leben oder das Leben andrer oder mit Selbstverstümmelung oder Verstümmelung andrer oder mit offenbar unsittlichen Handlungen verbunden ist, so wird der Schuldige bestraft:

mit Verweisung zur Ansiedlung in besondere für diese Verurteilten vorgesehene Ortschaften.

Wenn eine solche Verleitung durch Gewalt oder strafbare Drohung verübt wurde, so wird der Schuldige bestraft:

mit Zwangsarbeit bis zu acht Jahren.

Diesen Strafen unterliegt auf diesen Grundlagen der Anhänger des Skopzentums oder einer andern der oben genannten fanatischen Lehren, der schuldig ist, zu seiner Lehre Personen eines andern christlichen oder nichtchristlichen Bekenntnisses verleitet zu haben.

85. Wer eine Person, die der Lehre der Skopzen angehört, mit ihrer Einwilligung verstümmelt oder aber die gleiche Tat an einer Person verübt, um sie zum Übertritt zum Skopzentum zu verleiten, wird bestraft:

mit Zwangsarbeit bis zu sechs Jahren.

Wenn die Verstümmelung unter Anwendung von Gewalt oder strafbarer Drohung verübt worden ist, so wird der Schuldige bestraft:

mit Zwangsarbeit bis zu zehn Jahren.

86. Der Mohammedaner, Jude oder Heide, der schuldig ist, durch Mißbrauch seiner Machtvollkommenheit, Zwang, Verführung durch ein Versprechen von Vorteilen oder Betrug einen fremdstämmigen russischen Untertan nichtchristlichen Bekenntnisses zu einem andern nichtchristlichen Bekenntnis verleitet zu haben, wird bestraft:

mit Gefängnishaft bis zu drei Monaten.

87. Wer schuldig ist, durch Gewalt oder strafbare Drohung jemand zum Übertritt von einem Glaubensbekenntnis zu einem andern verleitet zu haben, wird, wenn er nicht der Bestrafung nach den Art. 82—84 unterliegt, bestraft:

mit Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren.

88. Der Vater, die Mutter oder der Vormund, die nach dem Gesetz verpflichtet sind das eigene oder ein unter ihrer Vormundschaft stehendes noch nicht vierzehnjähriges Kind im christlichen Glauben zu erziehen und sich schuldig machen, an demselben religiöse Gebräuche eines nichtchristlichen Glaubenbekenntnisses vorgenommen zu haben, werden bestraft:

mit Festungshaft bis zu drei Jahren.

89. Der Vater, die Mutter oder der Vormund, die nach dem Gesetz verpflichtet sind, das eigene oder ein unter ihrer Vormundschaft stehendes, noch nicht vierzehnjähriges Kind im orthodoxen Glauben zu erziehen und sich schuldig machen, an demselben die Taufe vollzogen oder dasselbe andern Sakramenten eines andern christlichen Glaubensbekenntnisses zugeführt zu haben, unterliegen der Festungshaft bis zu einem Jahr.

90. Wer schuldig ist des öffentlichen Haltens oder Lesens einer Predigt, Rede oder eines Aufsatzes oder der Verbreitung oder öffentlichen Ausstellung einer Schrift oder einer bildlichen Darstellung, die Rechtgläubige zum Übertritt zu einem andern Glaubensbekenntnis oder zu einer Irrlehre oder Sekte anregt, wird, wenn diese Handlung zum Zweck, Orthodoxe zum Abfall zu verleiten, verübt wurde, bestraft:

mit Gefängnishaft bis zu einem Jahr oder mit Arrest.

91. Ein Raskolnik oder Sektierer, der schuldig ist, wissentlich die Taufe oder eine andre geistliche Handlung, die den Übertritt zum Raskol oder zur Sekte bezeichnet, nach seinem Ritual an einer Person verübt zu haben, die zur orthodoxen Kirche gehört oder der Taufe nach den Gebräuchen der orthodoxen Kirche unterliegt, wird bestraft:

mit Arrest.

Derselben Strafe unterliegt ein Raskolnik oder Sektierer, der schuldig ist, wissentlich eine andre geistliche Handlung an einer Person verübt zu haben, die während der Vollziehung der Handlung den orthodoxen Glauben bekannte.

92. Wer schuldig ist, öffentlich in einer vom Gesetz verbotenen Weise seine Zugehörigkeit zu dem Raskol dokumentiert zu haben, wird bestraft:

mit einer Pön bis zu 300 Rbl.

93. Der Geistliche eines fremdem christlichen Glaubensbekenntnisses, der schuldig ist:

1) wissentlich nach seinen Riten an einem Orthodoxen die Konfirmation, Salbung oder eine andre heilige Handlung vollzogen zu haben, die die Annahme des fremden christlichen Bekenntnisses bedeutet, oder der nach seinen Riten die Taufe an einem Kinde wissentlich vollzieht oder zuläßt, das nach den Gebräuchen der orthodoxen Kirche zu taufen ist;

2) wissentlich einen Orthodoxen zur Beichte oder zum Abendmahl oder zur Ölung nach den Gebräuchen seines Glaubensbekenntnisses zugelassen zu haben;

3) wissentlich Unterricht in der Katechese seines Glaubensbekenntnisses einer minderjährigen Person orthodoxen Bekenntnisses erteilt zu haben;

4) wissentlich die Ehe eines Fremdgläubigen mit einer Person orthodoxen Bekenntnisses vor der Trauung durch einen orthodoxen Geistlichen vollzogen zu haben, wird bestraft:

mit einer Pön bis zu 300 Rbl.

Außerdem wird der Schuldige für den Fall des im 1. Punkt dieses Artikels Gesagten von seinem kirchlichen Amte für die Zeit von drei Monaten bis zu einem Jahre entfernt, und bei einer Wiederholung auf ein bis drei Jahre oder für immer; für den Fall der Wiederholung der Verbrechen, die in den Punkten 2 und 3 dieses Artikels erwähnt sind — auf drei Monate bis zu einem Jahre, und bei Wiederholung des im Punkt 4 erwähnten Verbrechens — auf drei bis zu sechs Monaten.

94. Der Geistliche eines fremden christlichen Glaubensbekenntnisses, der schuldig ist:

1) der wissentlichen Vollziehung einer Ehe zwischen einem Fremdgläubigen und einer Person orthodoxen Bekenntnisses, wenn hernach die Ehe nicht nach orthodoxem Ritus vollzogen worden ist;

2) der wissentlichen Vollziehung der Ehe zwischen orthodoxen Personen

wird bestraft:

mit einer Pön bis zu 500 Rbl.

Außerdem wird der Schuldige von seinem kirchlichen Amte auf drei Monate bis zu einem Jahre entfernt, und im Wiederholungsfalle — auf ein bis drei Jahre oder für immer.

95. Wer schuldig ist, durch Gewalt oder eine strafbare Drohung Personen am Übertritt zum orthodoxen Glauben zu verhindern, wird bestraft:

mit Gefängnishaft nicht unter sechs Monaten.

96. Wer schuldig ist der Zugehörigkeit zu einer Irrlehre oder Sekte, die mit fanatischen Anschlägen auf das eigene Leben oder das Leben andrer, oder mit offenbar unsittlichen Handlungen verbunden ist, wird bestraft:

mit Verweisung zur Ansiedlung in besonders für diese Verurteilten bezeichnete Ortschaften.

Derselben Strafe unterliegt, wer sich der Selbstverstümmelung aus Fanatismus schuldig macht.

97. Wer sich eigenmächtig die Würde eines Geistlichen eines christlichen Bekenntnisses anmaßt und sich der Verrichtung heiliger Handlungen schuldig macht, die nur von Geistlichen dieses Bekenntnisses vollzogen werden können, wird bestraft:

mit Gefängnishaft.

Wenn der Schuldige eine Taufe oder Trauung vollzogen hat, wird er bestraft:

mit Einsperrung im Korrektionshaus.

98. Eine Person nichtchristlichen Bekenntnisses wie auch eine Person eines fremdem christlichen Bekenntnisses, ein Raskolnik oder Sektierer, die schuldig sind der Beleidigung eines orthodoxen Geistlichen oder der im Art. 475 vorgesehenen Anwendung von Gewalt außerhalb des Gottesdienstes oder der Vollziehung einer heiligen Handlung, aber in der Absicht eine Nichtachtung des orthodoxen Glaubens und der orthodoxen Kirche zu dokumentieren, wird bestraft:

mit Gefängnishaft.

Wenn diese Beleidigung oder Anwendung von Gewalt während des Gottesdienstes oder während der Vollziehung heiliger Handlungen verübt wurde, so wird der Schuldige bestraft:

für Beleidigung — mit Einsperrung im Korrektionshaus bis zu drei Jahren;

für Anwendung von Gewalt — mit Einsperrung im Korrektionshaus.

Die moderne Irrenpflege und die livl. Heil- und Pflegeanstalt Stackeln.

Von

Dr. **Albert Behr.**

Nachdem der Bau der livl. Heil- und Pflegeanstalt Stackeln beschlossen war, schien es der Baukommission der livl. Ritterschaft im Interesse der Sache notwendig, eines ihrer Glieder (Herrn v. Hansen-Planhof) und den Arzt der Anstalt ins Ausland zu senden, um moderne Irrenanstalten und deren Einrichtungen zu studieren und die Resultate der Reise für den beabsichtigten Neubau zu verwerten. Der bauleitende Architekt, Herr A. Reinberg, äußerte gleichfalls seine Bereitschaft mitzureisen. Der nachfolgende Bericht enthält die gewonnenen Anschauungen, welche der Baukommission am 24. März und dem Verwaltungsrat der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke am 13. April d. J. vorgelegt wurden.

* * *

Der Zweck einer gemeinsamen Reise, an der Baumeister, Arzt und Bauherr (in diesem Fall die ritterschaftliche Baukommission vertreten durch eines ihrer Glieder) teilnahmen, läßt sich in Kürze dahin formulieren: der Psychiater soll bautechnisch und der Bauleiter resp. der Bauherr psychiatrisch denken lernen. „Ich glaube", so bemerkt zutreffend Kolb, „keinem Psychiater wird anfänglich ein peinliches Gefühl von Unsicherheit fern geblieben sein, als er sich zum ersten Mal vor die Aufgabe gestellt sah, bei dem Neubau oder der Erweiterung einer Anstalt beratend oder gar beschließend mitzuwirken. Und das darf nicht Wunder nehmen: das bautechnische Gebiet liegt unsrem Studiengange fern; es sich

zu erschließen ist nicht ganz leicht; unsre Zeit ist gewöhnlich durch die notwendige Fortbildung auf spezialwissenschaftlichem wie auf allgemein ärztlichem Gebiete mehr oder minder vollständig in Anspruch genommen usw." (vgl. Psychiatr. Wochenschrift 1901). -- Anderseits ist zu bemerken, daß der Baumeister ohne besondere psychiatrische Vorstudien garnicht in der Lage ist, die Intentionen des Arztes zu erfassen und den Ansprüchen seiner Auftraggeber gerecht zu werden. Eine gemeinsame Reise nach einem vorher entworfenen Programm gestattet dagegen einen wesentlich andern Gedankenaustausch über rein psychiatrische und baupsychiatrische Fragen, als es auf irgend eine andre Weise möglich ist. Jede Debatte knüpft an das Gesehene, an das gemeinsam Erschaute an und erspart unnütze Erklärungen, Aufklärungen und Worte. Auf diesem Wege läßt sich ein Bauprogramm ohne besondere Schwierigkeiten erledigen und die Forderungen der praktischen Psychiatrie in steter Rücksicht auf das tatsächlich Mögliche und Erreichbare sind leicht zu formulieren.

Das Reiseziel bildeten einige norddeutsche, mitteldeutsche und österreichische Anstalten, die in den allerletzten Jahren erbaut sind und die, soweit das europäische Festland in Frage kommt, die Ziele der modernen Psychiatrie deutlich zum Ausdruck bringen. Um nach dieser Richtung hin keinen Mißgriff zu begehen, so wandte ich mich vor Beginn der Reise an einen erfahrenen auswärtigen Fachmann, den Sanitätsrat Dr. A. Merklin in Treptow a. d. Rega und beriet mit ihm die in Aussicht genommene Route. Wir besuchten die Anstalten Dziekanka bei Gnesen, Obrawalde bei Meseritz, Lüneburg, Treptow a. d. Rega, Dösen bei Leipzig und Groß-Schweidnitz bei Löbau (Kgr. Sachsen). Die Anstalt Obrawalde bei Meseritz befand sich noch im Bau — die Eröffnung findet erst am 1. Oktober d. J. statt — und wir waren somit in der glücklichen Lage, eine Anstalt während des Baues zu besichtigen und den bauleitenden Architekten über seine Ansichten zu hören. In Österreich sahen wir die Anstalten zu Salzburg und die berühmte niederösterreichische Schöpfung Mauer-Öhling, 5 Km. von Amstetten (Linie Linz-Wien). Die Salzburger Anstalt hatte für uns ein begreifliches Interesse, da diese Anstalt in den Vorarbeitrn für die Heilanstalt in Stackeln eine große Rolle spielte und wir uns durch den Augenschein selbst über die Grundrisse und Pläne überzeugen wollten. Ferner hatten wir in unser Reiseprogramm die Besichtigung einer älteren Anstalt, der Staatsirrenanstalt zu Hamburg, mit hineingenommen. Die Hamburger Irrenanstalt Friedrichsberg

war in den Jahren 1861—66 nach den Angaben von L. Meyer erbaut und bildete einst eine Sehenswürdigkeit auf psychiatrischem Gebiet. Heutzutage ist die Anstalt natürlich längst überholt und durchaus veraltet. Es ist aber für einen Baumeister dringend erforderlich, auch alte Anstalten zu besuchen, weil er alsdann durch den Vergleich mit den Bauten der Gegenwart die Entwicklung der psychiatrischen Anschauungen sich plastisch greifbar vorstellen kann und die Fortschritte der Hygieine am besten übersieht. — Ich selbst konnte es mir weiter nicht versagen, die Anstalt Herzberge bei Berlin zu besuchen, da diese Anstalt die Grundlage für den Ausbau Birkenruhs bildete, der seinerzeit dem Landratskollegium als Projekt vorlag.

Das Reiseprogramm enthielt, wie es sich ja eigentlich von selbst versteht, die Besichtigung von Provinzial- und Kommunalanstalten. Privatanstalten hatten für unsre Zwecke kein Interesse, da bei dem Bau von Privatirrenanstalten doch wesentlich andre Gesichtspunkte maßgebend sind, als bei dem Bau von Provinzialanstalten. Nur Ilten bei Hannover machte eine Ausnahme und wir besuchten diese eigenartige Privatanstalt, die in der Geschichte der deutschen Psychiatrie von ausschlaggebender Bedeutung wurde. Die Anstalt Ilten ist eine Schöpfung von F. Wahrendorff, der vor etwa einem Menschenalter in zielbewußter Weise den Versuch unternahm, nach dem Vorbilde von Gheel die Familienpflege Geisteskranker ins Leben zu rufen. Es galt in Ilten sich durch den Augenschein zu überzeugen, wie landwirtschaftlicher Betrieb und Familienpflege Geisteskranker Hand in Hand geht und wie die Fürsorge für chronische Geisteskranke außerhalb der Anstalt zu handhaben und zu gestalten ist*.

* * *

Der Schwerpunkt der modernen Irrenanstalt, das A und O jeder praktischen Psychiatrie liegt in der Erkenntnis, daß ein tüchtiges Pflegepersonal unumgänglich notwendig ist, um Geisteskranke human und menschenwürdig zu behandeln. Es ist eine Tatsache,

*) Wir wurden in allen Anstalten aufs freundlichste aufgenommen, und es ist mir ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle allen Kollegen und Anstaltsdirektoren für mancherlei Auskünfte und Angaben herzlich zu danken. Insbesondere gebührt der Dank H. Sanitätsrat Dr. Kayser, H. Sanitätsrat Dr. Merklin, H. Oberarzt Dr. Dehio, H. Oberarzt Grabbe, H. Direktor Dr. Wahrendorff, H. Sanitätsrat Dr. Krell, H. Direktor Dr. Starlinger und H. Regierungsbaumeister Kübler.

daß die Gefährlichkeit und die Erregung der Geisteskranken abnehmen, wenn die Pflege und Aufsicht der Kranken taktvoll und zweckentsprechend gehandhabt werden. Der Arzt kann seine Kranken, auch beim besten Willen, nicht immer beaufsichtigen und neun Zehntel der Arbeit lastet auf dem Pfleger. Diese Erwägung hat daher in der ganzen Welt dazu geführt, das Hauptaugenmerk bei der Behandlung Geisteskranker darauf zu richten, ein gutes Pflegepersonal heranzuziehen und sich zu erhalten. Diese so einfache Erkenntnis ist es, die den gegenwärtigen Bau der Irrenanstalten von der der früheren Jahre so wohltuend unterscheidet. Je tüchtiger und zuverlässiger das Pflegepersonal ist, um so weniger Schutzvorrichtungen bedarf die Anstalt und um so mehr gleicht die übelbeleumundete Irrenanstalt einem gewöhnlichen allgemeinen Krankenhause. Welche absonderlichen Fenster, Türen, Treppen und Zimmerkonstruktionen wurden nicht erdacht, um sich vor dem Kranken zu schützen, der Baumeister verschwendete seinen ganzen Witz an der Konstruktion von Sicherheitsvorrichtungen, die nun alle, Gott sei's gedankt, zu den Raritäten gehören. Einem jeden, der ältere Irrenanstalten aus eigener Erfahrung kennt, oder gar in ihnen gearbeitet hat, fallen in der modernen Anstalt vor allem auf:

1) gemeinsame Krankenräume, Wachsäle, in denen die Kranken zu Bett liegen und Tag und Nacht Aufsicht und Pflege genießen;

2) Badesäle, in denen die Kranken Tag und Nacht in der Wanne verbringen und die sog. Dauerbäder erhalten;

3) besondere Räume resp. Heime, die ausschließlich dem Pflegepersonal zur Verfügung stehen.

Die Wachsäle mußten sich in den Irrenanstalten notwendigerweise von dem Zeitpunkt an entwickeln, als man aufhörte die Kranken während der Erregung in Zellen einzusperren, d. h. zu isolieren und sich daran gewöhnte, Geisteskranke als Kranke, als Gehirnkranke zu betrachten, und sie ins Bett legte, um sie zu beruhigen und zu heilen. Mit der Einführung der Bettbehandlung verschwand der Charakter der spezifischen Irrenanstalt und die Irrenhäuser verwandelten sich in Krankenhäuser. Die Methode der Bettbehandlung sieht scheinbar so einfach aus, sie „hat so ganz und gar nichts Geniales und Imponierendes an sich" und doch hat sie die gesamte Irrenpflege gründlicher umgestaltet, als es einst bei der Abschaffung der Zwangsjacke der Fall war. Die Bettbehandlung gestattet den Geisteskranken sauber

und menschenwürdig zu verpflegen, denn wer zu Bett liegt, ist leichter zu säubern, als wer umherläuft und tobt! Die horizontale Lage hemmt die ungestümen Bewegungen der Glieder, regelt den Blutkreislauf, schützt den Kranken vor Abmagerung und Schwäche und erzeugt das Gefühl, man behandle ihn als Kranken, nicht als Rasenden. Die Bettbehandlung gestattet in hohem Maße, die Kranken zu individualisieren, in kleinen Gruppen von einander zu trennen und dem psychischen Zustande des einzelnen gerecht zu werden. Man vermeidet neuerdings die Wachsäle zu groß anzulegen, sondern baut lieber eine Reihe von zusammenhängenden kleineren Räumen, 5—8 Betten, die den Kranken sympathischer sind und auch von den Angehörigen derselben freundlicher empfunden werden. Die berechtigte Sorge und die ewig sich wiederholende Frage, ob nicht viele Geisteskranke zusammen in einem Raume sich gegenseitig erregen und schaden, ist durch eine derartige Anlage einigermaßen beseitigt und aufgehoben. Es ist durchaus notwendig, im Anschluß an den Wachsaal einen Tagesraum anzufügen, da es alsdann möglich ist, den Kranken, wenn ihm das Liegen lästig ist, oder sich eine „Bettsucht" entwickelt, vorübergehend aufstehen zu lassen und zu beschäftigen. (Systéme mixte.)

Eine weitere große Errungenschaft der modernen Psychiatrie, die aber noch lange nicht in allen neuen Anstalten zur Anwendung gelangt, bilden die Dauerbäder. Trotzdem Kraepelin in der energischsten Weise auf die Wohltat der Dauerbäder hingewiesen, trotzdem von den verschiedensten Seiten die günstigsten Erfahrungen nach dieser Richtung vorliegen und alle Irrenärzte, die diese Behandlungsmethode anwenden (Dehio, Merklin u. a.), einmütig hervorheben, daß der ganze Betrieb einer Anstalt sich von Grund aus verändert, so sehen wir doch, daß die Psychiater nur zögernd dem Heidelberger Beispiel folgen. Wir sahen besondere Anlagen für Dauerbäder in Dösen, in Groß-Schweidnitz und in Mauer Öhling. Das Dauerbad muß sich direkt an den Wachsaal anschließen, so daß jederzeit der Kranke zwischen Bett und Bad leicht hin und her transportiert werden kann und dadurch der Nachteil vermieden wird, den das Aufstellen von Wannen im Wachsaal mit sich bringt. Es scheint weiter dringend erforderlich, im Zusammenhange mit dem Dauerbade Einzelbadezimmer vorzusehen, um besonders störende Elemente und insoziale Kranke von ihren Mitpatienten abzusondern. Das Dauerbad muß eine eigene Abteilung darstellen und soll unter keinen Umständen als Reinigungsbad für Neuaufgenommene benutzt werden. Es soll dem Kranken stets zum Bewußtsein gebracht

werden, daß das Dauerbad eine ärztliche Maßnahme darstellt, die mit Reinigung der schmutzigen Kranken nichts gemein hat. Die Reinigung der neu aufgenommenen Patienten hat in einem andern Raume stattzufinden, der also besonders vorgesehen sein muß. — Es ist fraglos, daß in einigen Jahren alle Irrenanstalten das Dauerbad besitzen werden. Bei der Einführung des Dauerbades wiederholt sich derselbe Vorgang, wie bei der Einführung der Bettbehandlung. Viele ältere Psychiater sehen in den Dauerbädern doch nur eine Art Zwang, wenngleich unter einer andern Form. Ein alter Kollege äußerte resigniert: „Früher isolierte man in Zellen, heute in Wannen!" Das sind Anschauungen, wie sie sich in der Geschichte der Psychiatrie bei allen Neuerungen immer wiederholen und wie ein roter Faden die Verhandlungen durchziehen.

Da, wie schon vorhin auseinandergesetzt wurde, die moderne Irrenanstalt ihren Hauptschwerpunkt auf ein zuverlässiges Pflegepersonal verlegt, so liegt es auf der Hand, alles aufzubieten, um gute Pflegekräfte heranzuziehen und sich zu erhalten. Während meiner Lehrjahre galt es in psychiatrischen Kreisen fast als Dogma, — ich habe es von berufener Seite gar oft gehört, — daß ein Pfleger oder eine Pflegerin etwa fünf Jahre in ihrem Berufe brauchbar seien. Entweder seien sie alsdann verdummt oder sie täten wohl ihre Pflicht, aber als Automaten ohne Initiative. Forschte man nach den Gründen dieser Erscheinung, so erhielt man keine ausreichende, befriedigende Antwort. Nun, ich glaube, es ist heutzutage allen Irrenärzten geläufig, daß man weder vom Arzt noch vom Pfleger einen beständigen Umgang mit den Geisteskranken verlangen darf und unbedingt freie Zwischenzeiten einschalten muß. In den alten Anstalten lebte das Pflegepersonal ausschließlich unter den Kranken, nachts schliefen sie auf den Korridoren oder mit den halbruhigen Elementen gemischt, besondere Aufenthaltsräume gab es nicht, Urlaub war sehr schwer zu erhalten, das Heiraten vollends war streng verpönt, was Wunder, daß unter solchen Umständen das Pflegepersonal in kurzer Zeit versteinerte und erstarrte. Alle diese Erwägungen und Übelstände haben nun in der Gegenwart dazu geführt, in den modernen Anstalten besondere Räume anzulegen, in denen das Pflegepersonal sich nach dem anstrengenden Umgang mit den Geisteskranken zurückziehen und ausruhen kann. — Die neueren Anstalten haben durchweg besondere Häuser (Heime), in denen das Pflegepersonal während seiner Freistunden musiziert, liest, sich beschäftigt und sich für die Dienststunden Kräfte sammelt. In Mauer-Öhling besteht sogar

ein kleines reizendes echtes Wiener Café im Anschluß an die Küche, speziell für die Bedürfnisse des Pflegepersonals. Wenn wir auch in der neu zu erbauenden Anstalt in Stackeln vorläufig nicht in der Lage sein werden, räumlich gesonderte Heime zu schaffen, so sind doch in den Obergeschossen der einzelnen Krankenhäuser Erholungszimmer und Schlafzimmer vorgesehen, um dem Wartepersonal nach seinem anstrengenden Dienst eine Abwechslung und Erholung zu gönnen.

Die Isolierzellen, die in den älteren Anstalten eine so große Rolle spielten, verschwinden gegenwärtig aus den Grundrissen der Neubauten. Je tüchtiger und sorgfältiger das Pflegepersonal, um so unnötiger das Isolieren. Der Kampf der Geister, ob man schon heute vollständig zellenlos behandeln könne, ist noch nicht ganz geklärt. Die zellenlose Behandlung ist für viele Ärzte ein Schlachtruf, und ob das „zellenlose Jahrhundert" schon angebrochen ist, muß abgewartet werden. Soweit ich die Frage übersehen kann, lassen sich Zellen oder Isolierräume bei einem Neubau heutzutage noch nicht vollständig vermeiden, es kann doch gelegentlich einmal vorkommen, daß ein tobsüchtiger, erregter Epileptiker oder ein Kranker mit verbrecherischen Anlagen von seinen Mitpatienten entfernt werden muß. Natürlich, es geht mit den Zellen wie mit allen Fragen der praktischen Psychiatrie, dem einen Arzt gelingt es, denselben Kranken außerhalb der Zelle zu beruhigen, dem andern nicht. Regeln für den Umgang mit Geisteskranken, einen psychiatrischen „Knigge" gibt es nicht, daher die Widersprüche.

In Dziekanka werden die gesonderten Zellenabteilungen eingerissen und zu Dauerbädern und Pflegerräumen eingerichtet, und ähnlichen Umbauten begegnet man in allen Anstalten. Auch bei uns zu Lande hat Rothenberg seine Zellentüren geöffnet, und wo früher lautes Toben erschallte, herrscht eine angenehme Ruhe und Stille. Wo nur immer Psychiater bei dem Bau einer Anstalt mitraten durften, ist auch stets der zeitgenössischen Strömung, die Zellen zu entfernen, Rechnung getragen worden, wo aber, wie z. B. beim Neubau der Provinz Posen in Obrawalde, nur Provinzialbeamte mit dem Baumeister zusammen Pläne entwarfen und ausführten, ist man aufs höchste erstaunt, noch gesonderte Zellenabteilungen in einem Neubau zu finden. Die Zellenabteilung ist so angelegt, daß im Erdgeschoß an beiden Schmalseiten des Gebäudes eingeschossige Anbauten von der Form halber Zwölfecke angegliedert sind, in denen, von dem übrigen Hause durch Schallkorridore getrennt, je sechs Zellen strahlenförmig nebeneinander liegen.

Derartige Bauten erinnern an eine Menagerie oder ein Zellengefängnis und sind vom psychiatrischen Standpunkt aus als vollständig rückständige zu bezeichnen.

Was die Fenster und deren Verkleidung betrifft, so herrscht durchweg das Bestreben, in der Anlage der Fenster alles zu vermeiden, was an Zwang und Arrest erinnert. Gitter sind garnicht mehr gebräuchlich. Nur die sächsischen Anstalten und die niederösterreichische Anstalt Mauer-Öhling haben vor den Fenstern Korbgitter oder einfache Gitter. Die Korbgitter haben den Vorzug, daß Blumentöpfe darin Platz finden und den Anblick der Krankenabteilung freundlicher gestalten und vor allem es möglich machen, daß der Kranke, so oft es ihm behagt, jederzeit das Fenster aufmachen darf, um frische Luft zu schöpfen. Es ist aber hierbei zu bemerken, daß in diesen Teilen Deutschlands Korbgitter an vielen Landhäusern und öffentlichen Gebäuden Verwendung finden und daß das Gitter eine landesübliche Einrichtung darstellt. In solchen Gegenden, in denen die Bevölkerung Gitter als etwas fremdartiges ansieht und diese nur bei Haftlokalen Verwendung finden, läßt man sie fallen. Man wählt in den Häusern, in denen unruhige Kranke verpflegt werden, etwas dickere Scheiben und eiserne Sprossen. Je weniger sich die Fensterkonstruktion auffallend gestaltet und sich nicht von den Fenstern der gewöhnlichen Wohnhäuser unterscheidet, um so seltener zerstört der Kranke das Fenster, denn der Reiz und die Lust, das Fremdartige zu zerstören, fallen fort.

Eine Frage, in der die Psychiater auch noch immer nicht ganz einig sind, gipfelt darin, ob es notwendig ist, die einzelnen Krankenabteilungen einzufriedigen oder nicht. Auf massive Umfassungsmauern oder komplizierte Zäune, die das ganze Grundstück umgeben, hat man natürlich längst überall verzichtet. Wo eine Einfriedigung des gesamten Anstaltsgebiets besteht, ist diese leicht und gefällig errichtet und dient nicht dazu, die Kranken zu belästigen, sondern neugierige und unnütze Gäste fernzuhalten. In Groß-Schweidnitz und in Herzberge bestehen noch richtige Tobhöfe. In Mauer-Öhling bewegen sich die unruhigen Kranken innerhalb versenkter Mauern. Die „versenkte Mauer" ist derart errichtet, daß die Kranken von einem erhöhten Standpunkt aus die ganze Gegend übersehen und auch von den gegenüberliegenden Gärten und Gebäuden beobachtet werden können. Die Anhöhe neigt sich nach allen Seiten sanft abwärts und ist an der tiefsten Stelle des Abhangs von einer Mauer umgeben. Es besteht also einerseits durchaus das Bestreben, dem Kranken die Illusion der Freiheit zu verschaffen

und doch fürchtet man anderseits die Konsequenzen und schafft sich den Ausweg der versenkten Mauer. Dieser Widerspruch wird nur dadurch erklärlich, daß die Ansichten über das Maß der Freiheit, das man einem Kranken einräumen darf, noch immer nicht geklärt sind und subjektiven Schwankungen unterliegen. Soviel ich eruieren konnte, sind alle Kollegen darin einig, daß geisteskranke Männer — von geisteskranken Verbrechern sehe ich natürlich ab — keine besonderen Umfriedigungen oder Höfe brauchen. Bei erregten Frauen aber halten viele Irrenärzte einen derartigen Schutz doch für durchaus wünschenswert. Da nun aber, wie es nicht genug wiederholt werden kann, alles auf die Aufsicht und die Pflege ankommt, so hängen alle Schutzvorrichtungen von der Güte des Personals ab, und wenn dieses tadellos seine Pflicht erfüllt, so werden Umfriedigungen hinfällig. Nach dieser Richtung werden in Zukunft die Dauerbäder, das ist meine feste Überzeugung, noch unendlich viel nützen, und viele Kranke, die gegenwärtig im Tobhofe ihr Unwesen treiben, werden im Dauerbade sich beruhigen und mäßigen. Will man Umfriedungen für die Häuser der unruhigen und halbruhigen Kranken schaffen, so wähle man einen niedrigen Staketenzaun oder kleine, etwa 1 Meter hohe Einfriedigungen, wie sie in Gärten üblich sind, aber vermeide alles, was an Zuchthaus und Isolierung erinnert.

Eine sehr schwierige Frage bei dem Neubau von Anstalten, speziell in den Räumen für unruhige Kranke, bildet die zweckmäßige Anlage der Aborte. Jede Anstalt versucht in ihrer Weise, den vorhandenen Schwierigkeiten gerecht zu werden, aber eine wirklich fehlerfreie Anlage scheint mir noch weit im Felde und noch lange nicht gefunden. In Treptow a. d. Rega befindet sich der Abort in der Wand des Wachsaales, und in Meseritz ist er gleichfalls in den Wachsaal hinein projektiert. Den Verschluß bildet eine zur Hälfte aus Glas bestehende bewegliche Holztür, die wandschrankartig geformt ist. In Mauer-Öhling ist der Abort im Wachsaal durch bewegliche spanische Wände zu öffnen und zu schließen. In Dziekanka ist der Abort so angelegt, daß er vom Wachsaal aus leicht zugänglich ist und nicht auffällt. Da in den alten Irrenanstalten gerade in den Aborten die Kranken mit Vorliebe ihre Selbstmordversuche anstellten, so wirkt offenbar die Erinnerung an diese Vorgänge noch immer nach und beeinflußt die bauliche Anlage. Wenn wir uns aber an die eingangs gemachten Bemerkungen über das Pflegepersonal und den Schutz und die Aufsicht über die Kranken durch dasselbe erinnern, so ist es klar, daß alle besonderen

Klosettkonstruktionen versagen, wenn die Aufsicht mangelt. Es empfiehlt sich daher, den Rat des erfahrenen Sanitätsrats Dr. Kayser (Dziekanka) zu beherzigen und die Klosette in den Häusern für unruhige Kranke im Anschluß an den Wachsaal so anzulegen, wie in einem gewöhnlichen Kranken- oder Privathause. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Anordnung des Aborts im Wachsaal selbst große Vorzüge aufweist und die Bewachung der Kranken außerordentlich erleichtert, aber das ästhetische Gefühl sträubt sich gegen diese Anordnung, da diejenigen Kranken, die in der Nähe der Aborttür liegen, beständig durch das Hin- und Hergehen und durch Zugwind belästigt werden. Wenn man auch, wie es in manchen Anstalten der Fall ist, die seelisch schwächsten Elemente in die Nähe des Aborts lagert und sich darauf beruft, diese Kranken wären zu abgestumpft, um die Übelstände zu empfinden, so ist dieses Argument nicht zu billigen. Der psychisch invalideste hat in der Irrenanstalt sein Recht, das geschützt werden muß. Will man vorsichtig sein, so tue man ein Fenster in die Tür des Aborts, aber so dezent wie möglich, und verkleide das Fenster mit einem kleinen Vorhang, der die Aufsicht ermöglicht und das Empfinden schont. Auf alle Fälle sind weitere Erfahrungen über die Anlage der Aborte noch dringend nötig und eine befriedigende Lösung der Frage erst in der Zukunft zu erwarten.

Was die Fußböden anlangt, so herrscht der denkbar größte Widerspruch in Betreff der Brauchbarkeit des einzelnen Materials. Alle Fußböden haben Vorzüge und alle haben Fehler. Eine Norm, einen „Universalfußboden" gibt es nicht, und schließlich dürfte, wie in allen Dingen, das einfachste das praktischste sein, und komplizierte, teure Fußböden sind entschieden zu verwerfen. Beispielsweise hat sich der Terrazzo-Boden garnicht bewährt. Er springt, der Staub setzt sich in die Risse und hindert das Reinigen. Nur in Spülküchen, Aborten und Korridoren kann er Verwendung finden. Sogar Eichenparquett sah ich in einer Anstalt mit großen schwarzen Flecken durchsetzt und die Dielen mußten erneuert werden. Was derartige Remonten für Summen verschlingen, ist einleuchtend.

* * *

Alle neuen Irrenanstalten sind baulich derart angeordnet, daß die Kranken in zerstreut liegenden einzelnen Gebäuden, die von einander durch Gärten und Anlagen geschieden sind, untergebracht werden (Pavillonsystem). Dagegen bestanden die Anstalten

älteren Datums aus einem einzigen großen Massenbau oder aus einer Reihe mehr oder weniger kasernenartiger, durch geschlossene Korridore untereinander eng verbundener Gebäudekomplexe, für deren bauliche Anordnung das Korridorsystem das Charakteristikum bildete. Es war nur zu natürlich, daß von dem Augenblick an, als der Begriff des Non-Retraint (kein Zwang) in der Psychiatrie sich einbürgerte, auch das Bestreben Platz griff, in der Außenarchitektur und der Anlage der Gebäude auf die humane Bestimmung derselben hinzuweisen und beim Bau alles zu vermeiden, was an ein Arbeitshaus oder ein Haftlokal erinnerte. So verschwanden die Kasernenbauten und man war sichtlich bestrebt durch einen gefälligen Baustil eine gewisse Heiterkeit und Anmut in das Einerlei der Anstalt hineinzubringen. Es entstanden Villenbauten, wie z. B. Mauer-Öhling, welches äußerst geschmackvoll angelegt ist. Desgleichen bildet Obrawalde bei Meseritz ein Prachtstück der Architektur.

Selbstredend war es aus ökonomischen Gründen nicht immer möglich, den reinen Villenstil durchzuführen und manchen Anstalten haftet in ihrem Gesamtbilde durchaus ein fabrikmäßiger Charakter an. Die massiven, ungefügen Wassertürme und die einsam „spargelartig" aufgeschossenen Schlote tragen das ihrige dazu bei, diesen Eindruck zu verstärken. Daß es auch im gegebenen Falle möglich ist, durch eine geschickte Bauart Wasserturm und Schornstein harmonisch zu vereinigen, lehrt Treptow. Hier ist der Bau so ausgeführt, daß der Schornstein die eine Ecke des in gothischem Stil erbauten viereckigen Wasserturms darstellt. Durch diese Anordnung ist ein ästhetisches Ganze geschaffen, das weder das Gefühl noch das Auge verletzt und alles fabrikmäßige fernhält.

Die zerstreute Bauart der modernen Irrenanstalt erleichtert nicht nur die Übersicht über das Ganze, sondern auch über die einzelnen Krankenabteilungen. Man irrt nicht mehr durch Korridore und Fluren, wie in der Burg Malepartus, sondern in natürlicher Anordnung verteilen sich die einzelnen Häuser. Wir begegnen einer Aufnahmeabteilung, Häusern für unruhige Kranke, für Halbruhige, für Ruhige, für Sieche und gesonderten Baracken für ansteckende Krankheiten. Die Aufnahmeabteilung hat den Zweck, die neueintretenden Kranken auf ihren Zustand zu beprüfen und sie nach abgeschlossener Beobachtung entsprechend ihrer Eigenart in der Anstalt zu verteilen. Kleinere Anstalten, wie z. B. Stackeln, müssen auf eine spezielle Aufnahmeabteilung verzichten. Es dürfte sich einstweilen empfehlen, das Haus für unruhige Kranke als Auf-

nahmeabteilung zu betrachten, da aller Wahrscheinlichkeit nach die neue Heil- und Pflegeanstalt nach ihrer Eröffnung von einer sehr großen Zahl erregter Kranken aufgesucht werden wird. Um diesem Zweck voll zu genügen und das Dauerbad als solches zu erhalten, empfiehlt es sich in den Häusern für unruhige Kranke einen Baderaum und einen Untersuchungsraum einzufügen, in dem der Neueintretende gesäubert und gewaschen und untersucht wird. Die Vergrößerung dieser Gebäude, die dadurch notwendig ist, wird reichlich aufgewogen durch die großen Vorteile einer derartigen Anordnung. Abgesehen von den Gebäuden, die ausschließlich dem Krankendienst gewidmet sind, gibt es ein Verwaltungsgebäude, ein Wirtschaftsgebäude, Maschinenhäuser, Werkstätten u. v. a. m. Was die Lage der einzelnen Baulichkeiten zu einander betrifft, so bevorzugen viele norddeutsche Anstalten die symmetrische Anordnung der Gebäude. Mitten durch das Anstaltsgebiet verläuft eine Axe, die durch die Hauptgebäude, das Verwaltungsgebäude, die Wirtschaftsgebäude, die Maschinenhäuser gebildet wird. Rechts und links von dieser „Verwaltungsaxe" liegen die einzelnen Krankenhäuser nach Geschlechtern gesondert. Die mitteldeutschen und süddeutschen Anstalten bevorzugen eine asymmetrische Bauart. Die Wirtschaftsgebäude, die Kesselhäuser, die Werkstätten sind so weit als möglich von dem Verwaltungsgebäude und den Krankenhäusern abgerückt und gestatten dadurch eine gefälligere, leichtere Gruppierung der Gebäude.

Doch nicht nur in der äußeren Architektur und in der Anlage der Gebäude kommt der humane Charakter der Psychiatrie zum Durchbruch, sondern in gleicher Weise herrscht das Bestreben, durch passende Kleinkunst und Bildschmuck die Innenräume wohnlicher zu gestalten und die Kranken durch ästhetische Eindrücke erzieherisch zu beeinflussen. Alle Räume, einerlei ob Unruhige oder Ruhige in ihnen leben, erhalten Wandschmuck. Die modernen Lithographien aus dem Voigtländerschen Verlage gestatten nach dieser Richtung geradezu Luxus. Die Anstaltsverwaltungen stehen mit den Kunsthändlern in Beziehung und kaufen für ein Billiges auch etwas schadhafte oder zurückgelegte Exemplare. Die Kranken selbst rahmen die Bilder und schmücken ihr Heim. Eine Beschädigung der Bilder durch aufgeregte Kranke kommt nur ausnahmsweise vor, denn „je hübscher das Zimmer ausgestattet ist, um so gesitteter beträgt sich der Kranke." Die Kunst in der Irrenanstalt spielt heutzutage eine große Rolle und in Dösen bei Leipzig ist man darin so weit gegangen, das Waschhaus, die Küche, das Maschinenhaus malerisch

zu schmücken und durch die Malerei auf die Bedeutung der Räume hinzuweisen, z. B. im Waschhause sieht man holländische Knaben und Mädchen mit der Wäsche beschäftigt.

Viele Irrenärzte halten darauf, daß in jedem Krankenhause ein lebendes Tier sich aufhalte (Kanarienvögel, Rehe im Garten 2c.). Die Kranken pflegen die Tiere, sie warten und füttern sie, und die stummen Tiere tragen viel dazu bei, den einen oder den andern von seinen verworrenen Gedanken abzulenken und der Wirklichkeit zuzuführen. Manchem Leser dürften derartige Einzelheiten nebensächlich erscheinen, aber im Leben und Treiben einer Irrenanstalt werden oft aus Nebendingen Hauptsachen.

Da viele Geisteskranke in der Irrenanstalt nicht nur Heilung suchen, sondern leider jahrelang, oft ihr ganzes Leben daselbst verbringen müssen, so liegt es in der Natur der Sache, daß der ganze Zuschnitt einer Anstalt darauf hin eingerichtet sein muß, das Leben seiner Insassen zu regeln, ihr Tagewerk zu ordnen, ihnen Beschäftigung zu schaffen und für entsprechende Abwechslung zu sorgen. Solange der Kranke zu Bett liegt, soll und kann er nicht arbeiten; in dem Augenblick aber, wo er das Bett verläßt, muß unbedingt eine passende Arbeitsgelegenheit gefunden werden. Langeweile und Müssiggang sind die Todfeinde der Irrenanstalt. Daher bestehen auch überall Werkstätten, Nähstuben, Flickstuben 2c., und Arzt und Pflegepersonal dürfen nicht müde werden im Anspornen zur Arbeit.

Nach getaner Arbeit an den Sonn- und Festtagen sorge man für eine angemessene Zerstreuung, die erheitert und anregt. Zu den Zerstreuungen gehören kleine Theateraufführungen, Taschenspielerkünste und vor allem belehrende Vorlesungen. Schon im Interesse des Pflegepersonals sind Vorlesungen dringend geboten, um es zu heben und zu bilden. In Anstalten, in denen nicht nur Geisteskranke, sondern auch idiotische und epileptische Kinder Aufnahme finden, ist es gewöhnlich der „Lehrer", der außerhalb seiner Unterrichtsstunden den Ärzten zur Hand geht und als eine Art „maitre de plaisir" im Nebenamte tätig ist. So hielt z. B. der Lehrer in Groß-Schweidnitz an einem Sonntag einen Vortrag mit begleitenden Nebelbildern über den russisch-japanischen Krieg und erregte das höchste Interesse seiner Zuhörer. —

Um die geistlichen Bedürfnisse der Patienten zu befriedigen, baute man, wo es die Mittel nur irgend gestatteten, eigene Gotteshäuser und stellte besondere Anstaltsgeistliche in den Dienst. Die

ständige Anwesenheit eines Anstaltsgeistlichen hat viele große Vorzüge. Einmal ist der Geistliche als Berater und Vertrauter der Mittelsmann zwischen den Angehörigen und den Ärzten, zweitens trägt er dazu bei, Vorurteile über die Irrenanstalten zu zerstreuen, da erfahrungsgemäß das Publikum dem Geistlichen mehr vertraut als dem Arzt und endlich bietet die Anwesenheit eines gebildeten Elements in dem ewigen Einerlei und der Abgeschiedenheit des Anstaltslebens ein Gegengewicht gegen spezialistische Einseitigkeit. Wo aber die Mittel zu einem eigenen Gotteshause nicht ausreichen, wie es in Stackeln wohl der Fall sein dürfte, muß ein eigner Festsaal erbaut werden, der je nach Bedarf gottesdienstlichen Zwecken oder weltlichen Veranstaltungen dient. Diese Anordnung ist ja fraglos ein Notbehelf, aber in praxi ergeben sich aus dieser doppelten Bestimmung des Raumes keine Schwierigkeiten. Der Altar befindet sich auf der einen Seite des Festsaales und auf der andern die Bühne. Während der Gottesdienste ist die Bühne durch einen Vorhang geschlossen und umgekehrt wird der Altar, sobald es notwendig ist, dicht verhängt.

Eine Frage, die immer wieder das Nachdenken anregte, war die Zweisprachigkeit unsrer Landbevölkerung und die Verschiedenartigkeit ihrer Anschauungen und Gewohnheiten. Es fragte sich, ob bei dem Entwurf der Heil- und Pflegeanstalt Stackeln diesem Faktor Rechnung getragen werden sollte oder nicht. In Ostpreußen in der Provinz Posen (Dziekanka), in der ähnliche Verhältnisse herrschen, wie bei uns zu Lande, macht die Dopelsprachigkeit und der volkliche Unterschied, wie die dortigen Ärzte meinen, keine Schwierigkeiten und eine räumliche Trennung der Nation besteht nicht. Trotz alledem ist dieser Punkt doch immer im Auge zu behalten. Die Wachsäle und die zugehörigen Tagräume in der Heil- und Pflegeanstalt Stackeln sind so angelegt, daß bei vorhandenem Bedürfnis die volkliche Trennung ohne Schwierigkeiten durchzuführen ist.

* * *

Da die modernen Irrenanstalten ein sehr großes Hinterland psychiatrisch zu versorgen haben und ihre Krankenzahl zwischen 700—800—1000 und darüber schwankt, so hat es sich als notwendig herausgestellt, alle wirtschaftlichen Einrichtungen, wie die Küche und Wäsche 2c. maschinell zu betreiben und praktische Zentralanlagen zu schaffen. Konradstein, bei P. Stargard, ist hierin für viele Anstalten vorbildlich geworden und in Obrawalde bei

Meseritz sehen wir, wie weit man überhaupt nach dieser Richtung gehen kann. Was Technik und Baukunst vereint zu leisten imstande sind, ist dort geschaffen und ohne Zweifel bildet Meseritz, soweit seine Zentralanlagen in Frage kommen, eine bautechnische Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Die Beleuchtung ist in allen Anstalten die elektrische. In den Wachsälen sind Vorrichtungen, um das Licht nachts zu dämpfen. Einen besonderen Schutz für den elektrischen Kontakt hat man aufgegeben, da erfahrungsgemäß die Kranken nur ausnahmsweise den Kontakt stören. Die Beheizung ist in den meisten Anstalten eine Niederdruck-Dampfheizung, z. B. in Dziekanka, teils Dampfheizung, teils Dampfwarmwasserheizung, mit besonderer Dampfluftheizung zur Vorwärmung der Ventilationsluft. Die Dampferzeugung erfolgt von einer Zentrale aus oder es besteht die Zentralgruppenheizung. Etwa 2—3 Zentralen versorgen eine bestimmte Anzahl von Gebäuden. Die Verteilung des Dampfes erfolgt in Röhren, die durch beschlupfbare oder mannshoch begehbare Kanäle geleitet werden. In den Häusern für ruhig arbeitende Kranke sind noch vielfach Petroleumlampen und gewöhnliche Öfen beibehalten. Die Kranken sind mit dieser scheinbar altmodischen Einrichtung sehr zufrieden und dankbar. Das Lampenlicht ist ihnen heimlicher und gewohnter als das elektrische und der Ofen macht ihnen den Aufenthalt im Hause wohnlich und gemütlich. Wenngleich es ohne Zweifel vorteilhaft ist, unter allen Umständen die Kücheneinrichtungen maschinell zu betreiben, so empfiehlt es sich doch für die Wäsche in kleinen Anstalten (z. B. in Salzburg) den Handbetrieb beizubehalten. Für die Wäsche giebt es stets eine Reihe von weiblichen Patienten, deren Arbeitskraft ausgenutzt werden kann, während in der Küche, mit Ausnahme der groben Arbeit, Kartoffelschälen 2c. doch eine größere Aufmerksamkeit und Sorgfalt erforderlich ist. — Für die Klosets ist in allen Provinzialanstalten ausnahmslos die Wasserspülung im Gebrauch. Die Befürchtung, die hier und da laut wird, es könnten die erregten Kranken die Spülvorrichtungen zerstören, entspricht nicht der Erfahrung, da in den Irrenanstalten beständig Aufsicht und Wartung stattfindet.

Die Abwässer werden in der verschiedensten Weise entfernt. Viele Anstalten haben Rieselfelder, andre, wie z. B. Groß-Schweidnitz und Mauer-Ohling, benutzen das Klärverfahren nach biologischem System. In dieser Anlage werden durch Harfen die festen Stoffe ausgeschieden und als Dünger verarbeitet. Die Abwässer hingegen durch Leitung über mit Coaks belegte Beton-

reservoirs filtriert und aus diesen durch eine Rieselanlage zur Bewässerung auf die Felder getrieben, oder direkt in einen fließenden Bach abgeleitet.

Während in Konradstein und in Dziekanka die Küche, die Wäsche, die Maschinenanlagen in einem großen, massiven Zentralgebäude vereinigt sind, so hat es sich neuerdings als praktisch erwiesen, die Zentralanlage aufzulösen, und die Küche, die Maschinenräume, die Wäsche als Einzelgebäude von einander zu trennen. Abgesehen von dem günstigeren äußeren Eindruck, vereinfacht sich auch der Betrieb und verhindert viele unangenehme Störungen. Im Anschluß an das Dampfkesselhaus befindet sich in den meisten Anstalten ein Zentralbad. Soviel mir bekannt, war Konradstein die erste Anstalt, in der das Zentralbad zur Ausführung gelangte, und diese Idee hat sich als gut und praktisch erwiesen. Ein jeder Anstaltsbetrieb, und sei er noch so klein, vereinigt innerhalb seiner Mauern so viele arbeitende Menschen, daß es zweckdienlich erscheint, für diese, entsprechend ihren häuslichen Gewohnheiten, eine eigene Badestube zu schaffen. Um wieviel sauberer durch die Einrichtung des Zentralbades die Krankenabteilungen werden, liegt auf der Hand, denn es kann nicht genug betont werden, daß die Krankenhäuser nur medizinische Zwecke verfolgen und nicht als Reinigungsräume benutzt werden sollen. Besonders in unseren Klimaten und bei unseren Volksgewohnheiten dürfte das Zentralbad durchaus seine Bestimmung erfüllen, und erscheint bei einer Neuanlage notwendig und nützlich. Ferner ist es vom Standpunkt der modernen Hygiene unerläßlich, eine Desinfektionsanlage an das Kesselhaus anzuschließen. Die Desinfektionsanlage besteht aus der Eingabe und aus der Ausgabe für die zu desinfizierenden Gegenstände und einem Badezimmer für den daselbst beschäftigten Diener. Bei unseren primitiven Kulturverhältnissen schützt eine Desinfektionsanlage vor dem Ausbruch einer Epidemie und bewahrt den Anstaltsbetrieb vor unangenehmen Störungen. — Wenn man die gewaltigen Zentraleinrichtungen und die großartigen Maschinenanlagen der modernen Irrenanstalten bewundert und mit Staunen wahrnimmt, wie zweckmäßig und praktisch die maschinelle Arbeit alles leistet, so darf man sich doch keinen Augenblick verhehlen, daß das Ideal der praktischen Psychiatrie durch diese glänzende technische Aussenseite nur teilweise gefördert wird. Die finanzielle Erwägung und die kühle Überlegung lassen es vorteilhaft erscheinen, viele Kranke unter einem Dach zu vereinen und die Verwaltungsbehörden glauben, durch eine Art Massenversorgung

ihren Verpflichtungen gegen die Gemeinden gerecht zu werden. Wenn man aber bedenkt, wie teuer die Zentralanlagen sich stellen, daß die Anlagen oft $^1/_4$—$^1/_3$ der Bausumme verschlingen, so liegt die Frage nahe, ob es doch nicht im Interesse der Kranken besser wäre, statt der großen Riesenanstalten, kleine Anstalten von einer geringeren Krankenzahl zu bauen.

Sobald eine Irrenanstalt mehr als 500 Kranke verpflegt, ist es für den leitenden Arzt ausgeschlossen, die Übersicht zu behalten. Der leitende Arzt kann unmöglich dem einzelnen Kranken näher treten und ihn individuell behandeln. Der Arzt entwickelt sich in dem großen Getriebe der Anstalt zum Verwaltungsbeamten und zum Schaden der Sache ruht die Detailarbeit am Kranken nur zu oft in den Händen jüngerer, unerfahrener Ärzte. Es ist ganz sicher und meines Erachtens unzweifelhaft, daß in den nächsten Dezennien in Bezug auf den Anstaltsbau eine rückläufige Bewegung eintreten muß. Es wird sich die Überzeugung Bahn brechen, daß es nicht angängig ist, nur um die Administration und den technischen Betrieb zu erleichtern, große Anstalten zu bauen, sondern daß in erster Reihe das Wohl der Kranken zu berücksichtigen ist, und man wird den kleineren Anstalten vor den großen den Vorzug geben und die finanziellen Bedenken zurückdrängen. —

Selbstredend darf man aber nicht in den umgekehrten Fehler verfallen, und Anstalten ins Leben rufen, die in dem Verhältnis zu dem Hinterlande, das sie zu versorgen haben, zu klein angelegt sind. Das Kronland Salzburg hat beispielsweise eine kleinere Anstalt von 200 Betten erbaut, aber ganz Salzburg zählt 163,000 Einwohner. 30,000 Einwohner entfallen auf die Stadt Salzburg. Es wäre nun ein Irrtum, anzunehmen, daß diese 200 Plätze für das Salzburgische Land ausreichen. Durchaus nicht. Im sogenannten Leprosenhause leben 100 Geisteskranke und weitere 100 im Irrensiechenhause. Die Anstalt selbst bildet nur eine Art Zentrale für neuaufgenommene und für die akuten Kranken, während die chronischen, abgelaufenen Fälle außerhalb derselben in den genannten Verpflegungshäusern untergebracht sind.

Die livländische Irrenenquete vom Jahre 1898 ergab, daß in Livland, ohne Ösel und Riga, 896 schwache, unsaubere, unruhige und tobsüchtige Kranke gezählt wurden. Es wäre daher für diese Zahl Unterkunft und Pflege zu beschaffen. Bringen wir die Dorpater psychiatrische Klinik und Alexandershöhe mit etwa 96 Plätzen in Abzug, so verbleiben in Livland 800 Geisteskranke, die versorgt werden müssen. Da nun die Heil- und Pflegeanstalt

Stackeln auf 182 Kranke projektiert ist, so kann man mit zwingender Sicherheit annehmen, daß in kurzer Frist die Anstalt durch Geisteskranke aller Art überfüllt sein wird, die den regelrechten Betrieb lahmlegen und stören. Daher ist es notwendig, diesem Übelstande bei Zeiten zu begegnen, und um sich späterhin unnütze Kosten zu ersparen, bei Aufstellung des Bauprogramms eine zukünftige Erweiterung der Anstalt ins Auge zu fassen, und die maschinellen und Verwaltungseinrichtungen von vornherein auf die doppelte Krankenanzahl zu berechnen. Wenn wir die Ziffer 800 uruhige, tobsüchtige Geisteskranke als der Wirklichkeit entsprechend annehmen, so würden in Zukunft auf Stackeln 400 Kranke entfallen, während die andern 400 an einer anderen Stelle Livlands, aller Wahrscheinlichkeit nach, im estnischen Teile zu versorgen wären. Es ist nicht unmöglich, daß das Blödenheim Marienhof bei Fellin sich zu einer zweiten livländischen Irrenanstalt entwickelt, denn daselbst sind die Vorbedingungen für eine Anstalt vorhanden.

Da in ganz Westeuropa alle Irrenanstalten trotz der vielen Neubauten überfüllt sind, da ferner die Kommunen durch die zu starke Inanspruchnahme ihrer Mittel nicht im stande sind, die Versorgung der Geisteskranken in vollem Rahmen zu erfüllen, so sucht man Mittel und Wege, um die Überfüllung auszugleichen und zu beseitigen. So lange eine Irrenanstalt in der glücklichen Lage ist, nur frisch erkrankte und heilbare Fälle aufzunehmen, spielt die Überfüllung der Anstalt keine Rolle. In demselben Augenblick aber, in dem eine Anstalt gezwungen ist, chronische Geisteskranke, das große Heer von jugendlichen Schwachsinnigen, „der Armen im Geiste" dauernd zu verpflegen, wird die Frage nach einer anderen Verpflegungsform brennend und dringend. Daher hat man in allen Anstalten ohne Ausnahme, um den Ansprüchen der Irrenfürsorge gerecht zu werden, und um die Gemeinden von arbeitsfähigen, aber schwachsinnigen Gliedern zu befreien, einen landwirtschaftlichen Betrieb geschaffen, als Ventil, um die Anstalten zu entlasten und leistungsfähig zu erhalten. Wo es nur irgend anging, baute man die Irrenanstalten in der Nähe eines Rittergutes, das alsdann in den Betrieb der Anstalt mit hineingezogen wurde. Für die Kranken bäuerlicher Herkunft, und das sind ja in den Provinzialanstalten die meisten, war durch die Landwirtschaft ein Mittel gefunden, um sie zweckentsprechend zu beschäftigen, und ihre Fürsorge und Pflege in einer geeigneten Weise zu ordnen und zu regeln. In den alten Gehöften der Rittergüter, die ein wenig wohnlicher umgebaut wurden, leben

nun zahllose Geisteskranke völlig frei, ohne jeden Zwang, glücklich und zufrieden bei der Arbeit, unter Lebensbedingungen, die ihnen die überfüllte, wenn auch noch so luxuriös gebaute Zentralanstalt niemals gewähren kann. Ganz abgesehen von der äußeren Notwendigkeit, die Geisteskranken mit der Landwirtschaft zu beschäftigen, gestattet der landwirtschaftliche Betrieb, die Abfälle rationell zu verwerten und sich wirtschaftlich unabhängig vom Lieferanten zu erhalten. Man baute sogar Schlachthäuser (Dziekanka, Mauer-Öhling) und bedient sich eigener Bäckereien. Die Anstalt Salzburg (200 Kranke) erspart durch ihre Bäckerei 800 Gulden jährlich. Die Anstalten bilden auf diese Weise wirtschaftliche Einheiten und sind durch den landwirtschaftlichen Betrieb im stande, die Kost und Verpflegung ihrer Pfleglinge wohlfeiler, schmackhafter und abwechslungsvoller zu gestalten.

Der alte Streit Irrenanstalt oder Kolonie ist also tatsächlich längst gelöst. Jede neue Anstalt hat eine landwirtschaftliche Kolonie und ist mit dem landwirtschaftlichen Betrieb organisch verbunden.

Neben der Kolonisierung der Geisteskranken hat sich in neuerer Zeit eine zweite Form der Fürsorge für Geisteskranke herausentwickelt, welche unter dem Namen der Familienpflege (patronage familial) schlechthin bekannt ist. Man versteht unter familiärer Irrenverpflegung die Unterbringung von Geisteskranken außerhalb der Anstalten in fremden Familien. Auf die Geschichte der Familienpflege und die Einzelheiten derselben gehe ich hier nicht ein und verweise die Leser auf meine Abhandlung (vgl. „Balt. Monatsschr." 1903 H. 7—8). Leider bürgert sich die Familienpflege in Deutschland nur sehr langsam ein und wenige Anstalten sind es, welche diesen wichtigen Zweig der Irrenfürsorge ausbauen und fördern. Die Gründe für diese Erscheinung sind unschwer zu finden: einmal erscheint es vielen aus allgemeinen Gründen durchaus nicht angebracht, Geisteskranke in Familien unterzubringen, zweitens hört man überall immer denselben Einwand, die Bewohner des betreffenden Gebiets seien nicht geeignet, Geisteskranke bei sich aufzunehmen, und endlich versuchen es viele überhaupt nicht, weil ihnen, im Grunde genommen, diese Verpflegungsart ein Greuel ist und sie fest davon überzeugt sind, daß nur die geschlossene Anstalt oder die Kolonie im stande ist, Geisteskranke rationell zu verpflegen. Verweist man die Skeptiker auf Ilten und auf die Bestrebungen Alts in Gardelegen und Uchtspringe, so begegnet man immer einer gewissen Zurückhaltung auf diesem

Gebiet. Und doch ist und bleibt der landwirtschaftliche Betrieb nur ein Teil der Irrenfürsorge. Es giebt eine Reihe von Kranken, die vorzüglich in Familien gedeihen und denen man geradezu eine Wohltat erweist, wenn man sie in Familien unterbringt und versorgt. In der Landwirtschaft können viele Kranke keine Verwendung finden, weil die Arbeit zu schwer ist. Dagegen finden dieselben Personen im Rahmen einer kleinen Familie stets eine geeignete häusliche Beschäftigung, die ihnen wohltut und nützt. Die Anstalten wissen mit diesen Kranken doch nichts Rechtes anzufangen, und in der Hast des Tages werden sie nur zu leicht übersehen und leider vergessen.

Wie man eine Bevölkerung an die Familienpflege gewöhnen kann, dafür ist das Beispiel von Alt in Uchtspringe vorbildlich geworden. Alt erbaute in der Nähe von Uchtspringe eine Reihe kleiner Landhäuser von einem bestimmten, ländlichen Typus für verheiratete Pfleger und in diese Pflegerfamilien verpflanzte er Geisteskranke. Er war der Meinung, daß durch das Beispiel des Pflegedorfes auch die umliegenden Bauerfamilien nach und nach zur Familienpflege erzogen werden könnten. Und soviel ich weiß, haben seine Bestrebungen in dieser Beziehung reichlich Frucht getragen und das Beispiel des Wärterdorfes findet Nachahmung. In Meseritz ist ein Wärterdorf angelegt und in Mauer-Öhling eines im Betrieb. In der Nähe der Anstalt liegt das gegenwärtig aus vier Häusern bestehende Pflegedorf, dessen Umfang nach Bedarf vergrößert werden kann. Jedes der Häuser enthält zwei Wohnungen, bestehend aus einer Küche, einem Schlafzimmer für 3 Pfleglinge, einem Zimmer für das Pflegepaar, einer Gerätekammer und einem Keller. Die Schlafräume der Pfleglinge werden auf Kosten der Anstalt eingerichtet und die Pfleger erhalten für die Beköstigung eines jeden Pfleglings eine bestimmte Summe täglich und haben dabei die Kranken zu überwachen, zu beschäftigen und an bestimmten Terminen in der Anstalt zur Untersuchung und zum Bade vorzustellen. Es ist ganz sicher und meine feste Überzeugung, daß sich die Familienpflege Geisteskranker in den nächsten Dezennien bedeutend entwickeln wird, und ich zweifle keinen Augenblick, daß auch bei uns zu Lande die Familienpflege möglich ist. Anstalt, Kolonie und Familienpflege ergänzen einander; die Anstalt bildet die Zentrale für die frisch Erkrankten, für die Heilbaren, und für diejenigen, die beständig einer ärztlichen Hilfe und Aufsicht bedürfen. Die Kolonie und die Familienpflege bieten Zuflucht und Arbeit für chronische Kranke,

für Rekonvaleszenten und solche, die aus irgend welchen Gründen nicht in ihre Familien zurückkehren können und für die es besser erscheint, in einer fremden Umgebung ihre Tage zu verleben.

In Ilten sind gegenwärtig 126 männliche Geisteskranke in Familien untergebracht. Die Familienpflege wurde daselbst allmählich und mit großer Vorsicht ins Leben gerufen; „ich empfahl, ich überredete, ich drängte nicht, sagt Wahrendorff, ich wünschte vielmehr, daß die Hausbesitzer und Familienväter zu mir kommen und mich bitten sollten, sie an der Irrenpflege teilnehmen zu lassen." Die Kranken werden nach ihrer Ankunft aus den Provinzialanstalten in dem Iltener Krankenhause beobachtet und dann in die Familienpflege gegeben. Unbemittelte Familien, die beabsichtigen, von der Familienpflege Geisteskranker zu leben, sind gänzlich ausgeschlossen. Mit Vorliebe berücksichtigt man die Familien von gut situierten Handwerkern, Eisenbahnbeamten und kleineren Besitzern, weil nach der Erfahrung die Kranken bei größeren bäuerlichen Landwirten nicht so recht den Familienanschluß finden und ihre Arbeitskraft leicht mehr ausgenützt wird, als wünschenswert ist. Das Pflegegeld beträgt 270 Mark jährlich. Außerdem wird für jeden Kranken ein Bett, bestehend aus einem eisernen Bettgestell, einem Strohsack, einer Matratze und einem Keilkissen, zu dem Selbstkostenpreise von 70 Mark mitgeliefert. Das Einvernehmen zwischen Pfleger und Kranken ist ein sehr gutes, und wie von allen Beobachtern, auch von solchen, die im allgemeinen der Familienpflege nicht günstig gegenüberstehn, übereinstimmend hervorgehoben wird, sind die Kranken bei den bäuerlichen Pflegefamilien auf das beste verpflegt und untergebracht.

Fasse ich das Gesagte kurz zusammen, so ergeben sich folgende Forderungen: die Heil- und Pflegeanstalt Stackeln hat zu enthalten: Häuser für ruhige, unruhige und halbruhige Kranke, Wohnhäuser für Ärzte, für Beamte und für das Dienstpersonal. Es sind anzulegen: Wachsäle für die Bettbehandlung, Badesäle für Dauerbäder, besondere Wohnräume für das Pflegepersonal, ein Festsaal, ferner, entsprechend den modernen Ansprüchen der Hygiene: eine Wasserspülung, eine Desinfektionsanlage, ein Isolierhaus für ansteckende Krankheiten und ein Zentralbad im Anschluß an das Kesselhaus. Die Zentralanlagen sind für 400 Kranke vorzusehen, und zwar: eine Zentralkochküche, ein Maschinen- und Kesselhaus und eine Waschküche, vorläufig im Handbetrieb. In den Krankenhäusern ist eine Niederdruck-Dampfheizung und elektrisches Licht wünschenswert, in den Häusern für ruhige Kranke empfehlen sich Lampen und Öfen.

Um einer Überfüllung der Anstalt mit chronischen Kranken vorzubeugen, ist für die Zukunft der landwirtschaftliche Betrieb und die Familienpflege ins Auge zu fassen, und wir dürfen zuversichtlich hoffen, in 15 bis 20 Jahren auf diesem Wege die Irrenfürsorge Livlands befriedigend zu gestalten.

* * *

Ich habe im Vorstehenden versucht, gewisse Grundlinien und Gesichtspunkte darzulegen, die heutzutage bei dem Bau einer Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke maßgebend sind. Eine Musteranstalt, ein ideales Vorbild haben wir auf dieser Reise nicht gefunden, jede Anstalt ist in ihrer Art sehenswert und jede Anstalt hat Fehler. Man darf ohne Übertreibung behaupten, diejenige Anstalt ist die beste, die am zweckmäßigsten die lokalen Bedürfnisse befriedigt. Die Unsicherheit und die Verschiedenartigkeit der Meinungen der Anstaltspsychiater spiegeln sich deutlich in den Bauten wieder und drücken ihnen einen gewissen Stempel auf. Die Psychiatrie ist eine Wissenschaft, die in der Bildung begriffen ist und lange nicht abgeschlossen vorliegt. Dazu kommt der Umstand, daß die Psychiatrie nicht nur einen Teil der Heilkunde bildet, sondern daß sie mitberufen ist, ein Stück der sozialen Frage zu lösen, was auch dazu beiträgt, ihre Aufgaben und Bauten zu erschweren. Daher ist es nur zu begreiflich, daß die Anstaltspsychiater mit Stolz und Behagen ihre Zentraleinrichtungen demonstrieren und nicht müde werden in technischen Details, denn die Maschinen leisten Präzisionsarbeit und ein Widerstreit der Meinungen ist ausgeschlossen. Im Augenblick dagegen, wo wir die Krankenräume betreten, da erscheinen die Ansichten und die Diskussionen nehmen kein Ende. Nur das eine steht fest, was schon vor langen Jahren ein berühmter Praktiker aussprach: „Je größer die Freiheit der Irren in einer Anstalt, desto größer die Unfreiheit und die Gebundenheit ihres Arztes."

Aus den Erinnerungen eines russischen Geistlichen an Livland.

1848—1867.

In den Jahrgängen 1892—95 der von der Moskauer Geistlichen Akademie herausgegebenen russischen „Theologischen Zeitschrift" sind Erinnerungen eines russischen Geistlichen, des Protohierei Joann Pospjelow aus der Zeit seines achtzehnjährigen Aufenthalts in Livland, hauptsächlich in Wolmar und Wenden, zur Veröffentlichung gelangt. Diese Aufzeichnungen sind in unsrer heimischen Literatur bisher ganz unbeachtet geblieben; sie bieten aber doch soviel interessante Reminiszenzen an die Zeit vor etwa fünfzig Jahren, daß wir es uns nicht versagen mögen, sie in deutscher Übersetzung auch dem Leserkreise der „Baltischen Monatsschrift" zugänglich zu machen. Unsre Übersetzung ist eine wörtliche, nur daß sie hin und wieder allzubreit ausgesponnene Partien kürzt, aber freilich auch dann sich an die vorliegende Ausdrucksweise des Originals zu halten sucht. Wir geben dabei, ohne erläuternde Einschaltungen, nur den Text selbst wieder.

* * *

Zu Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts traten in Livland viele Letten und Esten zur Orthodoxie über. Das ganze Gebiet geriet in Aufregung; vor allem die Pastoren und Gutsbesitzer waren bemüht, alle Mittel des Widerstandes gegen das ihnen unangenehme Streben der Bauern zur Rechtgläubigkeit in Anwendung zu bringen. Die livländische Gesellschaft hielt das Land für ein deutsches und suchte es, namentlich mit Hilfe der

Schulen, zu germanisieren. Und in der Tat hielten sich die Kinder der Arrendatoren, Krüger, Gemeinde- und Gutsschreiber, die in den Schulen fließend deutsch sprechen und schreiben gelernt hatten, bereits für Deutsche. Die lutherischen Pastoren, selbst gewöhnlich Deutsche, waren die Führer dieser Germanisierung des Landes, und den lutherischen Glauben hielten sie für den deutschen. Die Bauern, die zum orthodoxen, dem russischen Glauben, wie ihn fast alle in Livland nannten, übertraten, entzogen sich dem Einfluß der Pastoren und andrer Deutschen, und das materielle, namentlich aber das moralische Interesse der Pastoren wurde durch den Übergang ihrer Eingepfarrten zu einem andren, ihnen fremden Glauben stark beeinträchtigt. Und so entspann sich in Livland ein heftiger Kampf um den Glauben und um die Nationalität. Ein starker Verteidiger der Rechtgläubigkeit und damit alles Russischen war der Bischof Philaret; gegen ihn aber stand fast die ganze weltliche Obrigkeit mit dem livländischen Gouverneur, ja bisweilen auch dem Generalgouverneur an der Spitze, die größtenteils aus Lutheranern bestand. Die Deutschen waren so klug und schlau, daß sie selbst die russischen rechtgläubigen Generalgouverneure auf ihre Seite zu bringen wußten, so daß sie Widersacher des rechtgläubigen Bischofs und des orthodoxen Glaubens wurden.

Um nun den Kampf mit dem Luthertum, dessen Vertreter die mit einer höheren Bildung ausgerüsteten Pastoren waren, erfolgreicher aufnehmen zu können, trug der Hochw. Bischof dafür Sorge, daß Personen mit höherer theologischer Bildung als Priester nach Livland berufen würden. So kamen 1847 Zöglinge der Petersburger Akademie als Priester nach Dorpat, Pernau, Fellin und, wie mir scheint, Stomersee. Eine Aufforderung zum Dienst in Livland erging auch an die Studenten der Moskauer Akademie. Ich stand damals bereits im letzten Kursus. Da nun ein Priester in Livland eine Gage von 400 Rbl. jährlich und 250 (in der Stadt 300) Rbl. Fahrgelder erhielt, also mehr als damals die Gage eines Seminarlehrers betrug, da ich ferner nicht abgeneigt war, den Beruf eines Priesters zu ergreifen, und als Kronsstudent darauf gefaßt sein mußte, daß man mich an irgend ein noch weiter als Livland entlegenes Seminar schicken konnte, so entschloß ich mich, mich zum Dienst in Livland zu melden. Zusammen mit mir meldeten sich noch vier meiner Kameraden, unter ihnen

A. L. Bjelikow und W. M. Karelin, der in der Folge Vicarius und sodann auch Bischof von Riga und Mitau wurde, der ehrw. Bischof Benjamin.

Da der Dienst im deutschen Lande auch die Kenntnis seiner Sprache erheischte, so machten wir uns daran, sie zu erlernen. Aber erst nachdem ich den Kursus der Akademie absolviert hatte, erhielt ich im September 1848 die Nachricht, daß ich zum Priester in Livland ernannt sei. Zugleich auch mein Landsmann Bjelikow, mit dem zusammen ich mich nun zunächst nach Petersburg zu begeben hatte. Im Oktober langten wir dort an und meldeten uns in der Kanzlei des Oberprokureurs des H. Synods. Der Kanzleidirektor Serbinowitsch begnügte sich nicht damit, uns in der Kanzlei zu empfangen, sondern lud uns auch zu sich nach Hause, um uns mit der Lage der Dinge in Livland bekannt zu machen oder vielmehr, um uns nützliche Instruktionen zu geben. Ich erinnere mich, daß er uns u. a. folgenden Vorfall erzählte. Ein orthodoxer Geistlicher kam aufs Land zur Taufe und Salbung; auch der Pastor stellte sich ein und wohnte mit den Bauern der heiligen Handlung bei, sei es mit, sei es ohne Erlaubnis des Priesters. Dieser letztere hielt es nun für notwendig, an seine Hörer eine Ansprache zu richten, in der er u. a. sagte, daß man nur in der rechtgläubigen Kirche, als der wahrhaft christlichen, seine Erlösung finden könne. Der Pastor konnte sich nicht enthalten, dem Priester eine Gegenbemerkung zu machen und so entstand zwischen ihnen ein heftiger Streit, der damit endete, daß der Priester den Pastor verklagte, weil er es gewagt, die gottesdienstliche Handlung zu unterbrechen, und der Pastor den Priester, weil er öffentlich das evangelische Glaubensbekenntnis herabgewürdigt habe, als könne man in ihm kein Seelenheil finden. Wie würden wir, so fragte uns Serbinowitsch zum Schluß, an Stelle des Priesters gehandelt haben? — Wir antworteten, daß unsrer Ansicht nach der Priester es hätte vermeiden sollen, in seiner Ansprache eine solche für den Pastor allzuschmerzliche Wahrheit zu äußern, um so einem unangenehmen und für die Orthodoxie vielleicht auch schädlichen Streit mit dem Pastor, der gewiß nicht versäumt haben wird, sich nun seinerseits scharf über die Rechtgläubigkeit auszulassen, aus dem Wege zu gehen. Serbinowitsch gab uns vollständig Recht.

Als uns dann später der Oberprokureur des Synods Graf N. A. Protassow selbst empfing, sagte er uns, daß wir zu dem wichtigen und schweren Werke der Verbreitung und Stärkung der Orthodoxie in Livland, unter ihren starken Widersachern, ausgesandt würden. Natürlich ist Ihnen bekannt, fügte er hinzu, daß die Propaganda der h. Wahrheit sich aller von der rechtgläubigen Kirche nicht gestatteten Mittel zu enthalten hat; und die Propaganda pflegt nur dann erfolgreich zu sein, wenn die Andersgläubigen die Orthodoxie begreifen und von ihrer Wahrheit überzeugt werden. Gehen Sie an Ihre Arbeit, meine Herren, schloß der Graf; Ihre Sache ist es, sich zu mühen, die unsrige, Sie für nützliche Taten zu belohnen. —

Nach einer recht ermüdenden Landreise kamen wir endlich am 31. Oktober in Riga an. Die Stadt, hinter Graben und Wall, war von der Vorstadt durch Alleen und Wiesen getrennt. Die krummen und engen Straßen, die Häuser mit den Ziegeldächern, die lutherischen Kirchen mit ihren hohen Türmen, namentlich Turm und Spitze der Petri-Kirche, erschienen uns höchst wunderlich. Wir meldeten uns beim Bischof Philaret, dem einstigen Rektor der Moskauer geistlichen Akademie. Der freundliche, kaum hörbar leise sprechende Erzhirte empfing uns sogleich. Er fragte uns, was man uns in Petersburg gesagt habe; und als wir darüber berichtet hatten, bemerkte er: von was für einer Propaganda kann denn jetzt noch die Rede sein? es ist zu spät. Dann schickte er uns zum Schließer der Kathedrale, dem Protohierei Nasarewski, seinem nächsten Mitarbeiter. Dieser nahm uns wie Verwandte auf und seine Frau lud uns gleich zum Abend ein: es würden auch viele junge Damen da sein, unter denen wir uns Bräute aussuchen könnten. Schon in Petersburg hatte man uns Bräute vorgeschlagen, aber wir zogen es vor, uns in Livland zu verheiraten, da wir ganz dort zu bleiben gedachten. An diesem Abend aber fanden wir unter den Anwesenden keine Bräute für uns.

Der gute Vater Schließer und ebenso der Inspektor der geistlichen Schule P. P. Alexejew, später Protohierei und Professor der Theologie in Dorpat, besprachen häufig mit uns die Lage der Orthodoxie in Livland. Besonders viel erzählten sie uns von dem Vorgehen der Lutheraner, wie scharf sie die ortho-

doxen Priester beobachten und beim kleinsten Versehen, ja beim geringsten Anlaß Klagen gegen sie anstrengen. So sei z. B. den Priestern befohlen, die Amtshandlungen für die Neukonvertierten unengeltlich zu verrichten; nun sei es aber vorgekommen, daß irgend eine Bäuerin dem Priester für ein Gebet für ihr krankes Kind ein halbes Pfund Butter gebracht und der Priester diese freiwillige Gabe angenommen habe, um sein eifriges Beichtkind nicht zu kränken. Da wird auch schon von der lutherischen Polizei gegen den Priester Klage erhoben wegen Verletzung des Allerhöchsten Befehls. Auch ich habe später einen ähnlichen Fall erlebt, veranlaßte jedoch die Bäuerin, Geld für die Butter zu nehmen. Es tat mir leid, sie zu kränken, aber ich konnte nicht anders handeln.

Ich sollte anfangs als Priester und Propst nach Arensburg gesandt werden. Als ich nun aber von all den Schwierigkeiten in Livland gehört hatte, bat ich darum, mich nicht von vornherein zum Propst zu ernennen. Schon als einfacher Priester, sagte ich, werde ich zunächst unerfahren sein, wie soll ich da erst Propst sein? Der aufmerksame Erzhirte berücksichtigte meine Bitte und ernannte mich zum Priester in Wolmar.

Schon in Petersburg hatten wir gehört, daß Bischof Philaret nicht lange mehr in Riga verbleiben werde. Und in der Tat, bereits im November wurde er zum Bischof von Charkow ernannt und an seine Stelle trat der Litauische Vikar und spätere hochehrw. Metropolit von Kiew, Platon. Am 30. Nov. verabschiedeten wir uns von dem für die Geschichte der Rigaschen Kirche unvergeßlichen Erzhirten. Dank seinen Bemühungen, seiner unermüdlichen Arbeit, seinem kühnen Wagemut, waren unter ihm in weniger als acht Jahren über hunderttausend Lutheraner mit der rechtgläubigen Kirche vereinigt worden, trotz aller Hindernisse von seiten der Feinde der Orthodoxie. Welche Tätigkeit er entfaltete, ist daraus zu ersehen, daß in seiner Kanzlei jährlich mehr als 12 tausend Nummern ausgefertigt wurden, und manche von diesen Papieren waren ganz eigenhändig von ihm geschrieben, wovon ich mich bei der Durchsicht der Akten im Wolmarschen Kirchenarchiv habe überzeugen können. Und bei allen diesen Arbeiten fand er noch die Zeit, eine Geschichte der russischen Kirche zu schreiben. Man erzählte uns, daß er oft ganze Nächte lang hinter seiner Arbeit saß, den Schlaf mit Tee vertreibend, der nachts nicht von

seinem Tische kam. Wie fest er bei der Verteidigung der Orthodoxie war, wird daraus ersichtlich, daß er beim h. Synod eine offizielle Klage gegen den erl. Fürsten [Suworow] anhängig machte, der seiner Meinung nach der rechtgläubigen Kirche schadete, indem er den Deutschen entgegenkam.

Bischof Philaret befolgte, soviel mir bekannt, diesen Grundsatz: nicht um ein haarbreit den Lutheranern in Sachen der Orthodoxie nachgeben, in offenen Kampf eintreten mit den Gegnern der Orthodoxie, wie angesehen und hochstehend sie auch sein mochten, fest einstehen für die Rechtgläubigen, wer immer und wodurch immer jemand sie kränkte wegen ihres orthodoxen Glaubens. Da aber fast das ganze Land Gegner der Orthodoxie war und die Bedrückungen der Konvertierten von allen Seiten ausgingen, besonders von den in der Zivil- und lutherischen Kirchen-Verwaltung hochmögenden Personen, so begreift man, welche Anstrengungen es dem Bischof kostete, diesen schweren Kampf für die heilige, ihm so teure Orthodoxie zu führen. Aber er entzog sich diesem Kampfe nicht. Von Seiten der Bauern und Priester liefen eine Masse Klagen bei ihm ein über Kränkungen und Bedrückungen Orthodoxer durch die Lutheraner; alle solche Klagen brachte er bei den zuständigen Behörden weiter in Gang. Und nun riefen seine Klagen eine Menge Untersuchungen hervor, die meist mit der Rechtfertigung der Beklagten endeten. Sie wurden durch Polizei- oder Zivilbeamte geführt — Lutheranern, die es verstanden, der Sache eine Wendung zu geben, nicht zu Gunsten der Orthodoxie, sondern zu Gunsten der Pastoren und Gutsbesitzer, gegen die größtenteils die Klagen erhoben wurden. Die in dieser Hinsicht nicht ganz geschickt geleiteten Untersuchungen wurden von höheren und klügeren Beamten korrigiert, und das Endresultat war gewöhnlich dies, daß die weltliche Obrigkeit die klagenden Priester und orthodoxen Bauern selbst beschuldigte. Und es war in der Tat schwer, den Pastoren und Gutsbesitzern ihre Schuld nachzuweisen. Da schmäht z. B. ein Pastor von der Kanzel, meist jedoch in außerkirchlichen Versammlungen die Orthodoxie; die rechtgläubigen Bauern, die über die Schmähung des Pastors meistenteils von Anderen gehört haben, erzählen dem Priester davon, dieser berichtet dem Bischof. Letzterer ersucht durch den Gouverneur oder Generalgouverneur um die Bestrafung des Pastors, der sich erdreistet hat,

die Orthodoxie zu schmähen. Die Sache wird dem lutherischen Konsistorium übergeben, das die Erklärung des Pastors einfordert. Dieser versteht aber die Sache so darzustellen, daß das Konsistorium ihn nun nicht als einen Schmäher der Orthodoxie hinstellt, sondern als treuen Hirten seiner Gemeinde, und nachdrücklich die Bestrafung des Priesters fordert, den es der Verläumdung beschuldigt. Die orthodoxe Obrigkeit ist nun in die Lage versetzt, sich verteidigen zu müssen. — Oder ein Gutsbesitzer hat einen Bauerwirt, weil er rechtgläubig geworden ist, von dem von ihm vielleicht schon seit Jahrzehnten arrendierten Lande vertrieben. Auf die Klage des Wirts berichtet der Priester darüber dem Bischof; aufgebracht fordert dieser ein gerichtliches Verfahren gegen den Gutsbesitzer. Das lutherische Gericht untersucht den Fall und findet, daß der Bauer garnicht seines Übertritts wegen verjagt wurde, sondern weil er seinen formellen Kontrakt mit dem Gutsbesitzer nicht eingehalten, z. B. nicht, wie dieser Kontrakt bestimmt, ein Viertel Dessätine, sondern etwas mehr mit Flachs besät hat u. dgl. Früher beachtete der Gutsbesitzer solche Kleinigkeiten nicht, so lange der Wirt Lutheraner blieb, wie er auch jetzt, wo er einen Rechtgläubigen von seiner Scholle verjagt, dergleichen Verstöße andrer lutherischer Wirte nicht beachtet; der orthodoxe Wirt jedoch hat sich der Verletzung des Kontrakts schuldig gemacht und ist gesetzlich aus seinem Gesinde vertrieben. Geht er nun auf andern Gütern sich eine neue Arrende suchen, so weigern sich die lutherischen Gutsbesitzer, da sie wissen, daß er zur Orthodoxie übergetreten ist, ihm ein Gesinde zu verpachten und so ist solch ein rechtgläubiger Wirt oft genötigt, sein Vieh und Gerät für ein Butterbrod zu verkaufen und Knecht zu werden. Wohl war's für den Priester wie für den Bischof oftmals schmerzlich, solche Bedrängungen der Rechtgläubigen zu ertragen, aber was war zu machen? Im übrigen gab der ehrw. Philaret trotz aller Mißerfolge den Kampf gegen die starken Lutheraner nicht auf.

Am 7. Dezember langte der neue Bischof, der ehrw. Platon in Riga an. Bald darauf, in der Zeit der Butterwoche, heirateten mein Landsmann Bjelikow und ich; unsre Frauen waren mit einander verwandt. Und am 31. März wurde ich endlich zum Priester geweiht, etwas später auch Bjelikow. Ich war für Wolmar im lettischen, er für Rappin im estnischen Gebiet Livlands bestimmt.

Wir machten uns sogleich daran, die Sprache unsrer Gemeindeglieder zu erlernen. An geistlichen Büchern in lettischer Sprache gab es damals nur die Liturgie des Chrysostomus und ein Gebetbuch; sogar die Agende war nur handschriftlich vorhanden. Ohne Grammatik und Lexikon konnte man das Lettische aber nicht erlernen, und so schaffte ich mir diese in deutscher Sprache an, denn russische gab es damals nicht. Die lettische Sprache hat wenig Ähnlichkeit mit der russischen, noch weniger mit der deutschen. Freilich gibt es einige Wörter, die russischen ähnlich sind, aber ihrer sind sehr wenige; auch einige Endungen in der Deklination und Konjugation ähneln dem Russischen. — Die lettische Literatur war damals, als ich in Livland diente, nicht reich, aber es gab doch die ganze Bibel in lettischer Sprache und apart das Neue Testament mit dem Psalter, das von den Letten „Halbbibel" genannt wurde und im Besitz nicht nur jedes Bauerwirts, sondern wohl auch jedes Arbeiters war; ferner den lutherischen Katechismus, Luthers Leben, einige Predigtsammlungen von Pastoren, das lutherische Gesangbuch. Es gab auch Lehrbücher und Bücher zum Unterricht in der christlichen Moral und der Landwirtschaft. Sogar einige Zeitungen wurden, meist von Pastoren, herausgegeben. Wissenschaftliche Bücher in lettischer Sprache gab es nicht; die gebildeten Letten wurden zu Deutschen und schrieben ihre Werke deutsch. Für die Orthodoxen wurde während meines Aufenthalts in Livland die „Schule der Sittlichkeit" in russischer Sprache mit lettischer oder estnischer Übersetzung herausgegeben. Darin waren nur Artikel geschichtlichen oder moralischen Inhalts vertreten und zwar nicht originale, vielleicht mit der einzigen Ausnahme einer Rede über die Wasserweihe. Gedruckt wurden in dieser Zeit die Agende, die gottesdienstliche Ordnung für die wichtigsten Feste der orthodoxen Kirche, Ostern, Weinachten, Himmelfahrt, Pfingsten; auch der große Katechismus Philarets, an dessen Übersetzung ins Lettische ich beteiligt war, wobei uns bei der Bewältigung großer Schwierigkeiten eine deutsche Übersetzung zu Hilfe kam; ferner den Bedürfnissen der Rechtgläubigen angepaßte Werke über das Gebet, die Sakramente, die Verehrung der Heiligenbilder, die Fasten und schließlich im J. 1867 die „Unterweisung in der rechtgläubigen Lehre", ein vollständiger Katechismus mit Vor- und Nachwort.

Auf Wereſchtſchagins Tod.

Von

Gotthard Freytag Loringhoven.

Den Krieg erklärte deine Kunſt dem Kriege.
Du griffſt ihn an und botſt ihm offne Schlacht,
Ein Künſtlerleben haſt du dargebracht
Und Wahrheit führte dich durch Kampf zum Siege.

In Banden ſchlug dein Griffel ſeine Züge:
Gefeſſelt ſteht er, ein Gebild der Nacht.
Vom Götzenbild des Ruhmes und der Macht
Rißt du die Maske gleißneriſcher Lüge.

Die Flammenglut in deinem Farbenliede
Verſengt den Lorbeer und erſtrahlt dem Pfad
Zum Denkmal — einer Schädelpyramide.

Für ferne Zukunft ſäteſt du die Saat.
Und Himmelsbotſchaft, Menſchenſehnſucht: Friede
Haſt du gepredigt noch im Tod durch Tat!

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Ulrich Herbers', weil. Bürgermeisters zu Narva, Lebensmaximen.

In der Bibliothek der heute leider nicht mehr bestehenden Narvaschen Altertumsgesellschaft befand sich vor Jahren eine alte große Oktav-Bibel, mit Beschlägen und Klammern, gedruckt zu Nürnberg 1662. Das war einst die Hausbibel des Justizbürgermeisters zu Narva Ulrich Herbers. Wie es die schöne und bedeutsame Sitte der Zeit war, im Standart-Buch des Hauses eine kurze Chronik der Familie aufzuzeichnen, über Geburt und Sterben und die wichtigsten Lebensumstände ihrer Glieder zu berichten, so trug auch Ulrich Herbers in seiner Bibel, auf der Innenseite des Deckels eigenhändig ein, was ihn an Daten über sich und seine Familie das remarkabelste dünkte. Ao. 1635 d. 25. November, so hebt er an, bin ich „an diese mühselige Welt geboren und bald darauf, Gott sei Lob! getauft." Dann folgen Angaben über seine Paten, seine Vorfahren, seine amtlichen Stellungen, seine Heirat, seine Kinder. Knappe, dürftige Notizen, bloß eine Art Familienchronik, ein dürres Gerippe, ohne Fleisch und Blut. Nur wenig erfahren wir daraus über die äußeren Lebensschicksale, über das Innere, über Art und Wesen des Menschen nichts. Und doch war's ein Mann von scharf markierter Eigenart, ein Charakter, der wohl unser Interesse in Anspruch nehmen darf.

Es ist nun ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß sich eine lebensvolle Ergänzung zu diesen Familiennotizen vom Ufer der Narowa, wir wissen nicht, wie sie dahin geraten, im Staatsarchiv zu Weimar erhalten hat: ein ausführlicher, meist wörtlicher Auszug aus dem eigenhändigen Tage- und Geheimbuche Ulrich Herbers'! Das Original führte einst die Aufschrift: JESU JUVA! Curriculum vitae meae inter peccata, vanitates et miserias transactae. Es befand sich zuletzt im Besitz einer Tochter des Autors,

Margarete Hedwig (geb. 1681, vermählt 1730 mit Kaspar Adam Rodde, Inspektor der Müllerschen Eisenwerke bei Moskau), die nach dem Tode ihres Mannes († 1731) in Riga lebte. Sie übergab es dem uns unbekannten Bearbeiter, der dann zwischen 1731 und 1756 seinen Auszug anfertigte, wie aus einer Notiz darin hervorgeht.

Das „Tagebuch" begann mit denselben, nur ausführlicher gehaltenen Familiennachrichten, wie sie auch die Hausbibel enthielt; der Bearbeiter ergänzte sie jedoch durch einige Daten über Ulrich Herbers' Nachkommen*. — Die Herbersche Familie stammt aus Westfalen und war zuerst nach Dorpat eingewandert. Der Übersichtlichkeit und Kürze wegen fassen wir den Bericht des Tagebuchs in eine Tabelle zusammen.

Ulrich Herbers, aus Westfalen, Kfm. zu Dorpat, verm. m. Anna Königs, Tochter Johann K.'s, Bm.'s zu Reval.

Peter (Hans?) Reder, Wundarzt zu Wismar, verm. mit Margarete Grönwinkel.

Ulrich Herbers, Kaufmann zu Narva, verm. 1631 m. Dorothea Wittau († 1642), T. Georg Wittau's, Pastors zu Mitau u. Amboten (?).

Daniel Reder, aus Wismar, Goldschmid u. Ältermann gr. Gilde zu Dorpat (1570—1638), verm. 1605 mit Anna Steen († 1621).

Hermann Herbers, Bm. zu Narva (1602–51).

Dorothea Reder.

Ulrich Herbers, Bm. zu Narva (1635—91).

Unser Ulrich Herbers war also 1635 zu Narva geboren. Seine Schulbildung erhielt er in Reval, wo er 1648—54 das Gymnasium besuchte. Als 15jähriger durfte er seinen Vater nach Stockholm begleiten, als dieser zur Krönungsfeier der Königin Christine dorthin abdeligiert war. Im April 1654 begab er sich dann zum Studium der Jurisprudenz nach Greifswald, wo er zwei Jahre verweilte, um dann zur Universität Helmstädt überzugehen. Von hier aus unternahm er im Sommer 1657 — in der Heimat verheerten Krieg und Pestilenz damals gerade Stadt und Land — eine „Spatzierreise", eine Vergnügungstour, wie wir heute sagen, nach Goßlar, in den Harz, wo er auch „den beschrieenen Brocken" bestieg, dann nach Weimar und Erfurt, nach Jena und Leipzig, um endlich über Wittenberg und Magdeburg wieder nach Helmstädt

*) Die uns vorliegende genaue Abschrift dieses Auszuges ist 1891 von H. Pastor C. Hoerschelmann angefertigt worden.

zurückzukehren. Aber schon wenige Wochen darnach vertreibt ihn die Pest; er läßt sich nun in Altdorf immatrikulieren. Auch von hier aus unternimmt er wieder eine „Spazierreise", die ihn bis an die Donau nach Ingolstadt führt. Im Juli 1660 endlich verläßt er die Hochschule. Er empfand es später als eine besondere Gnade Gottes, daß er ungefährdet durch das „wilde wüste akademische Leben", wie es damals ja allerorts in die Erscheinung trat, gegangen war, „daß ich nicht in meinen Sünden dahingefahren, wie insonderheit bei einem törichten Beistande einer Balgerei, da mir das Schwert schon an der Gurgel war, leicht hätte geschehen können." — Er begibt sich nun nach Holland, freilich auf einem „umschweifigen Wege". Die Reise geht durch Schwaben bis an den Bodensee. Er wandert „mutterallein" und dankt nachmals Gott, daß er ihn „so gnädiglich für Räubern und Mördern behütet, insonderheit unweit Tübingen, da mir die Gefahr an einem verdächtigen Wirtshause ziemlich nahe gewesen zu sein schien." Von Schaffhausen zieht er dann über Straßburg, Heidelberg, Frankfurt, Köln und Aachen nach Holland; im September langt er in Amsterdam an. Von hier aus wird dann wiederum eine „Spazierreise" angetreten, auf der er alle sehenswerten holländischen Städte besucht. Und gegen Ende Oktober geht es endlich auf die Heimreise, zu Schiff über Schweden. Allein die Fahrt war mit allerlei Gefahr und Ungemach verbunden: bei Vlei verlor das Schiff im heftigen Sturm den großen Anker, dann wurde es in dunkler Nacht von einem andern beinahe in den Grund gesegelt, und in den Schären bei Göteborg lief es mehrfach auf verborgene Klippen. So zog Ulrich Herbers es vor, von Göteborg seine Reise zu Lande fortzusetzen, wenigstens bis Stockholm. Nachdem er sich hier ein halbes Jahr lang aufgehalten, langte er nach fast 8jähriger Abwesenheit im August 1661 wieder in seiner Vaterstadt an. Hier trat er nun bald auch ins öffentliche Leben. Im Februar 1662 wird er zunächst Stadtsekretär. Noch im selben Jahre sehen wir ihn wiederum in Stockholm, wohin er mit dem Bürgermeister Rumens in Stadtgeschäften geschickt wird; auch jetzt, wie er es früher so gerne getan, benutzt er während des langen Aufenthalts die Gelegenheit zu einer Tour durch das schöne Land nach Falun zu den Kupferbergen.

Im Mai 1664 hat er sich dann seinen eigenen Hausstand gegründet; er vermählte sich mit Beata Katharina, der Tochter des Revalschen Bürgermeisters Coord Pöppelmann, der aus Westfalen stammte: sein Vater noch war Bürgermeister in Herford gewesen. Ein Jahr später wird er auf Empfehlung des Gouverneurs Simon Grundel Helmfeld zum Sekretär der ingermannländischen Ritter- und Landschaft, welches Amt er 9 Jahre lang bekleidet hat, und im Januar 1677 endlich zum Bürgermeister,

einige Wochen später auch zum Syndikus von Narva erwählt. Er starb am 11. Sept. 1691. Von seinen zwölf Kindern überlebten ihn vier Söhne und drei Töchter*.

Soweit der äußere, schlichte Lebensgang Ulrich Herbers'. Aber weniger diese Dinge sind es, die in dem Geheimbuch unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen, als vielmehr andre Aufzeichnungen, die der Schreiber ihm einverleibt hat und die uns Einblick gewähren in sein inneres Leben, seine Gesinnung und Denkweise. — Ulrich Herbers war ein Mann von tiefer Religiosität und inniger Frömmigkeit, ein Mann, der auch in seltener Weise bemüht war, wirklich nach seinen religiösen und ethischen Grundsätzen zu handeln und zu leben. Kirchlich fromm war ja die Zeit und die Umgebung, in der er lebte, und alle die typischen Züge, die sie charakterisieren, können wir auch an ihm erkennen. Aber auch von diesem Hintergrunde hebt seine Gestalt sich in ihren eigentümlichen Umrissen ab.

Nicht immer vielleicht hatte er sich nach so strengen Maximen gerichtet. Es scheinen vielmehr einige persönliche Erlebnisse eine so tiefgreifende Wandlung in ihm bewirkt zu haben. Im Sept. 1680 reiste er mit Frau und Tochter nach Schweden. Unterwegs erleidet er Schiffbruch, erreicht aber doch „nach vieler Beschwerlichkeit zu Lande und zu Wasser" wohlbehalten mit den Seinen Stockholm, ja erhält nach einem halben Jahre auch seine gestrandete Bagage wieder. In Stockholm wirft ihn eine schwere Krankheit nieder, man gibt ihn auf. Aber er genest und er fühlt sich durch Gottes Hilfe „gleichsam dem Tode aus dem Rachen gerissen." Alles dies macht auf ihn einen tiefen Eindruck, wird ihm Anlaß zur Selbstprüfung. In seinem „Katalog der Wohltaten Gottes", von dem weiterhin noch die Rede sein wird, erwähnt er, daß diese Krankheit ihn zu einigen guten Vorsätzen führte, „insonderheit

---

*) 1. Lucia, geb. 1666, † 1701. Verm. 1) mit Ulrich Poorten, Pastor zu St. Johannis in Narva 1685—92; 2) mit Levin Andreas Schwartz, Kaplan in Spanko-Kolpana in Ingermannland 1699, Vizeprediger der Filiale Kosemkina der schwed.-finn.-estn. S. Michaelis-Gemeinde von Narva — 1704.

2. Hermann, geb. 1668. War 1692—93 Diaconus, dann bis 1701 zweiter Pastor zu S. Johannis in Narva. Verm. mit Dorothea Elisabeth Rodde. — Sein Sohn Ulrich Johannes war 1725—56 Rektor der Schule in Narva.

3. Ulrich, geb. 1670, Kfm. in Moskau, wurde 1711 von einer Räuberbande erschlagen.

4. Konrad, geb. 1672, studierte Jura in Halle, war dann Advokat, Ratsherr und Gerichtsvogt in Narva, † 1723.

5. Beata Katharina, geb. 1673, verm. 1) 1698 mit dem Ratsherrn Johann Rodde in Narva; 2) 1710 mit dem Dorpater Ratsherrn und Apotheker Gottfr. Hasenfelder während der Verbannung in Wologda, † daselbst 1714.

6. Gustav, geb. 1674, studierte mit dem Bruder in Halle Jura, Advokat in Narva, wurde 1704 bei Eroberung der Stadt erschlagen.

7. Margarete Hedwig, geb. 1681 in Stockholm. Vgl. oben.

mein Haus zu bestellen, meine vorige actiones und modos acquirendi zu untersuchen und das Skrupuleuse zu restituieren." Und ein Jahr später ein weiterer Schritt. „Ich muß es in Wahrheit", notiert er darüber, „unter die größten Wohltaten des höchsten Gottes mit rechnen, daß er mich an das Büchlein „das ander Buch Jeremias" genannt geraten lassen, welches ich am Tage Luciae (13. Dez.) ao. 1681 angefangen durchzulesen und zugleich auf selben Tag meine Eheliebste mit einer schweren Krankheit angegriffen, durch welches zwiefache Mittel ich aus Antrieb Gottes des werten h. Geistes zu so kräftiger Erkenntnis meines elenden Zustandes als schier vorhin niemals geraten, daß ich mir auch durch des Höchsten Gnade vorgesetzet, ein andres Leben als bisher geschehen in der Furcht Gottes zu führen, mich der Gnadenzeit und der geringen noch übrigen Lebensfrist nützlicher zu gebrauchen und den barmherzigen Gott unabläßig anzurufen, daß er mich aus seiner Gnade nicht wieder fallen lassen, seinen h. Geist nicht von mir nehmen, sondern mich in wahrem Glauben und einem gottwohlgefälligen Wandel bis an mein seliges Ende erhalten wolle. Amen."

Nach diesen Vorsätzen suchte er nun sein Leben in Wirklichkeit zu gestalten. Seinem Tagebuch hat er ein merkwürdiges Schriftstück einverleibt; es führt den Titel: „Catalogus der fürnehmsten und am meisten erinnerlichsten Wohltaten Gottes, voraus der leiblichen (denn der geistlichen ist kein Maß noch Ende), die der barmherzige gnädige Vater mir zeitlebens erwiesen." Das Ganze ist überaus bezeichnend für seine kindlich fromme Lebensanschauung. Er überblickt darin gleichsam sein Leben von seiner Geburt an bis zu seiner inneren Wandlung. In 39 Punkten — einige davon haben wir oben bereits kennen gelernt — führt er hier an, wofür er sich Gott zu ganz besonderem Danke verpflichtet fühlt: daß er christliche Eltern gehabt; daß sein Vater ihn zu den Studien gehalten; daß nach dessen frühzeitigem Tode sich dennoch die Mittel wunderlich fanden, die Studien fortzusetzen; daß Gott ihm eine „friedliche süße Ehe" verliehen und ihn „mit verschiedenen lieben Ehepflänzlein" gesegnet; daß er ihm „wunderlich zu Brod, Nahrung und Ehren verholfen"; ihn sein väterlichen Haus schuldenfrei bewohnen lassen; ihm zwar das Sekretariat der Ritterschaft genommen, dafür aber alsbald zwei Landgüter zur Arrende wieder zugewiesen und ihm „so wunderlich und zu rechter Zeit vor bald darauf erfolgter Reduktion" zu seiner restierenden Gage verholfen; daß er ihn und die Seinen in Gefahren und Krankheit, die er in vielen Punkten aufzählt, behütet; daß er ihm „zu des sel. H. Friederici Heinsii, Doctoris Juris Rostochiensis Bibliothek und zu etlichen herrlichen darin befindlichen theologischen Büchern verholfen, die ihm keine geringe Anleitung zu seiner Selsterkenntnis und Belehrung

gegeben"; daß er ihn auch „jährlich mit etlichen herrlichen geistreichen Büchern versehen, die ihm oft das Herz gerührt und das Die cur hic? eingebläuet"; daß er ihn vielmals „recht augenscheinlich und handgreiflich" erhört und „auch zuweilen mit dem lieben Kreuze Krankheit und Leiden bei ihm eingekehret und ihn auch insonderheit mit Verleumdung, falscher Nachrede, Schmach und Verachtung der Welt drücken lassen, imgleichen die Kolik und Steinschmerzen ihm gleichsam zum Pfahl ins Fleisch eine zeitlang zugeordnet zu seiner Züchtigung" usw. usw.; schließlich auch, daß er ihm „die Gnade und gegenwärtige Gedanken verliehen, diesen Catalogum und Verzeichnis der vornehmsten Wohltaten Gottes aufzusetzen, damit sie ihm stets vor Augen wären."

Sein häusliches Leben verlief von nun an nach strengen Regeln. Er stellte einen förmlichen Plan auf, nach dem er einen „gottseligen Wandel" zu führen gedachte. Dies eigenartige Reglement möge hier in seinem Wortlaute folgen:

Freiwillige oder unverbindliche Vorsätze in Stockholm d. 11. Aprilis 1681 und in folgenden Zeiten bei mir gefasset.

„1. Mittags und abends an Sonn-, Bet- oder Festtagen außer meinem Hause nicht zu speisen.

2. Auch soviel immer tunlich, niemand an gedachten Tagen zu mir zu nötigen, es möchte denn ein solcher sein, den ich gleich meinen Hausgenossen aestimire und der mir in keinem Stücke an dem Gottesdienst und gebührender Feier des h. Tages hinderlich.

3. Auch diesen Punkt gleichermaßen zu observiren, wenn ich auf dem Lande bin.

4. An dito Tagen, es sei in der Stadt oder auf dem Lande, keine Parten oder Streitsachen leichtlich zu hören, es sei denn periculum in mora.

5. An dito Tagen in allen Krügen durchaus kein Gesöffe zu verstatten und daß solches nicht geschehe, den Krügern mit Vorhaltung göttlichen Zorns und Fluchs, meines höchsten Unwillens und andrer ernstlicher Mittel zu verbieten.

6. Meine Kinder des Sonntags und den ersten großen Festtag, auch an den Bettagen nicht ausgehen zu lassen, sondern sie dahin zu gewöhnen, wenn ich geistliche Bücher lese, zu hören und mit mir singen.

(Zu diesen Punkten hat Herbers später nachgetragen: Beklage herzlich, daß alles nicht, wie ich gerne gesehen, hat können observiret werden. Denn nachdem ich meine Wohnung zu Marienhof angestellet, habe ich nicht verhüten können, daß meine Frau und Kinder nicht am Sonntag nach den Predigten gute Freunde

besuchet, mit ihnen in die Gärten gegangen ꝛc., weil sie in der Wochen selten oder garnicht in die Stadt gekommen, weniger daß ich nach der Predigt Parten zu mir beschieden und sie eines oder des andern erinnert. Insonderheit aber schmerzet mich von Herzen, daß ich die Krügerei am Sonntage nicht abschaffen können, weil dadurch die gesamte, mir in meinem jetzigen beschwerlichen Zustande so hochnötige Nahrung gänzlich notleiden wollen. Diese meine Unzufriedenheit zu bezeugen, habe ich in dem letzten Vorsatz, welchen ich diesfalls vormals gehabt, weil selben wider meinen Willen unterbrechen muß, diese Last wollen an die Stelle legen, daß ich, solange mir Gott die Mittel giebt, davor jährlich 10 Rtl. 6 Gr. unter die Armen austeilen und dieses Jahr mit göttlicher Hilfe dazu den Anfang machen will.)

7. Unsre gewöhnliche Danksagung für gnädige Errettung aus dem gefährlichen Schiffbruch auf der Stockholmer Reise den 5. Sept. 1681 des Sonntags nicht zu versäumen.

8. Alle Sonn-, Fest- und Bettage meinem Gesinde eine himmlische Predigt oder etliche Kapitel aus der finnischen Bibel vorlesen zu lassen. (Dieses läßt sich nunmehr, da ich zu Marienhof wohne und des Sonntags in der Stadt bin, das Gesinde aber teils in der Stadt, teils draußen ist, so füglich nicht prakticiren, sonderlich da auch niemand der Meinigen vorhanden, der solches gebührlich verrichten kann).

9. Auch allmählich einzuführen, daß ihnen alle Morgen und Abend das Morgen- und Abendgebet nebst einem Hauptstück aus dem Catechismo oder Corpore doctrinae vorgelesen werde.

10. Keine Predigt oder Betstunde vorsätzlich und ohne höchste Not zu versäumen. (Weil ich zu Marienhof wohne, habe dieses sonderlich des Winters so genau, wie ich gern gewollt, nicht observiren können).

11. Meine Kinder über Tisch aus der Predigt zu examiniren.

12. Nach der Mahlzeit ein Danklied zu singen.

13. Nicht nur des Morgens, sondern auch Nachmittag um 4 Uhr oder später mit den Meinigen eine Betstunde zu halten und jeden Tag mit dem öffentlichen Abendgebet und Liede zu beschließen.

14. Mein Privat-Morgen-, Mittags- und Abendgebet kein einzig Mal hindanzusetzen und dasselbe anderst nicht als auf den Knien zu verrichten.

15. Die Gewissensprüfung alle Abend, ehe ich zu Bette gehe, zu halten.

16. Alle Freitag zu fasten bis an den Abend.

17. In der Marterwoche und wenn ich communiciren will, auch den Mittwoch nebst dem Freitag zu fasten.

18. Den 29. Martii zum Andenken der Errettung meiner Frauen aus ihrem gefährlichen Fleckenfieber ao. 1679 und meiner aus meiner tödlichen Krankheit in Stockholm ao. 1681 zu fasten bis an den Abend und Gott mit Beten und Danken zu dienen. Und das auf gleiche Weise mit dem 5. Sept. zum Andenken der Rettung aus dem gefährlichen Schiffbruch zu halten; auch an beiden Tagen der Armen, gleich der Anfang gemacht, nicht zu vergessen.

19. Bei keiner Mahlzeit, Hochzeit oder anderen Gelagen mehr als 3, äußerst 4 Gläser Wein, aufs höchste von Capacität eines halben Quartieres, zu trinken, um einige Berauschung zu vermeiden.

20. In Prozeßsachen meiner Freunde und Verwandten weder bei dem ganzen Collegio noch in particulis einige Recommendation ohne in genere, daß alles genau untersuchet und der Sachen ein ungesäumter Ausschlag gegeben werde, abzulegen.

21. Auch allmählich dahin zu gewöhnen, daß ich mich der Abendmahlzeit enthalte, sofern es meiner Gesundheit nicht schädlich zu sein befunden wird.

22. Alle Freitags eine Danksagung für das h. Leiden Christi abzulegen; auch an diesem Tage die ordinaire Arbeit so wie möglich einzuziehen und zu unterlassen. Dagegen in Lesung der Bibel und geistreicher Bücher desto mehr Zeit zu verbringen. Auch aus diesem Geheimbuch meinen Richter- und Bürgermeistereid; diese Vorsätze, den Catalogum beneficiorum Dei, mein Testament, entweder ganz oder stückweise nacheinander aber durchzulesen, um alles desto besser und frischer im Gedächtnis zu behalten und desto besser und öfter an mein letztes Ende und Sterbestündlein zu gedenken."

Jene Vorsätze, die Ulrich Herbers während seiner Stockholmer Krankheit gefaßt hatte, blieben nun keineswegs sog. „gute Vorsätze". Er brachte sie in der Tat mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zur Ausführung, mit einer Gewissenhaftigkeit, die wohl eine seltene und außerordentliche genannt werden darf. Dies beweist ein merkwürdiges Schriftstück, das gleichfalls einen Teil seines Geheimbuches bildete. Er hatte ihm den Titel gegeben: „Correctio errorum vel verorum vel aparentium in morbo ao. 1681 Holmiae me premente propositorum oder Inquisition in etliche meiner erworbenen Mittel, nemlich diejenigen, welche im Gewissen einigen Scrupel machen können samt etwan nötiger befundenen Änderung. Narvae d. 10. Jan. 1682." Hier gab er ein genaues Verzeichnis verschiedener Einnahmen, die ihn beunruhigten, und verordnete, daß sie nach seinem Tode denen, die sich darüber graviert fanden, refundiert werden sollen. Es handelt sich

dabei nicht etwa um unrechtmäßig erworbenes Gut; nein, unendlich viel zarter, ja man darf sagen übertrieben zart schlug hier sein Gewissen. Er machte sich, bemerkt dazu der Verfasser unsres Auszuges, sogar „wegen des Geringen, was er ehemalen an Gerichtsgebühr und andren ihm wegen seiner gehabten Bemühungen akkordierten Bezahlungen genossen, einige Skrupel". Das Verzeichnis selbst ist uns leider nicht erhalten, sondern nur die Worte, die Ulrich Herbers ihm hinzufügt; sie lauten:

„Ich will hoffen, vorige auf etlichen Blättern geschriebene Correction werde beim barmherzigen Gott, wo nicht nach der Schärfe der Gerechtigkeit, dennoch nach seiner großen Güte und Barmherzigkeit gelten und mir solchergestalt an dem Meinigen mit meinem Wissen nichts schädliches mehr übrig sein. Weil aber der elende Mensch sich öfters selbst unverweilt schmeichelt, und das Herz voller List und böser Tücke ist, welches seine eigenen actiones aufs beste zu rechtfertigen und zu bemänteln sucht, so ist hiemit meine Verordnung, Wille und Bitte, daß nach meinem Tode ein paar rechtschaffener geistreicher gewissenhafter Männer, sie mögen dieses Orts oder in Reval oder in Riga anzutreffen sein, erbeten werden, die nach Belieben etwa einen gewissenhaften christlichen wohlerfahrenen Juristen mit zu sich ziehen können, damit sie alle von mir verschriebenen Correctiones errorum in der Furcht des Herrn durchgehen, alles nach der Richtschnur des göttlichen Wortes, der christlichen Liebe und Billigkeit und eigenen Gewissensnot erwägen und zusehen, ob alles dergestalt wie ichs verzeichnet und verordnet, ohne Anstoß passiren könne? Wo nicht, daß sie alsdann das nötige ändern und wie es nach göttlichen Willen sein muß, verfassen und anordnen, dem dann die Meinigen allerdings nachzukommen schuldig, weil es ihnen und mir besser ist, daß wir bei geringem oder gar keinem zeitlichen Vermögen einen gnädigen Gott und gutes Gewissen, als bei dem Überfluß den Zorn Gottes und die ewige Verdammnis haben. — Ich wollte diese Zensur wohl bei meinem Leben selbst befördert haben, wenn ich nicht Bedenken gehabt, das verordnete und vielmals allegierte Peculium Christi, welches ich gerne bis nach meinem Tode wollte geheim halten, und noch zur Zeit keinem Menschen (außer H. Hans Stampehl, dem ich es in meiner Stockholmschen Krankheit in damaliger geschwinden Not eröffnete) entdeckt, dergestalt an die Schau zu stellen, und vielleicht zu meinem schädlichen Kützel . . . Der höchste Gott lasse alles auch hierin nach seinem göttlichen Willen ausschlagen, und wie er als ein Herzenskundiger weiß, daß ich nicht ein Grundstück in meinem Vermögen zu behalten wünsche und verlange, welches wider seinen Willen und Gebot erworben, also wolle Er auch mir und denen erbetenen Censoribus das Verständnis öffnen, daß das Unrecht von dem Rechten wohl könne

unterschieden werden, auch der Mittel auf allen Fall gnädiglich verleihen, die Erstattung völlig zu bewerkstelligen. Amen."

Weiter heißt es: „Ich werde zwar den lieben Meinigen durch die Spezifikation meiner freiwilligen Schulden und derselben beliebten Restitution keinen Dienst tun und dürfte nach meinem Tode von einem oder vom andern schlechten Dank davor verdienen; so erkläre ich mich hierauf: 1) daß ich, soviel mir immer möglich und Gott mir das Vermögen verleihen wird, eines nach dem andern nachgerade werde suchen abzutragen, wiewohl es schwer daher gehen wird, es sei denn, daß der höchste Gott, wie er mehrmalen getan, seine sonderliche Wunder- und Gnadenhand diesfalls über mich eröffnen sollte, maßen die Schuld fast mein ganzes weniges Vermögen, beweglich und unbeweglich, wie es jetzt beschaffen, dürfte wegfressen oder auch wenig überlassen. 2) Kann es nicht oder nicht alles bei meinem Leben bezahlet werden, so will ich auch, daß die Zahlung ruhen soll, so lange meine Frau lebet und meine Kinder unmündig sind, damit sie allen Nachlaß (jedoch ohne Veräußerung der Immobilien) verordnetermaßen ruhig benützen. Jedoch soll nicht versäumt werden, jedem Creditori, den ich mir dergestalt jetzt gemacht oder dessen Erben kund zu tun, daß die Skrupuleusität meines Gewissens nicht gestatten wollen, das Genossene oder Geschenkte (obgleich pro labore) zu behalten, sondern ich bereit gewesen wäre, so Kapital als Renten, die aufs Höchste das alterum tantum machen, zu restituieren, wenn mir die Mittel rechtmäßiger Weise hätten zufallen wollen. Sollten denn solche Kreditores oder etliche derselben aus freiem Willen sich erklären, entweder alles oder ein Teil Kapital oder Renten meiner armen Frauen und Kindern aus Mitleiden zu schenken, so müßte mit einem gewissenhaften Theologo überlegt werden und dessen Rat gesucht, obs im Gewissen bestehen könne und vor Gott verantwortlich sei, daß Erben von den Kreditoren dasjenige geschenkt nehmen, was der Vorfahr derselben schuldig zu sein selbst gestanden und hiernach wird sich dann die Zahlung, wie hoch sie laufen soll, richten müssen. 3) Wenn nun der höchste Gott auch meine Eheliebste durch einen sel. Tod abfordert, meine Kinder auch die Minorennität überschritten, daß sie sich selbst durch Gottes Gnade und ihren Fleiß forthelfen können, so muß jedem Kreditori vorher berührtermaßen die Zahlung proportionaliter geschehen und dazu, was sich in meinem Nachlasse findet, beweglich und unbeweglich, angegriffen werden, erstlich die Kapitalien durchgehends und dann die Renten. Und hoffe ich, meine liebe Kinder werden auf solchen Fall keinen Unwillen noch Ungeduld spüren lassen, daß sie kein Erbteil oder auch wenig genug bekommen haben; in ansehen: 1) in dieser Stadt gar viel sind, die von ihren Eltern wenig oder nichts geerbet, in specie meiner sel. Schwester die Poortens Kinder, und

doch von dem höchsten Gott bisher reichlich erhalten und gesegnet worden; 2) in geistlicher Erwegung, daß ohne solche resolvirte Restitution ich kein ruhiges Gewissen würde gehabt, sondern meiner Seligkeit halber einen starken Zweifel (den der Satan beim letzten Abdruck noch mehr zu stärken und zu vergrößern pflegt) geheget haben, welches überaus seelengefährlich. Will daher nimmer vermuten, daß sie, meine liebe Kinder, so unchristlich sein und eher meinen wenigen Nachlaß in Händen zu haben, als mich, ihren Vater, von dem Zweifel und Fürst der Verdammnis befreiet wünschen sollten, da doch 1000 Welten voll Reichtums der Fürtrefflichkeit einer einzigen durch Christi Blut erlöseten Seele nicht zu aequivaliren. Ich will ihnen dagegen anstatt dieses zeitlichen ohne dem doch geringen und unter Viele wenig erklecklichen Erbteils ein viel köstlicheres und unschätzbares Erbteil hinterlassen, nämlich Jesum in ihren Herzen, Händen, Häusern und Nahrung, der sie so gewiß und wahrhaftig, als er die Wahrheit ist, wenn sie ihm nur im wahren Glauben und unsträflichen Wandel beständig anhangen, nicht verlassen, sondern sie in diesem Jammertal viel reichlicher, als mittelst meines elenden Nachlasses geschehen könnte, versorgen und ihnen in der Ewigkeit die herrlichsten Schätze der seligen Unsterblichkeit aus Gnaden schenken wird. Amen."

Diese „Correctio errorum" bildet, wie man sieht, gewissermaßen einen Anhang zu seinem eigentlichen Testament, das er ebenfalls bereits ein Jahrzehnt vor seinem Tode aufgesetzt (zuerst 15. Nov. 1681) und später offenbar vervollständigt und erweitert hat. Hier finden wir die notwendige Ergänzung zu seiner obigen „Inquisition", namentlich auch über seine von ihm „Christi Sparpfennig" (Peculium Christi) genannte wohltätige Stiftung und die ihn dabei beselende Gesinnung. „Ob ich wohl", lesen wir hier, „alle meine actiones oder verhoffentlich die meisten von der Zeit her, da ich selbst etwas erwerben können, kraft meines in meiner Stockholmischen Krankheit gefaßten Vorsatzes untersuchet, ob ich etwan eines oder das andre, so nicht mit allerdings sicherm und gutem Gewissen acquiriret, antreffen könnte, auch was ich anstößiges gefunden, nach Möglichkeit korrigiret, restituiret und vermeinentlich in besseren Stand wieder gesetzet; weil es aber dennoch sein kann, daß mir alles nicht eben so genau, wie sich's gebührte, ins Gesicht oder Gedächtnis gefallen, oder auch eines und das andre nicht accurat und sorgfältig genug examiniret, oder von einem und dem andern einiger Skrupel, den ich etwa nicht zu heben gewußt, übrig geblieben: Also will ich, daß das also genannte Peculium Christi, welches ich vor etlichen Jahren aufgerichtet und dazu den 10. Pfennig meines künftig zu erwerbenden Salarii und Accidentien, Erbteils und dergleichen . . . verordnet, für keine liberale Stiftung, sondern als eine Schuld angesehen werden soll, so zur Vergnügung der-

jenigen hätte dienen sollen, die von mir laediret sein gebührendermaßen würden behauptet haben, und daß daher alles, was etwan Skrupuleuses in meinen Aktionen annoch anzutreffen, seine Satisfaction in bemelten Peculio finden soll, die Renten davon ad pias causas anzuwenden. Sollte aber wider alles mein Wissen und Vermuten jemand von mir wider Recht und Billigkeit vervorteilt sein annoch gebührlich dartun können, will ich, daß demselben die Erstattung außer solchem Peculio aus anderem meinem Vermögen an Kapital und Renten christlich geschehe."

Er wünscht, daß die Forderung, welche die Familie von früher her an die Krone hatte, im Ganzen 2168 Rtl. S. M., und die von seinen Miterben ihm abgetreten war, mit Einwilligung seiner Frau, die ja nach schwedischen Rechten auf die Hälfte alles des Seinen Anspruch habe, oder doch wenigstens die ihm selbst zukommende Hälfte ebenfalls dem Peculium einverleibt werde; daraus soll dann nach seiner Anordnung den Bedürftigen „die Notdurft gereicht werden", wobei die Seinigen, falls Gott sie mit Mangel und Armut heimsuchen sollte, „für allen andren mit in Konsideration kommen". „Ich ersuche endlich", fährt er sodann fort, „meine werte Eheliebste aufs herzlichste, sie wolle es nicht übel nehmen, sowohl daß ich ihr von dieser Verordnung und Einrichtung des Peculii Christi nie etwas gesagt, welches aus keinen üblen Intentionen, sondern unter andrem auch zu Vermeidung alles eitlen Ruhmes und Kützelns des ohnedem zur Hoffart leicht inclinirenden Herzens geschehen, als auch daß ich ihr und den Meinigen ein solch Teil meines Vermögens hierdurch entziehe. Denn es ist ja ein geringes, dem großen Gott nur den zehnten Teil dessen, was er so mildreich geschenket, wiedergeben. Wir haben es bisher nie gemisset noch deswegen Not und Mangel gelitten, sondern vielmehr eine ziemliche Erstattung dieses vermeintlichen Abgangs in der nicht lange nach dieser Verordnung zugewiesenen Landgüter-Arrende und daher geflossenen Nutzen, so ich einer und andern Ursache halber unter dieses Peculium nicht ziehen können noch wollen, gefunden. Sie und die Meinigen werden es auch hoffentlich hinfüro nicht missen, sondern ihr nötiges Auskommen durch Gottes Gnade weiter haben."

Soviel von seiner „Korrektur der Irrtümer". Sie ist in der Tat eigenartig und merkwürdig. Aber es ist doch nichts von Pose darin, nichts Gemachtes, keinerlei Selbstbespiegelung. Man hat hier doch nur den Eindruck einer wahrhaft aufrichtigen christlichen Gesinnung. Freilich, ob die Feinheit seiner moralischen Empfindung ihn nicht zu übertrieben strengen Maximen geführt hat? Auch der Verfasser unsres Auszuges hat sich darüber seine Gedanken gemacht. „Nun könnte man zwar eine große Frage darüber machen", bemerkt er, „ob es mit der Liebe, die der sel.

Mann seinen Kindern mehr als andern schuldig gewesen, bestehen können, daß er ihnen aufgetragen, dasjenige, was er für seine Mühe und Arbeit rechtmäßig eingenommen, denen, die es ihm vielleicht gegeben oder aus Schuldigkeit geben mußten, und zwar beides, das Kapital und die Renten, nach seinem Tode wieder zurückzugeben? Ob er nicht besser getan hätte, wenn er selbst bei seinem Leben eine theologische Fakultät über diesen Skrupel seines sehr zärtlichen Gewissens Rat gefraget, als daß er solches den Kindern nach seinem Tode zu tun anbefohlen?"

Wie dem auch sei, an der Lauterkeit seiner christlichen Denkweise wird man gewiß nicht zu zweifeln brauchen. Und von derselben Gesinnung zeugen auch die Mahnworte, die er im Testament an seine Kinder richtet. Vor allem, friedlich miteinander leben sollen sie, „als ob sie samt und sonders ein Herz und eine Seele wären, damit das zum Andenken der so oft zwischen mir und meinen Miterben vorgegangenen friedlichen Erbteilung gesetzte und in Stein gehauene Bild der Einigkeit auf beiden Beischlägen meines Hauses sie nicht dermaleinst beschäme und überzeuge, daß gleichwohl in der Herbersschen Familie Leute gewesen, die diesen Ruhm geschändet." Sie sollen mit ihrem geringen bürgerlichen Stande zufrieden sein, nicht nach Adel, vornehmen Ämtern und Ansehen in der Welt streben, viel weniger den Soldatenberuf ergreifen. Zwar auch darin sind viele selig geworden und können es wohl auch noch werden, aber dennoch werde ihm niemand verargen, wenn er sie berede, die Hände davon zu lassen, „und anderweit ihr tägliches Brot durch Gottes Segen und ihren sauren Schweiß und Fleiß in redlicher Abwartung ihres Berufs, den Müssiggang und Fahrlässigkeit wie eine giftige Schlange meidende, mit Ehren und gutem Gewissen zu erwerben. Mit Ehren und gutem Gewissen sage ich, denn das letzte Sterbelager wird es endlich eröffnen, was es für eine Freude sei, wissentlich nicht einen Taler im Hause zu haben, der mit Unrecht oder mit Unterdrückung des Nächsten eingenommen. Hingegen was es für eine Last und Angst des Herzens sei, sich zu erinnern, daß auch das geringste unrechtmäßig zu Wege gebracht worden. Zumalen alle Reue und Buße alsdann wenig verschlägt, wofern auch nicht die möglichste Erstattung erfolgt, welches dann die Meinigen samt und sonders, sonderlich dieselben, welche aus ihrem Gewerbe, Handel und Handtierung dermaleins ihre Nahrung suchen werden, zu stetem unauslöschlichem Andenken und güldenem NOTA BENE sich werden dienen lassen."

Sein Begräbnis wünschte er schlicht und einfach: keinerlei Carmina sollen dabei verteilt werden, in der Predigt und in den Personalien, wie sie zu jener Zeit bei den Leichenfeiern verlesen zu werden pflegten, soll ihm keinerlei Ruhm beigelegt werden, den er auch nicht verdient habe, und keine weitläufigen Titel; es genüge,

wenn man ihn „den nunmehro sel. verstorbenen Bürgermeister dieser Stadt“ nenne; seiner wohltätigen Stiftung soll mit keinem Worte Erwähnung geschehen, vor der Predigt auch keine Musik zugelassen werden. Will man jedoch nachher das von seinem Oheim Matthias Poorten auf seine Bitte gedichtete Lied (über Luc. 15) „durch eine einzelne Stimme in eine sanfte Orgel oder Viol da gamb verständlich singen“, so wolle er dem nicht widersprechen, „insoweit es nicht zum Gepränge, sondern zur Bezeugung seiner Reue und Demut und zur Erbauung des christlichen Gefolges geschieht.“

Es war ein schlichter, aufrechter, ehrenfester Bürger, Ulrich Herbers, der Justizbürgermeister von Narva, und ein aufrichtiger, demütig-frommer Christ.

Zum Schluß noch ein Wort über das Schicksal seines Peculium Christi. Es überdauerte seine Stifter nicht lange. Während der Wirrnisse des Nordischen Krieges geriet es ins Stocken. Die Stadt wurde erobert, die ganze Bürgerschaft einige Jahre darnach 1708 in die Verbannung nach Wologda geschickt und so wurde denn die Stiftung „wegen der höchst betrübten Umstände, in welche die Herbersche Familie geraten, gänzlich aufgehoben.“

Literarische Rundschau.

Caesar Flaischlen.

„Eine Kritik geben heißt nicht: loben oder tadeln, sondern: verstehen und erklären wollen!"

C. Flaischlen.

Wer die literarisch-künstlerische Bewegung in Deutschland während des verflossenen Jahrzehnts mit lebendigem Anteil verfolgt hat, wird sich noch des Sturmes erinnern, den die Kunstzeitschrift „Pan" beim Publikum und der Presse hervorrief. Eine Gruppe unabhängiger Männer hatte das kühne Werk in Angriff genommen, O. J. Bierbaum und Meyer-Gräfe übernahmen die Leitung, die aber bald in andre Hände überging. Fünf Jahre hindurch löste der „Pan" die ihm gestellten Aufgaben glänzend, ein Sammelpunkt der künstlerischen Interessen der jüngeren Generation zu sein und bei voller Berücksichtigung des spezifisch Deutschen auch der Renaissance in den Nachbarländern mit aufmerksamem Auge zu folgen. Alle die Namen, die noch heute auf dem Gebiete der künstlerischen Erziehung einen guten Klang haben, ein Bode, v. Bodenhausen, Graf Keßler, Lichtwarck, Liebermann, v. Tschudi und viele andre scharten sich um das Banner, das, mit dem Zeichen des attischen Naturgottes geschmückt, den Weg aus akademischem Zwang und philiströser Scheinkunst zu schöpferischer Freiheit bahnen sollte.

Nicht zum geringsten Teil verdankte der „Pan" seinen Erfolg der Mitarbeit und schließlich der Führung eines Mannes, dessen Namen ich zum ersten Mal in jenem vornehmen Kunstblatt begegnete, das sich schon seiner äußeren kostspieligen Ausstattung wegen nur an die Elite deutscher Bildung wenden konnte.

Es war der Name: Caesar Flaischlen.

Einige Gedichte, ein paar Aufsätze über die neuere Literatur und die Novelle „Flügelmüde" waren die einzigen Originalarbeiten, die Flaischlen beisteuerte, aber hinter den Kulissen drückte seine kräftige, zielbewußte Hand der Fülle rücksichtslos individueller Bestrebungen den einheitlichen Stempel auf und formte sie zu einem Ganzen von ausgesprochen eigenartiger Tendenz.

Im „Pan" stand es mit den charakterfesten, markigen Schriftzügen von Flaischlens Hand, was ich als Motto vor sein künstlerisches Schaffen setzen möchte:

Dich — dein Leben — zu Kunst klären
mit allem, was Tag und Alltag ein
Recht hat von dir zu fordern —
und —
deine Kunst leben zu können, nicht
bloß dichten — da liegt's!
Sie an dir erproben, dich an ihr!
Das allein entscheidet!
Das allein reift eine Ernte!
Kunst muß gelebt werden können —
Sonst ist's — Handwerk oder Schwindel!

Ein kühnes Wort, ein hohes und mühsames Ziel! „Dein Leben zu Kunst klären", eine volle harmonische Entfaltung deiner Kräfte anstreben, nicht in erdentrückter Höhenluft, nein, „mit allem, was Tag und Alltag ein Recht hat von dir zu fordern", mit allem, was das tägliche Leben dir abfordert, nicht als Mißton darf es hineinklingen in deine Lebensharmonie, es soll sich mit ihr verbinden zu einem ganzen, vollen Akkord! Dich, dein Leben zum Kunstwerk formen, das ist das erste, deine Kunst leben zu können, das zweite! Nicht bloß Feiertagskost soll sie dir sein, dein täglich Brot soll sie dir werden, dich fürs Leben stark machen soll sie alle Tage mit ihrem Reichtum an Sonne und Freude, an Ernst und Frieden, nicht dem Leben dich entfremden und dir bloß eine Stunde seltenen Glanzes verheißen im Grau des Alltags. — Ebenso ernst klingt die Forderung, die an den Dichter, den Künstler gerichtet ist: „nicht bloß dichten", die Echtheit der Kunst am Leben erproben, da liegt's — nur kein Handwerk, keine Mache und vor allem kein Schwindel! Echt und wahr muß die Kunst sein, die das Recht haben soll, für uns mehr als ein Zeitvertreib zu sein!

In der untrennbaren Verknüpfung ethischer und ästhetischer Werte, in dem ehrlichen Bestreben, nur innerlich erlebte Kunst zu schaffen, zeigt uns Flaischlen jene urdeutsche Gemütstiefe, die ihn uns so liebenswert macht, die auch den gefangen nimmt, der an der eigenartig schönen Form der Dichtung achtlos vorübergeht.

Und weil Form und Inhalt seiner Dichtung so fest verwachsen erscheinen, dürfte es kaum gelingen, sie am Seziertisch kritischer Betrachtung künstlich zu trennen. Für das, was er sagen will, wählt er den prägnantesten Ausdruck, er holt seine Worte nicht aus dem verschlossenen Glasschrank mit den unverbrauchten Goldschnittbänden, er schöpft sie aus dem Leben. Der Laut als solcher, das Klangbild des Wortes erhält eine suggestive poetische Kraft, der man sich nicht entziehen kann, das triviale Gebrauchswort wird poetisch geadelt. Es gibt Leute, die ihre Verehrung Goethes dadurch zu erweisen glauben, daß ihnen eine Dichtung nur dann

vollwertig erscheint, wenn sie in einer gewissen feiertäglichen Drapierung auftritt. Sie vergessen, daß der Dichter der Iphigenie und des Tasso auch der Dichter des Götz und des Werther war. Sie wollen die Sprache Kanaans für die Predigt am Sonntag, um am Montag eine andre Sprache für Leben und Beruf zu haben. Flaischlen wählt die Sprache des Alltags, nicht um die Kunst alltäglich zu machen, sondern um den Alltag durch Kunst zum Festtag zu weihen. Das ist ein großer Unterschied: die Heimatkünstler par excellence demokratisieren die Kunst, sie machen sie „gemein". Alle große Kunst ist aristokratischen Ursprungs. „Liebes Kind", sagte Goethe zu Eckermann, „meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen." . . .

Flaischlen schreibt nicht für die Massen, seine Sprache kann nur von einzelnen verstanden werden, von solchen, die die Poesie des ungesagten Wortes, der Unterbrechung empfinden. Er besitzt die feine Witterung für das Verständnis seiner Hörer, die ihm einen Sprung, eine Abweichung gestattet, ohne Gefahr zu laufen, ihrem Gesichtskreis zu entschwinden. Wie er seine Sätze, seine Gedanken plötzlich unterbricht, wie er den Leser mit dem hastigen, neuen Einfall packt, dann wieder das alte Thema aufnimmt, um es in wechselnder Tonhöhe zu wiederholen, das erinnert an die fugierten Rhythmen Bachscher Präludien. In dieser eindringlichen Variierung des Themas, in dem einfachen Wiederholen gewisser Leitsätze befolgt Flaischlen das natürlichste Gesetz aller Poesie, das ebenso alt ist wie das älteste Dichtwerk, welches wir besitzen — der Psalter. Er gibt dadurch dem Stimmungsbild eine einheitliche poetische Dominante oder dem ernsten Mahnruf, der eindringlichen Bitte einen stärkeren Akzent.

Flaischlens Stil ist schon jetzt so individuell und fest, wie seine Handschrift. Viele halten Stil für eine Art Enveloppe, die man um die Dinge und Gedanken hängt, damit sie stilvoll werden. Der belgische Bildhauer Meunier hat seinen Arbeitern kein Gewand mit klassischem Faltenwurf umgehängt, sie durften ihre Wollenblusen und Lederhosen behalten, und doch haben sie Stil. Das Geheimnis liegt darin, das er die richtige Distance gewann, um die lebendigen, führenden Linien ohne das zufällige Beiwerk zu sehen und nachzubilden. Man muß verstehen zurückzutreten, sich nicht zerstreuen lassen vom einzelnen, erst dann ist die erste Bedingung zur Stilbildung gegeben. Aber weder Auge noch Ohr können Stil bilden, dazu gehört eine individuelle, formende Kraft, eine Hand, die der Ausdruck eines Charakters, einer Persönlichkeit ist. Nicht was einer heute oder morgen an den Dingen sieht, oder aus ihnen heraushört, ist stilbildend, nur das, was er alle Tage in

die Welt um sich und in sich hinein- und aus ihr herausseht, kann eine Stilkunst schaffen, die, wenn sie echt ist, im letzten Grunde auf der Gesinnung, der „dauerhaften", beruht. Und diese Gesinnung ist das Fundament von Caesar Flaischlens Lebensarbeit. Treue gegen sich selbst, ein selten liebevolles Gedächtnis für die wechselnden Abschnitte seines mühevollen Lebens, eine zähe Energie im Festhalten der einmal eingeschlagenen Richtung charakterisieren die treibenden Kräfte in seiner aufsteigenden Entwicklung. Alle diese Elemente klingen in mannigfaltiger Verbindung aus seiner Dichtung heraus. Hier tönt es wie ein sonniger Kindheitstraum, dort wie ein helles Jugenderwachen mit all seiner unbestimmten Sehnsucht, dann kommt der Kampf mit sich, mit der Welt, Niederlage und Sieg. Alles erlebt, nichts erdacht, echt von Anfang bis zu Ende. Erst in dem letzten Jahrzehnt klärt sich die Form: knapp und kurz werden die Gedanken gefaßt, unnütze Bilder vermieden, wo die Sprache selbst schon anschaulich genug ist, an die Stelle des Reimes tritt der Rhythmus, bald in weichem Fluß dahinfließend, bald herb und abgebrochen. Diese Gedichte wollen gehört werden, sie sind fürs Ohr geschrieben: sie dürfen nicht vorgetragen, sie wollen gesprochen werden, wie man mit einem guten Freunde spricht, leise und doch eindringlich, nur ja kein Pathos, keine lauten Akzente, kein Brustton! Eine intime Kunst für einen stillen Raum, in den die Sonne scheint, mit zwei, drei guten Freunden, keine für ein großes Auditorium. Das allein entscheidet schon die Frage, ob Flaischlen einen Stil hat: stillose Dinge kann man überall hinstellen, weil sie weder eine bestimmte Umgebung noch eine bestimmte Distance brauchen. Nur was einen festen Stil hat, verlangt ein besonderes Milieu: es wird niemandem einfallen, Hoffmannstals „Tor und Tod" im hellen Sonnenschein, draußen im Garten vorzutragen, oder Jakobsens „Frau Fönß" nach einem Diner zum besten zu geben. Es gibt eben Dinge, die den starken Luftzug nicht vertragen, die nicht von vielen Händen zugleich betastet werden dürfen. Wer kein Organ dafür besitzt, den feinen Reiz einer solchen Kunst nachzuempfinden, nennt sie krank. „Treibhauslyrik" ist die billige Etikette, die ihr aufgeklebt wird.

Es ist einmal das Wort von Flaischlens Kunst gebraucht worden, sie sei die Kunst eines Genesenden, nicht die eines Gesunden. Es liegt Sinn in diesem Wort, aber ein mißverständlicher. Wenn der Gesunde einmal das Widerwärtige, Zwiespältige des Lebens empfindet, so ist ihm dieser Moment nur Antrieb zu neuer Kraftentfaltung, eine Episode, die überwunden und möglichst schnell vergessen werden muß. Der Genesende steht mitten in diesem Zwiespalt: ein leiser Unterton mahnt ihn an überstandene Krankheit und er getraut sich noch nicht die ihm lieb gewordene Erinnerung beiseite zu legen, weil sie ihn die starke Sehnsucht nach Gesundheit,

nach vollem Leben lehrte. Er hat erkannt, daß das Leben nicht Harmonie, sondern Sehnsucht nach Harmonie ist, daß das Leben, wie ein Genesen, einen beständigen Zwiespalt und ein beständiges Überwinden des Zwiespalts bedeutet. Die Krankheit enthüllte ihm einen tieferen Sinn des Lebens, an dem der Gesunde achtlos in seiner robusten Stärke vorübergeht. In diesem Sinne ist Flaischlen ein Genesender, einer, der noch nicht vergessen hat, was Kranksein heißt, einer, der aus der niederdrückenden Empfindung des scheinbar nicht Naturgemäßen unsres zerrissenen Seins das große Gesetz des Lebens und Werdens begriffen und erfaßt hat: durch Überwinden stark werden, durch Kampf zum Sieg.

Diese Note klingt immer wieder in seinen Dichtungen durch, er kämpft mit sich, mit seinen Gegnern, mit den Umständen, mit den alltäglichen, banalen Tücken des Lebens, er ist nie zufrieden mit dem errungenen Sieg

„Es ist nicht genug!
ein Ziel ist nichts! an ein Ziel bringt sich jeder!
und stehen bleiben, rechnet überhaupt nicht! . . . .
es gilt: hinauszuwissen über das Erreichte,
hinauszuringen über das Errungene!"

Die Auseinandersetzung mit dem Leben ist ihm Problem seiner Kunst, und der sittliche Ernst, mit dem er an die Arbeit geht, gibt seinen Worten etwas schweres, wuchtiges, alle Spielerei ist ihm fremd. Er steht mitten in den Dingen, er sieht nicht von oben auf sie hinab, von unten her, aus dem Gewühl hebt sich sein Blick „Höhen-entlang", „Ziel-entgegen".

Man hat der modernen Literatur nachgesagt, sie mache unfroh, drücke den Menschen zu Boden, der letzte Ausklang sei müde Resignation. Auch Flaischlen ist der Vorwurf nicht erspart worden: er weiß, was Müdesein heißt, er kennt enttäuschte Hoffnungen, unerfülltes Sehnen, aber der Trost, den er bietet, reicht nicht aus, der Mensch selbst, seine Kraft, seine Anschauung soll ihn hinausheben aus aller Unrast, aller Verzagtheit?

„Ich kann euch eures Alltags Last nicht nehmen,
wie mir die meine niemand nehmen kann
und auch nicht nehmen soll. . . .
Ein Jeder finde selber sich zurecht,
Ein Jeder trage selbst, womit er sich beladt
und kämpfe selber sich durch Weh und Wohl."

„O nur nicht müde werden!
Alles andre . . .
nur nicht müde werden! . . . .
Das innere Ziel nur laß dir's nicht verbiegen,
und laß es dir nicht in die Seele kommen
und dich nicht müde machen . . .
müde: in der Tiefe,
da, wo die Quellen des Lebens liegen!"

Er hat ein Recht so zu sprechen, denn er hat ehrlich nach den Quellen des Lebens gegraben und seltene Schätze gehoben, grab' nach, du findest sie auch!

„Diese stille Kraft der Seele:
immer neu sich aufzuringen
aus dem Banne trüber Winter,
aus dem Schatten grauer Nächte,
aus der Tiefe in die Höhe . . .
sag, ist das nicht wunderbar?!
Diese stille Kraft der Seele,
immer wieder
sich zur Sonne zu befrein,
immer wieder stolz zu werden,
immer wieder froh zu sein?!"

Das sind keine Krücken, die den Lahmen stützen sollen, das ist „Sonnenkraft", wie Flaischlen sie nennt, jene Kraft, die in jedem von uns ruht, die nur darauf wartet, frei zu werden, um neues Leben in uns zu wecken:

„Das kannst du nicht zwingen:
daß die Knospen springen,
eh' die Sonne ihnen ihren Mai gebracht.
Aber daß — was hinter dir liegt,
dich nicht schreckt und unterkriegt:
was Winter in dir abzustreifen
in aller Stille
und Knospen zu reifen
und dich selbst zum Frühling durchzuringen —
Das kannst du zwingen!"

Klingt das nach Resignation? nach Verzicht? Von der hohen Warte einer problemlosen Weltanschauung aus sieht man den Leuten achselzuckend und freundlich lächelnd zu, die mit dem Spaten des Zweifels den Boden lockern, um ihn für neue Saat urbar zu machen und neue Quellen zu erschließen. Man freut sich der neugefundenen Kräfte, aber wundert sich, daß noch keine goldenen Früchte reiften. Wer im Voraus für jede Frage eine Antwort hat, der braucht nicht mehr zu fragen, wer den Tiefsinn und psychologischen Scharfblick in der modernen Literatur erkannt hat, darf sich nicht darüber wundern, daß die alten Antworten für die neuen Fragen nicht mehr ausreichen, denn gerade die Erkenntnis ihrer Unzulänglichkeit führte zu einer vertieften Betrachtung der Fragen.

Hier steht Flaischlen ganz auf dem Boden unsrer Zeit, er ist ein Frager und Sucher mit warmem Herzen und scharfem Auge. Er lernte in der Schule des Naturalismus „die Dinge zu nehmen, wie sie sind und wie sie sein müssen, je und je — aus ihrem eigenen Sinn heraus", aber ihm war das nicht Ziel und Ende, nur Mittel und Weg zu einer „großlinig eigenen" Kunst, die nicht

wie ein Ornament am Leben hängt, sondern selbst Form und Ausdruck des Lebens wurde. Dieses Moment hebt ihn heraus aus der Gruppe der rein naturalistischen Dichter, die in der künstlerischen Darstellung des Milieus, der feinen psychologischen Zeichnung der Charaktere ihre letzte Forderung erfüllt sehen.

„Was uns not tut, ist eine Kunst mit den Zielen der Kunst Goethes und der Kunst Schillers, die Kunst einer bestimmten, festen Weltanschauung, nicht Naturalismus und nicht Symbolismus. . . . Unsre Dichtung — ich bekenne mich herzlich gern zu dem verrufenen „Soll!" — muß allmählich wieder „moralisch" werden, im Sinne Schillers. Alle große Kunst war es und ganz implizite." Dieses Bekenntnis darf Flaischlen aussprechen, denn seine Kunst ist moralisch in diesem Sinne, seine Dichtungen didaktisch, wie es die Anfänge deutscher Dichtkunst überhaupt waren. Man nehme seine „Lehr- und Wanderjahre" oder „Von Alltag und Sonne" zur Hand und in jeder Zeile tritt einem ein Stück Leben entgegen, das nicht nur ihm, nein, jedem von uns gehört, das Mitleid oder Mitfreude weckt, das still dem Müden die hilfsbereite Hand reicht oder sich dem ehrlich Ringenden kampfbereit zur Seite stellt!

Es ist der Mühe wert, dem Lebens- und Entwicklungsgang dieses Mannes zu folgen, sein Hoffen und seine Enttäuschungen mitzuerleben, an seinem Kampf und Sieg teilzunehmen. Hierzu kann uns das Buch von G. Muschner-Niedenführ: „Caesar Flaischlen, Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur" ein guter Führer sein*. Es ist warm und herzlich geschrieben, entbehrt nicht eines feinen poetischen Hauches, der leider dazwischen vor der peinlichen Akribie des deutschen Literaturhistorikers verfliegt. Eine gewisse Pedanterie und Weitschweifigkeit läßt das Bild Flaischlens etwas verschwommen und unklar erscheinen und vor allem ist das Buch zu umfangreich geraten. Gute Bilder bedürfen eines ganz bestimmten Formats, um ihrer Wirkung sicher zu sein, und dieses Format hat Muschner leider nicht getroffen. Er hat, wie so manche, sein Bild durch zuviel Arbeit verdorben und doch nicht das erreicht, was man von einem guten Bilde erwarten darf, daß die Spuren der Arbeit daran getilgt sind. Man merkt dem Buche die Arbeit an, und das verstimmt. Trotzdem werden diejenigen, die den Dichter kennen gelernt haben, gern danach greifen, um dem Menschen Flaischlen näher zu treten und ihm mit einem warmen Händedruck für das, was er uns gegeben, ein herzliches „Glückauf" zu weiterem Schaffen zu wünschen.

M. v. Engelhardt.

*) 188 S. Brln. 1903. E. Fleischel u. Ko. M. 3.

Schiller und die neue Generation.

Im nächsten Jahr vollendet sich ein Jahrhundert seit Schillers Tode, und der Säkulartag wird gewiß in demonstrativer Weise mit Reden und Textaufführungen gefeiert werden und wohl auch mit jenem Pomp, der bei solchen Gelegenheiten jetzt das geistig Bedeutsame immer mehr und mehr zu übertönen pflegt. Vergleiche mit der Schillerfeier von 1859 werden sich da wohl aufdrängen und — wie man annehmen darf — nicht zu deren Ungunsten. Damals konnte unter den Chorführern des deutschen Volkes Jakob Grimm seine Stimme erheben, aus dessen Rede auf Schiller es uns wie ein Nachklang aus der Goethe- und Schillerzeit selbst entgegentönt. Noch größer aber wird vermutlich der Kontrast nach andrer Seite hin sein; denn unter den vielen tüchtigen Vertretern der Literaturwissenschaft wird ja wohl mancher bei dieser Gelegenheit ein gutes Wort zu sagen wissen, werden sie aber ein Echo im Volke finden, oder vielmehr, werden sie einem solchen Verlangen der Volksseele begegnen, wie 1859? In jener Zeit politischen Tiefstandes wurde der Name Schiller zum Losungswort, an das sich die teuersten Hoffnungen der Nation knüpften; man feierte in ihm den Propheten einer ersehnten besseren Zeit. Kann man eine Wiederkehr dieser Stimmung in dem von politischen Erfolgen gesättigten Deutschland unsrer Tage erwarten? Einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage gibt Ludwig Fulda in einem kürzlich herausgegebenen Vortrage*. Fulda hat, bevor er sich der Bühnendichtung zuwandte, sich durch Studien über Christian Weise, Günther 2c. als Literarhistoriker bewährt und hat sich nun in diesem Vortrage einem Thema zugewandt, das dem Forscher ebenso wie dem Dramatiker nahelag. Fulda stellt zunächst die Tatsache fest, daß in der Wertschätzung Schillers seit fünfzig Jahren ein starker Rückgang stattgefunden hat, daß die neue Generation im ganzen ihm mit einer Gleichgiltigkeit gegenübersteht, die sich mit einer theoretischen Anerkennung der Verdienste begnügt, welche die Kompendien der Literaturgeschichte ihm zuerkennen. Die Ursache dieser Sinneswandlung sieht er in der politischen und kulturellen Umgestaltung des Volkslebens und sucht nun die Entwicklungsmomente des modernen Lebens darzulegen, die auf die Beurteilung Schillers eingewirkt haben, mehr andeutend allerdings als ausführend, wie es im engen Rahmen eines Vortrages ja auch nicht anders möglich war. Die Verehrung, deren sich Schiller bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts erfreute, war wesentlich davon beeinflußt, daß man in ihm den Verfechter der politischen Ideale jener Zeit

*) Schiller und die neue Generation. Stuttg. und Brln., 1904. Cotta. Preis 75 Pf.

sah, den Sänger der Freiheit und Einheit, den Dichter des Don Carlos und Wilhelm Tell. Die Einheit Deutschlands ist in den erreichbaren Grenzen unterdessen eine Tatsache geworden, an die man sich gewöhnt hat und die man als etwas Selbstverständliches hinnimmt, wie das tägliche Brot. Und auch die Freiheitsbegeisterung Schillers kann nicht mehr dasselbe Echo finden, wie 1859. Fulda konstatiert die Tatsache, daß der Liberalismus unpopulär geworden, mit einem gewissen Mißvergnügen, ohne sich viel auf die Erörterungen darüber einzulassen, woher das rühre, inwieweit es berechtigt sein dürfte. Er läßt nur durchblicken, daß dieser Stimmungswandel wohl mit den äußeren Erfolgen einer glücklichen Realpolitik zusammenhängt, mit dem Behagen des Besitzenden, der sich in seiner Ruhe ungern stören läßt. Seine Erörterung erinnerte mich an ein Urteil Viktor Hehns über dasselbe Faktum. 1880 schreibt er seinem Freunde H. Wichmann: „Vor etwa 40 Jahren war der stumpfen Masse gegenüber jeder reichere, umfassender gebildete Geist liberal; jetzt ist jede tiefere und vornehmere Natur konservativ und überläßt den „Fortschritt" den Männern von der Bierbank." Ich führe diese Worte hier an, weil sie zeigen, wie ein und dieselbe Erscheinung von entgegengesetzten Gesichtspunkten sich völlig umgekehrt darstellt. Fulda sieht in dem Zurücktreten des Liberalismus ein Symptom zunehmender Philisterei, Hehn dagegen eine Reaktion gegen das Philistertum der Massen. Eine Auseinandersetzung über Recht oder Unrecht dieser Anschauungsweisen kann natürlich weder bei Fulda noch gar in dieser Kritik erwartet werden; nur soviel möge gesagt sein: man kann, nach dem Maße heutiger Politik gemessen, ein recht entschiedener Konservativer sein und doch dem Freisinn Schillers seine volle Berechtigung zuerkennen, nicht bloß für seine Zeit, sondern auch für die Gegenwart. Wenn sein politisches Pathos uns nicht mehr in dem Maße begeistert, wie unsre Vorfahren, so liegt das eben daran, daß das von ihm Ersehnte in seinem wesentlichen Teile jetzt Gemeingut geworden ist. Despoten, die Gedankenfreiheit verweigern, gibt es in der Kulturwelt nicht mehr, und Männerstolz vor Fürstenthronen ist ein Luxus geworden, den sich jeder Landtagsabgeordnete und Redakteur an jedem Wochentage gestatten kann. Es gehört ein nicht geringes Maß von historischer Bildung dazu, um sich dessen bewußt zu werden, wie viel zu unsrem heutigen politischen Besitzstande Schiller beigetragen hat, und um sich dessen zu erfreuen, auch angesichts der ärmlichen Art, in der seine Ideale von ihren Aposteln nur zu oft heuzutage vertreten werden.

Ebenso wie die politischen, sind nach Fulda die Kulturverhältnisse der Gegenwart einer Würdigung Schillers ungünstig, und namentlich ist es der sittliche Idealismus Schillers, der heute nicht bloß keinen rechten Anklang mehr findet, sondern auch von vielen

Seiten entschieden zurückgewiesen wird. Die heutige Generation ist durchaus geneigt es Schiller nicht als einen Vorzug, sondern als einen Mangel anzurechnen, daß seine Werke den Stempel einer so ausgeprägten sittlichen Gesinnung tragen. Es ist ja heute ein auf den literarischen Tages-, Wochen- und Monatsmärkten ausgeschriecener Gemeinplatz geworden, daß die Kunst nichts mit Sittlichkeit zu tun habe; und wenn man diesen Grundsatz annimmt, so muß allerdings in der Dichtung Schillers vieles unkünstlerisch erscheinen. Ist aber die vielumstrittene Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit so sicher beantwortet und so leicht zu beantworten, wie es unsern Tagesästhetikern erscheint? Uns will es vielmehr scheinen, daß zur unbefangenen und erschöpfenden Erörterung dieser Frage bisher nicht einmal ein sicheres Fundament geschaffen worden ist, daß eine einigermaßen genügende Beantwortung derselben nur auf Grund einer eindringenderen und tieferen Erfassung des Wesens der Kunst möglich ist, als sie uns heute dargeboten wird. Und eine wesentliche Förderung auf diesem Wege könnte gerade das Studium Schillers bieten, insbesondere auch seine kunstphilosophischen Schriften, deren Gedankengehalt mehr in Vergessenheit geraten als genutzt oder wohl gar überwunden ist. So entschieden Schiller einen unmittelbar moralischen Zweck der Kunst zurückweist, so fest steht ihm doch anderseits die Ueberzeugung, daß eine bedeutende Kunst auch der Ausdruck einer bedeutenden sittlichen Weltanschauung sein muß. — Fulda weist ferner auf den Gegensatz hin, in dem auch ihrem Inhalt nach die Schillersche Ethik zu der heute herrschenden Moralphilosophie steht. Unter dieser versteht er den philosophischen Egoismus und Individualismus Nietzsches und seiner Nachfolger. Es ist sicher eine starke Übertreibung, wenn die Ethik Nietzsches als die heute herrschende bezeichnet wird; aber sicher ist, daß sie auch außerhalb des Kreises eigentlicher Nietzscheaner bedeutenden Einfluß gewonnen hat, und die ablehnende Haltung Nietzsches gegenüber Schiller mag wohl dessen Popularität beeinträchtigt haben. — Auch das Bildungsideal unsrer Zeit ist ein andres geworden, als das von Schiller hochgehaltene. Fulda weist auf den Gegensatz hin, der zwischen der philosophisch-historischen Bildung Schillers und der ganz überwiegend exakt naturwissenschaftlichen unsrer Zeit besteht, namentlich aber zwischen der Begeisterung für das griechische Altertum, die in den „Göttern Griechenlands" gleichsam ihr Programm ausgesprochen hat, und der Gleichgiltigkeit oder Abneigung gegen den Hellenismus, der in so vielen Strömungen der modernen Bildung zu tage tritt. Dieser gegenüber tritt Fulda mit gutem Grunde energisch für die unvergängliche Bedeutung der Antike ein, für ihren unersetzlichen pädagogischen Wert, der darin begründet ist, daß Griechenland die Urtypen geistiger Bildung

geschaffen hat, der freien Wissenschaft und der freien Kunst. Es scheint, als ob Fulda damit auch eine andre Frage bejahend beantwortet glaubt, die nämlich, ob eine Wiedererneuerung der antiken Bildung möglich und wünschenswert sei. Das ist denn aber doch ein zweites, weit schwierigeres und komplizierteres Problem, und wer dürfte es wagen, dessen Lösung in beiläufigen Andeutungen zu versuchen? Nur die Überzeugung sei hier ausgesprochen, daß auch für die Lösung dieses Problems doch immer noch unsre Klassiker den Ausgangspunkt bilden müssen. Herder ist es, der in seinen in Riga geschriebenen „Fragmenten" die Gesichtspunkte aufgestellt hat, die für uns auch heute noch maßgebend bleiben. Noch einen zweiten Gradmesser der Kultur nennt Fulda neben der Stellung zum Griechentum, nämlich die Stellung zur Frau. Diese Nebeneinanderstellung scheint nicht sehr glücklich: in dem einen Falle handelt es sich um die Stellung zu einem geistigen Universum, in dem alle Probleme des geistigen, des sittlichen Lebens ihre eigenartige Ausgestaltung gefunden haben; in dem andern Falle ist eine einzene Frage des gesellschaftlichen, sittlichen Lebens willkürlich herausgegriffen, eine Frage von höchster Wichtigkeit allerdings, neben der es aber doch viele andre, nicht minder wichtige gibt. Fulda hat der Frauenfrage wohl darum eine zentrale Stellung eingeräumt, weil sie ihm Gelegenheit zu einer scharf pointierten Parallele gibt. Der idealisierenden Verklärung der Frauen bei Schiller stellt er den Realismus und Feminismus der modernen Dichtung gegenüber, die einerseits auch die Mängel des weiblichen Charakters mit rücksichtsloser Offenheit bloßlegt, anderseits aber bei geringerer Ehrfurcht ein sympathisches Verständnis für die Frau zeigt und ihr eine weit selbständigere Stellung in der Kunst einräumt. Diesen gewiß richtigen Gedanken hat nun aber Fulda in einseitiger und advokatorischer Weise auf die Spitze getrieben, um die Moderne möglichst ins Unrecht, Schiller möglichst ins Recht zu setzen. Nach seiner Schilderung hätten in der modernen Dichtung nur die weiblichen Charaktere Bedeutung und Interesse; die männlichen dienten ihnen nur als Folie. Demgegenüber erscheint es dann beinahe als ein Vorzug Schillers, daß ihm die Darstellung weiblicher Charaktere weniger gut gelang, als die der Männer. Man darf es doch wohl, ohne gegen die Pietät zu sündigen, aussprechen, daß wir hier in der Tat auf eine Begrenzung stoßen, weniger in Schillers Begabung, als in seiner Weltkenntnis. Das hat schon Jakob Grimm anerkannt, der doch sicher kein Moderner und kein Feminist war. Schiller hat in seinen Jünglingsjahren wenig Gelegenheit gehabt, Frauen kennen zu lernen, und es hat sich in jener Zeit bei ihm eine nicht sowohl auf Erfahrung, als vielmehr wesentlich auf Phantasie und Reflexion beruhende Vorstellung von weiblichem Wesen gebildet, gewisser-

maßen eine mythologische Umdichtung des kärglichen Beobachtungsmaterials. Wir können das verfolgen, wenn wir die Nachrichten über die Hauptmannswitwe Vischer mit seinen Lauradichtungen vergleichen. Und auch wo sein Leben und Dichten den Reifepunkt erreicht hat, sehen wir bei ihm, zwar von dem schwärmerischen Überschwange der Jugend befreit, doch im wesentlichen dieselbe Auffassung. Am bedeutsamsten treten die Frauencharaktere hervor, die durch außerordentliche Verhältnisse der Sphäre gewöhnlichen Frauenschicksals entrückt sind, die Märtyrerin Maria Stuart, die visionäre Prophetin Johanna d'Arc.

Nachdem Fulda die aus den allgemeinen Kulturverhältnissen entspringenden Ursachen aufgewiesen, die eine Entfremdung von Schillers Kunst herbeigeführt haben, geht er zur Betrachtung der Gegensätze über, die dem eigentlichen Kunstgebiet angehören. Es ist das zunächst der Gegensatz zwischen Schillers Idealismus und dem künstlerischen Realismus und Naturalismus unsrer Tage. Eine wesentliche Ursache für die Abwendung von Schiller sieht Fulda in der Reaktion gegen die Epigonen Schillers, die Pseudoklassiker mit ihren Buchdramen, wie sie bei den Erben einer ausgebildeten Kunsttechnik sich gewissermaßen von selber zu dichten pflegen. Daß diese Dramen eine Familienähnlichkeit mit den Schillerschen ostentativ zur Schau tragen, konnte ja dann wohl zur Konsequenzmacherei verführen, daß man in Schiller den Erzvater dieses schablonenseligen sogenannten Idealismus sehen wollte. Die Entwicklung der Schillerfeindschaft und des Naturalismus stellt sich Fulda so dar, daß zunächst der Ekel an der losen Speise, die die Jambentragöden auftischten, eine negative Kritik hervorrief, die die Haltlosigkeit dieser Rechenpfennige münzenden Kunst nachwies. Aus dieser Negative habe sich ein positives Programm gebildet, ein ausgerechnetes Widerspiel der klassizistischen Ästhetik, etwa in der Art, wie man im ausgehen Mittelalter den höfischen Tischzuchten einen Grobianus entgegensetzte. Und diese Kunsttheorie, d. h. der Naturalismus, habe nun interessante Kunstwerke gezeugt, die ihre Grundsätze bewahrheiten oder bewahrheiten wollen. Ich muß gestehen, daß diese Hypothese mir zweifelhaft erscheint. Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit dessen, was gedacht und geschrieben worden ist, und der unentwirrbaren Durchkreuzung der Gedankenfäden, wird sich gewiß für jede moderne Kunstrichtung irgend ein Vorbote unter den Ästhetikern auffinden lassen, und unverkennbar zeigt sich nur zu oft in der modernen Dichtung eine gequälte Absichtlichkeit, die wohl den Verdacht erwecken kann, der Dichter habe hier einen Beweissatz für diesen oder jenen Paragraphen seines Katechismus aufstellen wollen. Aber die Vorstellung, daß eine in ihrer Art doch jedenfalls bedeutungsvolle Kunst wesentlich aus der Theorie entsprungen sei, erinnert doch

sehr an die Homunculusexperimente Wagners. In der Hauptsache ist die Theorie, die ja gar kein andres Arbeitsmaterial hat als die vorhandenen Kunstwerke, doch immer die Bei- und Nachläuferin der schaffenden Kunstheroen. — Zutreffend charakterisiert Fulda den Unterschied der Typen schaffenden Kunst Schillers und des individualisierenden Naturalismus, Gegensätze, die sich freilich nicht ausschließen; denn Typen erhalten künstlerische Wahrheit doch nur, wenn sie uns als leibhaftige Individuen erscheinen, und Individuen werden doch nur dadurch künstlerisch bedeutsam, daß wir in ihnen etwas typisches erblicken können. Aber freilich ist die moderne Kunst, und zwar nicht bloß der Naturalismus, wohl ziemlich bei dem einen Extrem angelangt, bei einer virtuosen Kleinmalerei des Individuellen, die uns aber doch oft die Frage aufdrängt, ob es sich denn lohnt, sich für alle diese Individuen mit ihren Absonderlichkeiten zu interessieren, wo uns doch schon im Leben mehr Individuen als nötig über den Weg laufen. Schiller dagegen ist weit entfernt von dem andern Extrem, jener bloßen Schematisierung, wie sie uns allerdings in den Werken seiner Nachahmer häufig entgegentritt, deren Menschen nur Personifikationen abstrakter Ideen und Tendenzen sind, in ihrer typischen Allgemeingiltigkeit so verschwommen, daß sie allenfalls theoretisches Interesse erwecken können, aber nicht persönliche Teilnahme. Für die Mitte zwischen diesen Extremen, die Erhebung des Individuellen zu typischer Bedeutung und die Durchdringung des typisch Bedeutenden mit persönlichem Leben, für solch ein wahrhaft künstlerisches und dichterisches Schaffen bietet doch immer noch die Kunst Schillers ein Beispiel, an dem die Modernen noch viel lernen könnten. — Von dieser das innerste Wesen der Kunst betreffenden Frage wendet sich Fulda einer andern, mehr äußeren, doch jedenfalls bedeutsamen Frage zu. Auch der Stil Schillers, einst als ein über jede Kritik erhabenes Muster gepriesen, gilt der neuen Generation nicht mehr viel. Er erscheint ihr gekünstelt nnd unnatürlich. Fulda legt gegen dies Urteil Berufung ein, indem er auf die Schwierigkeit hinweist, über die Natürlichkeit des dichterischen Stils in vergangenen Zeiten zu urteilen, d. h. über das Verhältnis der dichterischen Sprache zu einer uns jetzt verklungenen Alltagssprache. Indessen ist hier doch das Beobachtungsmaterial reich genug, um ein Urteil zu gestatten; wir brauchen uns bloß der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit von Sprachregistern zu erinnern, die Goethe zu Gebote standen, um zu erkennen, daß Schiller sich einen fest ausgeprägten Kunststil geschaffen hat, den wir in allen Werken seiner Höhezeit wiederfinden, einen Stil, den Jakob Grimm treffend mit den Worten charakterisiert: „Seine Rede weiß alles, was er sagen will, zierlich, ja prachtvoll auszudrücken.“ Sehr richtig weist Grimm auch darauf hin, daß gerade in dieser

Beschränkung auf den hohen Stil der Einfluß Schillers auf das Volk mitbegründet ist; „bei Schiller, dem auf seiner Höhe thronenden, glauben sie sich emporgerückt." Aber freilich ist solch ein rhetorisch kunstvoll ausgeprägter Stil auch Mißständen ausgesetzt: wo er uns als etwas Neues entgegentritt, weckt er zunächst naiv staunende Bewunderung, die aber in demselben Maße kritischer Befangenheit weicht, als wir Einblick in die bewußte Anwendung von Kunstmitteln gewinnen. Wenn wir das, was uns anfangs unbegreiflich hoch erschien, überblicken können, glauben wir nur zu leicht, es überwunden zu haben. So stehen heute viele zu Schiller, die einen vorübergehend, die andern dauernd. Wir haben wohl alle über den Seminaristen Nemlich bei Fritz Reuter gelacht, der auf Schiller wegen seiner abgedroschenen Redensarten herabsieht. Aber in feinerer Form hat sich eine solche Begriffsverschiebung doch wohl auch bei den meisten von uns eingestellt: wir sind an die Glanzstellen und Sentenzen der Schillerschen Dichtung von früh an so sehr gewöhnt worden, daß wir uns nur schwer zu einer unbefangenen Freude an ihnen aufschwingen können. Das ist psychologisch erklärlich, aber darum nicht gerechtfertigt. Gerade die wachsende Einsicht in die Kunsttechnik Schillers müßte uns doch eigentlich ihm immer näher führen; denn je aufmerksamer wir seinem Schaffen nachgehen, je tiefer wir es erkennend erfassen, desto ergreifender muß uns der Ernst und die Größe seines Strebens entgegentreten, die verzehrende Energie der Selbstvervollkommnung, die ihn aus trüber Gährung und maßlosem Überschwang zu jener wunderbaren Reinheit und Klarheit der Form und des Gedankens führte. Daß wir Schiller wieder schätzen und lieben lernen, müßte uns ein Prüfstein der Bildung werden.

Als letzten Grund für die geringere Schätzung Schillers nennt Fulda das ungemeine Anwachsen der Autorität Goethes. Die alte Streitfrage, wer von den Beiden der Größere sei, weist er, wie es unter korrekten Literarhistorikern hergebracht ist, unter Berufung auf die bekannte Goethesche Bemerkung zurück. Aber wenn sich diese Frage denn doch immer wieder vordrängt und jeder sich gedrungen fühlt, sie zu erwähnen, warum soll man sie denn ignorieren? Etwa darum, weil der Unverstand sie zur Verkleinerung des einen auf Kosten des anderen mißbraucht? Und anderseits spricht ja auch Fulda offen aus, in welchem Sinne jetzt die Frage für entschieden gilt, und läßt seine Übereinstimmung mit diesem Verdikt recht ordentlich durchblicken. Goethe nennt er den Dichter der Anschauung, der unsre Sinne bilde, den Hohenpriester der Schönheit, den Deuter und Verklärer des Diesseits. Schiller dagegen ist ihm der Dichter des Willens, der Bilder der Gesinnung, der Tyrtäus des sittlichen Kampfes, der Prophet einer besseren Welt. Darum sei Goethe der Dichter der Besitzenden,

der Zufriedengestellten (ohne jede gehässige Nebenbedeutung gesagt, fügt Fulda hinzu) und Schiller der Dichter der Entbehrenden und Begehrenden. Ist es denn aber nicht Goethe, der die Rettung Fausts mit den Worten begründet: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen"? Und dem abschließenden Teil der Dichtung, die neben dem Faust vor allem die Summe seiner Lebensweisheit zusammenfaßt, dem Wilhelm Meister hat er den Nebentitel: „Die Entsagenden" gegeben. Fulda ist hier doch wohl, ohne es zu wollen, in denselben Fehler verfallen, den er den Verkleinerern Schillers vorwirft. Um Schiller zu heben, hat er willkürlich und übertreibend eine Seite in Goethes Wesen herausgekehrt und ist dadurch ungerecht gegen die sittliche Bedeutung seiner Persönlichkeit geworden. Aber anderseits, wenn wir auch Goethe einen namhaften Anteil an dem sichern wollen, was Fulda als Schillers ausschließliche Domäne bezeichnet, so bleibt dabei doch die Würdigung Schillers unangefochten, und wir müssen Fulda zugestehen, daß er treffend hervorgehoben, worauf die unvergängliche Bedeutung Schillers beruht.

Wenn wir das zusammenfassen, was wir bald übereinstimmend, bald abweichend zu Fuldas Brochüre bemerkten, so will es uns scheinen, als ob Fulda den taktischen Fehler begangen, daß er zur Verteidigung seiner Stellung zu viel Positionen aufgestellt hat, deren Festigkeit indessen eine sehr verschiedene ist. Dadurch wird nun leicht in den Augen von zu wenig oder allzu kritischen Lesern das Vertrauen in die Haltbarkeit seiner Hauptstellung beeinträchtigt, und das wäre sehr zu bedauern; denn im Grunde und im Wesentlichen hat Fulda doch das Rechte getroffen und es glücklich verteidigt, und es ist höchst wünschenswert, daß sein interessantes Schriftchen nicht bloß viel gelesen, sondern auch überdacht und beherzigt werde.

K. Girgensohn.

Neuerschienene Bücher.

Jeremias, Dr. Alfr., Das A. Testament im Lichte des alten Orients· Handbuch z. bibl.-orient. Altertumskunde. 383 S. m. 145 Abbild. und 2 Kart. Lpz. M. 6,50.

Weber, O., Theologie u. Assyriologie im Streite um Babel und Bibel. 31 S. Lpz. M. 0,50.

Lemme, Religionsgeschichtl. Entwicklung oder göttl. Offenbarung? Vortrag. 96 S. Karlsruhe. M. 0,80.

Fester, Prof. R., Religionskrieg u. Geschichtswissensch. E. Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlaß v. Denifle's „Luther". 50 S. München. M. 1.

Dettli, Prof. D. S., Die Propheten als Organe d. göttl. Offenbarung. Vortrag. 34 S. Brln. M. 0,30.

Schmidt, F. J., Der Niedergang des Protestantismus. E. religionsphilos. Studie. 27 S. Brln. M. 1.

Clasen, L., Zurück zu Luther! Kritische Richtlinien f. d. Aufgaben der Gegenwart. 121 S. Halle. M. 2.

Falkenegg, Bn. v., Russland als Vormacht gegen das Mongolentum. Zeitgem. Betrachtungen. 40 S. Brln. M. 0,50.

Rohrbach, Dr. P., Die russ. Weltmacht in Mittel- u. Westasien. 176 S. (= Monographien z. Weltpolitik Bd. 1.) Lpz. M. 3,50.

Lippert, Dr. G., Das Alkoholmonopol. E. Darstellung und Besprechung des Alglaveschen Projekts, des österreich. u. deutschen Entwurfs, sowie der schweizer u. russ. Gesetzgebung. 75 S. Wien. M. 1,80.

Eucken, Rud., Geist. Strömungen der Gegenwart. Die Grundbegriffe der Gegenwart. 3. umgearb. Aufl. 398 S. Lpz. M. 8.

Rittelmeyer, Prof. Dr. Fr., Friedr. Nietzsche und die Religion. 4 Vorträge. 95 S. Ulm. M. 1,80.

Key, Ellen, Über Liebe und Ehe. Essais. Übertr. von Fr. Maro. 496 S. Brln. M. 4.

Die Lebensweisheit der Hindus. Aus d. Papieren e. alten Brahminen hrsg. v. Graf v. Chesterfield. Dtsch. v. J. Schmitz. 187 S. Lpz. M. 3.

Ruskin, John, Menschen untereinander. Auszüge aus seinen Schriften. Ausw. u. Übers. v. M. Kühn. 228 S. (= Lebende Worte u. Werke. Bd. 4.) Düsseldorf. M. 1,80.

Alt, Priv.-Doz. Dr. Karl, Schiller u. die Brüder Schlegel. 130 S. Weimar. M. 2,80.

Lublinski, S., Die Bilanz der Moderne. 374 S. Brln. M. 4.

Stern, Adf., Studien z. Literatur der Gegenwart. N. F. 387 S. m. 14 Bildn. Dresden. M. 10,50.

Die Dichtung. E. Sammlung von Monographien. Hrsg. v. P. Remer. Bd. 1—9. Brln. Je M. 1,50. (1. P. Ernst, Henrik Ibsen. 90 S. — 2. J. David, Anzengruber. 73 S. — 3. H. v. Hoffmansthal, Victor Hugo. 80 S. — 4. P. Remer, Detlev Liliencron. 82 S. — 5. J. Hart, Leo Tolstoj. 81 S. — 6. H. Bethge, Hölderlin. 96 S. — 7. H. Hesse, Boccaccio. 75 S. — 8. P. Scheerbart, Cervantes. 93 S. — 9. Ric. Huch, Gottfr. Keller. 97 S.)

Hübner, Grf. J. A., Neun Jahre der Erinnerungen e. österreich. Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—59. Bd. 1. 274 S. Brln. Vollst. in 2 Bdn. M. 14.

Hauvillier, Dr. E., Franz Xaver Kraus. E. Lebensbild a. d. Zeit des Reformkatholizismus. 154 S. Colmar. M. 3,50.

53 Jahre aus e. bewegten Leben. Vom Verf. der Memoiren eines österreich. Veteranen. 1. Bd. 2. Aufl. 305 S. Wien. M. 5.

Ostwald, [Prof. Dr.] W., Malerbriefe. Beiträge z. Theorie u. Praxis der Malerei. 165 S. Lpz. M. 3.

Zur Schärfung des Sprachgefühls.

[Kleine Streifzüge in unser Zeitungsdeutsch.]

— Das waren die Lockmittel, die genügt hatten, alle die Hunderte hinauszulocken und zufrieden zurückfahren zu sehen. (Notiz über den Sportverein „Kaiserwald".)

— . . . denn wie es mit den Nachsendungen aller möglicher guter Dinge bei der enormen Inanspruchnahme der Bahnen bestellt sein wird, erscheint doch mindestens sehr zweifelhaft.

— die Ussurische und die chinesische Eisenbahnen operieren usw.

— . . . Seine Stärke besteht nur in der Offensivkraft, Geschütze und Mut der Mannschaft.

— Zur Warnung für die Spareinlagen reproduzieren wir. . . .

— Enoch Arden . . . mit Musik von Richard Strauß, Komponist des imposanten Tongemäldes. . . .

— Im Ministerium der Landwirtschaft und der Reichsdomänen werden zur Zeit Vorbereitungen getroffen zur Ausrüstung einer Expedition ins Kaspische Meer, das in der Richtung der allseitigen Ausnutzung erforscht werden soll.

— Am 16. Januar wurde ein verbrecherischer Gang unter dem Postkomptoir (in Charbin) entdeckt.

— Die gelbe Presse im Osten greift Rußland heftig an und beschuldigt letzteres, daß es zur friedlichen Schließung des Konfliktes usw.

— Das hier verbreitete . . . Gerücht, als ob die Aussiedelung der Japaner auf Verfügung russischer Behörden erfolgt sei, wird kategorisch dementiert.

— . . . die Kolonne des Generalen Grafen Keller . . . .

— Am 4. Mai findet eine außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung statt, deren Tagesordnung wie folgt lautet:

1. Antrag des Stadtamts hinsichtlich der Feier des 200. Jahrestages der Einverleibung der Stadt Dorpat, jetzt Jurjeff, ins russische Reich. — 2. Antrag des Stadtamts hinsichtlich der Teilnahme der Stadtverwaltung an der Feier des hundertjährigen Jubiläums der Begründung des Jurjewer Gymnasiums. — 5. Antrag des Stadtamts auf Streichung aus der Liste der Wertpapiere des Kapitals der Schenkerei-Kasse der Kleinen Gilde von 4 Schuldobligationen des früheren Kreishospitals im Betrage von 4800 Rbl. . . . (Hölzerner kann man sich auch im Kanzleistil schwerlich ausdrücken.)

Welche Moral verlangt die Predigt Jesu?

Von

Gregor von Glasenapp.

Wollt ihr, Jesus soll in Gnaden
Herz und Sinnen euch regieren,
Müßt ihr Liebe zu euch laden,
Haß und alten Groll verlieren;
Statt der bösen Tücken allen
Füllt eu'r Herz mit süßem Frieden:
Das wird droben und hienieden
Jesu ganz allein gefallen.

Obige Strophe aus den geistlichen Hymnen des Märtyrers Savonarola, der eine Reformation der christlichen Religion — jedoch ohne Schisma — anstrebte, veranlaßte die Aufzeichnung der nachfolgenden Studie.

Die meisten Menschen, die sich jetzt aufrichtig zum Christentum bekennen, kommen — sei's in der Theorie, sei's in der Praxis — nicht zurecht mit der Moral, die Jesus besonders in der Bergpredigt, aber auch sonst in den Lehren und Gleichnissen der vier Evangelien gepredigt hat. Sie können sich nicht völlig widerspruchsfrei hineinfinden; denn bald scheint es, als ob die Lehre Jesu mit der Wirklichkeit unvereinbar sei, bald, als ob die Christen ihrem Herrn und Meister abtrünnig werden.

Die Einen denken, die Lehre Jesu biete freilich eine reiche Fülle der Belehrung für jede Art von moralischen Alternativen, verlange jedoch nach ihrer Meinung (obzwar sie dies nicht gern ausdrücklich sagen) zu viel an völliger Hingabe, Entsagung und Selbstentäußerung; eine solche totale Entselbstung und Weltverneinung (meinen sie in ihrem tiefen Innern) hindere ja die kraft-

volle Entwicklung der Persönlichkeit, ihre Selbstbehauptung, den berechtigten Lebensgenuß und die Teilnahme an den Gütern dieser Welt. Sie halten also in der Stille ihres Herzens dafür, daß man eine so strenge Moral doch wohl eigentlich nicht ganz zu befolgen brauche.

Die Zweiten, zu denen auch Adolf Harnack gehört, geben zwar zu, die von Jesu gepredigte Moral sei die erhabenste und vollkommenste, die es gibt. Allein, da diese Moral doch auch ihnen im Grunde genommen zu hart vorkommt, fügen sie hinzu: man müsse sie nur recht verstehen; denn die Forderungen seien tatsächlich nicht so arg gemeint, wie es uns bei buchstäblicher Auffassung der Aussprüche vielfach erscheine; man müsse doch auch diesen Geboten „ihr Maß lassen"; an das, was spätere düstere Askese in die Worte hineinlegte, habe Jesus offenbar gar nicht gedacht. Dabei führt A. Harnack („Das Wesen des Christentums" 3. Auflage, 1900, S. 56) das alttestamentliche Wort an: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist", wo doch das Wort Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" entscheidender gewesen wäre. Jenes Wort aus dem Alten Testament wird zwar auch von dem Apostel Paulus zitiert, jedoch — wie der Zusammenhang lehrt — um jene jüdischen Speisegesetze abzuschaffen, durch welche viele Tiere für unrein erklärt wurden. Ein solcher Ausspruch ist also nicht zur Verallgemeinerung geeignet.

Die Dritten nehmen die Gebote Jesu ohne Vorbehalt und Klauseln, ohne Kompromisse mit der Weltlichkeit an und meinen: wer diese Predigt einmal gehört habe, müsse — von Stund an ein neuer Mensch werdend — alle die Bande zerreißen, die ihn an die Familie, an Freunde, an das Vaterland und an alles das fesselten, was ihm sonst auf der Welt lieb war. Demzufolge wählen sie menschliche Askese, gehen in die Wüste oder ins Kloster, werden Missionare usw. — Ihnen ist durch das Wort Jesu ein eindeutig bestimmter Weg vorgezeichnet.

Die Vierten, zu denen besonders der Graf Leo Tolstoj zu rechnen ist, nehmen die Predigt Jesu ebenso rückhaltlos an, wie die dritten. Sie behalten dabei jedoch im Auge, daß niemand meinen darf, er liebe Gott, den (nach den Worten des Neuen Testaments) niemand gesehen hat, falls er nicht tatkräftige Liebe beweist an seinem Nächsten, den er sieht (I. Johannis, 4, 20);

und sie sind dabei zugleich der Worte Jesu eingedenk, die sich gegenseitig ergänzen: „Liebet mich, wie ich euch liebe"; und ferner: „Wer mich liebt, der liebt nicht mich, sondern den, der mich gesandt hat." — Hiermit sind sie zur Erkenntnis durchgedrungen, daß die echte, in Werken zu tage tretende Liebe des Menschen sich nie direkt und unmittelbar auf den Schöpfer, sondern immer nur an seiner Statt auf die Geschöpfe richtet; und sie wollen daher an die Stelle passiver Weltflüchtigkeit aktive Nächstenliebe setzen. Hierbei nun aber halten sie sich vorzugsweise an das, was Jesus von Nazareth über das passive Verhalten gegen unmoralische Mitmenschen gesagt hat, an die Worte: „Ihr sollt dem Übel (dem Bösen) nicht widerstehen! richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!" usw. Dementsprechend verwerfen sie jegliche Anwendung von Strafen, verwerfen somit die Obrigkeit, welche Strafen verhängt, und verabscheuen jegliche solche Verteidigung gegen Angriffe, bei welcher dem Angreifer ein Leid geschehen könnte. Sie meinen, der durch ein solches Verhalten von ihrer Seite unter den Menschen herbeizuführende Zustand werde ein „Reich Gottes" sein.

Ist nun schon der Umstand unbefriedigend, daß unter den aufrichtig ergebenen Anhängern der von Jesus gebrachten Religion einander so widersprechende Auffassungen vorkommen, so muß es noch mehr befremden, daß keine dieser Anschauungen den Anforderungen eines geschlossenen ethischen Weltsystems genügt. Wo liegt also der Fehler? Wie ist die Lehre Jesu zu verstehen, damit sie als in sich selbst einig sich darstelle und auch unser Gewissen befriedige?

Denn die beiden ersten Kategorien von Christen wollen doch eigentlich das, was über die völlige Hingabe des eigenen „Ich", Selbstverleugnung und Abkehr von allem Weltlichen deutlich gesagt ist, nicht gelten lassen; und wo die goldne Mittelstraße zwischen Weltbejahung und Weltverneinung zu finden ist, dafür geben sie keinen Maßstab der Beurteilung. Es gehört wahrlich viel Dreistigkeit und Sophistik dazu, um zu leugnen, daß Jesus von Anfang bis zu Ende nur gänzliche Weltverneinung gepredigt hat.

Die Christen der dritten und vierten Kategorie lehren hinwiederum ein Verhalten, durch dessen Anpassung an die gegebenen Verhältnisse — so wie die Menschheit nun einmal wirklich beschaffen ist — alle die Gesittung, aus der heraus uns auch erst das Ver-

ständnis und die Empfänglichkeit für die Religion Jesu erwachsen und beschert worden ist, rückgängig gemacht würde, und statt des „Reiches Gottes" vielmehr Verwilderung, Verödung, Abstumpfung, ja Anarchie Platz greifen müßte.

Derjenige also, der nichtsdestoweniger daran festhält, die Predigt Jesu bringe die beste Moral, die jemals der Menschheit geboten worden, muß von der Überzeugung durchdrungen sein, daß alle jene vier Kategorien von Christen sich in ihrer Interpretation des Sinnes der Moralpredigt irren. Da jedoch in der ganzen Zeit bisher dieses Mißverständnis unaufgeklärt geblieben ist, so muß — wie man sich sagen wird — das Hindernis nicht in Mangel an Einsicht und Verstand bestanden haben, sondern in etwas anderem.

I.

Zunächst hat man auf die Form zu achten, in der das Moralsystem Jesu uns geboten wird: auf den semitischen Charakter der Darlegung.

Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der ganzen semitischen Völkerfamilie, daß ihre Geistesprodukte in der Form kurzer, scheinbar isolierter Sprüche, Anekdoten und Parabeln auftreten. Vergebens würde man in der hebräischen, syrischen und arabischen Literatur nach epischen und dramatischen Kunstwerken suchen, wie sie den Stolz der indischen, persischen und griechischen Dichtung ausmachen. Semitische Weisheit hat von jeher in Aphorismen und Gleichnissen Ausdruck gefunden.

Und ganz derselbe Mangel, der an der semitischen Poesie auffällt, der Mangel der Bindeglieder, die das viele Einzelne ordnend zum Ganzen verketten und gestalten, der Mangel an vermittelnden Nuancen und zarten Übergängen kennzeichnet die politische und soziale Veranlagung dieses Stammes; auch in den historischen Leistungen auf diesem Lebensgebiete herrschen die schroffsten Gegensätze: Unterwerfung unter die Willkür einzelner Despoten, Theokratie oder eine Freiheit, die in Anarchie übergeht. Mit Recht bemerkt E. Rénan, die nomadisierenden arabischen Beduinen und die Israeliten seien in politischer Hinsicht hin und wieder die freiesten Leute unter der Sonne gewesen, bis eines Tages über sie ein „Sultan" zur Herrschaft kam, der nach Belieben köpfen

ließ, ohne daß sich das Volk ihm gegenüber auf seine „Rechte" berief. — Auch der Koran, das heilige Buch, an dem sich die ganze islamitische Welt genügen läßt, besteht ja aus bunt zusammengewürfelten einzelnen Aussprüchen.

Dieser Zug der semitischen Volksseele ist in der literarischen Welt längst bemerkt worden. So sagt Ahlwardt („Über Poesie und Poetik der Araber", Gotha, 1856): „Mit kurzen Versen ganz subjektiven Inhalts, mit denen die arabische Poesie begonnen hat und in denen sie eine augenblickliche Empfindung oder Wahrnehmung ausspricht, oder eine Seite des Lebens in und mit der Natur hervorhebt, fährt sie im Grunde auch dann noch fort, als sie bei größerer Übung und angeeigneter Kunstfertigkeit zum Hervorbringen größerer Gedichte vorgeschritten war. Ich meine nämlich dies, daß selbst in dieser Zeit sie sich nicht zu einem großen, einheitlichen Ganzen verstieg, sondern daß sie sich aus einer Zahl einzelner Gedichtchen oder Bilder, wie sie die ältere Zeit gekannt hatte, zusammensetzte." Und A. F. Schack („Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien", Berlin, 1865) sagt: „Die frühsten poetischen Ergüsse der Araber waren einzelne auf Anregung des Augenblicks improvisierte Verse. Alle Traditionen und Sammlungen von Gedichten aus vorislamischer Zeit sind voll von solchen kleinen rhythmischen Äußerungen ganz persönlichen Inhalts. . . . Es ist wichtig, diese Urform der arabischen Dichtung zu kennen, denn sie liegt nicht allein allen späteren kunstmäßigen Gestaltungen zugrunde, sondern hat sich auch neben denselben fortwährend unverändert erhalten. . . . Auch in den berühmten mu'allakāts ist so an die Einheit einer leitenden Idee nicht zu denken. . . . Statt der höheren Besonnenheit bemerkt man ein stetes blitzartiges Zucken der Affekte, ein Wirbeln und Schäumen der Leidenschaften." — In Bezug auf das hebräische Geistesleben und die Formen, in denen es literarisch fixiert wurde, bietet uns ja das Alte Testament genügende Belege. Auf dem Gebiete der Philosophie haben wohl im Mittelalter Araber und Juden Übersetzungen und Kommentare zu Werken griechischer Denker geliefert; aber die ihnen gewöhnlich zugeschriebenen, selbständig gestalteten philosophischen Systeme stammen aus der Feder von Persern (Alfarabi, Avicenna) und Spaniern (Ibn Tofail, Averroes), die arabisch schrieben. Keines hat einen Semiten zum Verfasser.

Einen andren Charakter tragen die Geistesprodukte der Arier an sich. Weder so knapp gefaßt noch so scharf zugeschliffen und geistsprühend sind ihre Aussprüche; denn sie legen Wert auf etwas andres, nicht auf die Beweglichkeit, sondern auf die Ruhe: auf den nach allen Seiten wohlüberlegten und abgeschlossenen Zusammenhang des Ganzen, das sie schaffen. Dieser Zusammenhang soll sich als Harmonie dem empfangenden Geiste (Leser oder Hörer) aufdrängen; er ist fast ebenso wichtig wie die Bestandteile des Gehalts selbst (das, was zusammenhing). Deshalb haben die Arier den Sinn für das Plastische, für das Gleichgewicht.

Auch in semitischer Spruchweisheit kann schließlich derselbe Zusammenhang liegen: die Einheit der schöpferischen Persönlichkeit, die die Sprüche gesprochen, bürgt dafür. Aber der Zusammenhang *ist* verschwiegen, latent; er beherrscht nicht die Form. Es ist dem Hörer überlassen, ihn — nicht immer ohne Willkür — für sich herzustellen. Die meisten kurzen Sprüche können mannigfach gedeutet werden; jeder einzelne steht also wie ein Wehrloser vor dem Hörer, der wohl merkt, daß Wahrheit in ihm liegen kann oder muß, aber nicht bestimmt weiß, welche? der sich folglich gerade durch die ungestützte Vereinzelung und Schutzlosigkeit des Spruches aufgefordert fühlt, ihn in dem allerweisesten, tiefsten Sinne, der ihm selbst nur möglich ist, zu fassen, oder ihn, obzwar fast ganz *un*verstanden, als geheime Weisheit um so mehr zu verehren. Viele kommen in Gefahr, die Geltung des einzelnen Ausspruches außerordentlich weit auszudehnen, da er selbst keine Grenze nennt, und akkomodieren jeden Aphorismus den verschiedensten Fällen.

In solchen, einzeln für sich dastehenden Sätzen, Bildern, Gleichnissen ist auch die Lehre Jesu niedergelegt. Man hat es als einen Vorzug an dieser Lehre gepriesen, daß sie nichts besonderes festsetzt für die einzelnen Stände, Berufsarten, Lebensverhältnisse, Gemeinden, Völker und Zeiten, sondern durch ihren allgemeinen Charakter giltig und anwendbar bleibt auf alle Menschen, an allen Orten und für alle Zeiten. Im ganzen genommen ist das auch gewiß ein Vorzug, aber nicht in jeder Beziehung; denn der aphoristische Charakter der Darlegung, die keine Unterordnung der Sprüche kennt und ihrer jeden als gleichwertig hinstellt, läßt auch der Deutung nach allen Richtungen inen überaus großen Spielraum.

Dort dagegen, wo arische Weise versucht haben die Menschheit, oder ihr Volk, oder ihre Gemeinde durch eine neue sittliche Lebensordnung zu beglücken, schufen sie — wie Lykurgos in seiner Gesetzgebung, wie Platon in seinem Idealstaat („Politeia") und Staat und Gesetze („Nomoi"), oder wie die indischen Weisen in der Festsetzung der Lebensstufen (Açramah) — vor allem einen ganz festgefügten Bau; sie gaben durchaus zusammenhängende Regeln, wie dieser Bau zu gestalten sei. Diese Regeln lassen sich freilich nicht gleich gut auf alle Erdenbewohner und zu allen Zeiten anwenden, worüber auch niemand sich täuschen wird; allein, dort wo sie gelten sollten und zutrafen, leisteten sie mehr als Aphorismen: sie wiesen jedem, der sich diesem System im allgemeinen fügen wollte, seine Stelle im Ganzen an und leiteten ihn einigermaßen sicher von der Geburt bis zum Tode. Gleicherweise wurde der atheniſchen Jugend die Moral nicht in einzelnen Sprüchen oder abstrakten Regeln beigebracht, sondern durch den Vortrag zusammenhängender Erzählungen aus dem Lebenslauf berühmter und edler Männer. Dadurch wurde jeder in spezielle menschliche Verhältnisse hereingeführt und erkannte gleich, daß eines sich nicht für alle schickt.

Nach der Lehre Jesu bleibt zunächst die Frage offen, was dem einzelnen Stande und verschiedenen Lebensalter frommt; und so wird diese Lehre denn leicht mißdeutet, sobald der einzelne Spruch nach Willkür herausgegriffen, auf ein beliebiges Lebensalter und Verhältnis angewandt wird. Dagegen durch die Festsetzung der indischen Lebensstadien (Açramah) wurde jedem gleich eingeschärft, wie Verschiedenes an Pflichten und Beschäftigungen sich den verschiedenen Lebensaltern ziemt. Auch bei Lykurgos und Platon richteten sich die Pflichten nach Ständen und Berufsarten. Überblickt man nun die vier indischen açramahs, wie sie schon zur Zeit der alten Grihya-sutras und Dharma-sutras bestanden und noch heutzutage von manchen Indern zum Teil eingehalten werden*; — überblickt man die Lebensweise des brahmacarin (Brahmanenschülers), dessen Pflichten im Studium, im Gehorsam und der Bedienung seines Lehrers bestehen; — des grihastha (Hausvaters), der mit seiner Frau den Haushalt besorgt und die

*) Vgl.: Romesh Chunder Dutt, „The Literature of Bengal", Calcutta 1895, passim.

Kinder erzieht; — des vanaprastha (Waldeinsiedlers), der mit seiner Frau, oder als Witwer allein, im Walde ein dem Studium und der Askese gewidmetes Leben führt; — und schließlich am Lebensabend den Stand des parivrajaka oder samyasin (Bettlers), der, von allen Banden der Heimat und Familie gelöst, herumzieht; betrachtet man diese den Altersstufen entsprechenden Lebensstufen, die zugleich klar machen, wie für die meisten Menschen es erst allmählich möglich wird, die höchste Staffel der Weltverneinung zu erreichen, so kann man die Sittenlehre Jesu — teilweise wenigstens — dementsprechend ebenfalls nach den einzelnen Aussprüchen klassifizieren und in Gruppen zerlegen, je nachdem auf welches açramah sich das einzelne Gebot bezieht. Z. B. das Gebot, daß ein Mann sich von seiner Frau nicht scheiden, also die Gemeinschaft mit ihr fortsetzen solle, paßt gewiß auf die Verhältnisse des grihastha (Hausvaters); ebenso das Gebot, wen man zu Gast laden solle (Ev. Lucä 14, 12), und das, was vom Geben guter Gaben auf die Bitte der Kinder gelehrt wird (Ev. Matth. 7, 9—11); ferner die Worte (Ev. Joh. 19, 26): „Weib, hier ist dein Sohn" und zum Jünger: „Hier ist deine Mutter." Dagegen was von den beiden Söhnen (Ev. Matth. 21, 28 ff.) gesagt ist, bezieht sich auf die Lebensstufe des brahmacarin; ebenso die von Jesus ausgesprochene Wiederholung des Gebotes „Du sollst Vater und Mutter ehren"; doch wenn es heißt: „Wer nicht haßt Vater und Mutter, kann nicht mein Jünger sein" (Ev. Lucä 14, 26), so bezieht sich diese entgegengesetzte Vorschrift nur auf das Verhältnis des parivrajaka (samyasin). Ebenso beziehen sich auf das Stadium des parivrajaka die Stellen:

Ev. Marci 3, 33—35: „Man sagt ihm: siehe! deine Mutter und deine Brüder sind draußen und suchen dich. Und er antwortete ihnen: wer ist meine Mutter und meine Brüder? sah um sich auf die, welche rings um ihn her saßen und sagt: siehe, meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter."

Ev. Matth. 8, 20: „Die Füchse haben Gruben und die Vögel des Himmels Nester; des Menschen Sohn aber hat nicht, da er sein Haupt hinlege."

Ev. Matth. 12, 46—50 und Ev. Matth. 19, 29: „Wer verlassen hat Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater

oder Mutter oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird viel größeres empfangen und ewiges Leben ererben."

Ev. Matth. 19, 21: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast und gib es den Armen. . ."

Ev. Lucä 9, 3: „Nehmet nichts auf den Weg, weder Stock noch Tasche noch Brot noch Geld noch einen zweiten Anzug; und wo ihr ein Haus betretet, da bleibet, und von da geht wieder weiter." Und Ev. Lucä 9, 58.

Ev. Lucä 12, 22: „Sorget nicht um das Essen fürs Leben und um Kleider für den Leib." Und Ev. Lucä 14, 15—27.

Ev. Lucä 14, 33: „Es kann keiner von euch, der nicht allem, was er hat, entsagt, mein Jünger sein."

Wir mißdeuten jedoch die Moral Jesu, sobald wir einen Spruch herausgreifen und ihn beliebig auf alle Lebensalter und Verhältnisse (açramahs) glauben anwenden zu dürfen. Denn obgleich mancher dieser Sprüche ebenso gut einem indischen samyasin hätte in den Mund gelegt werden können, so vermag doch keiner an sich allein schon uns an eine systematische Einteilung in açramahs zu erinnern. Das liegt an der semitischen Darstellungsweise, die das Systematisieren nicht kennt; und gerade darum ist es für die Einsicht in die Predigt Jesu förderlich, das Institut der açramahs heranzuziehen: zur Vergleichung, nicht aber zur Nachahmung, etwa durch christliche açramahs.

Wenn einige durch die semitische Form der Darstellung bedingte Eigentümlichkeiten der Predigt Jesu sich leichter sichten und befriedigend begreifen lassen, indem man ihnen die indischen açramahs gegenüberstellt, so ist das nur ein einzelnes Beispiel für den mannigfachen Nutzen, den hier die Religionsvergleichung gewährt. Es sei gestattet ein zweites Beispiel anzuführen. Man hat es an der Lehre und dem Leben Jesu seltsam und sogar widerspruchsvoll gefunden, daß einerseits, wie der Apostel sagt, „Christus des Gesetzes Ende" war, seine Anhänger von der Verbindlichkeit, die Vorschriften der bisherigen religiösen Moral einzuhalten, löste, sich über Fasten und Sabbathruhe hinwegsetzte und seine Lehre mit den Worten begann: „Ihr wißt, daß zu den Alten gesagt ist . . . ich aber sage euch . . ." und daß anderseits nichtsdestoweniger Jesus von Nazaret, wie es heißt, „unter das Gesetz getan*", allen

*) Galater 4, 5.

Forderungen der israelitischen Glaubensgesetze Genüge leistete, auch von seinen Jüngern die Feste feiern und Opfer darbringen ließ. Um zu erkennen, ob in diesem Gegensatz ein wirklicher Widerspruch steckt, werfen wir einen Blick auf eine andre, auf indo-arischem Boden erwachsene religiöse Strömung: auf den muhammedanischen Çufismus. Man nennt ihn gewöhnlich eine Sekte; er ist jedoch einfach die notwendige Ergänzung, die der unter Semiten entstandene und ausgebildete Islam erfahren mußte, sobald er von arischen Kulturvölkern angenommen wurde. Daraus erklärt sich, weshalb unter den Arabern, Syrern und auch unter den Türken der Çufismus noch bis heute fast garnicht vorkommt, während die Perser und Afghanen — soweit ihnen die Religion überhaupt am Herzen liegt — größtenteils in höherem oder geringerem Grade Çufis sind; und dasselbe gilt von den muhammedanischen Indern. Unter ihnen ist, durch persische Vorbilder angeregt, ein besonderes Genre religiöser Romane entstanden, die in der Hindustâni-Sprache geschrieben sind und die Lehren des Çufismus in wirksamster Weise verbreiten (z. B. „Tadj Ulmuluk w Bakawali von Nihal Chand in Delhi). Der Çufismus, seinem historischen Ursprunge nach ein Abkömmling der indischen Vedânta-Philosophie, besteht in einer zum System ausgebildeten Lehre von dem, wos der Mensch tun muß, um seine Seele über die Wirklichkeit zu erheben, von allen irdischen Bestandteilen zu läutern und schließlich ganz mit Gott zu vereinigen. An dieser mystischen Erhebung zu Gott werden Stufen oder Stationen unterschieden (makâmât), die der fromme Waller zurückzulegen hat. Sie heißen nach der gewöhnlichsten und kürzesten Zusammenfassung des Systems: 1) tarîket (Methode), 2) marifet (Erkenntnis), 3) chakîket (Gewißheit), worauf das Ziel des religiösen Strebens, das fanâ (ungefähr das nämliche wie das buddhistische nirvâna), das völlige und allendliche Aufgehen der Seele in Gott, erfolgt. Nach andern Einteilungen gibt es vier und sogar sieben Stufengrade bis zur Erlösung; eigentümlich ist jedoch allen, daß immer die erste Stufe vom Gläubigen die völlig regelrechte Erfüllung der orthodox-muhammedanischen Moral mit ihren Riten und Zeremonien, fünfmaligen kanonischen Gebeten, Absolutionen, Fasten, Almosengeben 2c. verlangt, während auf den späteren, höheren Stufen die Befreiung von den Riten verkündet wird. Dort gelten dem Çufi alle Sekten, ja die Dogmen

aller positiven Religionen für gleich wahr, gleichwertig und gleich sehr unverbindlich; denn er ist in des Wesens Tiefe hinabgestiegen und bedarf nicht der alten Formen. So findet man im Çufismus die oben an den Lehren Jesu hervorgehobenen Gegensätze wieder, aber nicht mehr als scheinbar unverbundene Forderungen nebeneinander, sondern als zeitlich auf einander folgende Stufen in dem Erlösungswerk, so daß die eine die Vorbereitung auf die andre ist, also nicht mit ihr im Widerspruch steht, vielmehr die zweite Stufe nur für den existiert, der die erste durchgemacht hat. Es heißt die Natur des religiösen Sinnes verkennen, wenn man — wie geschehen ist — in dieser ersten Forderung des Çufismus bloß einen listigen Kniff sieht, um der Verfolgung von seiten der orthodoxen Muslimen zu entgehen. Sind doch auch viele Çufis mutig den Märtyrertod gestorben. Es steht vielmehr so: der Ernst und die Gewissenhaftigkeit des Menschen in der Erfüllung sittlich-religiöser Forderungen äußert sich ganz natürlich zuerst darin, daß er die Gebote derjenigen, obzwar von ihm noch nicht geprüften religiösen Sitte, in die er durch Geburt und Erziehung hineingewachsen ist, voll und ganz einhält. Ein Echo von den Imperativen dieser Sitte ist die Stimme seines empirischen Gewissens. Darauf erst, wenn der Mensch vor sich selbst die Probe bestanden hat, daß nicht etwa Selbstliebe oder Scheu vor der Schwere der Forderungen dieser alten Sitten und Religionsgesetze ihn zu Neuerungen treiben, mag er zur wahren Gewissensfreiheit, zu einer höheren Sittlichkeit mit selbstgefundenen, nicht nachgesprochenen, sondern aus der Stimme Gottes im eigenen Herzen entnommenen Gesetzen aufsteigen.

So erscheint denn auch die Predigt Jesu in neuer Beleuchtung, wenn man die oben erwähnten und manche andern Lehren aus ihr als auf verschiedene Stufen des çufischen Erlösungsweges bezüglich unterscheidet; und man wird sich über den nur scheinbaren Widerspruch immer weniger wundern, sobald man ähnliche Lehren in verschiedenen Religionen wiederfindet. Schon die brahmanische Theologie, die Mutter des Çufismus, trennte den Veda in einen „Werkteil" (karma-kanda, nämlich die Mantra's und das meiste an den Brahmana's) und einen „Erkenntnisteil" (jnāna-kanda, die Upanishaden). An den „Werkteil" hielt sich die Religionslehre der karma-mîmansa, indem sie vor allem die pünktliche Erfüllung sämtlicher vom Veda gebotenen religiös-sittlichen Pflichten (dharma),

Opfer 2c. verlangte. Dann folgte die zweite, höhere mîmansa-Lehre (uttara-mîmansa oder vedanta); sie schließt sich an den Erkenntnisteil des Veda, der zum Werkteil sich ungefähr wie das Neue zum Alten Testament verhält, und befreit den Menschen von der Pflicht der Befolgung irgend welcher positiver Forderungen des alt-vedischen Ritualgesetzes. An diese Reihenfolge der beiden theologischen Systeme erinnert auch die Theorie des vedanta von der krama-mukti, der stufenweisen Erlösung auf dem „Weg der Väter" und dem „Weg der Götter" (vgl. Deussen, „Das System des Vedanta", 1883, S. 430 f.). — Noch manche Parallelen zu dem hier Erörterten bietet die Geschichte der Religionen. Z. B. die noch jetzt in einem Teile Indiens ziemlich verbreitete Sikh-Religion (gestiftet von Nanâk, einem Zeitgenossen Luthers) lehrt ganz ähnlich dem Çufismus eine in vier Stufen aufsteigende sittlich-religiöse Vervollkommnung (vgl. E. Trumpp, „The Adi Granth or the holy scriptures of the Sikhs, translated 2c., London 1877). Hier hat der Schüler (sikh) ebenfalls auf den ersten Stufen in strenger Gesetzerfüllung seinen Egoismus zu überwinden, 2) sich von dem Treiben der Welt loszumachen, 3) die Leidenschaften und Qualitäten (gun) abzulegen; und erst auf der vierten und höchsten Stufe, wo die Vereinigung der Seele mit Gott (Hari, d. h. Vishnu) erfolgt, heißt es, daß religiöse Handlungen für den Schüler nicht mehr verbindlich sind; und daß er, Hari suchend, ihn in seinem eigenen Herzen findet (Ausspruch Nanâks Majh. Var. XII, Pauri; wie Ev. Lucä 17, 21). — Also auch in diesem Religionssystem erscheinen die Gebote, die im Neuen Testament gewissermaßen wie unvermittelte Gegensätze auftreten — Erfüllung des Gesetzes und Befreiung davon — als organische Bestandteile eines gegliederten Ganzen.

Solche Vergleiche sind förderlich zum Verständnis des wahren Geistes der Lehre Jesu und ebensosehr um ihre oben angedeuteten Vorzüge hervortreten zu lassen vor Çufismus, Sikhismus und andern nur unter bestimmten Völkern und für gewisse Zeiträume brauchbaren Ausgestaltungen der Religion. Denn wie die vedanta-Lehre in der krama-mukti (Stufenerlösung) nur eine niedere Form der religiös-sittlichen Vervollkommnung anerkennt und daneben vermöge des samyagdarçanam (völligen Durchschauens des Truges dieser Scheinwelt) eine an den Menschen durch die Gnade (anugraha)

gewirkte, im Moment sich vollziehende Läuterung und Erlösung für möglich hält, bei welcher also die Stufen, sozusagen, übersprungen werden, hätte auch die Predigt Jesu, wenn sie als festgefügtes System aufgetreten wäre und unzweideutig die Erfüllung des altisraelitischen Gesetzeszeremoniells zur Vorbedingung gemacht und dann erst Geistes- und Gewissensfreiheit gewährt hätte, ihr Ziel, eine Weltreligion zu werden, überall und immer zu gelten, verfehlt. Es hätte ja durch solchen Zwang jeder Anhänger des Evangeliums, um ein Christ zu sein, zuerst ein Jude werden müssen, der nach den Geboten des Pentateuchs Opfer bringt. Die Predigt Jesu hat gewiß zunächst die Personen, von denen sie angehört wurde, im Auge, läßt aber im übrigen diese Fragen unentschieden und bietet damit für den Ausbau mannigfacher Systeme Raum. Feste Lebensordnungen als Muster für die Christen aufzustellen, hat man sich bald bei der weiteren Ausbreitung des Christentums auf nicht-semitische Völker veranlaßt gesehen; und man schuf dabei ähnliche Unterscheidungen, wie Jahrhunderte früher der Buddhismus sie festgesetzt hatte. Aber alle diese Ordnungen galten nur dem Leben der Geistlichen, Mönche und Nonnen. Damit waren in Bezug auf die geistliche Anwartschaft alle übrigen Christen ihnen nicht mehr gleichgestellt; sie waren Christen zweiten Grades. Kann Jesus das gewollt haben? Soll nicht das Verhältnis der Seele zu Gott und zu ihrer Erlösung über alle irdischen Ungleichheiten der Lebensstellung erhaben, für alle Menschen dasselbe sein?

Anderseits gibt es nun aber — wie einzuräumen ist — in den Worten Jesu wirklich nur sehr wenige ausdrückliche Hinweise darauf, welchen speziellen Fällen die einzelnen Gebote gelten. — Wie ist das zu deuten und die Schwierigkeit zu lösen? Man hat zu diesem Zweck, scheint mir, erst ein andres, allgemein gehegtes Mißverständnis zu beseitigen.

II.

Wenn Jesus denjenigen, die ihn fragen, was sie zu ihrer Erlösung tun sollen, antwortet, sie sollten das erfüllen, was das bisherige Gesetz verlangt; — wenn ferner Jesus sagt: nicht die Gesunden bedürften des Arztes, sondern die Kranken; er sei gesandt, nicht um den Gerechten, sondern um den Zöllnern und Sündern

zu predigen, so pflegt man das so auszulegen, als habe Jesus durch die erstere Aufforderung nur das Gefühl des Ungenügens an der Gesetzeserfüllung wecken wollen; und unter den Gesunden habe er die gemeint, welche sich in ihrer Selbstverblendung selbst gerecht dünken. Man faßt also die Worte ironisch, was eigentlich nicht gerechtfertigt ist, schon deshalb, weil schwerlich sichere Spuren von Ironie in der Predigt sich sonst nachweisen lassen. Warum sollen wir nicht unter den Gesunden und Gerechten einfach die verstehen, die bereits auf dem rechten Wege waren? Solche hat es doch auch damals in Israel gegeben; und wir Christen wollen doch nicht etwa behaupten, daß keiner, der am Judentum festhält, erlöst werden könne. Wenn es heißt, über einen geretteten Sünder werde im Himmel mehr Freude sein, als über hundert Gerechte, die der Rettung nicht bedürfen, so sind unter solchen Gerechten doch nicht etwa die zu verstehen, die so total verloren sind, daß es sich für den Heiland nicht einmal lohnte, sich mit seinem Wort an sie zu wenden. In diesem Sinne total Verlorene gibt es überhaupt nicht.

Eine für den Zweck des Gleichnisses frei gewählte Hypothese, die zur psychologischen und ästhetischen Vollendung des Bildes, nicht aber zum Wesen der verglichenen Sache gehört, ist hier die Zahlenproportion (1 : 99) zwischen Gerechten und erretteten Sündern; daher variiert sie und ist im Gleichnis vom verlorenen Groschen 1 : 9, im Gleichnis vom verlorenen Sohn 1 : 1.

Schwerlich wird man meine Meinung so arg verkennen, als ob jene „Gerechten" in Palästina, die sich nicht ausdrücklich dem Prediger von Nazaret anschlossen, sich „selbst erlösen konnten". Das hieße eine verkehrte Alternative aufstellen. Denn solange man die Überzeugung hegt, daß Gottes Kraft und Gnade mit jedem Morgen in uns neu wird, sich nicht nur einmal, sondern unendlich viele Mal in uns offenbart; daß sie in allen lebt und wirkt und wohl auch Mittel und Wege zur Erlösung dessen findet, der wahrhaft nach ihr strebt und dürstet, dem jedoch vielleicht nur die große Ähnlichkeit seiner bisherigen Religionsauffassung mit der von Jesus gelehrten ein ausdrückliches Übertreten zum neu gepredigten Glauben überflüssig erscheinen läßt, — wird man einzig an der Erlösung durch Gottes Gnade festhalten, ohne dieser Gnade ihre Wege vorzeichnen zu wollen. Sagt doch Jesus selbst deutlich genug, es hätten noch andre Lehrer zu seiner Zeit (Ev. Matth.

21, 32), wie auch früher den rechten Weg zur Erlösung gelehrt. Mancher freilich weidet sich mit dem Behagen des geschmeichelten Proletariers daran, daß die „stolzen Gerechten", der landläufigen Meinung zufolge, im Evangelium gedemütigt werden. Das kommt daher, weil es immer viel leichter war, ein Sünder zu sein, als ein Gerechter.

Vergebens würde man mir hierauf erwidern, daß die auserlesenen Männer, die Jesus als seine Jünger beständig unterwies und denen er ihm zu folgen gebot, doch nicht etwa in höherem Grade der Arznei und Besserung bedurften, als jene Gesunden und Gerechten, an denen Jesus vorüberging. Denn die Jünger waren ja nicht nur um ihrer selbst willen erwählt, sondern von Anfang an als „Menschenfischer", um das Evangelium in alle Welt zu tragen. Das Verhältnis zwischen dem Schriftgelehrten, dem Jesus, ohne ihn zur Nachfolge aufzufordern, sagt (Ev. Marci, 12, 34): „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes", und den Aposteln, die das Reich allen Völkern verkündigen sollten, ist vergleichbar dem Unterschied, der nach der buddhistischen Lehre besteht zwischen einem „Paccekabuddha", der als einzelner die Erlösung hat, und einem Welt-Buddha, der sie auch andern zu bringen bestimmt ist.

Geben wir also fürs erste ruhig zu, daß Jesus die nicht gering schätzte oder gar für unheilbar hielt, die er unbelehrt ließ; und nehmen wir das Resultat der früheren Betrachtung hinzu, nämlich daß die Spruch- und Gleichnismoral Jesu nur in dem allgemeinen Geiste der selbstlosen, liebenden Hingabe, der sie beseelte, vollständig, dagegen in der Anwendung auf die einzelnen konkreten Fälle des Daseins äußerst fragmentarisch war, und daß nur mit viel Willkür und Zwang sich heutzutage ein Mensch in den peinlichen Dilemmen des Lebens immer einen Ausspruch des Heilands zur Richtschnur vorhalten kann, so ergibt sich uns mit Notwendigkeit, daß die Lehre Jesu in Hinsicht der Moral auf etwas bereits im Menschen vorhandenes rechnet, wodurch sie ergänzt werden muß. Wie heißt dieses Etwas, das Jesus bei den gerechten und moralisch gesunden Juden voraussetzt, dieses Etwas, das ihm die Arbeit erleichtert und um deswillen er das bisherige Gesetz nicht aufzulösen braucht, „sondern nur zu ergänzen" („ἀλλὰ πληρῶσαι" Ev. Matth. 5, 17)?

Die kurze Antwort auf diese Frage schicken wir der jetzt nachfolgenden Erörterung voraus: Es ist das Gewissen, oder — bestimmter formuliert — das Pflichtbewußtsein, daß die Lehre Jesu nicht als bloße keimhafte Anlage, sondern als eine konkrete Macht bei jedem Menschen vorfindet. Dem Gewissen wird die Lehre Jesu wohl oft nachhelfen; sie will es aber nicht ersetzen. Nie soll durch die neue Moral das bereits vorhandene Pflichtbewußtsein überflüssig gemacht werden. Wo nun ein Pflichtbewußtsein ist, da müssen sicher positive Pflichten der Menschen bereits existieren. Dieser Umstand lehrt uns das richtige Verhältnis kennen, das zwischen einem System moralischer Imperative und den einzelnen gegebenen Individuen besteht, zu welchen diese Moral redet. Moralische „Ideen" sind voll und ganz anwendbar auch nur auf den Menschen als „Idee", d. h. als bloßen abstrakten Begriff im Kopfe andrer Menschen; kein Moralsystem findet aber die Menschenseele als beziehungslos im blauen Äther schwebend vor; so daß die Seele etwa aus freier sittlicher Wahl von Stund an alles, was sie tun soll, diesem Moralsystem entnehmen könnte; — jede Moral vielmehr trifft den Menschen als Erdenbewohner an, verwachsen und verstrickt in eine Menge fester Beziehungen zu andern Menschen und Dingen.

Diese Auffassung von der Moral der Predigt Jesu vertritt auch, um ein Beispiel anzuführen, der berühmte Humanist und treue Anhänger des Katholizismus Erasmus von Rotterdam; er schrieb in seinen Regeln der Weisheit und Tugend einem Manne, der verheiratet war, aber Franziskaner werden wollte: „Was! — Du willst in einen Orden treten, den ein einfacher Sterblicher eingesetzt, du, der du dich zum zum Orden des Evangeliums bekennst? Hast du dich denn bei der Verheiratung an nichts gebunden? Fasse ins Auge, was du deiner Frau, deinen Kindern, deiner Familie schuldig bist, und du wirst finden, daß du schwerere Pflichten hast, als wenn du alle Ordensregeln des heiligen Franziskus übernommen hättest."

Nicht auf eine Seele, die wie eine tabula rasa ist, soll daher die neue Moral wirken, sondern auf eine Seele, die in ein System von Pflichten hineingeboren ist, die auch später, selbst ohne davon immer ein deutliches Bewußtsein zu besitzen, eine Menge Pflichten, teils stillschweigend, teils ausdrücklich übernommen hat.

So wird die neue Moral dem Menschen oft neue Ideale der einzelnen Pflicht vorhalten, ihn über das richtige Verhältnis der Wichtigkeit verschiedener Pflichten aufklären, nicht aber ihm einreden, daß in der Annahme dieser Moral selbst, als einer abstrakten Lehre, die einzige Pflicht des Menschen bestehe. Die sittliche Freiheit bleibt für den Menschen doch eine höhere Gabe Gottes, als jedes Moralsystem. — Wohl ist daher die Predigt Jesu dazu geeignet, den Menschen von dem Wahne zu kurieren, daß er irgendwelche Rechte, sog. „Menschenrechte" mitgebracht habe. Denn die Rechte eines jeden haben ihr Dasein nur in den Pflichten, die andre gegen ihn erfüllen. Daß aber jeder Mensch sich von dem Bewußtsein vorhandener Pflichten, — so wie ein jeder sie nach bestem Wissen und Gewissen faßt, — soll leiten lassen: — das hat die Lehre Jesu nie geleugnet. Falls etwa ein Mensch meint, es sei wichtiger jetzt das Opfer zu vollziehen, als sich mit seinem Bruder auszusöhnen, so wird ein solcher durch das Evangelium eines besseren belehrt. Jedoch überhaupt das Darbringen von Brandopfern für eine Pflicht zu halten, — tadelt der Heiland durchaus nicht. Nirgendwo hat Jesus gesagt, daß man arbeiten solle; und dennoch besteht in der Arbeit die hauptsächlichste positive Pflicht aller Menschen auf dieser Erde. Ohne sie bliebe auch die liebende Hingabe ein heuchlerischer Schein. Wie kann man also meinen, es ließen sich aus der Lehre Jesu direkt alle Arten von Pflichten entnehmen? Nur der allgemeine Geist dessen, was der Mensch für seine Pflicht halten soll, ist mit unzweifelhafter Sicherheit gekennzeichnet: die Pflicht des Menschen besteht darin, daß er in wohlwollender Hingabe, „nicht mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der Tat" (I. Joh. 3, 18) sich völlig seiner selbst, seiner Persönlichkeit entäußert, daß er „die Welt haßt", auf gar keine Gefühle der Lust, der Selbstbehauptung und des Genusses Anspruch macht; es sterbe in ihm „das Ich, der dunkele Despot"! Das ist Christenpflicht. Denn was vor der Welt groß und herrlich ist, das ist vor Gott ein Greuel, sagt der Apostel. Ob jedoch der Einzelne als seine hauptsächlichste und eigentlichste Pflicht — bewußt oder intuitiv — erfaßt hat: die Sorge für seine Angehörigen, die Linderung des Elends der Armen und Kranken, die Pflege der Bildung oder Förderung einer Wissenschaft (auch sie ist dem Reiche Gottes nicht fremd), das

Wohl seiner Gemeinde oder das des Vaterlandes, — darüber schreibt Jesus gar nichts vor, sondern spricht bloß: tue nichts um deiner selbst, um deines Genusses, deiner Eitelkeit, deiner Herrschaft, deines Ruhmes willen („die da trauern, sollen sein, als ob sie nicht trauerten, die sich freuen, als ob sie sich nicht freuten"). Verlier dich ganz und gar, dann bist du erlöst; einerlei ob es Hungernde, Durstende, Frierende, Kranke und Gefangene waren, denen du halfst; einerlei, ob du es tatst, indem du dein Brod hingabst, oder indem du die Widersacher niederschlugst und die Verbrecher verurteiltest: dich selbst mußt du dabei vergessen haben.

Es hat z. B. Bismarck als Kanzler jedesmal, wenn er in der Presse oder sonst beleidigt wurde, die Schuldigen gerichtlich verfolgen lassen; aber von dem Tage seiner Entlassung an ist er, obgleich die Injurien auch noch weiter erfolgten, keinmal mehr klagbar geworden. Das Motiv seines früheren Verhaltens ist also wohl einzig in seiner Auffassung von der Pflicht eines Ministers und nicht im Drange nach sogenannter Selbstbehauptung der eigenen Persönlichkeit, d. h. in Rachsucht, zu suchen.

Wenn einmal der Heiland einem besonderen Menschen sagt: Gehe hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen, so gilt das nur von diesem bestimmten Menschen, *seinen* Verhältnissen und bei der Art des Strebens, die *ihm eigen* ist; es bedeutet nicht, daß alle dasselbe tun sollen, wobei denn bald alles Hab und Gut in den Händen der Armen wäre, die konsequenterweise verpflichtet wären, wieder alles zu verkaufen (an wen?) und das Geld zu verteilen (an wen?). — Ein solches Gebot hätte Jesus wahrlich nicht den Eltern der Kinder gegeben, die er liebkoste und segnete. — Wenn es ferner heißt: richtet nicht! sorget nicht für den andern Tag! — so muß man nach dem Geiste des Evangeliums immer als selbverständlich hinzufügen: „um euretwillen, um euren Gefühlen damit zu genügen; wohl aber dürft ihr beides tun, soweit es zu eurer, euch klar bewußten Pflicht gehört." „Liebet eure Feinde!" d. h. wollet nicht, daß ihnen um euretwillen, um euren Haß und eure Rache zu befriedigen, ein Leid geschieht; vielmehr, wo eure Pflicht nicht anderes verlangt: fördert ihr Wohl. Also jedem dieser Gebote ist hinzuzufügen: „Falls sonst deine unbedingte Pflicht selbstlosen Wohlwollens es zuläßt." Die neuverkündete Moral ist also der eine Faktor, und

die vorgefundenen konkreten Verhältnisse, zu denen auch das Bewußtsein bestimmter Pflichten gehört, ist der andre Faktor; erst aus dem Zusammenwirken beider Faktoren soll der Lebenswandel des durch das Evangelium wiedergeborenen Menschen sich ergeben.

Nur im Allgemeinen, nicht durch erschöpfende Aufzählung sämtlicher Einzelfälle, entscheidet die Lehre Jesu, daß wir, zwischen Pflicht und Neigung zur Wahl gestellt, immer der Pflicht folgen sollen; wie jedoch die vielfachen Kollisionen zwischen verschiedenen Pflichten zu entscheiden sind, das wird mehr angedeutet, als vorgeschrieben. Die Stellen Ev. Matth. 19, 8 und dann Vers 12 zeigen, auf wie verschiedenen Wegen, nach der Lehre Jesu, die Erlösung zu erreichen ist.

Wenn die älteste Christengemeinde zu Judäa Gütergemeinschaft einführte, so ist das weder eine unrichtige noch die einzig richtige Art das Gebot des Heilandes zu erfüllen. Es kann sogar ein Mensch viel besitzen, ohne im Geringsten am Mammon zu hängen. Annaeus Seneca hatte von seinem Schüler, dem römischen Kaiser viele Millionen Sesterzien geschenkt bekommen; und als darauf der Tod durch Mörderhand ihm drohte, starb er so gern und freudig, wie wenige. Es muß also wahrscheinlich sein ganzes Streben von andrem als weltlichem Hab und Gut eingenommen gewesen sein. Freilich ist so etwas sehr selten, es kommt wohl nicht häufiger vor, als das Durchgehen eines Kamels durch ein Nadelöhr, und die Gefahr des Reichtums bleibt überwältigend groß. Wer also, durch ernste Selbstprüfung belehrt, merkt, er besitze nicht völlig selbstlos die irdischen Güter; wer in die Gefahr kommt, sie lieb zu gewinnen, sein Herz an seinen Schatz zu verlieren; wer sich in dieser Hinsicht auch nur mißtraut, — der findet die Rettung seiner Seele in dem unvergleichlich schönen Worte des Heilandes: Wenn dich eines der Glieder deines Körpers ärgert, so haue es ab und wirf es weg! Wozu soll der Mensch sich selbst in Versuchung führen! Er macht es dann, wie der heilige Franziskus von Assisi und Anaxagoras von Klazomenai: er wirft den Reichtum fort, welcher droht, ein Glied seines Körpers zu werden. Warum soll nicht auch das plötzliche Aufgeben von Beruf und Stand und das Eintreten in das Klosterleben für manchen der richtige Weg sein? Jeder sehe selbst zu, was sich

mit seinen Pflichten verträgt! Darum sagt der Apostel (I. Korinth., 6, 12): „Es ist mir alles erlaubt, aber es soll nichts über mich. Gewalt bekommen." — Wer Hab und Gut besitzt, ist deshalb noch nicht ein erbarmungslos verlorener Sünder; er wäre aber auch in Indien noch kein Samyasin (herumschweifender Bettler) und gehörte in Platons Idealstaat noch zu den „Philochrematoi", also zur niederen Klasse der Bürger. Denn auch bei Platon sind die Ersten und Vornehmsten ohne Besitz und weltliche Gewalt. Das entspricht dem Worte Jesu: wer unter euch groß sein will, sei euer Diener; und der erste unter euch sei euer Knecht (Ev. Matth. 20, 26). So ließen sich auch nach ihrer Beziehung auf die Grade und Klassen des platonischen Staates (in theoretischem Interesse) die Moralgebote Jesu gruppieren.

Man sieht: über die Art der Hingabe hat beim sittlichen Handeln der Einzelne nach seiner Wahl aus seinen eigenen konkreten Verhältnissen heraus zu entscheiden. Über das Maß der Hingabe dagegen entscheidet das Gebot Jesu. Dem Maße oder Grade nach soll die Hingabe absolut, ganz unbegrenzt sein. Es widerstritte dem klaren Gebote, wollte man ein „erlaubtes Maß" des Lebensgenusses statuieren. Und dieses Gebot verlangt nichts Übermenschliches; denn die Geschichte zeigt nicht wenige Beispiele, wo Menschen in der gebotenen Weise ihr Alles und selbst ihr Leben hingegeben haben. Zum Troste derjenigen jedoch, welche die Kraft so völliger Selbstverleugnung in diesem Lebenslaufe noch nicht besitzen, sagt Jesus: Nehmet mein Joch auf euch, so werdet ihr Erquickung finden für eure Seele (Ev. Matth. 11, 29) und ferner: Bei Gott ist nichts unmöglich (Ev. Matth. 19, 26).

Aus diesen Betrachtungen ergibt sich vor allem, daß uns der Heiland in der Auswahl der Art dieser Selbsthingabe viel zu tun hinterlassen hat; und dabei soll sich die sittliche Selbstbestimmung des Menschen beständig betätigen. Die Überwindung sittlicher Konflikte soll im einzelnen Falle vollzogen werden, indem die vorgefundenen sittlichen Motive: Pflichten der Liebe, des Gehorsams, der Dankbarkeit usw. mit dem Geiste der Lehre Jesu durchdrungen werden. Dann resultiert aus beiden zusammenwirkenden Komponenten die sittliche Tat.

Nicht uninteressant ist hier die Parallele mit dem Buddhismus, der ebenfalls nicht das „in verba magistri jurare", sondern

selbständige Betätigung der sittlichen Einsicht verlangt. Da heißt es z. B. in einer Predigt Buddhas (Mahatanhasamkhyasutta, Majjhima Nikaya, Bd. I S. 265): „Wenn ihr, o Jünger, dies also, wie ihr es erkannt habt, erfüllt, werdet ihr dann die Sache so ansehen, daß ihr sagt: wir achten unsern Meister und aus Achtung vor ihm halten wir es so?" — „Nein, Herr, das werden wir nicht sagen!" — „Werdet ihr nicht vielmehr sagen, o Jünger, daß ihr es dann selbst erkannt, gefaßt, begriffen habt?" — „Ja, wahrhaftig, o Herr!"

Nach der hier vertretenen Auffassung gibt es somit keinen größeren Gegensatz, als den der Moral Jesu und Nietzsche's „Herrenmoral". Diese letztere ist, — sobald man von den Einzel-Individuen zu den größeren sozialen Einheiten übergeht, — dasselbe, was man heute auch „Realpolitik" nennt; sie bedeutet einen Umweg; man versucht durch sie den Kollektivegoismus zu heiligen. Härte, Selbstsucht und gleißende diplomatische Lügen, deren jeder als Privatmann sich schämen würde, kultiviert man aus realpolitischem Patriotismus, „Gemeinsinn" und Parteiinteresse. Der Einzelne als Massenatom, als Mikrobe des Bazillenstaates glaubt unmoralisch handeln zu dürfen gegen die fremde, schwächere Bazillenkolonie; was er für sich, den Einzelnen, nicht rauben darf, raubt er zum Besten des Ganzen (des Staates, des Vereins, der Partei) und genießt es dann wenigstens mit den andern zusammen. Darin bestand der Umweg.

III.

Jetzt sind wir gerüstet, auch an jene anfangs aufgeworfene Frage heranzutreten: was wohl der Grund gewesen ist, daß jene vier aufgezählten, wie uns scheint, irrtümlichen Auffassungen der Moralgebote Jesu entstehen und die richtige Einsicht verdunkeln konnten?

An Verstand hat es den Interpreten dieser Lehre doch wahrlich nicht gefehlt! Bei den Christen der ersten und zweiten Kategorie war das ihnen unbewußte Hindernis indessen offenbar der Mangel völliger Selbstlosigkeit; oder Mangel an Mut, die Selbstlosigkeit von andern im Namen der Moral zu fordern. So trübt beständig der Egoismus unsern Intellekt und hindert ihn, die Aufgaben zu lösen, denen der Intellekt sonst wohl gewachsen

wäre. Denn wie deutlich predigt doch Jesus und nach ihm der Apostel Paulus die Weltentsagung, den Unwert aller weltlichen Güter, das Aufgeben des eignen „Ich" („das Verlieren des Lebens") und die Ertötung der Persönlichkeit. Man muß alles verkehren, um diesen gewaltigen Protest zu verkennen: den Protest gegen die Sinnlichkeit, gegen jeden Versuch des Menschen, in Gefühlen sein Glück zu suchen. Aber die Selbstsucht rät dem Menschen dabei vom „Maßhalten" wie von einer Tugend zu sprechen; „der alte Wein ist ja milder" (Ev. Lucae 5, 39); mäßig soll man nach beiden Seiten sein: mäßig im weltlichen Genuß und mäßig in der Entsagung. Das sind Kompromisse, Versuche, zweien Herren zu dienen; und zu diesem Maßhalten rät schon die Klugheit; dazu brauchte Jesus von Nazareth nicht erst zu kommen.

Wahr ist es freilich, daß die hier vertretene Auffassung von der Moral der Predigt Jesu schwer zu erfüllende Forderungen stellt; und die Wahrheit war von je her die Mutter des Hasses. Aber soll man um der Drohnen willen eine unzutreffende Auslegung der besten Moral dulden? Schwer fällt es ja auch, die Stimme gegen Männer, wie Adolf Harnack und Leo Tolstoj zu erheben: Männer, auf die billigerweise das Wort des Aristoteles Anwendung findet: „Sie auch nur zu loben, steht dem Schlechten nicht zu." Indessen nicht zu beneiden ist auch der, aus dessen Herzen der Reiz des Schweren nie schlummernde Funken schlug. A. Harnack beruft sich („Das Wesen des Christentums" S. 52) auf die Worte des Evangeliums: „Johannes ist gekommen, aß nicht und trank nicht; so sagen sie: er hat den Teufel. Des Menschen Sohn ist gekommen, isset und trinket; so sagen sie: siehe, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer." Darf man aus dieser Stelle, wie aus dem Umstande, daß die Jünger Jesu nicht fasteten, folgern, daß der Heiland auch nur im allergeringsten Maße die Pflege sinnlicher Gefühle gestattet hat? Uns scheinen diese Stellen im Zusammenhange des ganzen Lebens und der Lehre Jesu genau das Gegenteil zu bestätigen: Man ißt und trinkt, um Hunger und Durst zu stillen. Hunger und Durst sind lebhafte Gefühle; sie können uns in der Erfüllung dessen, was das Gewissen gebietet, nur stören; uns beim rechten, pflichtgemäßen Streben nur hinderlich sein. Darum sollen wir sie vermeiden,

unterdrücken und nicht aus dem Auskosten dieser Gefühle (d. h. aus dem Fasten) uns ein Verdienst machen. Das wäre ein Kultus der eigenen Unlustgefühle, ein Schwelgen im Gefühle des eigenen Leidens. Jesus hat gebetet, der Kelch des Leidens möge an ihm vorübergehn, und durch sein Leben und seine Lehre einem bis auf den heutigen Tag äußerst verbreiteten verderblichen Hang der Christenheit entgegengearbeitet: dem Hang, die eigenen Qualgefühle zu verehren; dem Hang, das Leiden selbst für eine positive, heilsame sittliche Potenz und gottgewollte Läuterung zu halten. In allen Tonarten larmoyanten Geplärrs wird uns diese, die Pflichterfüllung hindernde Lehre immer wieder vorgetragen. Wer dagegen wahrhaft fromm ist, läßt die unnützen Schmerzgefühle nicht aufkommen; er vernichtet die Gefühle und überwindet das Leid; ja, so sehr überwindet er es, daß er zuletzt vom Kreuze herab für seine Mörder beten kann. — Auch A. Harnack, — selbst ein Heros der Tat, — sagt (a. a. O. S. 100): „daß das Leiden des Gerechten und Reinen das Heil in der Geschichte ist"; wie aber die folgenden Worte zeigen, meint er darunter das entgegengesetzte: kein Leiden, sondern ein Tun.

Wie Jesus, so hat 500 Jahre früher Buddha die Selbstpeinigungen der Askese des vorausgehenden Brahmanismus abgeschafft. Auch er verbot, daß der Mensch bei den eigenen Gefühlen, — seien es auch Unlustgefühle, — verweile und sich den „tapas" (Gluten) aussetze. Darum gehören zu den 10 Gegenständen, die jeder buddhistische Bettelmönch bei sich führt, nicht nur Rasiermesser, Nadel und Faden (um die Kleidung in Ordnung zu halten), sondern vor allem der Sonnenschirm. Ein ähnliches Vorgehen gegen selbstgefällige Wehleidigkeit läßt sich bei jedem Reformator, der einen wirklichen Fortschritt in der Religionsgeschichte bedeutet, nachweisen; es gehört zu den psychologischen Merkmalen der Veredelung des Glaubens. Deshalb täten viele Christen gut, zum Verständnis der eigenen Religion aus dem Studium fremder zu lernen, statt sich nur, wie sie pflegen, hierbei pharisäisch der Überlegenheit ihres Glaubens bewußt zu werden.

Hinwiederum das Hindernis bei den Christen der dritten und vierten Kategorie ist offenbar die Trägheit in dem Gebrauche der eigenen sittlichen Freiheit. Aus Trägheit verkennt man die Aufgabe, welche die Moral Jesu jedem einzelnen Menschen übrig-

läßt: nämlich aus eigenem freiem Entschlusse in jedem Falle des Lebens das eigene Pflichtbewußtsein entscheiden zu lassen, welcher Art die Hingabe unter den obwaltenden Umständen sein solle. Den meisten Menschen fällt es aber leichter, die härteste Kettenarbeit in den Bergwerken zu ertragen, als sich sittlich frei zu wissen; sie setzen an Stelle des Gewissens lieber ein Gebot Jesu; und für das, was weiter daraus folgt, mag es auch das monströseste sein — nicht mehr sittliche Weltordnung, sondern wie bei Tolstoj, unsittliche Weltordnung, — berufen sie sich aus Bequemlichkeit auf das einzelne evangelische Gebot: „Richtet nicht" 2c. Sie schieben die Verantwortung von sich auf das Sittengesetz zurück, froh, ein solches asylum pigritiae zu besitzen. Das ist im Degenerationsprozeß nur eine Etappe. Noch ein kleiner Schritt rückwärts auf demselben Wege der Entsittlichung — und der Mensch unterscheidet nicht mehr zwischen wirklich moralischen und kultischen Geboten; er beruhigt sich statt aller Moral beim vollziehen des Kultus.

Nur Indolenz verdient es zu heißen, aber nicht Erfüllung der einen Christenpflicht, wenn bei der Ausübung der andern klar erkannten Christenpflicht ich durch sie gehindert werde, und mich gegen den, der mich dabei stört, nicht wehre. So führt diese sich selbst durch die Tat widersprechende Auffassung von der Moral zu ihrer eigenen Auflösung, indem sie sie selbst erfolglos macht.

Weit entfernt mithin gar zu hoch, heilig und streng in ihren Anforderungen zu sein, zeigt sich die Auffassung der Christen dritter und vierter Kategorie als eine Spezies sittlicher Taktlosigkeit. Denn da wir als gesellschaftliche Taktlosigkeit doch den Fall bezeichnen, wo jemand zwar das Richtige in Wort oder Tat treffen will und auch einem an sich berechtigten Motive dabei folgt, aber andre innere oder äußere Momente, die dabei mitbestimmend hätten wirken sollen, unberücksichtigt läßt; — so muß es eine moralische Taktlosigkeit heißen, den einzelnen Ausspruch des Evangeliums durchsetzen zu wollen und dabei die Augen zu verschließen für die Berechtigung der übrigen sittlichen Motive, die nicht im Gegensatz zu jenem Ausspruch, aber zusammen mit ihm unsre Tat zu stande bringen sollen. Die Pflicht des Wohltuns gegen einen und einige Menschen läßt sich oft nicht anders erfüllen, als

indem man andern wehe tut (judex damnatur cum nocens absolvitur). Und die Wehetat braucht den von ihr Betroffenen nicht einmal zum Unheil zu gereichen; selbst wenn es der Tod ist. „Das Leben ist der Güter höchstes nicht"; und wir sollten uns hüten vor dem Kultus des bloß animalischen Lebens an anderen Menschen. Darum heißt es: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten."

Um die Richtung Tolstoj's zu kennzeichnen, muß freilich noch auf ein zweites Moment hingewiesen werden. So wie es in der Masse des Volkes Leute gibt, die eine Arznei nur für heilkräftig halten, wenn sie möglichst schlecht schmeckt und übel riecht; so wie manche Inder bei den „tapas" (Glut) genannten Bußübungen und die mittelalterlichen Flagellanten bei ihren Selbstpeinigungen die Verdienstlichkeit ihres Tuns für umgekehrt proportional hielten den angeborenen Neigungen der Menschennatur, ohne weiter zu fragen, ob diese Neigungen andern Menschen schließlich Schaden oder Nutzen bringen; — ebenso haben auch die Tolstoianer ihre herbe Lust daran, ihr besseres „Selbst" zu niemandes Nutzen ans Kreuz zu schlagen, indem sie die Art von Selbstentäußerung für moralisch ausgeben, die dem unbefangenen moralischen Sinne am allerschärfsten, verletzendsten entgegengesetzt ist. Der unbefangene, d. h. noch nicht doktrinäre moralische Sinn des Menschen hat die, obzwar oft latente (nicht deutlich bewußte), Disposition, sich in einer sozialen Ordnung zu verwirklichen und tendiert demgemäß dahin, in aktiver Weise für gute soziale Verwaltung (Obrigkeit) zu sorgen. Folglich verlangt Tolstoj's Lehre von den Menschen: jede, auch die verruchteste Verwaltung, wenn sie da ist, pasiv über sich ergehen zu lassen („dem Übel nicht zu widerstehen"); aber sich gar keine Obrigkeit (Strafgewalt) selbst zu schaffen. Zweitens: Der dem Menschen eingepflanzte moralische Sinn hält es für pflichtgemäß, die Bösewichte zu bestrafen, damit die soziale Ordnung nicht gestört werde. Folglich verbietet Tolstoj's Lehre die Bestrafung der Bösewichte, ihnen freistellend, wie große soziale Störungen sie zustande bringen wollen. An dem edlen Streben nach völliger Hingabe ist bei Tolstoj diese verkehrte, krankhafte Neigung, die eine über das Individuum hinausgehende Tendenz der Ethik verkennt, das Prius gewesen und nachträglich dann mit der gelegenen Autorität des Namens Christi gedeckt worden. Das ist

der Ausweg eines Desperaten, der durchaus das Höchste erreichen will und dem doch auf diesem Gebiete des Geisteslebens gänzlich die Anlage fehlt, positives zu schaffen und zu organisieren: es ist selbstlose Negation des moralischen Sinnes. Kein Wunder, wenn dann bei manchem Nachbeter die Sympathie mit dieser Richtung auf der Schwäche der eigenen Sittlichkeit beruht; da heißt es dann: hanc veniam damus, petimusque vicissim.

Es sei gestattet, nochmals kurz ein Ergebnis dieser Abhandlung hervorzuheben.

1. Während bei guten Christen die Ansicht vorherrschend ist, daß zwar in jedem vom wirklichen Leben gebotenen Falle die Predigt Jesu für sich allein schon hinreichend sei, um mit deutlichen Worten und kräftigem Spruche den Weg zu weisen, den wir zu gehen haben; daß man indessen im Grade der Entsagung und Selbstentäußerung, also im Geiste, in dem die Gebote zu erfüllen sind, denn doch nicht ganz so weit zu gehen brauche, als es nach den Worten des Evangeliums den Schein habe, hat obige Untersuchung genau zu dem Gegenteil dieser Ansicht geführt.

2. Ebenso sicher, wie die Predigt Jesu jeden Menschen, zu dessen Herzen sie gelangt, schon inmitten moralischer Pflichten vorfindet, welche sie ergänzen, beleuchten, im rechten Sinne verstehen lehren, aber nicht verdrängen, für unverbindlich erklären und aufheben will, — überläßt sie auch der freien, selbständigen Willensentscheidung eines jeden noch viel moralische Arbeit.

Über unser landwirtschaftliches Ausstellungswesen.

Man hat unsrer Zeit so oft den Vorwurf gemacht, der Materialismus, die Unruhe und das Jagen nach Gewinn beherrsche die Menschheit derart, daß sie keine Zeit mehr fände für die Pflege ideeller Güter. Das Gemütsleben verkümmere, die Menschen gingen im Stofflichen auf usw. — Mir ist es immer besonders ungerechtfertigt erschienen, wenn man diesen Vorwurf zu weit ausdehnt, wenn man allem wirtschaftlichen Streben den Stempel des Materialismus aufprägen und ihm jeden Idealismus absprechen will. Die Tatsache, daß wir verhältnismäßig schnell mit der Zeit fortgeschritten und deren Errungenschaften zugleich mit ihren Schäden unsere Lebensgewohnheiten wesentlicher umgestaltet haben als früher, liegt unzweifelhaft vor. Aus dem Umstande allein, daß auf philosophische Epochen stürmischere und auf diese wiederum friedliche, der wirtschaftlichen Sammlung und Sicherung gewidmete Zeiten folgen und einzelne Völkergruppen diesem Wechsel schneller als andere unterliegen, kann — mit Recht — kein Vorwurf konstruiert werden. Wenn also solche Anklagen von seiten derer stammen, die nicht mit der modernen Evolution fortwollen oder können, so bliebe uns zwar die einfache Möglichkeit, kühlhöflich auf die Geschichte als unsren Anwalt zu verweisen und unbeirrt weiter zu streben, wenn nicht das Selbstbedürfnis einer Bilanz über unser Tun ebenfalls sein Recht heischte und uns zugleich einige Genugtuung verspräche.

Der Aufforderung, meine Ansichten über unser landwirtschaftliches Ausstellungswesen in kurzen Zügen darzulegen, bin ich gerne nachgekommen, muß aber gleich vorausschicken, daß ich als mitten im sozusagen technischen Teil des Vereins- und Ausstellungslebens stehend, mich davor werde hüten müssen, diese Seite der

Frage eingehender zu behandeln als es dem Interesse der Leser dieses Blattes entsprechen dürfte.

Unsre Ausstellungen ganz im Allgemeinen sind entschieden eine für ihre Zeit typische Erscheinung. Und wenn sie auch in Zukunft durch die steigende Verkehrsentwicklung verdrängt oder wesentlich modifiziert werden sollten, so ändert das nichts an der Tatsache, daß sie auch in ihrer augenblicklichen Form unser Interesse beanspruchen. Wir stehen im Zeichen des Verkehrs und der Konkurrenz und das Endziel der letzteren ist Erwerb. Die Motive aber, die den Erwerbssinn verschärft haben, sind gesteigerter Individualismus, befruchtet durch alle Schattierungen des Selbsterhaltungstriebes, gesteigerte Lebensbedürfnisse und last not least eine vom vorigen Menschenalter nicht geahnte Konzession der Gesellschaft an den menschlichen Geist und Ehrgeiz, sich auf wirtschaftlichem Gebiete zu betätigen. Die Kapital- und Kreditwirtschaft, die jeden fähigen Kopf umschmeichelt einst selber Kapitalist zu werden, nötigt den „Anfänger", einen größtmöglichen Unternehmungsgewinn zu erzielen; das führt zur Spekulation und diese hinterläßt außer reichlichen Schlacken als bleibenden Kern: Erfindungen, Neuerungen, Verbesserungen in nimmerendenwollender Kette. Das Bessere ist eben des Guten Feind.

In diesem egoistischen Konkurrenzkampf erscheint als einziger Ruhepunkt und natürliche Reaktion auf den schrankenlosen Individualismus der eben im Verscheiden begriffenen Epoche: die Vergesellschaftung — das Vereinswesen. — Im landwirtschaftlichen Vereinswesen aber ist „Ausstellung" Trumpf geworden. Doch hiervon später. — Vorerst drängt sich uns die Frage auf: Welche Rolle spielen wir dabei? Sind wir nur die Sklaven unserer Bedürfnisse? Konkurrieren wir nur, um zu existieren? und werden wir nur unfreiwillig weiter und weiter gedrängt in dem Trubel, der Kampf ums Dasein heißt, ohne mit unsrem Streben auch nur das Geringste mehr erreicht zu haben, als daß uns eben wirtschaftliche Spekulationen glücken oder nicht glücken? Können wir nicht vielmehr mit dem modernen Wirtschaftsleben auch eine Aufgabe von bleibendem Wert verbinden — am Fortschritt der Kultur arbeiten?

Der Vorwurf, den man der regeren wirtschaftlichen Betätigung und der produktiven Arbeit unsrer Generation macht,

hat mir gar oft eine starke Empfindung abgenötigt, wenn die Mußestunden für erholende Lektüre ins Reich der pia desideria verwiesen werden mußten, und ich habe unsre Vorväter beneiden gelernt, die mit ihren mehr oder weniger harmlosen schöngeistigen Beschäftigungen eine Anspruchslosigkeit verbanden, die sie garnicht auf den Gedanken brachte, neue materielle Werte zu schaffen. Sind denn unsre gesteigerten Ansprüche ans Leben, die wir uns durch regere Beziehungen mit der übrigen Kulturwelt geschaffen, tadelnswert? Sollen und können wir das, was wir erreicht wieder aufgeben? Müssen wir uns aus der schaffensfreudigen Epoche der Elektrizität zurücksehnen zur Postkutsche und zum Talglicht, nur weil sie das dolce far niente jener Tage charakterisieren? Mir scheint, wir könnten es nicht einmal; — ergo wir müssen uns mit den Schäden der Zeit abfinden, selbst wenn wir sie unter dem Bogenlicht geschärfter Kritik deutlich genug erkennen, und wir müssen sie zu mildern suchen —, denn auch das involviert Fortschritt.

Kommen wir ganz direkt auf unsere wirtschaftlichen Pflichten zu sprechen, so muß es tröstlich für unser Wirken im Kleinen sein, daran zu erinnern, daß der französische Nationalökonom Say († 1832) und nach ihm andere unter die „wirtschaftlich produktive Arbeit" auch die persönlichen Dienste rechnet, die die unmittelbar produktive Arbeit fördern.

Die unerfreulichen Erscheinungen im sozialen Leben, die in den westeuropäischen Kulturzentren Spekulation und Subjektivismus geschaffen, hat unsrer historisch geschulten prophylaktischen Begabung die Wege gezeichnet. Wir müssen uns, um mit Wallace zu reden, so klar wie möglich vergegenwärtigen, daß Reichtum, Kenntnisse und Bildung einer kleinen Schicht die Zivilisation nicht ausmachen. — Die politische Selbstverwaltung entzog uns die Staatsraison, die wirtschaftliche muß um so wirksamer in die Erscheinung treten, schon um den Überschuß latenter Kräfte, die der Staat entbehren zu können glaubt, kulturell fruchtbringend zu verwerten. Die Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte hat nicht nur ein mächtiges Anschwellen der Produktivität, sondern gleichzeitig ein Anwachsen von Armut und Verbrechen gezeitigt, und hat man uns auch die offizielle Verantwortung für diese Zustände genommen, die moralische fühlen wir dennoch! —

Die schwachen Elemente im Wirtschaftskampf stärken, eine möglichst große Menge wirtschaftlich gesicherter Existenzen schaffen, das ist eine immer neue Aufgabe, die wir selbst da als Pflicht empfinden müssen, wo nationalistischer Chauvinismus uns die Erfüllung erschwert. Mag immerhin mit süffisantem Lächeln von uns gesagt werden: „Wenn drei Deutsche zusammen sind, singen sie: Vaterland, Vaterland und gründen einen Verein" — die Geschichte wird anerkennen müssen, daß wir gedacht und gewirkt haben, dem Staat zum Nutzen und unsrer Heimat zur Ehre mit unsren wirtschaftlichen Vereinen.

Und wer diese Pflicht empfindet, wird auch zur Ausübung berufen sein, nicht aber derjenige, der sich zum Führer vordrängt, ohne das historisch gewordene zu achten. In den Köpfen solcher Volksbeglücker lebt noch immer jene Illusion, die dem Tierzüchter von der Wissenschaft nicht oft genug benommen werden kann, nämlich, daß man durch Futter Rassetypen erzielen kann. Sie füttern ihren Erzug, der seit einer Generation mit Kenntnissen ausgerüstet ist, mit verschiedenen appetitreizenden Mitteln und wollen nicht begreifen, warum die Milch, die hierbei produziert wird, auf dem Weltmarkt keinen Kredit findet. Sie halten den Zufall für Gesetz, daher sich selbst und ihre Anhänger für die herrschende Rasse. Der Größenwahn stammt also rein von plötzlich überladenem Magen und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß die Schröpfmaschine persönlicher Eitelkeit allgemeinere Kongestionen behindern und eine allmähliche Gesundung des Organismus herbeiführen wird, ohne die Krankheit chronisch werden zu lassen.

Wer der wirtschaftlichen und kulturellen Leitung bedarf, braucht kaum gesagt zu werden. Es ist das unser gut veranlagter und dank einer von Europa beneideten Agrarverfassung in natürlicher Entwicklung begriffener Bauer. — Und wem diese Aufgabe in gesundem Interessenaustausch zufällt, erscheint selbst durch die neuesten Kundgebungen auf sozialem Gebiet nicht verdunkelt, denn es bedarf dazu einer Summe von Eigenschaften, die nicht durch plumpes Umwerten bestehender Kräfte und Verhältnisse ersetzt werden kann. Diejenigen, die ihre Scharen zum Ikarusfluge rüsten, tragen zu sehr die Kennzeichen der Spekulation in ihrem Gebahren, durch den Flügelschlag der Menge an die Sonne getragen zu werden. Die Sonnenglut der Wahrheit, die ihnen bevorsteht,

muß das Wachs ihrer Denkungsart schmelzen. Zur Führerschaft bedarf es keines anderen Mandats, als der kulturellen Pflicht und der durch innere Notwendigkeit und traditionelle Schulung zur Kraft gewordenen Gesinnung. Diese Pflicht haben bisher unsere heimischen Körperschaften stets nach bestem Wissen erfüllt und wir müssen im Interesse des Gesamtwohles hoffen, daß sie sich trotz aller Schwierigkeiten dieser verantwortungsvollen Tätigkeit auch in Zukunft nicht entziehen werden. Gilt es doch, nicht nur der Umformung und Zersplitterung der Kräfte zu steuern, sondern sie auch zu erhalten.

Die Idee und die äußere Gestaltung unsres Vereins- und Ausstellungswesens sind ja wie die meisten unsrer geistigen und kulturellen Fortschritte aus Deutschland entlehnt; es bedurfte hierzu aber wie immer des weitausschauenden Blickes einer angesehenen Persönlichkeit.

Dieses besondere Verdienst der Propagierung und Einbürgerung speziell des landwirtschaftlichen Ausstellungswesens gebührt in hohem Maße keinem Geringeren als Alexander von Middendorff. — Als Präsident der Kaiserlich Livländischen Ökonomischen Sozietät, welche von ihrem hochherzigen Stifter die Hebung und Pflege der landwirtschaftlichen Entwicklung Livlands zur Aufgabe erhalten, trat Middendorff ein Menschenalter lang für diese Aufgabe ein. Vier Versammlungen baltischer Land- und Forstwirte hat Middendorff beseelt, 3 Zentralausstellungen sind unter seiner Aegide in Riga ins Werk gesetzt worden. Er war es, der die ersten Ausstellungen in Dorpat von 1863 ab ins Leben rief und persönlich leitete. Middendorff gründete auch den ersten landwirtschaftlichen Verein für Kleingrundbesitzer in Livland und zwar in Dorpat. Als dieser Verein am 17. April 1870 seine erste Sitzung abhielt, fehlte es nicht an allgemeinen Sympathiekundgebungen. Man erwartete von ihm, daß er zur sittlichen Ausbildung der Landbevölkerung viel beitragen werde und knüpfte die Hoffnung an sein Entstehen, daß ihm viele solche Neugründungen folgen würden. Der Konnex mit diesem Verein und der Ökonomischen Sozietät blieb auch gleich dem mit den übrigen neuentstehenden gewahrt und gelangte 1880 bei Gelegenheit der IV. Versammlung Baltischer Land und Forstwirte in Riga zu sympathischem Ausdruck, indem der bekannte estnische Volksmann C. R. Jakobson als Delegierter den auf-

richtigen Dank des Volkes für die rege Förderung der kleinen Vereine und Ausstellungen durch die Ökonomische Sozietät und die Großgrundbesitzer zum Ausdruck brachte, worauf Middendorff ihm antwortete, daß die Vereine durch ersprießliche Tätigkeit ihren Mitgliedern und ihrer Heimat zu Nutze arbeiteten und deswegen auch für die Zukunft jeder möglichen Unterstützung sicher sein könnten. —

So manches Wort Middendorffs aus jenen Tagen kann auch heute als programmatisch gelten. Auch die Hoffnung braucht man nicht aufzugeben, daß die früheren Tendenzen der Einigkeit in den Bestrebungen unsrer durch Nationalität unterschiedenen Heimatgenossen mit ihren einstigen Führern wiederum platzgreifen werden. Nationalistische Velleitäten, die auf Selbstkritik zugunsten metaphysischer Wünsche verzichten, können zwar alles aus allem konstruieren, müssen aber notgedrungen gerade wegen der hierdurch zunehmenden Trübung des guten Verhältnisses der Heimatgenossen unter einander zu realen Beziehungen und gesundem Kräfteaustausch zurückführen.

Kehren wir nach diesen Exkursen zu unseren Ausstellungen selbst zurück, so ist zu konstatieren, daß die Dorpater Ausstellung, die älteste im Lande, im Jahre 1904 zum 41. Mal in ununterbrochener Reihenfolge wiederkehrt. An der Hand des überaus reichen Materials, das sich besonders in der „Balt. Wochenschrift" über unsere Ausstellungen angesammelt hat, will ich nun versuchen, eine Skizze der Entwicklung derselben zu geben, wozu besonders die Dorpater Ausstellung und die Zentralausstellungen in Riga in ihrem Werdegang zu verfolgen sind. Drei Schriften sind es außer unserem baltischen Fachblatte, die hier als einschlägiges Material Berücksichtigung gefunden*.

Im Jahre 1863 werden in der vom Livländischen Verein zur Förderung der Landwirtschaft herausgegebenen „Baltischen Wochenschrift" die „Statuten der jährlichen Ausstellung und Auktion von Vieh und Pferden in Dorpat" veröffentlicht, welche

*) C. Petersen-Eutin, Die landwirtschaftlichen Tierausstellungen ꝛc. Bremen 1882; G. Armitstead-Neu-Mocken und A. Tobien, Die IV. balt. landw. Zentralausstellung zu Riga 1899. Ergebnisse und Kritik, Riga 1900 und B. Wölbling, Das deutsche landw. Ausstellungswesen (Vortrag). Berlin 1904.

die Kaiserlich Livländische Ökonomische Sozietät im Januar abhält*. Die Sozietät und der Livl. Verein haben seitdem die Rollen getauscht. Erstere giebt heute die „Balt. Wochenschr." heraus und hält im Januar landwirtschaftliche Sitzungen ab, letzterer veranstaltet die Augustausstellung.

Der Bericht über diese erste Ausstellung (Schauen hatte es schon vorher im Sommer und Herbst gegeben) mutet uns eigentümlich an. Es heißt da unter anderem: Den ersten Preis erhielt ein Hengst „aus reiner Träberrasse". Eine Anerkennung wird einem „braunen Hengst" verliehen „von einem Träberhengst aus einer Öselschen Stute", obgleich nicht ganz regelrecht gebaut, mit Neigung zum Senkrücken" ꝛc., „wünschend auf die Fortsetzung derartiger gelungener Kreuzungsversuche aufmerksam zu machen" usw. Wir würden heute solchen Wunsch als Ketzerei empfinden und können die Prämiierung derartiger „gelungener" Kreuzungsprodukte erst verstehen, wenn wir erfahren, daß von den in Summa 26 ausgestellten Pferden „das relativ beste prämiiert wurde, um zur Ausstellung anzuregen." Ein Grundsatz, der auf den Landesausstellungen schon längst perhorresziert wird, auf den Lokalschauen aber leider noch vielfach zur Anwendung kommt.

Wie richtig Middendorff damals den Zweck und die Aufgaben der Ausstellungen erkannt, geht aus seinen 1865 niedergeschriebenen Äußerungen hervor: „Worin liegt der Grund für die nicht seltene Unzufriedenheit mit solchen Ausstellungen? Gewiß teilweise in der ungerechten Ungeduld, in den zu hochgespannten Erwartungen, die nicht berücksichtigen, daß es sich hier um eine Wirkung handelt, die nicht in die Augen fallen kann, weil sie eine allmählich fortschreitende, nämlich vorzugsweise durch unzählbare Nachwirkungen der vielseitigsten Art tätig ist, zu denen der Anstoß durch die Ausstellungen gegeben wird. Nicht die Beschränktheit, welche nur den Kopeken des Augenblicks zu fassen vermag, darf über die Ausstellungen zu Gericht sitzen, sondern das höhere Verständnis für Volkswirtschaft, das den Kapitalwert zu berechnen versteht, welchen die geistige Anregung in sich trägt, wenn sie vervielfältigt wird durch den Verkehr vieler untereinander, die sich zu gemeinsamen gemeinnützigen Zwecken versammeln. — — Man hat fast

*) „Balt. Wochenschrift" 1863 S. 664.

immer zu viel gewollt und deshalb zu wenig erreicht. Jedenfalls ist es ratsam, den Wirkungskreis gleich in der Anlage enger zu stecken. Es ist ein Erfahrungssatz, daß die Zahl der Aussteller immer anwächst, wenn der Hauptzweck der Ausstellung erreicht wurde. — — Wollen wir uns Märkte eröffnen, wollen wir gar Märkte beherrschen, so gilt es nach gemeinsamem Plan zu handeln und mit gleichartigen, preiswürdigen Massen auf dem Weltmarkt zu erscheinen."

Weiter meint Middendorff, daß die Ausstellungen „einstweilen den Charakter des Konkurses annehmen werden, schließlich aber sich in solche wandeln müssen, in denen die Prämien ganz wegfallen und das Geschäft das bestimmende ist." Heute steigern wir beständig die Prämien und verschärfen dabei die Konkurrenzbedingungen. Zur Anregung des Umsatzes aber bleibt unsere ultima ratio eine qualitativ gute reiche Beschickung und hohe Besuchfrequenz der Ausstellung zu fördern.

Auf die Frage: was will und soll unsre Ausstellung? gibt Middendorff bei Gelegenheit die gewiß charakteristische Antwort: „Es gilt die Ehrenhaftigkeit des sonstigen Handels und Wandels auch auf den sonst so verrufenen Pferdehandel zu übertragen. Wir verlassen uns auf die Prüfungskommission, diese kann ihre verantwortungsvolle Aufgabe aber auch nur dann ganz erfüllen, wenn die Aussteller es sich zur Ehrensache machen, alle Fehler und Krankheiten der Tiere, die sie kennen, selbst anzugeben."

1865 wird „laut Beschluß des Landratskollegiums" am 7. Juni zu Dorpat eine Ausstellung von Pferden veranstaltet.

1866 findet im Januar eine Tierschau statt, während am 6. und 7. Juni eine Tierschau nebst Wettrennen veranstaltet werden. Hierbei findet ein Bauerpferd für 180 Rbl. einen Käufer, was Aufsehen erregt. Die 4 Werst Straßenrennen werden von einem Bauernpferde in 7 Minuten gut absolviert und dieser Rekord bleibt hierauf jahrelang bestehen.

Über die Ausstellungen der nächstfolgenden Jahre ist nichts Wesentliches zu berichten. Der Livl. Verein veranstaltet sie alljährlich und zwar im Veterinärinstitut. Die Pferde werden hier nicht nur gemessen und in ihren Leistungen geprüft, sondern auch gewogen, was fraglos mit dazu beigetragen hat, daß die Bauern

noch heute ihre Pferde mit Vorliebe gemästet auf die Ausstellung bringen.

1869 nimmt ein Bauer alle 3 ersten Preise in der Pferdeabteilung, in Summa 110 Rbl.

1870 finden wir die Landwirte und Vereine mit Vorarbeiten für die balt. landw. Ausstellung des J. 1871 in Riga beschäftigt. Ein „Absatzgebiet für Zuchtvieh schaffen" ist schon damals die allgemeine Parole. Die Volkspresse wird aufgefordert möglichst viel Besucher nach Riga zu schaffen. Nach Schluß der Ausstellung, die 80 Pferde, 266 Rinder und sonst manches Gute aufweist, geht das Erstaunen über den fast gänzlich mangelnden Besuch bäuerlicher Landwirte, auf deren Belehrung man so großes Gewicht legte, mählich in den Entschluß über, Lokalschauen ins Leben zu rufen und zu begünstigen, die den größeren Veranstaltungen vorarbeiten sollen. Man fängt an richtig zu kalkulieren, die Schauen müßten einstweilen gewissermaßen zu den Tieren kommen und nur in größeren Zeitabschnitten könne vom Züchter verlangt werden, daß er mit seinen Tieren zur Schau komme. Diese noch heute geltende Anschauung wurde besonders durch eine gleichzeitig in Dorpat stattfindende, sehr gelungene Tierschau gestützt. —

War so die eine Seite der Zentralausstellung durch eine falsche Prämisse als mißglückt zu betrachten, indem der Bauer weder hinkam, geschweige denn ausstellte, weil er sich nicht in die Unkosten der beschwerlichen Reise stürzen und sich seiner Wirtschaft nicht entziehen konnte, so fehlte anderseits die Anerkennung des Auslandes für die Veranstaltung nicht. Besonders auf dem Gebiete der Rinderzucht wurden die baltischen Provinzen durch diese Ausstellung eigentlich erst so recht auf ihre günstige Lage aufmerksam gemacht. Ein bekannter Zuchtviehhändler sagte von der Hellenormschen Zucht direkt, daß sie alle Holsteinischen und Schleswigschen übertreffe und daß er einsehe, bald nicht mehr als Verkäufer, sondern als Käufer in den Ostseeprovinzen auftreten zu können. Ein weiteres Produkt der Reflexionen, die der Ausstellung folgten, war die rechtzeitige Wahrnehmung einer Gefahr, welche der jungen Landeszucht drohte: die vorzüglichen Zuchtprodukte würden früher nach Deutschland und Rußland Absatz finden, als der innere Bedarf annähernd gedeckt sei. Alles müsse daran gewandt werden, den Bauer zum Viehzüchter und Erzieher heraus-

zubilden, sonst käme der bereits errungene Vorteil nur einzelnen Besitzern und nicht dem ganzen Lande zugute. Es gälte eine Frage der Zeitersparnis zu lösen: „Welche Rasse veredelt das Landvieh am schnellsten?" Bot auch die 1871er Ausstellung noch ein recht buntscheckiges Bild in Bezug auf Zuchtrichtung, so waren doch bereits 42,5 pCt. des ausgestellten Viehs Angler und Anglerkreuzungen. Und wirklich, es hat den Anschein, als sei dieser Schlag zum Regenerator des baltischen Landviehs berufen, denn obgleich die ihm zur Last gelegte Prädestination zur Tuberkulosis viele Züchter von ihm abgebracht hat, beweist die Praxis — seine zunehmende Verbreitung bei den Bauern — den Wert, den die Anglerkuh für den bäuerlichen Züchter hat.

Diejenigen, die für den Spott nicht zu sorgen brauchten, waren 1871 die Anhänger der autochtonen Züchtung. Man hängte ihnen den Ruhm an, sie hätten durch ihre mit großem Fleiß vorgenommene Inzucht den unfreiwilligen Beweis geliefert, daß ohne edles Blut keine Aufbesserung zu erzielen sei. Das Fressen und andre Bedürfnisse hätten sie ihren Tieren fast ganz abgewöhnt, nur leider nicht ganz und das mit dem Resultat, daß sie für diese Zuchtprodukte rücksichtslosester Vernachlässigung 6 Rbl. Kopfpacht pro Jahr erzielten. Sie werden „Quäler der Landrasse" genannt usw. Auf kaum einem wirtschaftlichen Gebiete ist durch zielbewußte Arbeit so radikal Remedur geschaffen und Fortschritt erzielt worden. Heute merzt der baltische Landwirt jede Kuh aus, die ihm nicht mindestens 10 mal soviel brutto einbringt. Und er muß es, hängt doch die Aufbringung der Grundrente und damit die ganze Frage des „Sein oder Nichtsein" im letzten Grunde hiervon ab, seitdem sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß das Baltikum ein in erster Linie Milch- und Zuchtvieh produzierendes Land sein muß.

Welches Bild gab aber die II. baltische Zentralausstellung in Bezug auf die Pferdezucht? — Auch hier ein nicht verkennbarer Fortschritt, obzwar noch ohne einheitliche Ziele. Auf der ersten Ausstellung war ein prachtvoller Ardennerhengst des Torgelschen Gestüts auf der Auktion außer Landes gegangen, 1871 konnte man nicht genug Ardenner auftreiben. Vor 6 Jahren war es niemandem eingefallen, eine besondere Sektion für Pferdezucht einzurichten, jetzt lebhafte Debatten, Delegation von der Reichs-

gestütsverwaltung und Pläne für bäuerliche Beschälstationen. Die Prämiierungsliste weist vorherrschend Ardenner und Ardenner-Livländer auf. Im Ganzen genommen hat die Ausstellung sehr anregend gewirkt und auch die ständige Parallele mit der im Jahre 1870 in Helsingfors abgehaltenen und weit großartiger ausgefallenen Ausstellung spornt mehr an als sie entmutigt. Der Rechenschaftsbericht balanciert mit 22,564 Rbl. Die Einnahme durch den Besuch beträgt 18,756 Rbl.; der von der Ausstellung eingenommene Flächenraum über 20 Lofstellen usw.

Die darauffolgenden Jahre bringen die regelmäßigen Ausstellungen in Dorpat, von denen sich jede durch langsamen, aber stetigen, Fortschritt von der vorhergehenden unterscheidet, bis 1874 bei der bescheidenen Balance von 532 Rbl. sich ein Verkaufsumsatz von 10,000 Rbl. verzeichnen läßt, die erwarteten Käufer aus Rußland eintreffen und sich bedeutender Raummangel fühlbar macht. 1867 wird, diesem Bedürfnis Rechnung tragend, der neue Platz in der Teichstraße durch eine landwirtschaftliche und Gewerbeausstellung vom 28. August bis 4. September eingeweiht, wobei Frequenz und Aufschwung überraschen. Das Tempo des Fortschritts wird in nicht geringem Maße der entstehenden Zweiglinie Taps—Dorpat zugeschrieben, die zum ersten Mal eine nennenswerte Besucherzahl von auswärts bringt. Haben schon die Zentralausstellungen die Notwendigkeit von Lokalschauen erwiesen, so bedarf jetzt auch Dorpat als Regionalausstellung enger und enger differenzierter Vorarbeit durch Schauen. In Bezug auf das Gewerbe, das zum erstenmal in bedeutenderem Umfange zur Anschauung gelangt, wird konstatiert: „Unser Gewerbe, das noch heute auf der soliden Basis historischer Traditionen des deutschen Handwerks ruht, hat gezeigt, daß es durch die Aufhebung des Zunftzwanges, der morschen Stütze der Tradition, nicht gelitten, wohl eher gewonnen hat.“ Als befremdende Erscheinung wird die mangelhafte Entwicklung eines selbständigen Geschmacks der Gewerbetreibenden hervorgehoben, zumal diese mit Produkten vertreten seien, welche an der Grenze von Kunst und Gewerbe liegen. In dieser letzteren Beziehung Wandel zu schaffen ist erst in den allerletzten Jahren versucht worden und müssen wir ein sicheres Anlehnen an anerkannte Formrichtungen des Auslandes auch heute noch einem spekulativen Haschen nach Originalität vorziehen.

Die Kriegsjahre 1877/78 äußern durch Pferdemangel und andre Folgeerscheinungen allerdings ihre Wirkung auf die Ausstellungen, vermögen sie aber nicht zu lähmen. Die Konkurrenzbedingungen werden verschärft, als Prämien werden aber bis auf einzelne von Privaten gestiftete Summen nur Medaillen und Anerkennungen verwandt. Ein zeitgenössischer Kritiker sagt hierzu: „Auf den Tierschauen der Ostseeprovinzen muß sich der Aussteller mit einer sachverständigen Beurteilung und der Anerkennung durch ein Zeichen begnügen. Diese Verhältnisse sichern uns vor der Gefahr einer Treibhausentwicklung in falscher Richtung." — Das „Interessanteste" und Meistbewunderte auf den Schauen dieser Jahre bilden „gelungene Kreuzungsprodukte". Die Entscheidung in der Zuchtrichtung ringt sich sehr allmählich durch, und die Dispute über die geeignetsten Rinder- und Pferdeschläge beleben die zeitgenössische Diskussion. Die Dorpater Ausstellung findet schon rege Beachtung in den Nachbarprovinzen und Gouvernements. Der Oeselsche landw. Verein macht einen Kollektivankauf von Rindern und Pferden. Die Frequenz der Besucher steigt. Der nachmalige Minister Jermolow wird als bekannter Fachschriftsteller auf der Ausstellung begrüßt. Der Livl. Verein folgt mit Umsicht den veränderten Konjunkturen und weiß seine Ausstellung durch Annexe stets anregend zu gestalten.

Wie langsam die Intentionen wirken, sieht man beispielsweise aus folgender sich später oft wiederholender Erscheinung: eine Molkereiausstellung und eine für Maschinen sind in den betr. Jahren, für die sie projektiert, fast leer, im darauffolgenden Jahr aber weisen sie eine unerwartet lebhafte Beschickung auf. — 1879 muß vom livl. Bauern gesagt werden, daß er in der Viehzucht noch sehr zurück ist, während er von der Pferdezucht soviel versteht wie der Bauer andrer Länder. Auf die Verbesserung des ersteren Übelstandes ist die Stiftung einer jährlich zu verteilenden goldenen Medaille des Landrats v. Liphart Ratshof gerichtet.

Die dritte Zentralausstellung 1880 in Riga steht im Zeichen der größeren Sammlung und Systematisierung. Das Preisausschreiben stipuliert, daß nur absolut tüchtige Leistungen prämiiert werden, und das relativ bestvorhandene noch kein Grund zur Prämiierung sei. Eine systematische Organisation des Ausstellungswesens hänge auf das innigste mit einem geregelten landw.

Vereinswesen zusammen. Professor Wolff will einen Zentralverein mit Tochtervereinen streng nach deutschem Muster, um eine straffe Organisation und genügende Mittel zu schaffen. Theoretisch müsse auch die Tierschau von den Gewerbeausstellungen getrennt werden. Für Dorpat wird wegen seiner Lage und seiner gesunden Ausgestaltung zum Viehmarkt ein Fortbestehen der Kombination und regelmäßige Wiederkehr zugestanden, im übrigen sei es wünschenswert, größere Veranstaltungen nur in periodischer Wiederkehr zu befürworten.

Das Budget der Ausstellung bilancierte mit 45,000 Rbl., ohne daß Garanten in Anspruch genommen zu werden brauchten. Ausgestellt waren 266 Rinder und 147 Pferde.

1882. Die Wünsche steigern sich, man verlangt einen tadellosen Katalog, der bei Eröffnung der Ausstellung in den Händen der Besucher sein muß. Die Öffentlichkeit meldet sich zum Wort: „Nicht nur wer was auszustellen, sondern auch wer was auszusetzen hat", müsse sich äußern können. Im Gegensatz zu diesen von Interesse für die Sache zeugenden Stimmen muß die estnische Presse zurückgewiesen werden: „Daß die guten Anfänge des Zusammengehens von Groß und Klein nicht zu freudiger Entwicklung gelangen, haben wir den verhängnisvollen Richtungen zuzuschreiben, in welche das estnische landw. Vereinswesen und die estnische Presse hineingerissen worden sind. Die Saat des Mißtrauens verhindert die natürliche Ausgestaltung der Wechselwirkungen zwischen den Gutsherren und den Bauern auf dem Boden des landw. Vereinswesens und die Disziplinierung der bäuerlichen landwirtschaftlichen Vereine zu Faktoren der estnischen Agitation forderte eine die Sache der Landwirtschaft hinderliche Fesselung."

Die jetzt folgenden Jahre zeigen auf den regelmäßigen Ausstellungen im August, daß die Anregungen gute Früchte getragen. Die Viehzucht gedeiht, die Kauflust für Rinder steigt und 1888 werden Klagen laut über das Fehlen von Reinblutzuchten auf der Ausstellung, weil alles verkäufliche Zuchtmaterial direkt aus dem Stall bei steigenden Preisen glatten Absatz findet. Dieser Appell bewirkt, daß 1889 14 Zuchten auf der Ausstellung erscheinen. 1890 gelangt die von Liphartsche goldene Medaille zum ersten Mal zur Verteilung. Es erhält sie Peter Org aus Meyershof für einen Anglerstier. Der Verein kauft für 1300 Rbl. Vieh auf der

Ausstellung und verauktioniert es ohne Verlust. Von der Reichsgestütsverwaltung gelangen 400 Rbl. Prämien an Bauerpferde zur Verteilung. Die Gesamtfrequenz an Pferden und Rindern ist beständig im Wachsen begriffen und übersteigt mit 400 Haupt das Fassungsvermögen der Stallungen. Verhandlungen wegen Akquisition eines neuen Ausstellungsplatzes werden eingeleitet.

1893 werden in dem vom Livl. Verein angekauften Ressourcengarten neue Ausstellungsgebäude mit einem Kostenaufwand von 45,000 Rbl. aufgeführt. Zahlreiche Spenden von Mitgliedern ermöglichen und verschönen die Schaffensfreudigkeit, mit der zu Werke gegangen wird. Der Präsident N. von Grote-Kawershof stiftet dem Verein ein schönes Eisengitter für die Fassade des Platzes und leiht ihm 18,000 Rbl. — Die Ausstellung wird das Fest der Arbeit genannt. Es treten viele neue Mitglieder in den Verein, die eine Fachbildung im Auslande und auf dem Baltischen Polytechnikum in Riga genossen. 1894 weist die Ausstellung einen Reingewinn von 6800 Rbl. auf und der Verein kann seinen wachsenden Aufgaben ohne wesentliche Beihilfe von Staat oder Kommunen gerecht werden; die Selbsttätigkeit ist Ehrenpflicht.

Das Zunehmen einer zielbewußten Einheitlichkeit in den Bestrebungen der zahlreichen Fachvereine und die steigende Ungunst der Konjunkturen für den Ackerbau reift in Dorpat den Gedanken, nach langer Pause wiederum eine Baltische Zentralausstellung zu veranstalten. Nach zweijährigen Vorarbeiten findet diese im Jahre 1899 in Riga statt und nimmt gleichzeitig mit der V. Versammlung der baltischen Land- und Forstwirte im Juni einen durchaus befriedigenden Verlauf.

Diese letzte Zentralausstellung ist wohl noch allen, die sie besucht — und das sind rund 100,000 Personen gewesen — so lebhaft in der Erinnerung und ihre Ergebnisse sind in dem vortrefflichen Werk von G. Armitsteadt-Neu-Mocken und Alex. Tobien* so umfassend der Nachwelt aufbewahrt, daß an dieser Stelle eigentlich nur an sie erinnert zu werden braucht.

Fassen wir hier kurz die Meinungen zusammen, die sich bei uns seit der V. Versammlung baltischer Land- und Forstwirte

*) Ergebnisse und Kritik nebst den Verhandlungen der V. Versammlung balt. Land- und Forstwirte. Riga, 1900. Druck von W. F. Häcker. 576 S. 8°.

Geltung erworben, so sind es etwa folgende: In der Landespferdezucht sei unser Ziel: ein gutes Gebrauchspferd. Damit legen wir das Fundament für Spezialzuchten, für welche bei unsern Bauern einstweilen das genügende Verständnis noch nicht vorhanden. Versuchen wir das ideale Temperament unsres Landpferdes zu erhalten und dabei Größe und Adel zu steigern. Ein jeder Züchter hat die Möglichkeit, durch die Aufzucht die Entwicklung seiner Fohlen in der einen oder andern Richtung zu beeinflussen und hierdurch den Einfluß unsrer Zone, welche kleinere Pferde hervorbringt, zu paralysieren. Zur Aufkreuzung sind zu empfehlen konsolidierte schwerere Schläge englischen Blutes. — In der Rindviehzucht ist anerkannt, daß unser Land für die Zucht von Angler-Fünen und Holländer-Friesen gleich gute Vorbedingungen hat, daß daher beide Zuchtrichtungen gleichmäßig zu fördern sind, wobei es jedem Züchter freigestellt bleiben muß, nach Futter-, Markt- und anderen Verhältnissen sich für die eine der beiden Landeszuchten zu entscheiden.

In Bezug auf die Arbeit in fast allen Gebieten unsres wirtschaftlichen Lebens sind wir seit einer Reihe von Jahren in der glücklichen Lage, uns auf Fachvereine stützen zu können, von denen hier nur folgende erwähnt zu werden brauchen, um darzutun, daß wir der Gefahr der empirischen Verknöcherung glücklich entgangen sind. Wir haben Pferde- und Rindviehzüchterverbände mit Stammbüchern, ein liv-estländisches Landeskulturbureau mit einer Versuchsstation, Versicherungs- und Kreditgesellschaften, den Baltischen Forstverein, die Fischereivereine, einen Livl. Hausfrauenverein, den Baltischen Samenbauverband, Gartenbauverbände, eine Schweineexportschlächterei, Geflügelzuchtverein 2c. 2c.

Den Forderungen und Zielen all dieser Vereine und Verbände kommt das Programm der Nordlivländischen Augustausstellung im weitesten Umfang nach, woraus die Berechtigung erwächst, an der Hand der Entwicklung dieser Ausstellung und der Baltischen Zentralausstellungen Schlüsse über die gesamte wirtschaftliche Entwicklung zu ziehen. Möge es auch in Zukunft dem Livl. Verein zur Förderung der Landwirtschaft vergönnt sein, in Gemeinschaft mit den übrigen Landesausstellungen die Intentionen der Fachvereine zu beleben und hierdurch das Interesse für gemeinsame wirtschaftliche Pflichten zu erhalten.

Zum Schluß scheint mir die Beleuchtung zweier Fragen betreffend die letzte Zentralausstellung von Wichtigkeit. Erstens: Was sollte die IV. Baltische Zentralausstellung? und zweitens: Was hat sie uns gelehrt? — — —

Die Verarmung der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung Rußlands ist eine unleugbare traurige Tatsache, die durch die vielen Vorschläge zu ihrer Heilung nur besiegelt worden ist und durch alle Kommissionsberatungen und administrativen Maßnahmen ist wenig mehr erreicht, als daß der Bauer mit gemütvollem Fatalismus eingesehen hat, daß der Staat ihm ja doch helfen muß, wenn Mütterchen Erde ihn nicht mehr freiwillig ernährt.

Vor einigen Jahren fragte ich einen Bauern in einem „Notstandsgouvernement", der soeben das Saatgetreide, das er durch Vermittlung der Landschaftsverwaltung geschenkt bekommen, in der benachbarten Mühle verkauft hatte, was er denn weiter anfangen wolle, wenn seine Felder unbesäet blieben, worauf er mit dem freimütigsten Gesicht erklärte: „Euer Hochwohlgeboren, ich bin eine sündige Seele und weiß das nicht, aber Väterchen Zar wird schon weiter helfen." Wie typisch diese Auffassung von Mißernte und staatlicher Hilfeleistung sein muß, ersah ich daraus, daß der betreffende Müller mir brüsk erklärte, „Vorschuß haben die Hunde alle von mir, was sollte ich anderes tun, mußte schon das lumpige Korn von ihnen nehmen." Nachdem er sich vollends versichert, daß ich kein Tschinownik sei, rühmte er sich, im Umkreise von 50 Werst sei kein Bauer zu finden, der nicht seine „Notstandssaat" in seine Mühle getragen.

Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn die „besondere Kommission zur Feststellung der Ursachen der Verarmung des Zentrums" als Gegenmaßnahmen „Hebung der Energie des Landmannes" vorschlug. — Nun, solche Verhältnisse sind traurig und bedenklich genug, um jeden zu berühren! Was lehren sie uns aber und wie liegt die Sache bei uns? Anders freilich, ganz anders! So leicht wie der russische Bauer kommen wir nicht über die Krisis in der Landwirtschaft hinweg, sondern wir müssen mit Anspannung aller Energie arbeiten. Die Gewohnheit und die Erziehung zur Arbeit haben uns durch eigene Kraft einen wirtschaftlichen Vorsprung erringen lassen, den wir uns zu erhalten und täglich zu verteidigen bemüht sind. Diese Pflicht diktiert uns

nicht nur der Selbsterhaltungstrieb, sondern es gebietet uns auch die Ehre, unsren historischen Aufgaben treu zu bleiben. Wir haben zu beweisen, daß die Selbständigkeit, die dem baltischen Bauern von unsren Väter geschaffen, nicht nur auf Gottvertrauen sondern auch auf Selbstvertrauen gegründet war und daß wir ihnen auf wirtschaftlichem Gebiet auch heute noch als Führer und Vorbilder dienen.

Den Dank für diese Kulturarbeit, den noch kürzlich einer der radikalsten estnischen Volksvormünder mit größtem Pathos ungefragt verweigerte, verlangen wir natürlich nicht. — Den Volksbeglückern hieße es ja eine Existenzberechtigung zusprechen, wollte man ihnen ihr Element -- das Schimpfen über ihre Erzieher — verwehren und der Bauer lohnt seine Erziehung durch wirtschaftliche Erstarkung.

Kehren wir zu der Frage zurück, was sollte die IV. Balt. Zentralausstellung und was sollen unsre Ausstellungen überhaupt? so werden wir die Antwort darin finden, daß sie einen Beweis liefern sollte dafür, daß mir uns trotz aller unsäglichen Schwierigkeiten an der Spitze der Kultur zu bewegen gewillt sind und den richtigen Weg dafür in der Erhaltung wirtschaftlicher Energie gefunden zu haben glauben. — Und was hat uns die Ausstellung gelehrt? — Viel ist noch zu leisten, viel zu verbessern, aber unsre Arbeit hat in der Heimat im weiten Reiche und im Auslande Anerkennung gefunden, wir wissen, was wir wollen und wir haben neue Kraft gesammelt, den dornenvollen Kampf um Existenz und Kultur weiterzuführen.

Möge dieser Kampf zu einem Frieden führen, welcher uns unbehindert unsre Entwicklung garantiert, dann können die bedeutsamen Worte, die der Minister der Landwirtschaft 1899 in Riga gesprochen: „Die baltischen Landwirte sind trotz der Notjahre Herren der Situation geblieben" für uns ein noch größerer Ansporn sein und der Staat kann in unsren Landen, wie seit Jahrhunderten, auf leistungsfähige arbeitsfreudige und energische Stützen rechnen — und diese kann er nicht entbehren.

v. P.

Sage von der Entſtehung der Neu-Seeländiſchen Vulkane.

Von

Helene von Engelhardt.

In dem Lande der Maori,
Wo des Kowhai grüne Ranken
Sich in blanken Seen ſpiegeln,
Wo weißblühende Manuka
Von den Bergen niedergrüßen, —
In dem Lande der Maori,
Reich an Rätſeln, reich an Wundern,
Ragt ein Eiland aus den Wogen,
Eingehüllt in Nebelwolken,
Eingehüllt in weiße Dämpfe,
Die — in Säulen aufwärts ſteigend —
Über ſeinem Haupte ſchweben. — —

In der Urzeit grauen Tagen,
Da noch keines Mannes Sohle
Je Maoriland betreten,
Kam ein Kanoe geſchwommen
Von Hawai's ferner Küſte,
Schnitt behend mit ſpitzem Kiele
Furchen in die Meereswogen;
Und im Kanoe, im flinken,
Saß Hawai's großer Renner,
Saß der Held Ngatoroi-rangi,
Und ſein Weib Manukablüte.
Doch durch Schaum und Brandung lenkte
Das Gefährt ſein treuer Sklave,
Ngauruhoe, ruderkundig. —

Blühend endlich vor den Wandrern
Lag Maoriland gebreitet, —
Lag in jungfräulicher Schönheit,
Nie gewahrt von Menschenblicken,
Nie berührt von Menschenhänden,
Seit vor ungezählten Jahren
Es der große Geist der Vorzeit
Maui-tiki-o-taranga,
Aus der Meerestiefe fischte.

Rotgeschnäbelte Jabiru
Stehn an murmelnd blauen Strömen, —
Staunend aus des Busches Dickicht
Näher tritt der braune Kiwi,
Sträubt sein haariges Gefieder, —
Hoch im Winde majestätisch
Regt der Kauribaum die Wipfel,
Und es neigen sich begrüßend
Tausend flammendrote Blüten
Am Pohutukawa-Stamme! — —

Freudig an's willkomm'ne Ufer
Springt der Held Ngatoroi-rangi;
Sorgsam in den starken Händen
Trägt er das geweihte Feuer,
Welches — aus Hawai scheidend —
Er dem Feuerberg entnommen.

„Raste hier, Manukablüte",
Sprach der Held Ngatoroi-rangi;
„Hier wo schattend der Totara
Die gewalt'gen Zweige breitet,
Hier auf moosigweichem Sitze
Raste nach der langen Meerfahrt,
Das geweihte Feuer hütend,
Indeß ich und Ngauruhoe
Forschend dieses Land durchziehen."

Also sprach der große Renner,
Und enteilte flücht'gen Schrittes;
Eilte wie nur Helden eilen
Über Täler, Höhn und Gründe!
Nimmer in gewalt'gern Sätzen,
Jeder Himmnis spottend, floh das
Riesenkänguruh von dannen,
Hinter ihm des Dingo Meute — — —
Nimmer vor dem Speer des Buschmanns
Über Haid' und Moor so windschnell
Lief der Urweltvogel Moa,
Wie Hawai's großer Renner
Durch Maorilands Gebiete!

Über Sumpf und Strom gefahrlos
Trug ihn seiner Sehnen Spannkraft,
Trug ihn in gewalt'gem Schwunge
Über Schlünd' und Felsenblöcke;
Und noch eh' der Bäume Schatten
Länger ward um eine Stunde,
Auf des Tangariro Gipfel
Stand der Held Ngatoroi-rangi!

Ha! da liegt das weite Eiland
In enthüllter Schönheit vor ihm!
Strahlend in azur'ner Bläue —
Ein Stück Himmel, das zur Erde
Taumelfroh herabgefallen —
Blinkt der Riesensee Maona
In der Tiefe ihm zu Füßen;
Drauf wie Lämmerwölkchen schwimmen
Weißer Schwäne lichte Scharen!
Schillernd blitzen Sund' und Fjorde
Überströmt vom Sonnengolde . . .
Grüne Waldung unabsehbar
Dehnt sich fern in Duft zerfließend . . .
Und in weiten Tälern grasen
Friedlich Känguruh und Moa
Unbedroht von Menschenhänden. . . .

Kakadu und Arras wiegt sich
Buntbeschwingt auf regen Wipfeln . . .
Tief im Rohr des Sechuhns Kreischen, —
Hoch im Blau der Schrei des Adlers, —
Waldesrauschen, — Vogelstimmen, —
Alles Leben und Bewegung!
Von umbuschten Höhen stürzen
Brausend schaum'ge Katarakte,
Ferner Berge Echo weckend . . .
An der Küste Felsenkanten
Brausend, tosend, aufwärts bäumend
Bricht das Meer die kecken Wogen . . .
Während greise Riesenwächter,
Schneebedeckte Bergeshäupter,
Stumm in tausendjähr'gem Schweigen
Auf die Ebne niederstarren. — — —

Lang — in Anschaun tief versunken
Stand der große Held Hawai's
Auf des Tongariro Gipfel.
Wohin seine Blicke schweiften,
Nirgends in den reinen Äther
Stieg der Rauch aus Menschenhütten.
Nirgends sprühten, heimlich grüßend,
Trauten Heerdes Feuerfunken;

Ferne nur, — noch kaum erkennbar, —
Loderte ein rotes Flämmchen,
Wo Manukablüte harrte,
Des geweihten Feuers hütend. — —

Endlich nahte Ngauruhoe,
Nahte zitternd, schwanken Schrittes;
Bebend und erschöpft zum Tode
Sank der Sklave, kälteschauernd,
Auf des Berges Gipfel nieder.
Glühte doch in seinen Adern
Nicht das heiße Blut des Renners,
Wohnte doch in seinem Busen
Nicht das starke Herz des Helden,
Nicht die Kraft, die göttergleiche,
In der Sehnen Stahlgewebe.
Auf des Berges starrem Schneefeld
Bebend lag der Ruderkund'ge,
Bat um Wärme, bat um Feuer!

II.

Unterdeß auf moos'gem Sitze,
Dor wo schattend der Totara
Die gewaltgen Zweige breitet,
Rastend saß Manukablüte.

Kakadu auf ros'gen Schwingen
Schwebte näher wißbegierig,
Klugen Blicks sie zu betrachten.
Fremde, niegeschaute Fische
Steckten ihre breiten Köpfe
Aus den Meereswogen, staunend
Ob des rätselhaften Gastes.
Denn noch herrschte keine Feindschaft
Zwischen Mensch und Tier; noch hatte
Nie ein Netz in diese Wogen
Sich gesenkt, den Tod verkündend,
Nie ein mörderischer Pfeil sich
Von des Jägers Bogensehne
In Maoriland geschwungen.

Arglos drängte sich die Tierwelt
Näher um Manukablüte.
Und sie schlang ein bunt Gewinde
Aus des Rimu grünen Quasten,

Schmückte es mit Ratablüten,
Warf es spielend dem Koala
Um den zottigbraunen Nacken,
Lacht' und tändelt' frohgemutet. . . .

Horch! da tönt ein Ruf, gewaltig,
Markerschütternd durch die Lüfte,
Langgezogen, herzdurchdringend. — —
Und das junge Weib, voll Beben,
Springt von ihrem moos'gen Sitze!
Von des Tongariro Gipfel
Rief Hawai's großer Renner,
Rief wie nur die Helden rufen!
Lauter als die Meeresbrandung,
Lauter als Orkanes Tosen,
Lauter als Gewitters Grollen
Tönte die gewalt'ge Stimme!
Flüchtend in des Waldes Dickicht
Bargen zitternd sich die Tiere;
Scheu im Neste duckt der Vogel,
Die erschreckten Jungen deckend;
Und die schaum'gen Kataraktе,
Die von busch'gen Höhen brausen,
Ferner Berge Echo weckend — —
Wie erstarrt in jähem Grausen
Inne halten sie im Sturze,
Lauschend mit verhaltnem Atem
Für Momente jenem Wunder,
Jenen nie vernomm'nen Tönen.

„Eile, eile", rief die Stimme,
Schmetternd wie die Kriegstrompete,
„Eile her, Manukablüte,
In der Hand das heil'ge Feuer!
Eile wie die Turteltaube,
Wenn im Nest die Kleinen rufen,
Wie die scheue Waldestaube,
Wenn sie durch die Lüfte schießend
Vor des Steinaars Klauen flüchtet.
Eile wie der Pfeil, der schlanke,
Von des Helden Bogensehne,
Wenn er mit Gedankenschnelle
Unbegrenzten Raum durchschneidet . . .
Eile her, Manukablüte,
In der Hand das heil'ge Feuer:
Sterbend liegt in meinen Armen
Ngauruhoe, ruderkundig,
Fleht um Wärme, fleht um Feuer!"

Bei der Stimme erstem Laute
Springt von ihrem moos'gen Sitze
Schreckerfüllt Manukablüte!
Bebend rafft mit hast'gen Händen
Sie den Feuerbrand zusammen,
Achtet nicht, das unter'm Baume
Glimmend noch ein Scheit zurückbleibt, —
Nur des Gatten Stimme folgend,
Nur die Unglücksmär vernehmend.

Und von hinnen eilt sie flüchtig, —
Eilet wie die Turteltaube,
Wenn im Busch der Liebste locket,
Wie die scheue Waldestaube
Vor des Vogelstellers Netzen;
Wie der Boomerang, der leichte,
Von des Helden Hand geschleudert,
Wenn er sich mit Windesschnelle
Fernem Ziel entgegenschwinget!
Neben ihr der kühle Bergquell,
Über Grant und Kiesel springend,
Bleibt zurück im flinken Wettlauf!
Über ihr die schwarzen Schwäne,
Hell im Sonnenglanze blitzend,
Kurze Frist auf starken Schwingen
Mit ihr um die Wette fliehend,
Müssen ihrer Eile weichen.
Stets von neuem tönt die Stimme,
Ihren Sohlen Flügel leihend:
„Eile, eile, süße Gattin,
Sterbend liegt der starke Rudrer!"

Hier und da, vom Feuerbrande
In des treuen Weibes Händen
Fallen Kohlen, fallen Späne. . . .
Weiter eilt Manukablüte,
Weilt nicht sich darnach zu bücken
Hält im flinken Lauf nicht inne:
Vorwärts strebt sie unermüdlich
Zu des Tongariro Gipfel. — —

Weh, vergebens war die Eile!
Weh, umsonst bebende regten
Sich die leichtbeschwingten Füße!
Eh die letzte Höh' genommen,
Eh die letzte Scholl' erklommen,
Lag erstarrt der treue Sklave
In des großen Renners Armen.

III.

Dämm'rung steigt unhörbar nieder
Auf Maoriland's Gebiete;
Breitet dunkle Riesenschwingen
Schützend über alles Leben,
Breitet zartgewebte Schleier
Um Manukablütes Antlitz,
Deckt das Grab des starken Rudrers
Tief mit nächtlichdüstern Schatten,
Wie mit einem Trauermantel. —

Als die Gattin, näher eilend,
Tot in ihres Gatten Armen
Ngauruhoe angetroffen, —
Schweigend legte trüben Mutes
Sie das heilge Feuer nieder
Auf des Tongariro Gipfel;
Half dem Helden, frommen Sinnes,
Gruft und Bahre zu bereiten;
Half ihm still den Leichnam betten,
Rief mit ihm zum großen Geiste,
Und als — Väterſitten folgend —
Jeder Brauch getreu vollzogen,
Müde an des Gatten Schulter
Lehnt' ihr Haupt Manukablüte,
Und die Dämm'rung senkte nachtend
Ihre schwarzen Riesenschwingen
Auf Maorilands Gebiete. — —

Doch im mitternächt'gen Dunkel . . .
Welch ein Glimmen? welch ein Lodern?
Hier und da, gleich Lagerfeuern,
Sprüht es auf in roten Flammen
Vor des Paars erstaunten Blicken!
Horch . . . ein Knistern! horch . . . ein Knattern . . .
Unter ihnen bebt der Boden,
Wie erfaßt von wildem Krampfe —
Und mit grollendem Getöse
Aus des Tongariro Gipfel
Schlägt hervor gewalt'ge Lohe!

Wo Manukablütens Händen
Vom geweihten Feuerbrande
Je und je ein Scheit entfallen,
Leckten rote Flammenzünglein
Gierig an der Erde Decke,
Nagten weiter, zauberkundig,
Fraßen durch der Erde Kruste,
Lockten aus verborg'nen Tiefen,
Was verwandt mit ihrem Wesen:

Flammen — Dämpfe — Lavamassen —
Quellen, siedend aufwärts steigend,
Daß Maoriland erbebte,
Wie von wildem Krampf geschüttelt!

Heute noch erblickt der Wandrer,
Durch des Eilands Marken streifend,
Überall die Flammenspuren
Des geweihten Feuerbrandes,
Den der heldenstarke Vorfahr
Aus Hawai's Bergen brachte. —
Und wo einst auf weichem Moose
Unter'm schattenden Totara
Rastend saß Manukablüte,
Wo bei ihrem jähen Aufbruch
Glimmend noch ein Scheit zurückblieb, — —
Ragt befremdend aus dem Wasser
Nebelhaft ein weißes Eiland,
Stets verhüllt von Dampfeswolken,
Die in Säulen aufwärts steigend —
Wogend geisterhafte Massen —
Über seinem Haupte schweben.

Wie ein Riesenstrauß Manuka
Grüßt das Eiland aus den Wogen,
In dem Lande der Maori,
Reich an Rätseln, reich an Wundern!

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Der Zustand der Kirchen in Livland 1630.

Der langjährige schwedisch-polnische Krieg zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte in Livland ganz außerordentlich große Verheerungen angerichtet und allenthalben die Spuren eines allgemeinen Zerfalls hinterlassen, eines Zerfalls, der vielleicht noch größer gewesen ist, als ihn der Nordische Krieg verursachte. — Wir geben im Folgenden einen zusammenfassenden und sehr interessanten Bericht über die kirchlichen Zustände im J. 1630 wieder. Er ist von dem 1622 von Kg. Gustav Adolf zum livländischen Superintendenten ernannten Mag. Hermann Samson verfaßt und wurde am 14. April 1630 vom Generalgouverneur Johann Skytte dem König übersandt. Das Original befindet sich in Schwedischen Reichsarchiv zu Stockholm (Liv. Vol. 176). Der Bericht zeigt uns, daß von allen Kirchen (mit Ausnahme der nicht mitberücksichtigten in Riga und Dorpat) nur 17 gut oder doch wenigstens einigermaßen imstande waren. Alle übrigen waren entweder ganz und gar zerfallen und unbenutzbar, oder doch ohne Dach und sonst defekt und baufällig. Sehr schlimm sah es auch mit den Pastoraten aus, vielfach auch mit dem Unterhalt der Pastoren. Es zeigt sich, daß die in Livland Güter besitzenden schwedischen Großen oder ihre Verwalter keineswegs immer bereitwilliger waren, etwas in dieser Hinsicht zu tun, als die alteinheimischen Edelleute. Im J. 1622 waren in ganz Livland nur noch 5 Pastoren übrig; im Laufe von acht Jahren hatte Samson 45 Pastoren eingesetzt und 3 Pröpste ernannt. — Auch über die Pastoren erfahren wir aus Samsons Bericht mancherlei Neues: mehrere bisher unbekannte Personen werden uns hier genannt; von andren wenigstens über ihren Wirkungskreis neue Daten geboten; in unsrem Abdruck ist das jedesmal durch Hinzufügung eines * zu dem Namen kenntlich gemacht worden.

Der Bericht lautet:

Relation des H. Superintendentis vom Zustande der Kirchen in Liefland.

Als ich bin Superintendens geworden Ao. 1622, hab ich nicht mehr als sieben Pastoren in Liefland gefunden, davon dasselbe Jahr ihrer zween sind gestorben. Itzo aber hab ich bei vierzig Pastoren gepflanzet, und wenn noch zwei vacierende Pastoraten werden besetzet sein, alsdann weiß ich nicht, was noch mehr kunnte und möchte besetzet werden. So stehet es nunmehr im Lande:

1. Ampt Rappin. Thomas Orraff, Jan Naggle, beide Cubiassen von Rappin, beklagen sich im Namen aller Rappinschen Pauren, daß sie weit auf 6, 7, 8, 9 Meilen von der Jacobskirchen im Aiaschen, nach der Pölwischen aber die neheren auf 4, die weitesten aber auf 6 Meilen Weges entlegen; bitten, daß ihnen gestattet werde, in ihrem Gebiete eine eigene Kirche aufzusetzen. — Darauf ist ihnen zur Antwort gegeben, daß ihnen zugelassen werde, eine hölzerne Filialkirche im Dorf Leidesitz zu erbauen, mit diesem Vorbehalt, daß die eine Hälfte des Gebiets oder Ampts Rappin die Jacobs-Kirche im Aiaschen bei Wendehof [Wendau], die andere Hälfte die Pölwische Kirche für ihre Hauptkirchen, wie vor alters gebräuchlich gewesen, erkennen und den Herren Pastoren zu Pölwe und St. Jacob für ihren einigen Pastoren und Seelsorger behalten.

Die Kirche zu St. Jacob ist von Steinen erbauet, hat eine Thür mit eisernen Hängen und ist schloßfest, hat ein baufällig Dach von Ziegeln, keine Glocke und keinerlei Geräthe, noch Fenster. Es ist aber verordnet, daß solches alles möge repariret werden. — Der Herr Pastor dieses Orts heißet Bernhardus Schlorffius von Rostock. — Nach der Jacobs-Kirchen gehören folgende Höfe: Aia und Wendehof, Kangesitz [Moisekatz], Mecks, das halbe Ampt Rappin und die Pauren von Haselau, der Hof gehöret nach Dörpt. — Die Pölwische Kirche ist von Steinen erbaut, aber nunmehr stehet sie ohne Dach, sonst ist ein ziemlich vermalet Altar daselbst, hat keine Glocke, noch irgend einige Zierate. — Das Pastorat ist ganz baufällig, muß ganz von neuem erbauet werden.

2. Neuhausen. Der Pastor Christianus Henrici Wiburgensis hat nichts über seine estnische Zuhörer sich zu beschweren, ohn daß er erinnert, man wolle verschaffen, daß das abgöttische Wesen bei ihnen eingestellet werde. Die Zuhörer haben auch nichts wider den Herren Pastoren. — Es haben die königliche deputierten Commissarien als Rötger von Tiesenhausen, Wolmar von Ungern, Heinrich von Rosen, Fridericus Rogius Secretarius, verordnet, daß vom halben Haken ein Külmet Roggen, ein Külmet

Gersten, ein Külmet Habern, ein Knocken Flachs von jedem Pauren gegeben werde, vom Kinde zu taufen 6 Groschen, und von ein Paar Ehevolks zu copulieren 8 Rundstücker, bis daß bessere Unterhaltung ihm geschaffet werde. — Die Kirche ist auf dem Schloß. — Nicht weit hievon ist die Raugesche Kirche entlegen, ist von Steinen erbauet, dachlos, hat keine Fenster, sondern mit einem hangenden Schloß verwahrte Thür. Der Pastor zu Neuhausen prediget auch zu Rauge.

3. Marienburg. Da ist ein Pastor mit Namen Jacobus Praetorius, hat sein fein Auskommen, ist mit seinen Zuhörern woll zufrieden. Die Kirche lieget im Schloß, da sie zusammenkommen.

4. Adsel. Der Pastor heißet Matthias Haber* ein feiner Mann. Die Kirche befindet sich außerhalb dem Schloß; die ist abgebrannt von den Cosacken. Aufm Schloß ist eine Kirche angefertiget, dabei befindet sich ein zinnerner Kelch, welchen sel. Wilhelm Schwarzhoff zur Ehre Gottes gegeben, sonsten ist keinerlei Kirchengeräth vorhanden. — Es wird berichtet, daß 1 Meil Weges vom Schloß ein Pastorat nach der Adselschen Kirchen gehörig liege, und wird itzo Garzemesch genennet, hat 5 Pauren gehabt, so auf einen Haken Landes gesessen; der Herr Peter Sparre hält es itzo. — Vorzeiten haben die Pauren gegeben ein jeder Wirt 1 Landkülmet jedes Korns, 1 Heu, $^1/_2$ M. Geld, Flachs so viel er gegönnet.

5. Fölk. Die Kirche lieget ein viertel Meile Weges vom Hofe, ist in Stenderwerk gebauet und mit roten Ziegeln gedeckt gewesen, aber nunmehr alt, und ist für ratsam angesehen, daß eine neue Kirche von Holz erbauet werde. Die Glocke ist am gewissen und bewußten Ort versenket. Der Herr [Fabian] Plater hat sich erboten, eine neue Kirche zu bauen lassen. — Es müssen aber die Thealsche und Fölksche Kirche zusammen geleget werden. Nach des Moskowiters Zeiten hat sel. Taube zum Pastorat verleget 1 Haken Landes, die zween Kirchenpauren haben ein jeder $^1/_2$ Haken gehabt. Itzige Herrschaft erklärt sich dahin, wenn die Thealsche und Fölksche Kirche beisammen bleiben, daß das Land der alten Verordnung nach dem Pastoren bleiben solle.

6. Antzen. Es befindet sich lauter jung Volk bei dem Antzenschen Hofe, daß man von alten Sachen nichts mit denselben handeln mag. Der Pastor Henricus Fabricius wartet auf bei der Kirchen zu Urbs, dahin Antzen gehöret um den dritten Sonntag. Der Amptmann ist ein Schwede; man kann es fast nicht anders ordnen.

7. Odenpäh. Die Kirche ist von Steinen erbauet, ohne Dach, ganz verfallen, hat keinerlei Geräthe. Das Pastorat ist fast schlecht, jedoch häts nottürftige Gebäude und 2 Gesinde, daraus 3 Tage 2 Arbeiter kommen.

8. Ringen. Auf meinem Hofe Attern [Attramoise] stehet eine feine Kirche unter Ringen belegen. Ein zinnern Kelch und Paten hab ich zur Kirchen verehret. Vorhin sind 3 Kirchenpauren gewesen, itzo nur einer, welchen ich dem H. Pastoren ausgeantwortet. Das Pastorat ist dem Pastoren ganz neu erbauet. Der Herr Claus Fleming giebt vom Hause Ringen nichts dem Pastoren, ohn was die Pauren geben, welches zu beklagen.

9. Randen. Die Pauren sind mit ihrem Pastoren Herren Nicolao Rüggen* [Rüchken] woll zufrieden. Dieser Pastor versiehet auch Kawelecht, bei welcher Kirchen sich gar kein Geräthe findet, ohn einen zinnernen Kelch. Die Kirche ist von Steinen erbauet, stehet ohn Dach; sie sind ermahnet worden, es doch fest zu machen. Sie sagen, daß zum Pastorat zween Haken Landes gehöret. Das Pastorat liegt ganz in der Aschen.

10. Oberpahlen. Die Pauren haben sich nichts über ihren Pastoren Johannem Pomeranum zu beklagen. Weil keine Kirche beim Schloß ist, so wird aufm Saal geprediget. Den Pauren ist angedeutet, sie sollen die Kirche und das Pastorat wiederbauen. Bei der Pillistferschen Kirchen, welche eine Filialkirche ist und daselbst wird einen Sonntag um den andern geprediget, ist ein Dorf, Pillistfer genannt, gehöret dem Pastoren, der es auch besitzt, von $1^1/_2$ Haken.

11. Lais. Der Pastor heißt Bartholdus Erici*, wird von den Junkern und Pauren unterhalten. Die Pauren sind zusammen 98, geben 3 Külmet Getredich. Die von Adel geben 20 Tunnen Getredich, die Hälfte an Roggen, die Hälfte an Gersten. Der Pastor hat keine eigene Kirchenpauren. Die Kirche ist von Steinen, stehet auch ohn Dach. Es finden sich bei der Laisischen Kirchen 3 teutsche Haken Landes, und bei der Jungfrauen-Kirchen (bei welcher um den 3. Sonntag geprediget wird) 1 Haken, welche der Pastor mit seinem eigenen Volk bebauen muß.

12. Talkhof ist zu schwach einen Pastoren zu halten, die Pauren sind an die nächste Örter verleget worden.

13. Rüggen. Die Kirche stehet ohne Dach. Der estnische Prediger von Dorpt prediget im Chor, genannt Joachimus Rossinius.

14. Ecks. Da prediget der Pastor Henricus Fabricius. Bei der Kirchen ist nichts zum besten, ohn ein Stück Landes, welches zum Schloß zu Dörpt verleget. Der Pastor bittet, daß ers wiederbekommen möge.

15. Koddafer. Da kann man kaum etwas gewisses erfahren. Der Pastor heißt Laurentius Michaelis, wird von den Pauren unterhalten.

16. Camby. Die Cambysche Kirche soll mit dem ersten visitiert werden. Soviel vom Dörptischen Kreis.

17. Walk. Zu Walke stehet eine steinerne Kirche ohn Dach, es wird geprediget in des Pastoren Losament. Der Pastor ist gar ein guter Mann, der Walk und Adsel versiehet, Matthias Haber genannt. Er hat bei der Walke wenige Lande und einen Pauren.

18. Fellin und Paistel sind zusammengeleget, der Pastor heißet Johannes Becker* Rigensis. In Fellin stehet noch eine ziemliche Kirche. J. Gn. der Herr Feldherr [Jakob De la Gardie] haben den Pastoren mit 2 Pauren und anderen Geschenken jährlich versehen. Zu Paistel hat er einen Pauren.

19. Karkus. Da prediget Melchior Engelsen*, wird von der Frau Schatzmeisterin übel gehalten. Er hat kaum einen Kirchenpauren. Die Kirche wird mit Gebäud übel versehen. Man tut so viel man kann.

20. Rujen. Der Pastor heißt Christophorus Serarius [Kleinschmidt], hat zwei Pauren. Die Kirche muß auch im Gebäude erhalten werden. Der Pastor tut sein Ampt, wie sichs gebüret.

21. Helmet und Tarwast. Der Pastor heißt M. Ludolphus Holler Rigensis, ist von J. Gn. dem H. Feldherren woll versehen. Das Chor ist bedeckt, darinnen wird geprediget, die Kirche aber noch nicht. Der Pastor hat 2 Kirchenpauren bei Helmet.

22. Ermes. Der Herr [Generalmajor Wilhelm de] la Barre hat 3 Pastoren enturlaubet, treibet es wunderlich mit ihnen; Franzosen und catholische Herzen meinen die lutherische Pastoren nicht. Ich weiß nicht, was ich fast von Ermes schreiben soll.

23. Pernau hat itzo einen Pastoren [wohl Friedrich Loewenstein], sie wollen mich für keinen Superintendenten erkennen, trotzen auf ihr jus patronatus.

24. Salis. Der Herr Per Bannier sollte billig seines Pastoren sich besser annehmen, als geschieht. Ich schreibe und vermahne die Amptleute, es will da nichts helfen. Ich hab müssen zu Salis legen Pürckel und Eichenangern, welche was weit von einander sein, und ist gar ein böser Weg dahin. Der Pastor kann sich dennoch kaum erhalten. Der Pastor heißt Jonas Coperius* [Coppenius?].

25. Dickeln. Zu Dickelhof ist Jonas Ficinus* und hat geringe Intraden, muß in der Junkern Wohnstube predigen. Was die Pauren ihm geben, das hat er.

26. Lemsal und Wainsel sind zusammengeleget, und hat der Pastor [Rötger Pröbsting] sein gut Auskommen. Er hat 3 Kirchenpauren. Die Kirchen aber als Ubbenorm und Lemsal müssen im Gebäude erhalten werden.

27. Loddiger und Roop sind zusammengeleget. Der Pastor heißt Johan Kappun. Bishero ist man sehr faul gewesen in Erbauung der Kirchen zu Loddiger, Gott gebe hinfüro besser. Der Pastor hat nichts überflüssiges. In Roop verfällt die Kirche ganz und gar. Es soll aber an den beiden Örtern andere Ordinanz gemachet werden.

28. Zu Pernigel ist ein Pastor mit Namen M. Matthias Relandt* Rigensis, hat 4 Kirchenpauren. Die Kirche ist ziemlich erbauet, daß man kann zufrieden sein. Die Junkern, so dazu gehören, tun so viel sie vermögen.

29. Dünamünde, Paul Wulffs Gut [Zarnikau], Neuermühlen und Rodenpois sind zusammengeleget. Der Pastor heißt Fridericus Menius, ist neulich dahin gesetzet. J. Gn. Herr Johann Skytte hat ihm seine Pauren verordnet.

30. Wohlfahrt. Zu Wohlfahrt ist Pastor Johannes Fabricius, hat 50 Flor. an Gelde und in allem 35 Pauren, die geben 3 Külmet Korns. Aufs Haus wird geprediget.

31—35. J. Gn. des H. Reichskanzlers Güter, als Burtneck, Wolmar, Trikaten, Wenden, Mojan und Papendorff sind woll versehen. J. Gn. haben des großen Ruhm, daß sie in diesem Fall nichts an sich mangeln lassen. Die Pastoren heißen also: M. Hermanus Ibinck* zu Burtneck; Claudius Sigfridi* zu Wolmar; Antonius Burchardi* zu Trikaten; Bartholomäus Meier* zu Wenden; Andreas Hermanni*, ein alter Mann, zu Papendorf. Sie haben nicht zu klagen. Die Kirchen stehen ziemlich, ohn daß an die Burtneckschе Kirchen das Dach muß gebauet werden. Gottes Wort wird da woll getrieben.

36. Zu Salisburg ist Zacharias Holdius, hat schlechte Gelegenheit, muß in sein Pastorat predigen.

27. Zu Treiden und Cremon ist Pastor Wenceslaus Lemchen Rigensis. Er prediget zu Treiden aufm Schloß. Die Cremonsche Kirche ist nicht dachfest, ohn das Chor. Da prediget er ein. Er hat 2 Kirchenpauren, krieget vom Hause Treiden ein Genanntes, hat gleichwoll nichts überflüssiges.

38. Segewold und Allasch. Die beede Örter verwalten Henricus Kleinschmidt Rigensis. Ein Pastorat ist zu Segewold neu gebauet; hat beim jeglichen Ort 4 Pauren, seine Kirchenlande und stehende Gelde. Die Kirche zu Segewold steht was schlecht, zu Allasch ist sie etwas besser.

39. Nitau und Lemburg werden zusammen verwaltet von Laurentio Hendermanno*. Der Herr Asserson hat ihm vom Hause ziemlich versehen. Er hat 2 Kirchenpauren. Die Kirchen sind was verfallen, müssen an beeden Örtern gebauet werden.

40. Suntzel und Sissegall sind zusammengeleget, da soll ein Pastor hinkommen Johannes Hartmannus Rigensis. An beeden Örtern sind 140 Pauren, geben 3 Külmet Korn. Es sind an beeden Örtern 4 Kirchenpauren. Die Edelleute wollen zusammen geben laut ihrer Hand 184 Taler.

41. Erlaa und Jürgensburg sind zusammengeleget, und werden verwaltet von Andrea Gezelio*. Er hat zwar schlechte Gelegenheit, mag nun besser werden. Zu Jürgensburg ist eine ziemliche Kirche. Er hat über einen Kirchenpauren nicht.

42. Ronneburg und Smilten. Die beede Örter verwaltet Georgius Gravius, hat zusammen an beeden Örtern 9 Pauren. Zu Smilten ist ein ziemlich Pastorat, bei Ronneburg aber ist eine bessere Kirche.

43. Tirsen und was dazu gehörig. Zu Tirsen gehöret Lisohn, da hab ich gesetzet einen Pastoren Michael Cörber* genannt, welcher seine Sustentation hat, und nicht viel mehr. In der Edelleute Höfe wird geprediget, weil da keine Kirchen vorhanden sein.

44. Pebalg und Schuien hat einen Pastoren mit Namen Philippus Nicolai aus der Pfalz, welcher auf das Schloß prediget, und auch da wohnet. Er hat 300 Tlr. von J. Gn. den Herren Reichsadmiral [Karl Karlsson Gildenhielm] und der Pauren Gerechtigkeit. Die Kirche ist ganz und gar zerfallen.

45. Zu Seßwegen ist ein feiner Mann Johannes Gruelius, hat 4 Kirchenpauren und der Pauren Gerechtigkeit, vom Hause hat er wenig. Die Kirche ist ziemlich.

46. Zu Berson ist ein Pastor Johannes Behm, hat 66 Pauren. Vier Pauren gehen dem Pastoren täglich zur Arbeit, und hat ein vollkommen Haken Landes. Die Herrschaft gibt 40 Gulden an Geld, 1 Last Roggen, 1 Last Gersten. Aufs Schloß wird geprediget, da auch noch der Pastor wohnet.

47. Kaltzenau, Lubahn 2c. Der Pastor heißet Johannes Georgius Cureus*, hat ziemliche Gelegenheit; die Pauren geben ihre Gerechtigkeit, 3 Külmet Korns. Hat 3 Kirchenpauren, 1/2 Haken Landes. Seine Sachen können verbessert werden.

48. Zu Kokenhusen ist Pastor Donatus Praetorius, hat vom Hause 24 Lof Roggen. Hat 7 Kirchenpauren, versiehet auch Kroppenhof und Ascheraden.

49. Lennewarden und Jungfernhof. Da ist Pastor Antonius Rose*, hat 3 Kirchenpauren. Sein Pastorat muß gebauet werden. Die Pauren geben 3 Külmet Korns. Die Kirchen müssen nunmehr recht eingerichtet werden wegen des Krieges.

50. Dahlen ist eine schlechte Gelegenheit. Der Pastor [Balthasar Schönemann] ist neulich an der Pest gestorben. Es soll dahin gesetzet werden ein Rigensis mit Namen Eberhardus Herbers. Er hat 50 Tlr. vom Herren Gubernatore und Commissario [Anders Eriksson Häftehufvud], einen oder zweene Kirchenpauren.

Also siehet aus, Ew. Kgl. Mt., wie ich mich meines Ampts angenommen. Was ich sonst mehr getan, mit Abschaffung dieses oder jenes Greuls, mit guten consiliis, solches weiß der, der mich an jenem Tage richten wird. Ich hab an Liefland in diesem währenden Kriege ein krankes Corpus zu curieren gehabt, da hab ich oft praktisieren müssen: Ibant quo poterant, quo non poterant ibi stabant. Wie es Fried ist, sollen die Synodi fortgehen, was ich durch Gottes Gnade darinnen gedenke zu praestieren, solches soll der eventus weisen.

M. Hermannus Samsonius.

Literarische Rundschau.

Kleiststudien.

Zwei deutsche Dichter hat Kant in ihrer geistigen Entwicklung besonders beeinflußt: Schiller und Heinrich von Kleist. Aber sehr verschieden, um nicht zu sagen entgegengesetzt, war die Wirkung dieses Einflusses des Königsberger Philosophen auf die beiden. Der seelisch gesund und stark beanlagte Schiller rang sich durch das Studium der Philosophie Kants zu jenem grandiosen Idealismus durch, der allen Werken seiner Reifezeit den unvergänglichen Stempel aufgedrückt hat. Es war die „Kritik der praktischen Vernunft", die Schiller gefangen nahm und seinem Genius die Richtung gab, so die Richtung gab, daß jedes seiner großen Dramen, vom Wallenstein bis auf den Tell, gewissermaßen als eine immer wieder neue Probe auf das Exempel erscheint.

Kants „Kritik der praktischen Vernunft" konstatiert die teleologische Verknüpfung der Dinge, ein göttliches Weltregiment, dem sich alles, was ist und geschieht, ausnahmslos einordnet. Der kurzsichtige Mensch kann diesen teleologischen Zusammenhang im Leben nicht erkennen, die Aufgabe des Dichters, insbesondere des Dramatikers, ist, ihn in seinen Schöpfungen wie im Bilde klarzulegen. Und das tat Schiller in der Tat in allen seinen Dramen. Man hat, namentlich in jüngster Zeit, diesen Durchgang des Schillerschen Genius durch die Kantische Philosophie bedauert, man hat behauptet, der Philosoph hätte auf Kosten des Dichters zugenommen, die Kantische Philosophie hätte den Dichter um seine Ursprünglichkeit gebracht und ihn damit in der Fähigkeit beeinträchtigt, ganzes, volles Menschenleben und Menschenschicksal unbefangen auszugestalten. Das mag zutreffend sein, zumal Schiller selbst in einem Briefe an Goethe aus dem Jahre 1794 klagt, daß ihn früher gewöhnlich der Poet übereilt habe, wo er philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo er dichten wollte, und noch jetzt begegne es ihm häufig genug, daß die Einbildungskraft seine Abstraktion und der kalte Verstand seine Dichtung störe.

Auch Goethe ist, und noch lange später, derselben Ansicht, denn in einem Gespräch mit Eckermann vom 14. November 1823

sagt er: „Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß Schillers philosophische Richtung seiner Poesie geschadet hat, denn durch sie kam er dahin, die Idee höher zu halten als alle Natur, ja die Natur dadurch zu vernichten.“ Das mag also alles zutreffend sein, es mag wahr sein, daß Schiller ohne Kant ein noch größerer Dichter geworden wäre, nicht zu leugnen ist trotzdem, daß der Gewinn aus dem Studium Kants, das mächtige sittliche Pathos, das seine Schöpfungen durchweht, in erster Linie dazu beigetragen hat, ihn zum Lieblingsdichter nicht nur der deutschen Jugend, sondern der ganzen deutschen Nation zu machen. Man hat eben wieder bei den Feierlichkeiten von Kants hundertstem Todestage wiederholt hervorgehoben, daß Kant der Philosoph des Protestantismus sei; dann aber ist Schiller der Dichter des Protestantismus, er ist das eigentlich viel mehr als Shakespeare, dem dieses Epitheton häufig beigelegt worden ist.

Ganz anders als auf Schiller wirkte Kant auf Heinrich von Kleist. Schiller stieg in dem gewaltigen Gebäude, das der Philosoph aufgeführt hatte, bis zu der Spitze des Turmes empor und gewann dort eine alles umfassende Fernsicht; Kleist verirrte sich in den unteren Regionen der „reinen Vernunft“. Das Ergebnis seiner Kantischen Studien war die Erkenntnis, „daß wir nichts wissen können“. Schillers starker Geist wird durch Kant geklärt und gefestigt, die grüblerische, krankhafte Natur Kleists verfinstert sich immer mehr und mehr bei denselben philosophischen Untersuchungen. „Was der Himmel mit uns will, ahnen wir noch im Tode nicht. Nicht den Zweck des Daseins kennen wir und nicht unsre Bestimmung. Unbegreiflich ist der Wille, der über der Menschengattung waltet.“ In seinen letzten Lebensjahren kommt Kleist etwas weiter, aber doch auch nur zu dem Bekenntnis: „Es kann kein böser Geist sein, der die Welt regiert, es ist bloß ein unbegriffener.“

Kleists Weltanschauung erscheint also im Gegensatz zu der Schillers als eine völlig negative. Wie Schiller aber ist Kleist darin ein subjektiver und vielleicht der subjektivste aller Dramatiker, daß seine Werke in ihrer Idee seine Weltanschauung zum Ausdruck bringen. Das gilt namentlich von den Werken seiner ersten Periode, z. B. von der „Familie Schroffenstein“. Objektiv dagegen ist Kleist wieder — und darin unterscheidet er sich vorteilhaft von Schiller — in der Zeichnung seiner Charaktere. Er gibt trotz mancher Übertreibungen und mancher krankhaften Züge ganze, volle, lebendige Menschen. Er schöpft hier aus der Fülle und kommt in dieser Beziehung unter allen deutschen Dramatikern dem großen Briten wohl am nächsten.

Neben dem Weltenrätsel quälen den Dichter in seiner ersten Schaffensperiode ein glühender, alles verzehrender Ehrgeiz. Er

wollte Goethe den Dichterkranz von der Stirne reißen, und zwar wollte er diesen Sieg mit einem Wurf erringen. Und dieser große Wurf, in dem er auf einmal alles leisten wollte, sollte seine Tragödie „Robert Guiskard" sein. Jahrelang trägt er sich mit dem Plan, jahrelang arbeitet er daran, und dann, als er am Ende scheint, überkommt ihn die Verzweiflung, er fühlt es, er kann die unmögliche Aufgabe nicht leisten, und überliefert sein Lebenswerk den Flammen. Mit einem völligen Zusammenbruch endigt die erste Schaffensperiode. Langsam erholt er sich, rafft er sich auf, leise winkt ihm neue Lebenshoffnung, und scheu und wie vorsichtig tastend greift er wieder in die Saiten der Leier. Die Werke dieser Periode sind weniger von seiner Weltanschauung diktiert, als von seinen persönlichen und den Schicksalen seiner Nation; sie haben den Vorzug, daß sie in der Idee immer objektiver, immer positiver werden. Das letzte ist das einzige wahre große Hohenzollerndrama, das die Deutschen haben, — „Der Prinz von Homburg". Mit diesem Werk scheint sich der Dichter endlich durchgerungen zu haben, und da — erfolgt die Katastrophe: Heinrich von Kleist geht 1811 freiwillig aus dem Leben. Um ganz zu gesunden, wenn er überhaupt gesunden konnte, fehlte es ihm an dem Einen, das er nicht entbehren konnte, an der Anerkennung, dem Ruhm. Er fand für seine letzten großen nationalen Dichtungen nicht einmal einen Verleger, so daß sie erst erschienen, als er schon lange im Grabe am einsamen Wannsee schlummerte. So kam es, daß der Mann, der feurig wie kein andrer seine mißhandelten Volksgenossen zum Kampf für die Freiheit zu wecken versucht hatte, als der Morgen des Freiheitstages hereinbrach, seine Strahlen nicht mehr sah. Und das war so bald nach seinem Tode. Fürwahr, tragisch war das Geschick dieses Tragödiendichters!

Es erhellt aus dem Gesagten, wie ein intimeres Verständnis für die Kleistische Dichtung nur aus einer schrittweisen Verfolgung seiner Lebensschicksale zu gewinnen ist. Das aber ist ein recht mühsamer Gang. Hoch willkommen müssen daher alle Arbeiten sein, die zu solchem Gange den Weg ebnen. Ein Werk dieser Art sind die jüngst im Cottaschen Verlage erschienenen „Kleist-Studien" von Spiridion Wukadinovic. In der ersten dieser Studien behandelt der Verfasser zwei Lustspiele, die Prof. Eugen Wolff in Kiel aufgefunden und von denen er nachzuweisen versucht hatte, daß sie unzweifelhaft von Kleist stammten. Schlagend tut nun Wukadinovic zunächst dar, daß sie nicht von Kleist herrühren können, und beweist dann ebenso sicher, daß der Verfasser kein andrer als Ludwig Wieland ist. Es ist eine wahre Lust, solch eine Untersuchung zu lesen. — Noch reizvoller sind die nächsten beiden Studien über den Guiskard. Die eine verfolgt die innere Entstehungsgeschichte der Dichtung, die andre sucht das verlorene Werk

zu rekonstruieren. Der Verfasser spricht zum Schluß nur von „Vermutungen". Uns erscheinen seine Ausführungen ebenso geistvoll wie überzeugend. Neues und Interessantes bringen auch die letzten beiden Abschnitte über das Werden des „Kätchens von Heilbronn" und des „Prinzen von Homburg". Das Buch erquickt schon als geistreiche Lektüre, ganz abgesehen von seinem bedeutenden wissenschaftlichen Werte.

K. Stavenhagen.

Kunstformen der Natur.

Die bildende Kunst geht überall von der Natur aus und benutzt sie als Stoff, als Staffage, als Typus oder Symbol. Aber ausschließlicher Gegenstand eines Kunstwerks wird die Natur doch nur im Landschaftsbilde sein können und auch da bloß vermöge der typischen Stimmung, die der Maler hineinlegt und der Beschauer herausfühlt. Zwar haben schon die Niederländer jene musterhaften Blumen-, Frucht- und Geflügelbilder verfertigt; aber wirkliche Kunstwerke von absolutem Wert wurden derartige leblose Darstellungen nicht. Erst wenn menschliche Einwirkung die Szene belebte, entstanden solche, wie die großen Jagdbilder von Snyders. Im Stilleben bewundern wir doch nur die subtile Technik, im Jagdstück schon die geistreiche Erfindung. — Während die symbolische Naturauffassung der Griechen in erhabenen, aber doch immer menschlichen Göttergestalten gipfelte, bevorzugt die heutige Malerei phantastische Mischwesen; sie verirrt sich durch raffinierte Symbolik zur Unnatur. In der Landschaftsmalerei aber steigert sich die Gefühlserregung nicht selten bis zu einem Tiefsinn, welcher dem von der Natur gelieferten Landschaftstypus nirgends entspricht.

Solcher Gefahr ist der Dichter weniger ausgesetzt. Die früher beliebte Landschaftsmalerei in Worten ist abgetan. Dagegen hat die Poesie zu allen Zeiten sich beflissen, große und kleine Naturgegenstände und -erscheinungen für ihre Zwecke zu verwerten als Staffage, als Symbol, besonders aber als Allegorie und Metapher. Selbst die geringsten Wesen sind von dieser Anwendung nicht ausgeschlossen; ja sogar alltägliche Entwicklungsvorgänge eignen sich zu effektvoller Einflechtung. Nur ein Beispiel:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künftgen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schoß.

Goethe, Ilmenau, 3. Sept. 1783.

Für die bildende Kunst sind solche Motive selbstverständlich nicht brauchbar.

Wenn nun von „Kunstformen der Natur" die Rede ist, kann zunächst die Kunst gemeint sein, mit der die Natur ihre Lebewesen ausstattet, daß sie auch im kleinsten Maßstabe, ja gerade in diesem die bewunderungswürdigsten, originellsten Gestaltungen aufzubauen imstande sind. — Solche natürliche Kunstformen nachzubilden wird nicht Aufgabe höherer Kunst sein; allenfalls wird der Maler oder Bildhauer sie als nebensächliches Beiwerk in Anspruch nehmen. Dagegen vermag die Kunstfertigkeit zu technischen Zwecken aus jenem Naturgesetz Gewinn zu ziehen. Jene regelmäßigen oder seltsamen, zierlichen, phantastischen Pflanzen- und Tiergebilde, die mit dem bloßen Auge nicht mehr wahrgenommen oder überschaut werden können, sondern erst unter der Lupe oder dem Mikroskop ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit offenbaren, laden geschickte Hände zur Nachbildung ein. — So zahlreich nun die Stoffe und Zwecke der Kunstfertigkeit in Gewerbe und Handwerk — den Hausfleiß nicht zu vergessen — sein mögen, so vielfältig wird die Verwendung der „Kunstformen der Natur" sein können. Hier finden tätigschaffende Menschen und Maschinen eine unerschöpfliche Fülle von Vorlagen für ihre Technik. In diesem Bereiche bedarf es nur zweckmäßiger, geschmackvoller Anwendung schön stilisierter Modelle, keiner geistreichen Erfindung.

Solch ein originelles Werk* zu begründen war Haeckel ganz besonders berufen; er brauchte nur aus der unendlichen Reihe seiner wissenschaftlichen Entdeckungen auf mikroskopischem Gebiet das Ansprechendste auszuwählen und zusammenzustellen, was sonst in gelehrten Arbeiten zerstreut und dem Laien durchaus unzugänglich war.

Alles, was die „Kunstformen" an niederen Tieren und Pflanzen enthalten — es sind ca. 90 pCt. aller Tafeln und man könnte wünschen, es wären alle 100 —, mögen es mikro- oder makroskopische Objekte sein, eignet sich vortrefflich zur Nachahmung. Ihre Muster finden hier: Gold-, Silber-, überhaupt Metallarbeiter, Kunsttischler, Tapetenfabrikanten, Weber, Strickerinnen, Schmuckarbeiter in Zeug, Leder oder andrem Material, Dekorationszeichner, z. B. Verfertiger von Kotillonorden und ähnlichen Artikeln, von Buchschmuck, Verzierungen aller Art u. a. m.

Ganz besonders überraschen die zierlichen Urpflanzen und Urtiere durch beneidenswerten Geschmack in ihrem Aufbau. Solche Tafeln, wie 11, 51, 71 (Protozoen) oder die vielen Nesseltiere

*) Kunstformen der Natur. Von Prof. Dr. Ernst Haeckel. 1. u. 2. Sammlung. 100 Illustrationstaf. m. beschreib. Text. Lpz. u. Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts. Preis M. 30. — Supplementheft. Allgemeine Erläuterung und systematische Übersicht. M. 1,50.

und Quallen, ferner wie 34 (Protophyten) und andre Pflanzenbilder, spotten aller menschlichen Phantasie, die sich vergeblich bemühen würde, derartige Formen- und Farbenschönheit in gleicher Vollkommenheit und Vielgestaltigkeit zu erfinden. Denn nicht nur die Formen, auch die Farben sind von bezauberndem Schmelz und reizender Zartheit, dabei doch so einfach temperiert, daß sich die alte Wahrheit bewährt: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Derartige Meisterwerke gehen nur aus der großartigen Werkstatt der rastlos und schrankenlos schaffenden Natur hervor.

Die glänzende Ausstattung des Werks hat aber auch dafür gesorgt, daß es sich allen empfiehlt, die nicht gerade auf Reproduktion ausgehen, sondern einen kostbaren Beitrag für ihre Sammlung illustrierter Werke wünschen. Die „Kunstformen" gehören von Rechts wegen auf jeden Prunktisch. Für ein so eigenartiges, wertvolles Bilderbuch ist der Preis ein sehr mäßiger. — Als Supplementheft ist den „Kunstformen" ein Nachtrag zur Orientierung über ihren wissenschaftlichen Gehalt beigegeben. Da findet man in Kürze eine Übersicht der dargestellten Naturschöpfungen nach ihrer aufsteigenden Entwicklung. Endlich schließt das Heft mit Tabellen, die über den Gesamtinhalt Aufschluß geben, namentlich auch die Verwendbarkeit der „Kunstformen" im Gegensatz zu der großen Masse sonstiger Erscheinungen hervorheben. — So hat deutsche Wissenschaft allen Gebildeten einen Einblick in das wundervolle Walten der Natur eröffnet und ein Kunstwerk geliefert, das in seiner Art einzig sein dürfte.

F. S.

J. Luiga, Die Fürsorge für Geisteskranke im Baltischen Gebiet. I. Teil. Jurjew 1904. 108 S.

Der Verfasser, Assistent an der psychiatrischen Klinik zu Jurjew, veröffentlicht unter obigem Titel eine Abhandlung, die die Geschichte der Bestrebungen zur Fürsorge für Geisteskranke in den Ostseeprovinzen behandelt. Er schildert die Entwicklung und die Entstehung der Kollegien der allgemeinen Fürsorge, der Anstalten Alexandershöhe und Rothenberg bei Riga, der Anstalt Seewald bei Reval usw. Die Tätigkeit der Gesellschaft Livl. Ärzte und die jahrelangen Bemühungen derselben, die Fürsorge für die bäuerlichen Geisteskranken befriedigend zu gestalten, ist ausführlich gewürdigt, desgleichen die Errichtung einer Fakultät für Nerven- und Geisteskranke in unsrer Universitätsstadt durch weil. Prof. Wahl ihrer Bedeutung entsprechend hervorgehoben. Die Arbeit ist fleißig und erschöpfend und enthält in ihrem sachlichen Teil manchen beherzigenswerten Vorschlag, und unter Umständen wäre die Arbeit es wert, eine fühlbare Lücke auszufüllen.

Leider hat sich aber der Autor berufen gesehen, seiner Abhandlung eine politisch gefärbte Einleitung vorzusetzen, die seine Arbeit zu einer argen Tendenzschrift stempelt. Die an sich beklagenswerte Tatsache, daß die Geisteskranken in den Ostseeprovinzen bis in die Gegenwart hinein ein elendes Dasein führten, dient Herrn Luiga als Argument, um die in unsren Landen herrschende „Herrenmoral" zu beweisen. Seiner Meinung nach waren die rassischen und sprachlichen Unterschiede zwischen der „herrschenden" Gesellschaftsklasse und den „niederen" Ständen so groß, daß die herrschende Kaste an den Sorgen und Schmerzen des bäuerlichen Landvolkes teilnahmlos vorüberging und jeglichen Interesses für die Unterdrückten bar, mit schuld wurde an der physischen und seelischen Degeneration, die unser Landvolk gegenwärtig aufweise. „Konnte überhaupt die schwarze, niedergedrückte Volksmasse, die gesunde oder auch die kranke, irgend ein Interesse erregen, und um so mehr das Interesse unsres Adels."

Es zeigt von großer Voreingenommenheit und größter historischer Unbildung, die Schuld der mangelhaften Fürsorge für Geisteskranke auf die herrschende Gesellschaftsklasse abzuwälzen und diese für eine allgemeine soziale Erscheinung verantwortlich zu machen! In der ganzen westeuropäischen Welt sehen wir denselben Entwicklungsgang in der Frage der Fürsorge für Geisteskranke, wie in unsrer engern baltischen Heimat. Bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand eine ausgesprochene Gleichgiltigkeit aller Gesellschaftsschichten gegen Geisteskranke und von einer zweckmäßigen Fürsorge war nur ausnahmsweise und an einzelnen Orten die Rede. Erst die letzten 30 Jahre brachten einen Umschwung nicht nur in der Frage der Irrenfürsorge allein, sondern überhaupt auf allen Gebieten der öffentlichen Wohlfahrt beobachtet man das wachsende Interesse für soziale Fragen. Es weist auf eine spezialistische Beschränktheit, sein Spezialfach losgelöst von andern Gebieten zu betrachten und Anklagen zu erheben, die doch nur im Zusammenhang mit allgemeinen Zeiterscheinungen richtig zu beurteilen sind. Was würde Herr Luiga sagen, wenn wir in den gleichen Fehler verfallen wie er und an ihn die Frage richten, woran es wohl lag, daß bei den Arbeiten der Gesellschaft Livl. Ärzte in Sachen der Irrenfürsorge, die doch ausschließlich nur die Interessen des bäuerlichen Standes berührten, auch nicht ein einziger estnischer oder lettischer Arzt sich beteiligte! Wir sind weit entfernt, aus dieser auffallenden Tatsache dem estnischen oder lettischen Volke einen Vorwurf zu machen, das wäre ja töricht. Wir erklären uns dieses Faktum aus einer Unbekanntschaft mit psychiatrischen Fragen und aus einem mangelhaften Interesse für gewisse medizinische Nebengebiete. Ein so strenger Beurteiler der baltischen Deutschen, wie Herr L., hätte aber den Mut finden sollen, seine eigenen Volksgenossen zu tadeln und nicht nur den Splitter in seines Nächsten Auge zu sehen. Um uns kaufmännisch auszudrücken, so hoffen wir, daß der Verf. auf eigene Gefahr und Rechnung schreibt und nicht etwa die Ansichten des Prof. W. v. Tschisch und seiner Schule widergibt. Wir würden einen derartigen radikalen Standpunkt im Interesse der gedeihlichen Fürsorge der Geisteskranken im baltischen Gebiet schmerzlich beklagen. Glaubt Herr L. allen Ernstes, daß die Fürsorge für Geisteskranke während der früheren Jahrhunderte und während des Mittelalters im Russischen Reich im Vergleich mit andern europäischen Ländern bessere waren? Beweisen seine phrasenhaften, tendenziösen Zitate gegen den „protestantischen und katholischen" Westen nach dieser Richtung auch nur das allergeringste?! Weiß Herr L. es nicht, daß auch heutzutage in allen unkultivierten Ländern der einzelne Geisteskranke eine verhältnismäßig geschützte Stellung einnimmt, aber es würde doch keinem einfallen, daraus den geringsten Schluß zu ziehen auf soziale Ord-

nung und Wohlfahrt, geschweige denn herabsetzende Vergleiche anzustellen zwischen dem Baltischen Gebiet und andern Ländern! Welcher Dünkel und welche Anmaßung! Ferner, beruht es wirklich auf Tatsachen, daß die „arme und unkultivierte Bevölkerung" (d. h. unser Bauernstand) einen höheren „Prozent" an Geisteskranken darbietet, als die übrigen Gesellschaftsschichten? Sollen wir wirklich an diese sozialistische Phrase glauben und Arme-Leute-Romane als Wahrheit ansehen? Welche Statistik der ganzen Welt könnte diese Tatsache erhärten, und bedeutet es nicht einen Denkfehler, aus einer statistischen Erwägung eines bestimmten Kreises solch folgenschwere Schlüsse abzuleiten. Zugegeben, daß in dem Dörptschen Kreise die Zahl der Geisteskranken eine enorm hohe ist, so sind doch die Ursachen der Geisteskrankheit viel verwickelter, als der Verf. es glaubt, und der Beweis ist noch lange nicht geliefert, daß „der chronische Hunger des baltischen Bauern und seine Überanstrengung unumgänglich eine schwere körperliche und seelische Degeneration hervorrufen mußten, deren Spuren nicht so schnell verschwinden werden."

Es gebricht mir an Raum, um alle Irrtümer des Verfassers im einzelnen zu widerlegen, ich glaube auch, es dürfte eine vergebliche Mühe sein, denn der Haß gegen die Vergangenheit und die baltische Gesellschaft trüben seinen Blick und engen das psychiatrische Gesichtsfeld. Der Verf. ist offenbar noch jung, und wir hoffen, daß er sich nicht in fruchtlosen greisenhaften Anklagen dauernd gefallen wird, sondern daß er die Zeichen der Zeit begreift und in ernster Arbeit die soziale Pflicht an seinen Volksgenossen aufnimmt und dem Beispiel folgt, das die deutsche Gesellschaft in den letzten Jahren darbietet, deren Arbeiten und Erfolge Herr L. selbst im Kap. V—IX so anschaulich schildert.

A.

Karl v. Freymann, Pupa und anderes. Dresden, 1904. E. Pierson. Preis M. 2.

Ein Büchlein für junge Menschen und solche, die es werden wollen, dachte ich mir nach der Lektüre der ersten und letzten Skizze. Der Verfasser Karl von Freymann nennt es kurzweg: „Pupa und anderes". Umgekehrt wäre es vielleicht richtiger gewesen, denn „das andere" ist weit besser und interessanter als „Pupa" und die Schlußskizze „Mein Onkel Adolar", die lieber ganz hätten wegfallen können, schon weil sie im Ton nicht zu dem Übrigen passen. So wie es ist, enthält das hübsch ausgestattete Bändchen 6 Skizzen von ungleichem Wert, die zum Teil nur flott und fließend, zum Teil stimmungsvoll-poetisch, alle aber gut geschrieben sind. Vielen wird besonders der Inhalt der ersten und letzten Skizze zu jugendlich und allzu belanglos erscheinen, andre werden wohl beim Lesen einiger lebhaft an eigene Empfindungen und Gespräche „aus den Tagen der Rosen" und an jugendliche Philosophien erinnert werden. Das soll kein zu harter Vorwurf sein; alle werden Freude haben an der Erstlingsproduktion eines jungen begabten Landsmannes, der Beobachtungsgabe und entschiedenes schriftstellerisches Talent besitzt. Etwas aufdringlich erscheint nur die Mühe, die er sich bisweilen gibt, humoristisch und witzig, gelegentlich auch geistreich zu sein. Das aber ist, im Verein mit geringfügigen stilistischen und kompositionellen Unebenheiten und Härten sowie öfters abfallenden Schlußsätzen, nur ein Zeichen für die Jugend des Verfassers, der Stoff und Feder noch nicht genügend meistert.

Wenig oder nichts dürfte aber auszusetzen sein an der reizenden kleinen Erzählung „Der Lohn". Sie ist meisterhaft geschrieben, ist in ihrer Art eine kleine Perle. Ernst und schlicht, tief gemütvoll und poetisch ergreift sie den Leser durch Stimmung und Inhalt. Sie liefert den Beweis für das wirkliche Können des Verfassers. Sie wird auch von jedermann gern zum zweiten und dritten Mal gelesen werden.

Wenn ich, nach all dem Gesagten, mit dem Vivat auch noch einstweilen zurückhalten muß, so rufe ich dem jungen baltischen Autor doch gern ein lautes und ehrliches Crescat und Floreat zu.

S. v. Sivers.

Otto Gildemeister, Essais. Hrsg. von seinen Freunden. I. Bd., 4. Aufl. Stuttg. u. Brln. 1903. J. G. Cotta.

Wenn ein Werk, das nicht der Unterhaltungsliteratur angehört und keine Tages- und Modenfragen behandelt, in wenigen Jahren vier Auflagen erlebt, so darf man darin wohl ein beredtes Zeugnis für seinen Wert sehen, und in vorliegendem Falle sicher mit höchstem Recht. Otto Gildemeister, der 1902 verstorbene Bremer Senator und Bürgermeister, war bisher weiteren Kreisen vor allem als einer der ersten Meister der Übersetzungskunst bekannt, als genialer Verdeutscher Shakespeare's, Byrons, Dantes und Ariosts, der treue Wiedergabe des Originals und künstlerisch selbständige Nachgestaltung wunderbar zu vereinigen wußte.

Auch in seinen gesammelten „Essays" nimmt uns die souveräne Sprachgewalt schon von der ersten Seite an gefangen. Gildemeister ist nicht einer der jetzt so häufigen Sprachkünstler, die durch neugeschaffene Worte und Wortkombinationen oft mehr verblüffen als erfreuen, — eine Virtuosität, die oft mit recht geringem Sprachverständnis verbunden ist. Was bei ihm imponiert, ist die Herrschaft über das vorhandene Sprachgut, die Reinheit und Klarheit des untrüglichen Feingefühls, das ihn für jeden Gedanken den Ausdruck finden läßt, der uns als der selbstverständlich richtige und angemessene erscheint. Einen solchen Mann über die Handhabung der Sprache urteilen zu hören, muß von höchstem Interesse sein; zwei Essays sind diesem Kapitel gewidmet, „Der Kampf gegen die Fremdwörter" und „Allerhand Nörgeleien", von denen namentlich der erste anzieht durch die Besonnenheit, mit der dies oft leidenschaftlich umstrittene Thema behandelt wird, vor allem aber durch die reiche Fülle sitten- und kulturgeschichtlicher Belehrung, die uns hier aus dem Schatze eines außerordentlich vielseitigen Wissens und einer tiefen und feinen historischen und philosophischen Bildung zu teil wird.

In noch höherem Maße zeigen sich diese Vorzüge in den Aufsätzen, die die Sammlung eröffnen: „Vom Reichtum", „Freuden des Lebens", „Von Höflichkeit". Das sind Fragen der Lebensphilosophie, die jeden nahe angehen, über welche die verschiedenartigsten Urteile die Luft durchschwirren, zumeist aber doch solche, die auf dilettantischer Halbbildung und einem beschränkten Kreise von Erfahrungen beruhen. Dem Grund und Ungrund solcher landläufigen Meinungen geht Gildemeister mit scharfer Kritik zu Leibe. Hierbei kommt ihm außer den oben gerühmten Eigenschaften noch eines zu statten: als Hanseate, als Bremer Patrizier hatte er Beziehungen zu fast aller Herren Ländern, insbesondere zur angelsächsischen Welt, zu England und Nordamerika. Das reiche Beobachtungs-

material, das ihm dadurch zu Gebote stand, hätte freilich kaum ein andrer so sichten und verwerten können, wie er, der mit dem weiten Blick und der Vorurteilslosigkeit des Weltmanns die methodische Schulung des Gelehrten verband.

Endlich enthält die Sammlung eine Auswahl politischer Aufsätze, eine kleine Auswahl nur aus einer großen Menge, denn Gildemeister hat beinah ein halbes Jahrhundert hindurch allwöchentlich zwei Leitartikel für die Weser-Zeitung geschrieben. Daß von diesen Artikeln oder Tagesfragen nur wenige ein bleibendes Interesse haben können, ist ja selbstverständlich; auch über die vorliegende Auslese des Besten aus ihnen wird das Urteil je nach der politischen Parteistellung schwanken, denn sie zeigen auch den Verfasser bei allem Streben nach Objektivität und vornehmer Ruhe des Urteils doch als entschiedenen Parteimann. Sie betreffen meistenteils Fragen der Sozialpolitik und wenden sich polemisch gegen das, was man jetzt mit Vorliebe „praktisches Christentum" nennt, gegen das Bestreben, die soziale Politik auf den Boden der religiösen Weltanschauung zu stellen. Eine Erörterung der prinzipiellen Frage weist Gildemeister allerdings von der Hand und beschränkt sich auf die Bekämpfung einzelner Übertreibungen und Konfusionen, für die das politisch-religiöse Grenzgebiet ja allerdings ein besonders fruchtbarer Boden ist. Auch hier ist Gildemeister stets scharfsinnig, geistvoll und fesselnd; aber es erweckt doch ein gewisses Gefühl der Unbefriedigung, wenn soviel Geist und Scharfsinn auf die Kleinkritik einzelner Äußerungen und Äußerlichkeiten verwandt wird, wo doch die Kernfrage eine so überaus wichtige und dringliche ist.

Diese Zurückhaltung Gildemeisters ist indeß wohl erklärlich; seine besten Mannesjahre fallen in die Zeit, wo sich in wohlberechtigtem Mißtrauen gegen beschränkten Bureaukratismus jene politische Anschauung entwickelte, die in einer freien, möglichst wenig bevormundeten Entwicklung der individuellen Kräfte ihr Ideal sieht. Dieser Überzeugung ist Gildemeister bis zuletzt treu geblieben, auch als seit der sozialen Reform der 80er Jahre eine Umgestaltung in den wissenschaftlichen Anschauungen und in der öffentlichen Meinung eintrat. Diesen Wandlungen steht Gildemeister fremd gegenüber: er vermag ihnen keine Sympathie entgegenzubringen, ist aber anderseits doch eine zu vornehme Natur, ein zu freier Geist, um sie deswegen zu verdammen und zu verketzern. Ihm gegenüber sollten darum auch die auf anderm Boden Stehenden die schöne Kunst üben, fremde Meinung mit Achtung anzuhören. Namentlich aus den politischen Aufsätzen Gildemeisters wird jeder reiche Anregung und Belehrung schöpfen, in denen die Darlegung der eigenen Ansichten im Vordergrunde steht, wie: „Zur Naturgeschichte des Königtums" und die geistvolle Apologie Adam L. Smiths im Essay „Die trostlose Wissenschaft". — — Summa: Ein Buch, dessen Lektüre aufs dringendste empfohlen wird.

K. G.

Neuerschienene Bücher.

Lachenmann, E., Die evangelische Bewegung in Frankreich. 1. Hälfte 50 S. (= Berichte üb. den Fortgang der „Los von Rom-Bewegung." 2. Reihe. 6. Hft.) München. M. 0,60.

Köhler, Dr. W., Ein Wort zu Denifle's Luther. 49 S. Tübingen. M. 1,25.

Fiebig, P., Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu. 167 S. Tübingen. M. 3.

Friedländer, M., Griechische Philosophie im Alt. Testament. E. Einleit. in die Psalmen- u. Weisheitsliteratur. 223 S. Brln. M. 5,40.

Goetz, K. G., Die Abendmahlsfrage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. E. Versuch ihrer Lösung. 312 S. Lpz. M. 9.

Graß, M. Karl Konr., Grundriß der Offenbarung Johannis für gebildete Bibelleser. 32 S. Riga, Jonck u. Poliewsky. 30 Kop.

Nerling, Past. Fr., Wesen und Form des Abendmahl-Konsekrationsaktes nach Schrift u. Bekenntnis. 65 S. Riga, Jonck u. Poliewsky in Komm. 60 Kop.

Limann, Dr. P., Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Neue verm. Volksausgabe. 294 S. Brln. M. 3.

Pringsheim, A., Über Wert u. angeblichen Unwert der Mathematik. Festrede. 44 S. München. M. 1,20.

Beiträge zur Psychologie der Aussage. Mit bes. Berücksichtigung von Problemen der Rechtspflege, Pädagogik, Psychiatrie u. Geschichtsforschung. Hrsg. v. L. W. Stern. 4. Hft. 123 S. Lpz. M. 4.

Grabowsky, Dr. N., Die ideale Ehe, wie muss sie beschaffen sein? 38 S. Lpz. M. 0,50.

Böckel, Dr. Fr, Detlev v. Liliencron im Urteile zeitgenöss. Dichter. 144 S. Brln. M. 1,50.

Witkowski, Prof. Dr. G., Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag. 32 S. Lpz. M. 0,20.

Knortz, K., Die amerikanische Volksschule. 49 S. Tübingen. M. 0,60.

Gaehde, Chr., David Garrik als Shakespeare-Darsteller u. seine Bedeutung f. d. heut. Schauspielkunst. 198 S. Brln. M. 4,50.

Sieper, E., Das Evangelium der Schönheit in der engl. Literatur u. Kunst des 19. Jahrh. 30 Vorträge üb. die Vorbereitung u. Entwicklung der ästhet. Kultur in England. 377 S. Dortmund. M. 7.

Bleibtreu, Karl, Die Vertreter des Jahrhunderts. 1. Bd. 359 S. Lpz. M. 7,50.

Sawalischin, O. J., Memoiren. 2 Bde. 380 u. 446 S. (russ.). München. M. 5.

v. Elsberg, R. A., Elisabeth Báthory (Die Blutgräfin). Ein Sitten- und Charakterbild. 2. verm. Aufl. 269 S. Breslau. M. 3.

v. Glümer, Claire, Aus e. Flüchtlingsleben (1833–39). Die Geschichte meiner Kindheit. 323 S. Dresden. M. 4.
Klaeber, Oberstleutn. a. D. H., Fürst Alexander I. von Bulgarien. Ein Lebensbild. 347 S. Dresden. M. 9.
Kretzschmar, J., Gustav Adolfs Pläne u. Ziele in Deutschland und die Herzöge zu Braunschweig u. Lüneburg. 529 S. Hannover. M. 10.
Schneegans, Aug., 1835–88. Memoiren. E. Beitr. z. Gesch. des Elsasses in der Übergangszeit. A. d. Nachlasse hrsg. von Prof. Heinr. Schneegans. 479 S. Brln. Gebr. Paetel. M. 10.

Gleiner, Dr. A., Sibirien, das Amerika der Zukunft. Nach J. Foster Fraser's The real Siberia. 80. S. Stuttg. M. 1.
Seidel, A., Das Geistesleben der afrikanischen Negervölker. 340 S. Brln. M. 4.

Dresdner, Alb., Der Weg der Kunst. 349 S. Jena. M. 7,50.
Geisel, W., Wie ich mit meinen Jungens Kunstwerke betrachte. 115 S. Glückstadt. M. 3.
Muthesius, H., Kultur und Kunst. Gesammelte Aufsätze über künstl. Fragen der Gegenwart. 155 S. Jena. M. 4.

Preisausschreiben

der

Baltischen Monatsschrift.

Die **Baltische Monatsschrift** setzt einen Preis aus von **75 Rbl.** für die beste **Novelle** oder **novellistische Skizze.** Die Bedingungen sind folgende:

1) Als Bewerber kommen nur einheimische Autoren in Betracht.
2) Der Stoff ist dem wirklich charakteristischen und typischen heimatlichen Leben der Gegenwart oder doch der jüngsten Vergangenheit (19. oder 20. Jahrhundert) zu entnehmen.
3) Der Umfang soll nicht größer sein als 2 Druckbogen unsres Formates.
4) Einlieferungszeit: **Februar 1905.**
5) Dem nur mit einem Kennwort versehenen Manuskript ist ein mit demselben Kennwort bezeichnetes, verschlossenes Kuvert beizufügen, das den Namen des Autors enthält. Mit dem offenen Autornamen versehene Manuskripte können keine Berücksichtigung finden.
6) Die des Preises für wert befundene Arbeit soll sodann in der „Baltischen Monatsschrift" veröffentlicht werden.

Ihre Mitwirkung als Preisrichter haben bereitwilligst zugesagt: Herr Guido Eckardt, Herr Oberlehrer Karl Girgensohn, Herr Redakteur Dr. Ernst Seraphim, Herr Redakteur Karl Stavenhagen.

Die Redaktion
der „Baltischen Monatsschrift."

Juni 1904.

Baltische Chronik.

September 1903 — September 1904.

1. September. Riga. Auf Veranlassung des Ministeriums des Innern sind den Stadtverordneten vom Stadtamt Fragebogen zugegangen, zur Beantwortung folgender Fragen: Glaubensbekenntnis, Stand, Titel oder Rang, Bildungsgang, Alter, Vermögen (Nettoreveniien des Immobils), ob und wann früher Stadtverordneter gewesen, seit wann in Riga wohnhaft oder ob hier geboren, ob er ein städtisches, ständisches oder landschaftliches Wahlamt bekleidet. — Diese Enquete wird mit der geplanten, für Petersburg bereits durchgeführten Kommunalwahlreform in Verbindung gebracht. („Rig. Tgbl.")

3. September. Die Gemeinden Tammenhof und Randen im Jurjewschen (Dörptschen) Kreise sind zu einer verschmolzen worden. (Balt. Chr. I. 151).

3. September. Reval. Das Stadthaupt macht der Stadtverordnetenversammlung die bemerkenswerte Mitteilung, daß die durch den Tod eines Stadtverordneten entstandene Lücke in der Stadtverordnetenversammlung nicht ausgefüllt werden kann, da die beiden in Frage kommenden Ersatzmänner Heil und Kärp es abgelehnt haben, dieser Stadtverordnetenversammlung beizutreten.

4.—9. September. Mitau. Kurländische Provinzialsynode unter Leitung des Generalsuperintendenten O. Panck, der den Jahresbericht über das äußere und innere Kirchenwesen im kurländischen Konsistorialbezirke erstattete. Ferner referierte P. Grüner-Salgaln über die Kurse für innere Mission, die im Juni des Jahres in der Anstalt Thabor bei Mitau von Pastor Oehlkers aus Deutschland für ca. 60 livländische und kurländische Pastoren gehalten hatte; Propst H. Seesemann hielt einen Vortrag über den Missionsbefehl und die Einsetzung der heiligen Taufe, P. Bernewitz-Neuenburg über den Reli-

gionsunterricht und dessen Programme, P. Dr. A. Bielenstein sprach über Aufgaben und Ziele der lettisch-literarischen Gesellschaft. Über die Konfirmation und die gegenwärtige Konfirmationspraxis handelte P. Kluge-Libau, Propst Gläser über die Konfirmation der Taubstummen. Die Debatten über diese Vorträge, die Erledigung von geschäftlichen Fragen usw., nahm die übrige Zeit der Synode in Anspruch.

5. September. Reval. Ausstellung des Estländischen Gartenbauvereins, die auch aus Livland reichlich beschickt ist und namentlich eine Vereinigung der verschiedenen baltischen Gartenbauvereine zur Entwicklung des Obstbaus anzubahnen verspricht. Die Gründung eines gemeinsamen fachmännischen Preßorgans wird ins Auge gefaßt.

6. September. Beim Volksschullehrerseminar in Wolmar soll ein Versuchsfeld angelegt werden, um die Zöglinge mit der landwirtschaftlichen Praxis bekannt zu machen. Die Leitung des landwirtschaftlichen Unterrichts ist einem Russen Kalinkinski, Absolventen des Nowo-Alexandriaschen landwirtschaftlichen Instituts übertragen worden. („Düna-Ztg.")

7. September. Professor Dr. Friedrich Bienemann † in Straßburg i. E., 65 J. alt.

8. September. Wenden. Für eine öffentliche Bibliothek, die auf Anregung der hiesigen russischen Intelligenz aus Privatmitteln gegründet worden ist und statutenmäßig Bücher in russischer, deutscher, lettischer u. a. Sprachen anzuschaffen hat, war auf wiederholtes nachdrückliches Ansuchen eine Subvention von 150 Rbl. jährlich aus Stadtmitteln bewilligt worden. Es stellt sich nun heraus, das von der Verwaltung im Laufe eines Jahres nur 3—4 deutsche und ein lettisches Buch angeschafft worden sind. („Rig. Rundschau".)

8. September. Reval. Im estländischen landwirtschaftlichen Verein hält Ernst v. Samson einen Vortrag über die in Dänemark und Schweden mit bestem Erfolge eingerichteten Kontrollvereine für Milchvieh und regt ihre Einführung in den baltischen Provinzen an. Der estländische Verein betraut eine Kommission mit der Bearbeitung dieser vielversprechenden Neuerung.

8.—10. September. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses. U. a. wird eine nichtoffizielle Edition der estländischen Bauerverordnung in Aussicht genommen und die Bearbeitung des Materials dem Sekretär der Landsteuerkommission v. Bodisco übertragen. — Ein Kommissionsentwurf von Regeln für die Beförderung von Passagieren und Estafetten auf den Poststationen Estlands wird approbiert und soll zur Bestätigung vorgestellt werden.

Der Ritterschaftshauptmann wird vom Ausschuß ersucht, durch die Kreisdeputierten und Kirchenvorsteher Daten über die im laufenden Jahre auf dem flachen Lande vorgekommenen Vergehen gegen das Eigentum und die öffentliche Sicherheit einsammeln zu lassen und dem Gouverneur die Organisation von außerordentlichen Sicherheitsmaßregeln sowie eine Kontrolle über den Verkauf von Schußwaffen in Vorschlag zu bringen. Für die Durchführung dieser Maßregeln wird dem Ritterschaftshauptmann ein diskretionärer Kredit aus der Ritterkasse eröffnet.

Die Presse berichtet unausgesetzt von Raub und Diebstählen auf dem Lande. — Der Wesenbergsche Kreischef erläßt ein Rundschreiben an die Gemeindeältesten, in dem ihnen vorgeschrieben wird, Räuber und Brandstifter, die in den Wäldern hausen, eventuell durch Treibjagden einzufangen. Die Pferdebesitzer sind zu verpflichten, ihre Pferde nachts nicht ohne Aufsicht zu lassen, in den Dörfern haben Nachtwächter zu patrouillieren, Landstreicher sind sofort der Polizei zu überweisen. Saumselige Gemeindeälteste sollen keine Medaillen bekommen, eifrigen werden Geldbelohnungen zuerkannt werden. — Diese Anordnungen helfen nicht viel, da nach Angabe estnischer Blätter die Furcht vor der Rache der Verbrecher groß und verbreitet ist.

8. September. Libau. Dem R. Nehring und dem Zahnarzt Naphtal Aronstam ist am 12. August die Herausgabe eines „Libauer Sonntagsblattes" konzessioniert worden. Programm: Nachrichten über Kunst und Wissenschaft, Feuilleton, Lokales und Korrespondenzen, Bekanntmachungen. („Reg.-Anz.")

11. September. Nach den Manövern in Siedlce begeben sich Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin Alexandra Feodorowna mit Ihren Kindern von Skiernewice nach Darmstadt.

13. September. Libau. Der Großfürst-Thronfolger trifft in der Stadt ein und begibt sich sofort zu Schiff weiter nach Kopenhagen.

13. Sept. Frauenburg. Die Stadtdeputierten wählen an Stelle des vom Gouverneur am Anfang des Jahres zum Stadtältesten ernannten Kapeller, für diesen Posten J. Wizinsky, der im Amt bestätigt wird, nachdem der Gouverneur den Rücktritt Kapellers auf dessen Gesuch genehmigt hat.

14. Sept. Der „Rish. Westn." klagte dieser Tage über die klägliche materielle Lage der orthodoxen russischen Kirchenschule und ihrer Lehrer im Gebiet. Der „Postimees" bemerkt zu seinem Referat über diesen Gegenstand lakonisch: „Wir wollen von einem derartigen Artikel nicht weiter reden. Es sei nur bemerkt, daß es sich nicht lohnen würde, über die materielle Ausstattung der russischen orthodoxen Schulen zu klagen, denn sie werden errichtet und werden unterhalten von der Krone." (Nordlivl. Ztg.)

15. September. Die „Rigasche Eparchialzeitung" gibt die Zahl der Übertritte von der lutherischen Kirche zur Prawoslawije im Jahre 1902 für Livland auf 385 an (139 Männer und 246 Frauen); in der ganzen Rigaschen Eparchie seien in demselben Jahre 652 Lutheraner zur Prawoslawije übergetreten. Im Jahre 1901 seien übergetreten in Livland 171 Personen männlichen und 299 weiblichen Geschlechts, zusammen 470, und in der ganzen Eparchie 714 Personen. Der Durchschnitt für beide Jahre (428) sei für Livland als die niedrigste Durchschnittsziffer der Übertritte während des letzten Jahrzehnts anzusehen (s. Balt. Chr. 1903 Juli 17.)

17. September. S. M. der Kaiser weilt als Gast des Kaisers von Österreich in Wien und Schönbrunn, von wo sich die Monarchen zur Jagd nach Mürzsteg begeben. Am 20. reist der Kaiser nach Darmstadt zurück.

17. Sept. Oberpahlen. Mißhelligkeiten mit einem Beamten, der sich plötzlich als Vorgesetzten des Ortsältesten entdeckt hat, veranlassen diesen, den Apotheker Leo Naritz, seinen Abschied vom Ehrenamt als Vorsteher des Fleckens zu nehmen, nachdem Oberpahlen in den 19 Jahren seiner Verwaltung eine bemerkenswerte Entwicklung vor sich gebracht hat. Seiner Initiative verdankt der Ort eine Feuerwehr, Straßenpflasterung und Beleuchtung und ein städtisches Schlachthaus, in jungen Jahren hat er sich schon an der Gründung des deutschen Bürgerklubs beteiligt — kurzum den Aufschwung Oberpahlens in kommunaler und sozialer Beziehrung angeregt und mit Rat und Tat gefördert. So durfte er die Einwohner des

Orts im Jahre 1897 veranlassen, um die Verleihung von Stadtrechten an Oberpahlen zu petitionieren, welches Gesuch vom Gouverneur Ssurowzew befürwortet wurde; die definitive Entscheidung steht noch aus. — Auch das Polizeiwesen war von Naritz im J. 1897 dahin geregelt worden, daß ein Landpolizist speziell für den Ort auf Kosten der Einwohner angestellt wurde. Diese Einrichtung hat sich allerdings nicht aufrecht erhalten lassen, da der gegenwärtige hiesige Kreischefsgehilfe für gut befunden hat, die Verwendung dieses Polizisten für Ortszwecke, als Marktaufseher, zu verbieten, worauf die Einwohner ihre freiwilligen Zahlungen für ihn gekündigt haben.

Der von der Gouvernementsregierung eingesetzte Nachfolger Naritz' hat bereits nach 3tägiger Amtsführung seinen Abschied genommen und niemand im Ort soll gewillt sein das Ehrenamt unter obwaltenden Umständen anzunehmen. („Nordl. Ztg.")

18. Sept. Der „Fell. Anz." berichtet, daß die hiesige Kreispolizei an eine mit dem Lehrerinnenzeugnis versehene junge Dame, die Privatstunden und Nachhilfeunterricht erteilt, das Ansinnen gestellt habe, sie möge sich schriftlich verpflichten, ohne Genehmigung der „Lehrobrigkeit" fernerhin keinerlei Unterricht zu erteilen. — Die Vorladung in solchen Dingen gehört, wie der „Fell. Anz." richtig bemerkt, eigentlich nicht zu den Kompetenzen der Kreispolizei.

18. Sept. In Kemmern wird eine zweiklassige Ministeriumsschule eröffnet.

18. Sept. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung lehnt den Antrag Tönissons ab, der Treffnerschen Privatschule eine jährliche Subvention von 500 Rbl. zu gewähren, doch wird Treffner zur Tilgung von Immobiliensteuerrückständen eine einmalige Unterstützung von fast 400 Rbl. gewährt.

19. Sept. Jurjew (Dorpat). Ein Verein „Friedheim" konstituiert sich nach obrigkeitlicher Bestätigung und übernimmt die Weiterführung einer gleichnamigen Heimstätte für unbemittelte und kranke Frauen aus den gebildeten Ständen, die vor 25 Jahren von einer privaten Vereinigung von Damen und Herrn ins

Leben gerufen und als Filiale des „Hilfsvereins" allmählich so weit gebracht worden ist, daß sie jetzt in einem eigenen Steinhause 32 Damen beherbergt.

20. Sept. Einer Deputation der Verwaltung der Kommerzschule des Rigaer Börsenvereins wird vom Verweser des Finanzministeriums eröffnet, daß die Frage des Überganges der Kommerzschulen in ein anderes Ressort fürs erste noch offen bleibe.

Seit dem Rücktritt des Finanzministers Witte wird die Ausscheidung verschiedener Verwaltungszweige aus dem Finanzministerium des öfteren in der Presse diskutiert. Es wurde dabei auch die Vermutung ausgesprochen, daß die Schulen einem neu zu schaffenden und mit der Verwaltung der Handelsschiffahrt und der Häfen verbundenen Handelsministerium unterstellt werden würden.

20. Sept. Zum Vizegouverneur von Kurland wird der Kapitän im Preobrashenskischen Leibgarderegiment Ismail Wladimirowitsch Koroftowetz ernannt unter Zuzählung zur Gardeinfanterie und Umbenennung zum Oberstleutnant. Er tritt sein neues Amt in Mitau am 30. September an.

20. Sept. In Windau werden einige Klassen eines Mädchengymnasiums eröffnet.

20. Sept. In Wenden findet eine Versammlung der Gemeindeschreiber des lettischen Teiles von Livland statt, die von 84 Teilnehmern besucht ist. Unter dem Vorsitz des Waidauschen Gemeindeschreibers Berg wurden die Statuten einer gegenseitigen Unterstützungskasse beraten. Die Mehrheit entschied sich für die Statuierung einer obligatorischen Mitgliedschaft und beschloß um Bestätigung eines in diesem Sinne gehaltenen Statuts nachzusuchen, das sich auf die Kreise Riga, Wolmar, Wenden und Walk beziehen soll.

20.—25. Sept. In Riga findet der II. Kongreß russischer Gartenbauer statt, bei dem die Rigasche Abteilung der Kais. russ. Gartenbaugesellschaft, der hauptsächlich Letten angehören, die Honneurs macht. Präsident des Kongresses ist Professor Gobi aus Petersburg. Der Kongreß, der nicht sehr zahlreich besucht ist, ca. 50 Teilnehmer, beschäftigt sich, abgesehen von einigen Vorträgen, mit der Besichtigung der Rigaschen Gärtnereien und der im Wöhrmannschen Park veranstalteten Gartenbauausstellung.

23. Sept. In Walk gelangt vor einer auswärtigen Sitzung der Kriminalabteilung des Rigaschen Bezirksgerichts hinter geschlossenen Türen ein Kriminalprozeß gegen den früheren Pastor Ad. Plamsch zu Marienburg zur Verhandlung. Die Anklage stützte sich auf Art. 192 und 194 des Strafgesetzbuches — Konfirmation und Annahme zum Abendmahl einer von der orthodoxen Kirche reklamierten Person. Pastor Plamsch wurde zur Remotion vom Amt verurteilt, das Urteil wird aber durch ein gleichlautendes vom 17. Okt. 1902 absorbiert.

23. Sept. Walk. Stadtverordnetenversammlung. Während jeder Stadtverordnete den neuen Marktplatz bei seinem Immobil haben will (s. Balt. Chr. 1903 Mai 23), protestiert jetzt wieder jeder Vertreter des gemeinen Wohles dagegen, daß die öffentliche Retirade, deren Bau bereits beschlossen und vergeben worden ist, in der Nähe seines Hauses errichtet werde, was sehr begreiflich erscheint, da eine Retirade ohne Wasserleitung und Kanalisation die ganze Umgegend verpesten muß. Eine Einigung läßt sich nicht erzielen und es kommt zu dem Verlegenheitsbeschluß, dem Stadtamt die Bestimmung des Platzes zu überlassen.

24. Sept. Riga. Nach dem Rechenschaftsbericht des Theaterkomitees der Großen Gilde beträgt das Defizit des Stadttheaters pro 1902/3 30,364 Rbl. und die Garanten werden zu seiner Deckung mit 72 pCt. ihrer Garantiezeichnungen herangezogen. Seit der Saison 1894/95, wo die Reichstrauer einen großen Ausfall der Einnahmen verursachte, hat das Defizit eine derartige Höhe nicht erreicht; in den beiden Vorjahren betrug es nach einander 12,000 und 22,000. Rbl.

Im Hinblick auf dieses finanzielle Resultat des deutschen Theaters und auf einen günstigen Kassaabschluß, den das russische Theater publiziert, registriert „Ein Bürger Rigas" in der „Düna-Ztg." folgende russischen Preßstimmen:

Die „Nowoje Wremja" schreibt: „Die russische Bevölkerung Rigas allein konnte dem russischen Theater natürlich nicht so große Einnahmen bringen; das Theater wurde aber eifrig auch von den andern Einwohnern Rigas besucht. Dieses Faktum ist besonders erfreulich und bedeutsam, da es vom Wachstum des russischen kulturellen Einflusses in Riga Zeugnis ablegt."

Die „Moskowskija Wedomosti" schreiben über dasselbe Thema: „In der verflossenen Saison bestanden die Besucher zur Hälfte aus Deutschen, Letten, Hebräern, Polen; von den Deutschen waren es natürlich nicht die sogenannten Literaten."

Daß das russische Theater „reichlich" von Deutschen besucht worden ist, läßt sich nach diesen tendenziösen Preßstimmen nicht als festgestellt ansehen; eine im alten Riga sehr versierte Persönlichkeit, die ex officio das russische Theater zu besuchen hat, behauptet sogar, daß sie dort nie ein „bekanntes Gesicht" gesehen habe; es darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß beide Theater mit einem quantitativ und qualitativ sehr verschiedenen Personal arbeiten, — und dennoch ist die Mahnung des „Bürgers Rigas" sehr am Platz: „Aus vieler Munde ist in letzter Zeit der Ausspruch gehört worden: Kunst ist international. Dieser Ausspruch ist eine Phrase. International ist der abstrakte Verstand und was aus ihm hervorgeht, z. B. Logarithmen, Logik, Mechanik. National ist die Empfindung, denn sie quillt aus dem Blut und aus der Rasse. Die Kunst, als Ausdruck und Niederschlag des Empfindungslebens, ist das nationalste, was es gibt. Aber freilich, Blut und Farbe sind nicht jedermanns Sache."

25. Sept. Die Redaktion des „Rishski Westnik" wird mit Genehmigung der Oberpreßverwaltung dem erbl. Ehrenbürger Iwan Isidorowitsch Wyssotzki übertragen.

25. Sept. In dem bekannten Kriminalprozeß des Herrn v. Stryk-Tignitz gegen den Sakala-Redakteur Ado Peet wegen Verleumdung (der Kläger war in der „Sakala" der Anwendung eines zwiefachen Zollmaßes bei der Anfuhr und beim Verkauf von Balken bezichtigt worden) wurde das für Peet auf $1^1/_2$ Monate lautende Urteil des Rigaschen Bezirksgerichts vom St. Petersburger Appellhof bestätigt, vom Senat aber kassiert. Am 21. August ist Peet, wie die „Sakala" mitteilt, nach einer neuen Verhandlung vom Appellhof auf Grund des Art. 771 Pkt. 1 der Krim. Proz.-Ordnung freigesprochen worden.

25. Sept. In Riga finden unter dem Vorsitz des Volksschulendirektors Wiljew, in besonders wichtigen Fragen unter der Leitung des Kurators, Konferenzen in Volksschulangelegenheiten statt, an denen 4 Inspektoren aus Livland und je einer aus Kurland und Estland teilnehmen. Hauptsächlich wird das Programm der Volksschulen einer Durchsicht unterzogen, wobei für notwendig erkannt wird, den Kursus der Volksschule auf dem Lande bis auf 4 Winter und den der Elementarschule in den Städten bis auf 4 Jahre zu ver-

längern, da man nur dann einigen Nutzen von dem Unterricht der fremdstämmigen Kinder in russischer Sprache erwarten könne. Um die Reichssprache den fremdstämmigen Kindern beibringen zu können, sollen die Programme in einigen Stücken gekürzt werden und nur das Allernotwendigste berücksichtigt werden. — Die Unterrichtserfolge in den lutherischen Gemeindeschulen ferner sollen so weit gesteigert werden, daß die Kinder aus ihnen in die dritte Klasse der drei- und vierklassigen Stadtschulen übergehen können. — Die Ausarbeitung der neuen Programme wird den Teilnehmern der Konferenz aufgetragen. („Rish. Westn.")

27. Sept. Darüber, daß die deutsche Sprache in den Konsistorien, auf Synoden und in Kirchenkonventen der lutherischen Kirche die offizielle ist, beklagt sich die „Rig. Aw." und plaidiert für Gleichberechtigung des Estnischen und Lettischen mit dem Deutschen. — Dieses Gegenstandes bemächtigt sich der „Rish. Westn." und findet das Verlangen des lettischen Blattes „äußerst natürlich und gerecht", fügt aber hinzu: „Unsres Erachtens wäre es am allergerechtesten, wenn man ohne unnütze Übergänge, zugleich mit einer Reorganisation der allgemeinen Struktur der veralteten Kirchenadministration es den Konsistorien und Gemeinden zur Pflicht machen würde, ihre ganze offizielle Korrespondenz und ihre Bücher in derjenigen Sprache zu führen, die schon sowohl in der Volksmasse als auch in allen Regierungs- und kommunalen Institutionen des Gebiets eine weite Anwendung findet, d. h. in der Reichssprache."

Die Kirchenbücher müssen bereits russisch geführt werden, ebenso die Korrespondenz mit Kronsbehörden, — eine weitere Ausdehnung der Anwendung der russischen Sprache im geschäftlichen und internen Verkehr der lutherischen Kirche ist nie von der Regierung intendiert worden; wie wenig begründet oder gar notwendig eine solche Ausdehnung wäre, entgeht wohl nur dem allerunwissendsten — oder allerungerechtesten „Rish. Westn.".

28. Sept. Im Blödenheim Marienhof bei Fellin wird ein neuerrichtetes steinernes Frauenhaus für 55 Pfleglinge durch den Generalsuperintendenten Oehrn geweiht. Die Anstalt ist dadurch in die Lage versetzt 100 männliche und weibliche Pfleglinge zu beherbergen. Die Mittel zum Bau sind überraschend schnell durch reiche Gaben der Gönner der Anstalt zusammengekommen. Als vor Jahresfrist der Bau, der auf 17,000 Rbl. veranschlagt worden war, beschlossen wurde, standen 3000 Rbl. für ihn zur Verfügung; nach seiner nunmehrigen Vollendung verbleibt dem Institut Marienhof nach

Bestreitung aller Bau- und Einrichtungskosten aus den Spenden für das Frauenhaus noch ein Kapital von 7000 Rbl., dessen Zinsen reiche Früchte tragen dürften.

28. Sept. Die Kürzung des Programms für die Ausarbeitung der Materialien der allgemeinen Volkszählung vom J. 1897, von der gerüchtweise bereits die Rede gewesen war, bewahrheitet sich. In den eben — nach mehr als 6 Jahren — erscheinenden Lieferungen über die Gouvernements Pensa und Kaluga wird mitgeteilt, daß die im Januar 1902 niedergesetzte besondere Kommission befunden hat, das vom statistischen Zentralkomitee ausgearbeitete Programm sei im Verhältnis zu den für die Volkszählung angewiesenen Mitteln zu umfangreich. Die Kommission hat es daher gekürzt und 52 Tabellen entworfen, nach denen das Material nun bearbeitet wird. Es werden nun keine Unterschiede zwischen ständig und zeitweilig anwesenden Personen, zwischen russischen und ausländischen Untertanen gemacht werden, usw.

Da die ganze Zählung jetzt nur noch einen stark reduzierten Wert hat, ist diese Anordnung wohl auch das beste, was geschehen konnte.

28. Sept. Mit der Aufsicht über den Geschichtsunterricht in sämmtlichen mittleren Lehranstalten des Rigaschen Lehrbezirks wird ein Professor Jassinski von der Jurjewschen Universität beauftragt.

29. Sept. Windau. Der Kurator des Lehrbezirks hat auf die Bitte vieler Einwohner der Stadt um seine Verwendung für Weiterbewilligung der Subvention an die einzige Privatknabenschule in Windau (Balt. Chr. 1903 Juli 1) geantwortet, es stehe nicht in seiner Macht der Stadtverordnetenversammlung die Weiterzahlung der Subvention aufzuerlegen, er verspricht aber die Eröffnung einer Realschule im nächsten Jahr.

30. Sept. Riga. Das Akzisereffort beabsichtigt die Zahl der Konzessionen von Trakteuranstalten mit dem Recht zum Verkauf von starken Getränken um 13 zu vermehren und die Zahl der Bierbuden dementsprechend zu verringern, da die ersteren für eine so volkreiche Stadt wie Riga zu wenig zahlreich seien. (Rig. Tagebl.)

30. Sept. Die Festung Libau ist auf einen Beschluß des Militärkonseils vom 6. März 1903 aus einer zweitklassigen zu einer Festung ersten Ranges erhoben worden. (Gesetzsammlung.)

1. Oktober. In St. Petersburg findet die Jahresversammlung der Baltischen Bratstwo statt unter dem Vorsitz des Vizepräsidenten Geheimrats Jewreinow. Nach seinem Bericht

beträgt die orthodoxe Bevölkerung der Rigaschen Eparchie 278,000 Seelen und hat sich gegen das Vorjahr um 1500 vermehrt. Sie verteilt sich auf 198 Kirchspiele, von denen 25 rein russisch sind, 32 russisch-lettisch oder russisch-estnisch, 50 lettisch und 90 estnisch, — ein Kirchspiel, das auf der Insel Worms, ist schwedisch. Die Zahl der griechisch-orthodoxen Kirchen beläuft sich auf 249, die von 243 Priestern, 32 etatmäßigen Diakonen und 390 Psalmensängern bedient werden. Die Priester erhalten 1300 Rbl., die Diakone je 550 Rbl., die Psalmensänger je 250—300 Rbl. jährlich; außerdem nutzt die Geistlichkeit Landstücke verschiedener Größe und hat an vielen Stellen freie Wohnung. „Dafür sind aber auch die Aufgaben der hiesigen Geistlichkeit besonders schwierig: sie muß außer dem Gottesdienst in der Kirche sich auf der Höhe geistlicher Bildung halten, auf einer Stufe mit der gebildeten andersgläubigen Geistlichkeit, und unmittelbaren Anteil am Volksschulunterricht nehmen." — Im Besitz der Bratstwo befanden sich am 1. Jan. 1902 236,547 Rbl.; im Laufe des Jahres kamen hinzu 18,327 Rbl. und wurden ausgegeben 16,215 Rbl., so daß zum 1. Jan. 1903 238,659 Rbl. verblieben.

Die Lage der griechisch-orthodoxen Bevölkerung im Gebiet glaubt Herr Jewreinow folgendermaßen schildern zu können: „Unsre fremdstämmigen Glaubensgenossen sind hier landlose Bauern. Bei der größten Arbeitsamkeit können sie sich mehr oder weniger erträglich nur außerhalb der Grenzen des baltischen Gebiets einrichten, denn hier sind die Gutsbesitzer Lutheraner und sie geben ihr Land lieber ihren Glaubensgenossen zur Bearbeitung; den Orthodoxen bleibt daher nichts übrig als Tagelöhnerei und Wandergewerbe. Rings um sie aber breitet sich bei den Andersgläubigen eine von altersher konsolidierte behaglichere Existenz aus." — Die Quellen für diese Schilderung gibt Herr Jewreinow nicht an.

Eingehend berichtet der Vorsitzende über den Bau des estnischen Hospizes in Petersburg, der rüstig fortgeschritten sei.

2. Okt. Vor dem Bezirksgericht in Riga wird der Prozeß gegen die Marienburgschen Brandstifter Sahlit, Wijup und Strads verhandelt. Den Vorsitz nimmt der Vizepräsident des Bezirksgerichts, Lebedinski, ein, als Richter fungieren ferner die Glieder desselben Gerichts, Kudrjawzew und Anissimow. Die Anklage vertritt der Prokureur Hesse.

Die Anklageschrift legt den Sachverhalt ungefähr folgendermaßen dar: Im Frühjahr 1902 war der Pastor des Marienburgschen Kirchspiels im Walkschen Kreise, Adolf Plamsch, durch gerichtliches Urteil auf 3 Jahre vom Amt entfernt worden. Nach seinem Abgang erwartete die Gemeinde, daß der Besitzer von Schloß Marienburg, Baron Konrad v. Vietinghoff-Scheel, sein Patronatsrecht nicht in vollem Umfang ausnutzen, sondern auch nach der Meinung der Konventsdelegierten fragen werde. Indessen berief Baron Vietinghoff im Juli ohne Besprechung mit den Konventsdelegierten den Pastor J. Walter aus Ermes zum Prediger in Marienburg und forderte ihn auf, seine Präentationspredigt zu halten. Damit war die lettische Gemeinde nicht zufrieden und eine beträchtliche Zahl von Gemeindegliedern verließ, als Pastor Walter am Tage der Präsentationspredigt am Altar erschien, demonstrativ die Kirche. Zu solchem Vorgehen war durch Anschläge an den Wegen zur Kirche aufgefordert worden. Weitere Störungen des Gottesdienstes fielen nicht vor. Nach dem Gottesdienst fragte Baron Vietinghoff die Delegierten, ob sie triftige Gründe gegen die Persönlichkeit P. Walters anführen könnten. Da das von ihnen Vorgebrachte Baron Vietinghoff unwesentlich erschien, stellte er Pastor Walter zur Bestätigung im Amt vor, die ordnungsgemäß erfolgte. Die von Baron Vietinghoff den Delegierten gegenüber angeblich gebrauchte und in der Gemeinde kolportierte Wendung: „Wie die Herde nicht zu wissen braucht, was für einen Hund sie bekommen wird, so braucht auch die Gemeinde nicht zu wissen, wen sie zum Pastor bekommt", brachte die Gemeinde sehr auf und es wurde eine Masse von Kollektivgesuchen um Entfernung Walters vom Amt eingereicht, aber ohne Erfolg. Als Walter im Oktober nach Marienburg übersiedelte, stieg die Erregung so, daß viele Gemeindeglieder ihre Arbeit liegen ließen und zusammentraten, um über Maßnahmen zur Entfernung des unbeliebten Pastors zu beraten. Bald darauf begann eine Reihe von Feuerschäden, die nur auf Brandstiftung zurückzuführen waren, an Gebäuden, die dem Baron Vietinghoff oder zum Pastorat gehörten. Am 12. November wurden der Pferdestall und das Strohdach des Kellers des Pastorats in Brand gesteckt, doch gelang es das Feuer noch rechtzeitig zu unterdrücken. Am 18. Nov. brannte eine Kleescheune Baron Vietinghoffs nieder, und am 29. November eine zweite ihm gehörige Klee- und Heuscheune; am 3. Dezember wurde Baron Vietinghoff ein Heuschober angesteckt und am selben Tage brannte dem

Pastoratspächter Singis einer nieder. Am 11. Dezember ging eine auf einer Insel im Marienburgschen See stehende Heuscheune Baron Vietinghoffs in Flammen auf und am Abend des 12. Dezembers die dem Kirchspiel gehörende Kapelle auf dem Friedhof; Bänke, Bahren, Bücher und andere Gegenstände waren vorher aus der Kapelle herausgetragen. Am 7. Januar 1903 brach auf dem Heuboden eines beim Kruge im Flecken Marienburg liegenden Speichers, der dem Baron Vietinghoff gehört, Feuer aus, welches das Speicherdach zerstörte. Am 9. Januar brannte ein Heuschober ab, der zu gleichen Teilen Baron Vietinghoff und dem Glöckner Otto Kohzin gehörte. Am 11. Januar fand man Spuren versuchter Brandstiftung in einer Pastoratsscheune, und am 13. brannte eine Pastoratsriege nieder, in der sich eine Flachsbrechmaschine und Getreide des Pastoratspächters Singis befanden. In der Nacht auf den 24. März endlich wurde ein zweietagiges großes Wohnhaus des Barons V., das sog. „alte Schloß" angesteckt und brannte bis auf den Grund nieder. In diesem Hause wohnten der Bauerkommissar Malama, der Kreischefsgehilfe Locher, der Anwalt v. Sehrwald und einige Polizeibeamte, die sich zum Teil nur mit Mühe aus dem brennenden Gebäude retten konnten.

Während dieser ganzen Zeit erhielten Baron Vietinghoff und Pastor Walter anonyme Drohbriefe, die die Entfernung des Pastors forderten und ihr Leben bedrohten, falls der Pastor Marienburg nicht baldigst verlasse; solche Droh- und Warnbriefe wurden auch an den Kreischefsgehilfen Locher, den Arzt Dr. Raue, den Kutscher und den Wächter des Pastorats gerichtet.

Die Recherchen nach den Brandstiftern blieben anfangs resultatlos, da die lettische Bevölkerung zu einem großen Teil Schadenfreude bei den Brandschäden empfand und über die Tollkühnen entzückt war, die sich um der öffentlichen Interessen des Kirchspiels willen zur Brandstiftung entschlossen hätten. Erst später, als in den anonymen Briefen und vom Volksmunde angedeutet wurde, daß die Brandstiftungen von einer geheimen Gesellschaft ausgeführt wurden, begann die Polizei die Lebensweise und Führung der in Marienburg lebenden verdächtigen Personen schärfer zu überwachen. Insbesondere lenkte die Aufmerksamkeit ein Photograph Sahlit auf sich. Er hatte vier Jahre seinen Beruf am Ort friedlich ausgeübt. Im Frühjahr 1902 hatte er angefangen, ihn zu vernachlässigen und seit dem Herbst beschäftigte er sich garnicht mehr mit Photographieren. In

seiner Wohnung versammelten sich verdächtige Personen, tranken dort und blieben manchmal bis spät in die Nacht. Besonders befreundete sich Sahlit mit den Bauern Julius Strads und August Wijup, mit denen er häufig insgeheim verhandelte. Strads nächtigte oft bei ihm, war immer zuerst bei allen Feuerschäden am Platz und agitierte dann besonders eifrig. Alles das veranlaßte den Chef der Rigaschen Detektivpolizei Koschko, der die Nachforschungen leitete, Haussuchungen bei Sahlit, Strads und Wijup vorzunehmen; bei Sahlit wurde u. a. ein falscher Bart, eine Perrücke und zwei Briefe gefunden, von denen der eine die Adresse: „Herrn Walter in Marienburg. Pastorat" trug. Bei Strads fand man u. a. ein lettisches Zeitungsblatt mit der Aufschrift: „Wer für Walter arbeitet, wird seine Vergeltung erhalten."

Sahlit, Strads und Wijup wurden verhaftet und nach Riga gebracht. Bei dem Verhör in der Detektivpolizei und vor dem Untersuchungsrichter erklärte Strads, daß er Brandstiftungen nicht selbst ausgeführt habe, daß ihm aber Sahlit einst bekannt habe, er und Wijup hätten sie begangen, was ihm auch Wijup selbst bestätigt habe. Sahlit gestand beim Verhör vor der Polizei und bei der ersten Befragung durch den Untersuchungsrichter ein, sämtliche Brandstiftungen begangen zu haben, bis auf die im alten Schloß. Er gab dazu folgende Erklärungen: Als Pastor Walter trotz der darauf gerichteten Gesuche und trotz der Drohungen Marienburg nicht verließ, so beschlossen er und Wijup, ihn durch Brandstiftungen zu vertreiben. Nach jedem Brande warteten sie, ob Pastor Walter nicht gehe, und da er immer noch geblieben wäre, schritten sie zu weiteren Brandlegungen. Am 11. Dezember sei Strads zu ihm gekommen und hätte die ihm damals noch unbekannten Brandstifter sehr gerühmt. Das veranlaßte Sahlit, sich ihm zu entdecken und ihn zur Teilnahme an ihrer Kompanie aufzufordern. Strads hätte darauf Stillschweigen gelobt und sich ihnen bei weiteren Brandstiftungen angeschlossen. Sahlit beschrieb genau die Ausführung der von ihnen unternommenen Brandstiftungen. Den Heuschober des Singis hätten sie angesteckt in der Meinung, er gehöre dem Pastor; aus der Kapelle hätten sie vorher das Inventar entfernt, um die Gemeinde nicht zu schädigen, sie hätten auch die Glocke retten wollen, das sei aber nicht gelungen. Sie benutzten zu den Brandlegungen Zündschnüre und Holzschwamm, der langsam glüht, und ihnen dadurch möglich machten, vor dem Ausbruch des Feuers schon wieder weit weg zu sein. Sahlit gab die

Stelle an, wo sie von einer alten Birke einen Schwamm genommen hätten, und man fand in der Tat an der angegebenen Stelle die Spur des abgerissenen Schwammes. Bei einer zweiten Befragung beim Untersuchungsrichter zog Sahlit sein Geständnis zurück und erklärte, es unter dem Eindruck von Schlägen abgelegt zu haben, die er in der Detektivpolizei erhalten habe. — Wijup bekannte sich stets für unschuldig und gab nur zu, daß Sahlit und Strads ihn bewegen wollten, die Pastoratsriege anzuzünden, er hätte sich aber geweigert. — Die Handschriftenvergleichung hat ergeben, daß die anonymen Briefe von den Angeklagten geschrieben worden sind; Sahlit und Strads bekannten sich auch zu einigen von ihnen.

Auf diesen Tatbestand wurde gegen den Bauer der Kaganowschen Wolost des Ostrowschen Kreises (Gouv. Pleskau) Alexander Sahlit, 32 J. alt, gegen den Bauer der Malupschen Gemeinde des Walkschen Kreises Julius Strads (alias Strasd) 22 J. alt, und gegen den Bauer der Marienburgschen Gemeinde desselben Kreises August Wijup, 32 J. alt, auf Grund der Art. 924 Teil 1, 927, 1606, 1607, 1609, 1610 Teil 3 und 1614 des Strafgesetzbuchs Anklage erhoben. — So weit die Anklageschrift.

Zur Verhandlung waren 85 Zeugen und zwei Experten zitiert; 4 Zeugen waren nicht erschienen, doch erachtete das Gericht ihr Fehlen nicht für wichtig genug, um deshalb die Verhandlungen aufzuschieben.

Im Zeugenverhör ergänzte und korrigierte Baron Vietinghoff die Anklageschrift dahin, daß er vor der Berufung Pastor Walters sämtliche Kirchenvormünder zu sich berufen hätte, um sie mit seiner Absicht bekannt zu machen und um sich durch sie über die Stimmung der Gemeinde dem in Aussicht genommenen Prediger gegenüber zu orientieren. Nach der Präsentationspredigt seien die Kirchenvormünder bei ihm erschienen und hätten ihm mitgeteilt, daß Pastor Walter der Gemeinde „nicht gefalle". Als Grund für die Zurückweisung eines Pastors habe er das „Nichtgefallen" unmöglich gelten lassen können und infolgedessen den Pastor voziert, den der frühere Pastor Plamsch als seinen geeignetesten Nachfolger in Vorschlag gebracht hatte. Erst kurz vor dem Ausgang der Volation erschienen 3 Gemeindeglieder vor dem Zeugen und meinten, Pastor W. beherrsche die lettische Sprache nicht genügend, und noch später, nach erfolgter Vokation, sind nicht die Konventsdelegierten, sondern einige Kirchenvormünder zu ihm gekommen und haben ihn gebeten, von der Vozierung Walters

abzusehen, da er schwächlich und kurzsichtig sei, eine schwache Stimme habe und das Lettische schlecht beherrsche. Sie schlugen für das Amt vor den Bruder des removierten Predigers, Pastor Arthur Blamsch, und den früheren Adjunkten des Pastors, Giemis. — Das niedergebrannte Eigentum des Zeugen war versichert, einen Schaden erlitt er aber insofern, als Ersatz für das vernichtete Viehfutter im Winter auch für Geld schwer zu beschaffen ist. Über die Veranlassung zu den Brandstiftungen sprach sich Baron Vietinghoff dahin aus, daß die Leute der Umgegend nicht nur wegen der Berufung Pastor Walters auf ihn erbittert gewesen wären. Er hätte anonyme Schmähbriefe auch in anderen Angelegenheiten als der des Pastors erhalten. Am 23. April habe er Marienburg verpachtet und sich nur zwei Hoflagen vorbehalten. Seit der Verhaftung Sahlits, Strads und Wijups habe es nicht mehr gebrannt, bis am 24. Juli d. J. fast gleichzeitig vier Heuschober auf einer der Hoflagen, die er behalten hatte, in Flammen aufgingen; damals seien gerade die Zitationen der Zeugen in der vorliegenden Klagesache aus dem Bezirksgericht ergangen.

Pastor Walter sagte aus, daß er nach der Berufung nach Marienburg einen von 8 Kirchenvormündern — im ganzen gebe es 33 — unterzeichneten Brief erhalten habe, in dem gesagt wurde, daß die Gemeinde ihn nicht zum Pastor haben wolle. Befragt nach den Ursachen dieser Stimmung in der Gemeinde, vergewisserte sich Pastor Walter zunächst dessen, daß er für seine Aussage nicht zur Rechenschaft gezogen werden könne, und erklärte dann, die Marienburgschen seien sittlich verkommene Leute, faul, Trinker und diebisch. (In der „Düna-Zeitung" (Nr. 242 vom 25. Okt. 1903) erklärt Pastor Walter u. a., diese harte Beurteilung beziehe sich speziell auf die Leute im Flecken Marienburg und selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß alle ohne Ausnahme verkommen, faul, Trinker und Diebe wären. Der Satz könne nur so verstanden werden, daß diese Fehler im Flecken Marienburg in besonders hohem Grade herrschen, und dem sei leider so.) Der frühere Besitzer von Marienburg wäre ein nachsichtiger Herr gewesen und hätte zugelassen, daß man ihn in Kleinigkeiten bestahl. Der jetzige Besitzer sehe den Leuten strenger auf die Finger, wodurch er sich Feinde in Marienburg und der Umgegend gemacht habe. Außerdem habe in der letzten Zeit in lettischen Zeitungen und Vereinen eine Agitation gegen das Patronatsrecht begonnen. Im Grunde sei die Auflehnung der lettischen Gemeindeglieder gegen

Baron Vietinghoff und ihn auf nationale Hetzerei zurückzuführen. Es handele sich nicht sowohl um eine einzelne Person als um das Patronatsrecht im Allgemeinen, gegen das die Letten in ganz Livland opponieren.

Die übrigen Zeugen bestätigten im Allgemeinen die in der Anklageschrift angeführten Momente. In der referierenden Presse wird eine Aussage des Kirchenvormunds Peter Zerrin besonders hervorgehoben: Zerrin will mit 5 andern Vormündern zum Patron gekommen sein und ihm erklärt haben, die Gemeinde wolle Pastor Walter nicht. Baron Vietinghoff hätte ihre Einwände gebilligt und versprochen, einen andern Kandidaten für das Predigtamt zu suchen. Nichtsdestoweniger hätte Baron Vietinghoff Pastor Walter zur Bestätigung vorgestellt *. Die Proklamation gegen Walter habe er, Zerrin, selbst geschrieben und mit Hilfe seines Knechtes und andrer Personen öffentlich angeschlagen.

Der Angeklagte Sahlit sagte aus, er wäre in der Detektivabteilung so unmenschlich gequält worden, daß er bereits zum Selbstmord entschlossen gewesen wäre; dann hätte er sich aber doch entschieden, alles zu gestehen, was man von ihm haben wollte, um dem Tode zu entgehen, mit dem man ihn bedrohte. Er wäre Gehilfe des Brandmeisters der Marienburgschen Feuerwehr gewesen, wäre auf allen Feuerschäden zugegen gewesen und hätte sie daher genau beschreiben können. Tatsächlich wisse er aber nichts von den Brandstiftungen.

Das Zeugenverhör erwies überzeugend, daß die Angabe Sahlits, er sei durch Mißhandlungen in der Detektivabteilung in Riga zu einem falschen Geständnis gebracht worden, unwahr sei. Sahlit hat, wie er selbst zugeben mußte, vor seiner Überführung aus dem Polizeiarrest ins Gouvernementsgefängnis den Chef der Detektivpolizei um Nachweisung eines Verteidigers und andere Gefälligkeiten gebeten, was er doch sicher nicht getan hätte, wenn er kein Vertrauen zu ihm gefaßt hätte. Ins Gefängnislazarett sind die Angeklagten nicht, wie sie angeben, wegen ihnen

*) Die Aussage Zerrins ist bemerkenswert für die Form, in der die der Vokation Pastor Walters vorausgegangenen Verhandlungen (s. oben die Aussagen von Baron Vietinghoff) in der Gemeinde verbreitet worden waren. — Die Glaubwürdigkeit Zerrins im Allgemeinen erwies sich übrigens im Verlauf des Zeugenverhörs als recht zweifelhaft: der Zeuge Dr. Neumann behauptete, Zerrin habe ihn gebeten, vor dem Untersuchungsrichter günstiger für Sahlit auszusagen, als vor dem Kreischefsgehilfen. Zerrin stellte das zwar in Abrede, doch blieb Dr. Neumann strikt bei seiner Aussage.

angeblich zugefügter Schläge gebracht worden, sondern erst nach fast vierwöchentlichem Aufenthalt im Gefängnis zur Behandlung der gewöhnlichen Arrestantenkrankheit — der Krätze. Dem die Behandlung der Arrestanten kontrollierenden Prokureursgehilfen haben die Angeklagten niemals Beschwerden über Mißhandlungen vorgetragen. Die auf die Erpressung seines Geständnisses bezüglichen Angaben Sahlits sind also durchaus unglaubwürdig. — Bei der ersten Vernehmung Sahlits durch den Untersuchungsrichter ist der Chef der Detektivabteilung nicht dauernd zugegen gewesen, wie ihm vorgeworfen wird, sondern er hat sein Kabinett, in dem das Verhör stattfand, nur für kurze Zeit betreten, um eine Akte zu holen. Der Untersuchungsrichter hat auch Sahlit nicht durch Vermittelung eines als Dolmetscher fungierenden Detektivs verhört, da Sahlit des Russischen mächtig ist.

Die Schreibsachverständigen deponierten, daß keiner der anonymen Briefe von Wijup stamme, wohl aber konnten Sahlit und Strads einige nachgewiesen werden.

In seinem Schlußwort erklärte Sahlit, er habe, als er von den Gefahren hörte, die dem Baron und dem Pastor vom Volke drohten, beide durch die anonymen Briefe warnen wollen, damit sie sich in acht nähmen. Hätte er sie persönlich gewarnt, so wären ihm daraus wohl Unannehmlichkeiten entstanden. Daß Zunder aus Baumwolle und Holzschwamm hergestellt werden könne, habe er von einem Diener des Barons erfahren und daher bei seinem Geständnis so detaillierte Angaben machen können. Mit dem Baron und dem Pastor habe er persönlich nichts vorgehabt und daher keine persönliche Feindschaft gegen sie hegen können. — Strads will nur einen Brief auf die Bitte Sahlits geschrieben haben, um den Pastor davon in Kenntnis zu setzen, wie das Volk über ihn rede. — Wijup hatte gar keine Erklärungen abzugeben.

Die Anklage vertrat der Prokureur des Bezirksgerichts, Staatsrat Hesse. In seiner Begründung der Anklage ließ er sich über den Anlaß zu den Brandstiftungen ungefähr folgendermaßen aus:

Die Stille des Marienburgschen Landlebens wird plötzlich durch eine Reihe von Feuerschäden unterbrochen, die offenbar auf Brandstiftungen zurückgeführt werden müssen, und sie regen nicht nur den Pastor und den Gutsherrn, sondern auch alle übrigen Anwohner derart auf, daß viele sich nachts nicht schlafen zu legen wagen und die Kinder zur Nacht nicht entkleiden. Man beginnt nach den Schuldigen zu suchen, und siehe da, zwei von den Angeklagten bekennen sich, bevor sie im Gefängnis gesessen haben, bevor ihr Gewissen durch fremde Einflüsse umnebelt worden ist, offenherzig zu den von ihnen begangenen Verbrechen. Sahlit stellt sich

dabei als einen Kämpfer und Held hin, der für die angeblich mit Füßen getretenen Rechte der Marienburgschen Gemeindeglieder streite. Was aber ist denn der Anlaß zu solchem Kampf? Man sagt, alle diese Verbrechen wären verübt worden um eines unerwünschten Pastors willen. Aber was fehlt denn diesem Pastor? Wir haben ihn selbst gesehen und die Zeugen sind über ihn befragt worden, aber niemand konnte ihm irgend welche wesentlichen, schwerwiegenden Mängel nachweisen. „Alt", „schwächlich", „kein Redner" — das sind alles Behauptungen, die keine Kritik aushalten, das sind noch keine Mängel, die Walter der Möglichkeit beraubten, ein guter Pastor zu sein und die ihm auferlegten Pflichten angemessen zu erfüllen. . . . Nein, die Ursache des feindseligen Verhaltens birgt sich anderswo. Die Ursache ist einerseits, daß Baron Vietinghoff-Scheel den Pastor kraft seines Patronatsrechts ernannt hat. Dieses Recht ist ein allen längst bekanntes Gesetz, gegeben zur Umfriedung der Gesellschaftsordnung, und ein Kampf gegen dieses Recht ist ein Kampf gegen die Gesellschaftsordnung. Das Patronatsrecht ist kein neues Recht mehr, das Volk hat sich schon längst mit ihm einleben können, daher war die Ernennung eines Pastors auf Grund dieses Rechts nichts ungewöhnliches und unerwartetes mehr und konnte somit nicht den Knalleffekt einer unverhofften Erscheinung hervorbringen. . . Anderseits liegt die Ursache darin, daß der junge Baron sein Eigentum streng und ernstlich zu verteidigen begann, strenger als es der alte Baron getan hatte, ein schwacher und kränklicher Mann. Eine solche Wahrung seiner Rechte und solche Behauptung seines Eigentums seitens des Barons sind völlig natürlich, und wenn sich die Leute deswegen gegen ihn erhoben und die Gesellschaftsordnung zu verletzen begannen, so darf eine solche Verletzung unter keinen Umständen geduldet werden. . . Sonst gibt es noch schwache Anzeichen für gewisse Geldbelohnungen, um derentwillen die Brandstiftungen ausgeführt sein sollen; doch die können als Anzeichen, die keine wesentliche Bedeutung haben, beiseite gelassen werden. . .

Darauf wandte sich der Prokureur dem Beweismaterial gegen die Angeklagten zu, wies die Glaubwürdigkeit des anfänglichen Geständnisses nach durch die Zuverlässigkeit der über verschiedene Details gemachten Angaben und durch belastende Zeugenaussagen und hielt zum Schluß die Anklage gegen alle drei Angeklagten aufrecht.

Die Angeklagten wurden von zwei jüdischen und einem polnischen Rechtsanwalt verteidigt: Sahlit verteidigte der Rechtsanwaltsgehilfe Gruſenberg aus St. Petersburg, Wijup der vereidigte Rechtsanwalt Chwolson aus Jurjew (Dorpat) und Strads der Rechtsanwaltsgehilfe Schablowsky-Riga.

Der Rechtsanwaltsgehilfe Gruſenberg leitete seine Verteidigungsrede mit der Behauptung ein, daß die Beweisführung der Anklage sich allein auf das später widerrufene Geständnis Sahlits gründe und weiter kein einziges Argument von Gewicht für Sahlits Schuld beigebracht worden sei. Er stellte sich sodann die Aufgabe, aus den Verhältnissen,

die die Brandstiftungen hervorgerufen hätten und sie begleiteten, die psychologische Unmöglichkeit nachzuweisen, daß Sahlit, wenn er wirklich der Brandstifter gewesen wäre, freiwillig sich selbst und dazu noch seine Genossen hätte verraten können. Wäre das Geständnis aber erzwungen, so verdiene es keinen Glauben und Sahlit müsse freigesprochen werden. Zur Begründung seiner Auffassung führte Grusenberg folgendes aus:

Ich stimme mit dem Herrn Prokureur vollständig darin überein, daß der Schwerpunkt nicht in der Persönlichkeit des Pastors liegt. Pastor Walter ist eine episodische Persönlichkeit bei dieser Affaire. Es mag sein, daß er ein wenig begabter, schlecht vorbereiteter Mann ist. Das ist ein ästhetisches Moment, das den Haß der ganzen Bevölkerung von Marienburg gegen ihn nicht entflammen konnte. Die Ursache zur Entzündung der Gefühle äußerster Feindschaft liegt außerhalb der Persönlichkeit des Pastors. Auch auf den Baron kommt es nicht an. Ich bin voller Vertrauen und Hochachtung für die Persönlichkeit des Besitzers von Marienburg, des Barons Vietinghoff-Scheel. Ich möchte aber in allgemeinen Zügen seine gesellschaftliche Position zeichnen. Er ist ein Vertreter jener Klasse von Feudalen, die umwallt sind von den hohen Mauern ihrer Schlösser und von vielen uralten Privilegien (!!). Diese Abgeschlossenheit und Entfremdung von dem Volk und ein entsprechend feindliches Verhalten zu ihm haben ihre Folgen. Sie müssen notwendigerweise einen Konflikt zwischen elementaren Kräften hervorrufen. Es handelt sich da nicht um den Baron als Menschen, sogar nicht nur um den einfachen nationalen Zusammenstoß. Seine Wurzel liegt tiefer, und zwar in diesen alten, längst überlebten, den normalen Gang des Lebens hindernden mittelalterlichen Privilegien (!!), wie im gegebenen Falle um das Patronatsrecht. Es ist das eine Erscheinung, die der Psychologie und dem historischen Gefüge nicht nur des russischen Volkes im allgemeinen, sondern auch den Letten im speziellen fremd ist (!!). Das Prinzip sic volo — sic jubeo paßt nicht zu den zeitgenössischen Lebensverhältnissen (!!). Nichtsdestoweniger hat es im vorliegenden Falle nicht die letzte Rolle gespielt. Dem früheren Besitzer des Gutes gegenüber verhielten sich die Bauern nur deshalb besser, weil er humaner, herablassender war. Folglich ist die Voraussetzung nationaler Feindschaft hier nicht angebracht. Es gab hier auch kein Verbrechen gegen die Gesellschaftsordnung. Die Katastrophe trat aus andern Ursachen in die Erscheinung. Die ganze Bevölkerung Marienburgs erfaßte die Flamme des Hasses und der Rache; aber gegen wen und gegen was? Die Antwort lautet einfach dahin, daß zwei einander entgegengesetzte elementare Kräfte sich begegneten und zusammenstießen, und diese Begegnung erscheint nicht als eine unerwartete, momentane Zufälligkeit, sondern sie ist nicht mehr und nicht weniger als das Produkt der allmählichen historischen Entwicklung der hiesigen Verhältnisse. Von der einen Seite drängen unaufhaltsam wesentliche Bedürfnisse und Nöte des Volkes, die einen elementaren Charakter haben, und von der andern jene Schranken, die von den Verteidigern der Feudalität aufgerichtet und gepflegt werden. Dieser Baron, der dort wohnt hinter den Festen seines Schlosses mit seinen Türmen und unterirdischen Gängen,

will nichts wissen von irgendwelchen Wünschen der Bauern, die irgendwo dort unten leben, und zwingt ihnen seinen Willen auf ohne nachzudenken, wohin das am Ende führen kann (!!). Die Bauern wünschten zum geistlichen Hirten eine Persönlichkeit, für die sie Achtung und Zutrauen hegen konnten. Sie wurden aber dieser Möglichkeit beraubt. Das ist eins von den Momenten der Begnung der entgegengesetzten Strömungen. Solcher Begegnungen konnte es viele geben. Das Bewußtsein, daß auch die gesetzlichsten Forderungen der Bauern beständig infolge veralteter Traditionen Widerstand erfahren und abgewiesen werden (!!), setzte sich in ihrer Mitte fest, wurde zu einer unerschütterlichen Überzeugung, äußerte sich in dumpfem passivem Protest, trat dann aber auch zutage in konkreten Feindseligkeiten gegen den Baron und gegen den Pastor, als den Erwählten des Barons. Wer eigentlich die Brandstiftungen ausgeführt hat, wissen wir nicht und werden es wahrscheinlich auch nicht erfahren, obwohl Sahlit und alle Bewohner Marienburgs, klein und groß, das meiner Überzeugung nach ausgezeichnet gut wissen. Mein Klient hegte weder gegen den Baron noch gegen den Pastor persönliche Feindschaft. Das ist festgestellt. Es ist auch festgestellt worden, daß er als einziger Photograph im Flecken an Existenzmitteln nicht Mangel litt. Die Motive persönlicher Rache und der Habsucht fallen folglich fort. Weshalb richtete sich aber dann nach den vielen Katastrophen verbrecherischen Charakters die Aufmerksamkeit gerade auf Sahlit? Er war fortgeschrittener als die andern, empfindsamer, unternehmender. In seiner Seele reflektierten alle diese Erregungen und Rachegedanken heller und plastischer. In Gemeinschaft mit seinen Freunden mag er Brandstiftungen besprochen haben, er hat möglicherweise an der Ausarbeitung des Planes teilgenommen, an der Agitation. Er hat in der Detektivabteilung die Einzelheiten der Feuerschäden so genau beschrieben, daß es niemand in den Sinn kommen konnte, daß er bei den Brandstiftungen nicht beteiligt gewesen sei — aber ich zweifle nicht, daß ebensolche Beschreibungen der Feuerschäden alle Marienburger geben könnten, wenn sie wollten, denn die Brandstiftungen sind in allgemeinem Einverständnis ausgeführt worden, an bestimmten Orten, nach einer vorher festgesetzten Ordnung. Dazu war er noch Gehilfe des Brandmeisters und erschien als erster auf jedem Feuerschaden! Sahlit ist kein Brandstifter. Er ist der Träger des Volksgedankens, des Volkswillens (!!). Man sagt, Sahlit habe aufgehört, seinem Beruf nachzugehn, und sich einem wüsten Leben hingegeben? Was für ein Motiv hatte er dazu? Er war wie alle von seelischer Erregung ergriffen, er war in eine Art Rausch gekommen durch die neue Rolle eines Kämpfers für die gemeine Sache, die auf sein Los gefallen war. Wie soll man sich aber dann seine Geständnisse und den Verrat an seinen Freunden erklären? Es ist unfaßbar. Aus dem Helden, umgeben von einer seiner Ansicht nach hehren Aureole, verwandelt er sich plötzlich in einen simplen kleinen Verbrecher, der nicht nur sich selbst preisgibt, sondern auch seine heilige Sache und seine Mitbrüder ohne jegliche sichtliche Ursache und Notwendigkeit. Das ist ein logischer Unsinn, der reine Nonsens, offenbar Absurdität und ein psychologisches Rätsel. Sind denn solche Leute wie Sahlit fähig, die Krone des Volkshelden wegzuwerfen und in den Schmutz zu treten und sich als gewöhnliche nichtige Narren zu zeigen? So handeln Kämpfer für eine Idee nicht. Was für gewöhnliche Menschen Qual und

Leiden bedeutet, das ist für sie höchstes Glück. — In normalem Zustande kann man sich nicht selbst hochnotpeinlich angeben, kann man seine Waffengefährten nicht verraten. Das widerspricht den ersten Regeln der Psychologie (!!).

Dieser von dem Verteidiger konstruierte angebliche Widerspruch zwischen der Persönlichkeit und der Handlungsweise Sahlits findet nun nach seinen weiteren Ausführungen nur dann eine Lösung, wenn man annimmt, daß Sahlit zu dem Geständnis durch Mißhandlungen auf der Polizei gezwungen worden sei. Wollte er seinen Zweck, den Mißhandlungen zu entgehn, erreichen, so mußte er glaubliche Details aussagen, und dazu wäre er im stande gewesen, weil er eben wie alle um die einzelnen Umstände der Brandstiftungen gewußt hätte. Alle belastenden Zeugenaussagen erklärte Grusenberg für Klatscherei, erlaubte sich noch einen scharfen Ausfall gegen die Polizeibeamten und schloß seine Rede so:

„Ich sehe nicht nur keinen Beweis für die Schuld Sahlits, sondern nicht einmal den Schatten eines solchen. Ich gebe zu, daß er an den Vereinigungen zu den Brandstiftungen teilgenommen hat, daß er agitierte, Briefe schrieb, von den Brandstiftungen wußte, aber ich beitehe auf seiner Unschuld an ihnen. Hinter seinem Rücken handelte etwas anderes — die historische, elementare Unabwendbarkeit. Sie, meine Herren Richter, sind berufen gegen das Böse zu kämpfen und den Verbrecher zu bestrafen, aber nicht gegen Elemente ins Feld zu ziehen" (!!).

Der Verteidiger des Strads, Rechtsanwaltsgehilfe Schablowsky, ging in seiner Rede ebenfalls von der Annahme aus, daß das seinen Klienten belastende Geständnis Sahlits falsch sei und daß Strads seinerzeit durch Einflüsterungen der Detektivs und durch Tortur im Gefängnis (etwa durch Hunger) veranlaßt worden sei, gegen Sahlit auszusagen. Im übrigen suchte er das Beweismaterial der Anklage zu entkräften und konnte nicht umhin, mit einer ebenso überflüssigen wie perfiden Bemerkung über Pastor Walter zu schließen: Kein Polizeibeamter habe die Bauern des Marienburgschen Kirchspiels als so sittenlos, als solche Trinker und Diebe bezeichnet, wie es ihr Pastor und geistlicher Vater getan habe; daraus könne man sehen, wie Walter zu seinen Gemeindegliedern stehe.

Aus der Rede des Verteidigers Wijups, des Rechtsanwalts Chwolson, sei folgendes angeführt:

„Meine Herren Richter! Wenn wir ein Bild betrachten, so sehen wir gewöhnlich die agierenden Personen hell hervortreten, der Fonds des Bildes aber stellt sich unsern Augen trübe dar. Im vorliegenden Fall sehen wir aber einmal ein Bild in umgekehrter Darstellung. Wir sehen hier einen hellen Fonds mit blassen agierenden Personen. Blaß sind in

vorliegendem Fall als agierende Personen die Angeklagten, noch bläſſer die gegen ſie aufgeſtellten Schuldbeweiſe. In der Eigenſchaft eines hellen Fonds erſcheinen dort Baron Vietinghoff-Scheel und Paſtor Walter. Der Herr Prokureur hat vollſtändig richtig geſagt, daß die Handlungen des Barons im Geſetz begründet geweſen ſind und daß wir das Geſetz achten müſſen. Aber, meine Herren Richter, das Geſetz liegt mit dem Geſetz im Streit. Es gibt ein lebendiges Geſetz, das aus dem Leben hervorgeht und mit dem Leben verwachſen iſt, es gibt aber auch ein totes Geſetz, das ſeine Zeit überlebt hat. Als ein ſolches totes Geſetz, von dem ein Hauch grauen Altertums weht, erſcheint das Patronatsrecht, und es hält ſich nur noch, weil es noch nicht gelungen iſt, es abzuſchaffen. Dieſes Recht iſt ein Überbleibſel der Leibeigenſchaft, ein Nachbleibſel des Mittelalters. In der Gegenwart paßt es ganz und gar nicht in die Struktur des Lebens, erſcheint es als ein Nonſens. Die Feſſeln der Leibeigenſchaft ſind in ganz Rußland gefallen, und in den baltiſchen Gouvernements ſind ſie ſchon viel früher gefallen und mit ihnen hätten auch die alten Ordnungen fallen müſſen, die Rechte der Zeit der Leibeigenſchaft. Aber zu unſrer Verwunderung ſehen wir, daß das hieſige Kulturvolk, die hieſigen „Kulturträger" ſich an ſolche Prärogative der Vorzeit klammern, wie an einen Strohhalm. Nicht nur das Patronatsrecht erſcheint als ein ſolches Prärogativ, es gibt noch andere. So z. B. das Recht zum Halten von Krügen. Sonderbar iſt dieſes Recht, das Volk einzuſäufen; aber die Gutsbeſitzer halten feſt an ihm und fordern Millionen zur Entſchädigung, wenn man ihnen dieſes Recht nimmt. Ferner das Recht auf Jagd und Fiſchfang — alles das ſind Überbleibſel der Vorzeit. Im gegebenen Fall erſcheint es ſonderbar und unverſtändlich, warum der Wille eines einzelnen Menſchen mehr Bedeutung haben ſoll, als der Wille von 30,000 Gemeindegliedern des Marienburgſchen Kirchſpiels. Die Handlungsweiſe des Barons iſt noch verzeihlich, er iſt jung, unerfahren und ſein Verfahren läßt ſich mit Unkenntnis des Lebens entſchuldigen. Unverzeihlich aber iſt die Handlungsweiſe ſeines Beiſtandes, des Paſtors Walter. Der iſt kein junger Menſch mehr, er durfte nicht vergeſſen, daß es ſeine Pflicht iſt, Liebe und Eintracht in ſeiner Herde zu ſäen und nicht Zwietracht. Gedenken wir des vor Gericht verleſenen anonymen Briefes, der mit den Worten ſchließt: „Ach, wo biſt du, Wahrheit?" und wir müſſen uns dieſem Ausruf anſchließen. Aus dieſem Briefe hört man das Weinen und Stöhnen einer ſchmerzerfüllten Seele, die ſich betrübt über die im Kirchſpiel zwiſchen Paſtor und Gemeindegliedern ausgebrochenen Streitigkeiten, und Paſtor Walter nennt das im Brief Dargelegte — Lüge!"

Dann wendet ſich Chwolſon gegen die Art, in der die Unterſuchung gegen die Angeklagten geführt worden ſei:

„Ich bitte, meine Herren Richter, mir eine Minute Zeit zu geben zur Erzählung eines Falls, der im Nordoſten Rußlands paſſiert iſt. Dort hatten Wotjaken zu Kultuszwecken einen Menſchen erſchlagen und der Fall intereſſierte ganz Rußland. Es wurde eine Unterſuchung eingeleitet und ein eifriger Priſtaw ließ ſich ſoweit fortreißen, daß er die Zeugen vor einem ausgeſtopften Bären vereidigte, weil er wußte, daß der Bär bei den Wotjaken ein heiliges Tier iſt. Als die Sache vor den Senat kam, rief der Oberprokureur Koni aus: „Halten Sie ein, meine

Herren, wohin gehen Sie? Vergessen Sie die alten Sitten. Für Sie sind die geheiligten Gerichtsordnungen Alexander II. geschrieben!" Denselben Tadel muß ich gegen die Untersuchung in unsrem Fall aussprechen. Es ist eine sonderbare Sache: ein Haftbefehl gegen Sahlit, dieses Dokument, ohne das kein Bürger des großen Rußland der Freiheit beraubt werden darf, befindet sich nicht in der Akte. Wir haben ihn vergeblich gesucht. Es ist, als ob ein Allgewaltiger nur ein Wort gesagt hat, und die Verhaftung war vollzogen. Erst durch Befragung der Zeugen gelang es uns festzustellen, daß Strads und Sahlit am 27. März verhaftet wurden und nach Riga kamen. Von Sahlits Worten hängt sein und seiner Mitbeschuldigten Schicksal ab und der Chef der Detektivabteilung befragt Sahlit erst am 30. März abends. Der Untersuchungsrichter verhört ihn am 31. morgens. Es fragt sich: warum hielt man ihn drei Tage ohne Verhör in Haft? Es ist undenkbar, daß man in einer so wichtigen Sache, in der der Prokureur des Bezirksgerichts selbst und der Chef der Detektivabteilung Koschko nach Marienburg gefahren waren, nicht früher Zeit für das Verhör der Verdächtigen gefunden haben sollte. Nur eine Antwort gibt es hier: Man mußte die Verdächtigen zum Verhör „vorbereiten"! Meine Herren Richter! Wir haben Silber im Haar, viel haben wir in der Welt gesehen, vieles beobachtet, daher brauchen wir nicht davon zu sprechen, was wir alle wissen. . . Die Angelegenheit ist von Anfang an völlig unrichtig behandelt worden. Die Untersuchung, das Verhör durch den Untersuchungsrichter war nichts andres als eine Fortsetzung des Protokolls der polizeilichen Befragung. Es ist ein und dasselbe Verhör, ein Ganzes. Die Angeklagten wurden vom Untersuchungsrichter in derselben Kanzlei der Detektivabteilung vernommen und als Dolmetscher fungierte derselbe Agent der Detektivpolizei und zwar hinter demselben Tisch. Warum hatte man die Angeklagten nicht ins Gouvernementsgefängnis übergeführt und warum verhörte sie der Untersuchungsrichter nicht durch seinen Translateur? Da sind die geheiligten Vorschriften, die die Gerichtsordnungen Kaiser Alexander II. überliefern, vergessen. Schlechten Samen hat man gesät, und aus schlechtem Samen kann nichts gutes aufgehen und geht auch nichts gutes auf. Die Detektivabteilung hat ein unbrauchbares Material gegeben und dieses Material ist des Bezirksgerichts unwürdig. Werfen Sie es beiseite, m. H. Richter!

Nach dieser Kritik des Verfahrens von Polizei und Untersuchungsrichter, die, wie die Vergleichung mit den oben erwähnten Resultaten des Zeugenverhörs ergibt, in brutalster Weise die durch dieses Verhör festgestellten Tatsachen ignoriert, wendet sich Chwolson dem durch die übrigen Zeugenaussagen gegen Wijup zusammengebrachten Material zu und sucht es als Klatsch oder als nicht beweiskräftig hinzustellen. So kommt er zum Schluß, daß die Anklage allein auf den unbewiesenen Kombinationen der Detektivpolizei basiere. Das Publikum erwarte mit Ungeduld ein gerechtes Urteil, das bezeuge, daß die Rechtspflege nicht mit solchen Beweismitteln arbeite. Das Urteil müsse eine Verurteilung der unerlaubten Wege sein, die man in diesem Prozeß eingeschlagen habe. Es gebe kein andres Urteil als ein freisprechendes.

Das Urteil des Gerichts erkennt das Geständnis Sahlits für aufrichtig und glaubwürdig an und macht es zum Ausgangspunkt seiner Feststellung des Tatbestandes. Es erkennt daher, daß die drei Angeklagten eine Vereinigung zum Zweck von Brandstiftungen geschlossen haben und die oben aufgezählten Brandstiftungen von je zweien von ihnen oder von allen dreien gemeinsam ausgeführt worden sind, mit Ausnahme der Brandlegung des sog. alten Schlosses, die ihnen nicht nachgewiesen worden ist und von der sie demgemäß freizusprechen sind. Die angesteckten Gebäude sieht das Gericht für unbewohnte an. — Auf Grund dieses Tatbestandes werden die drei Angeklagten der Vergehen, die in den Art. 924, 1609, 1610 und 1610 des Strafgesetzbuches vorgesehen sind, schuldig gesprochen und ihnen vom Gericht in Anbetracht der Umstände die mildeste Strafe für das in Art. 924 vorgesehene Verbrechen (Bildung einer verbrecherischen Vereinigung zum Zweck von Brandstiftungen), der Verlust aller Standesrechte und Verschickung zur Zwangsarbeit auf vier Jahre, zuerkannt. Die Strafen für die in den andern aufgeführten Artikeln genannten Verbrechen werden durch diese Strafe absorbiert.

Der Prozeß erregt die Öffentlichkeit in einer seiner Bedeutung entsprechenden Weise. Die Reden der Verteidiger, die hier nach der anscheinend vollständigsten, aber vielleicht nach mancher Seite abgeschwächten Wiedergabe in dem „Rish. Westn." reproduziert sind, zeugen einerseits von einer mit lächerlichem Pathos zur Schau getragenen Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse, andrerseits fallen sie durch den im Gerichtssaale hier zu Lande bisher noch unerhörten demagogischen Ton auf. Man staunt darüber, was für Urteile sich landfremde jüdische Advokaten über die Einrichtungen und Bedürfnisse unserer lutherischen Landeskirche erlauben dürfen. Und mit derselben Willkür, wie bei der Darstellung der allgemeinen Verhältnisse, verfahren die Verteidiger auch mit den Zeugenaussagen, die in ihren Kram nicht passen, insbesondere mit denen der Polizei. Nach dieser Richtung hat ihnen allerdings eine scharfe Zurechtweisung nicht gefehlt, indem der Prokureur nach Schluß der Verteidigungsreden abermals das Wort nahm, um das Gebahren eines Teiles der Verteidiger, der sich grundloser Verdächtigungen unbequemer Zeugen bedient hätte, zu verurteilen, ohne daß ein Wort der Erwiderung nur versucht worden wäre.

An anderer Stelle erfolgt ein weiterer Protest gegen die Verteidigung im Prozeß. Die „Düna-Ztg." hatte in

einem summarischen Referat über alle Verteidigungsreden gesagt: „Die Gemeindeglieder der Marienburgschen Gemeinde kämpften nicht gegen den Pastor und den Baron, sondern gegen das mit dem heutigen Leben nicht mehr in Einklang zu bringende Patronatsrecht. Wenn man die Angeklagten und insbesondere den Sahlit als Brandstifter ansehe, so seien diese nur die Erfüller eines alten Wunsches der Volksmasse. Nur in einer solchen erhabenen Rolle könne man sich die Angeklagten als Brandstifter denken. Und wenn man das im Auge behalte, so sei es im höchsten Grade unerklärlich, unlogisch und absurd, wie ein solcher heroischer Verteidiger der Rechte seiner Mitbrüder auf einmal zum Preisgeben seiner so eifrig verfochtenen heiligen Sache und am Ende zum schnöden Verräter seiner Kampfgenossen habe werden können." — Die in diesen Worten liegende Umkehrung aller sittlichen und moralischen Begriffe kommentirt Freiherr H. v. London in der „Düna-Ztg." (Nr. 231) folgendermaßen:

„Weil das Patronatsrecht sich angeblich überlebt hat, wird der Kampf gegen dasselbe nicht nur gerechtfertigt, sondern werden diejenigen, die vor keinerlei Verbrechen zurückschreckten, als heroische Verteidiger der Rechte ihrer Mitbrüder verherrlicht. Die Herren Verteidiger — zur Ehre derselben setze ich voraus, daß nur ein einziger von ihnen den von mir zitierten Passus gebraucht hat — hätten wohl die Pflicht, einen Kollegen, dem die verbrecherische Tätigkeit einer Mordbrennerbande erhaben dünkt, von ihren Rockschößen abzuschütteln. Er wird sicherlich mit offenen Armen dort aufgenommen werden, wohin er gehört, nämlich in die Gesellschaft seiner Marienburger Gesinnungsgenossen, deren Taten er als heroische Verteidigung der Rechte (?) ihrer Mitbrüder preist. Es ergreift einen tiefe innere Empörung, wenn man dies traurige Bild der moralischen Entgleisung eines Verteidigers sieht, von dem man doch a priori annehmen sollte, daß er Jurisprudenz studiert hat, um in praktischer Tätigkeit dem Recht gegenüber dem Unrecht und dem Gesetz zum Siege zu verhelfen.

Der von mir wiedergegebene Passus der Rede des mir unbekannten Verteidigers ist an die Adresse der Marienburgischen und andrer Brandstifter gerichtet und wird sicherlich den Effekt haben, daß den bisher verübten Verbrechen noch andre gleicher Natur folgen werden. Gilt es doch, die Rechte der Mitbrüder heroisch weiter zu verteidigen."

Diesen und einigen folgenden Auslassungen des Freiherrn von London gegenüber behauptet der Rechtsanwalt Chwolson zwar, daß die Wiedergabe des Inhalts der Reden dem faktischen Sachverhalt nicht entspricht und daß er sich veranlaßt sehe, gegen Herrn v. London wegen der beleidigenden Äußerungen in der „Düna-Ztg." beim Bezirksgericht Klage zu führen, — doch verlautet vier Monate nach dieser Ankündigung noch nichts von der Klageerhebung.

Die „Düna-Ztg." (Nr. 231) legt, unter Berufung auf die Aussagen Pastor Walters (s. S. 16 f.), der Gesammtheit der lettischen Presse und Vereine die zu den Brandstiftungen führende Verwirrung der sittlichen Begriffe zur Last und fordert von der Presse eine unzweideutige Verurteilung des Verbrecherischen der Propaganda, über die sittliche Depravation, die sie in weite Kreise trage ꝛc. Noch habe sie kein mannhaftes, energisches Wort in den Spalten der lettischen Presse gelesen, das dahin laute. Dieser allgemeine Vorwurf, den die „Düna Ztg." später auf das berechtigte Maß eines Teiles der lettischen Presse und Vereine reduziert, erregt einen Sturm der Entrüstung in den lettischen Blättern, der sich aber naturgemäß gegen die in Bausch und Bogen an ihre Adresse gerichtete Vorhaltung wendet und die Aufmerksamkeit von dem Kern der Sache ablenkt. Es ist möglich, daß ohne die so entfachte Erbitterung die Verurteilung der Verbrecher durch das Gericht tieferen Eindruck bei der Bevölkerung gemacht hätte. — Über diese Preßfehde urteilt der Jahresbericht des Rigaschen Stadtpropstes im „Rig. Kirchenbl." (1904, Nr. 6) bei der Besprechung der nationalen Verhältnisse:

„Fast wollte es scheinen, als ob die ganze Bewegung in ruhigere, besonnere Bahnen einlenken wollte, in jüngster Zeit aber hat die radikale Strömung wieder an Breite gewonnen, so daß die gesetzmäßige Richtung schwer dagegen ankämpfen kann. Einen unheilvollen Einfluß haben in dieser Beziehung die an den unglückseligen Marienburger Brandstiftungsprozeß anknüpfenden Preßverhandlungen gehabt. Daß aus ihnen der alte Hader neue Nahrung gewonnen hat und die Flammen wieder hoch aufgelodert sind, in heftigerer Weise als seit langer Zeit, das ist leider von beiden Seiten mit verschuldet worden. Wenn dort aus der, durch eine ganz unerwartete Frage provozierten und darum jedenfalls nicht vorher reiflich erwogenen, geschweige denn sorgfältig formulierten Äußerung eines Zeugen (deren korrekte Wiedergabe auch nicht einmal verbürgt werden konnte), sowie aus den stellenweise maßlosen und sehr anfechtbaren Plaidoyers der Verteidiger in einem Teil der deutschen Presse Konsequenzen gezogen wurden, die immerhin den Anschein erwecken konnten, als würde der lettischen Presse, resp. den Vereinen die Verantwortung für das dort Verlautbare zugeschoben, so mußte dabei die in solch heiklen Fragen durchaus erwünschte besonnene Objektivität vermißt werden. Da kann es kaum Wunder nehmen, wenn in der gegnerischen Presse ein Sturm der Entrüstung losbrach, wenngleich es tief zu bedauern ist, daß sie nun genau in denselben Fehler der Verallgemeinerung verfiel, den sie so scharf bekämpfte, indem sie in der einen Preßstimme (so wie sie sie verstand) die Stellungnahme des Deutschtums überhaupt widergespiegelt zu sehen behauptete, und darum emphathisch ausrufen konnte: nun ist es klar und offensichtlich; es gibt für uns keinen Frieden mit den Deutschen! — Jedenfalls wird es nicht leicht sein, den neu entstandenen Riß wieder zu heilen. Aufs neue aber hat sich's gezeigt, daß

solche Polemik in der Presse, wenn sie nicht mit großer Ruhe und Besonnenheit und mit ganz blanken Waffen geführt wird, nicht zum Frieden dient, sondern nur dazu beiträgt, die nationalen Gegensätze zu schärfen."

Gegen das Urteil des Bezirksgerichts wird von sämtlichen Angeklagten beim St. Petersburger Appellhof Berufung eingelegt. Eine andere Antwort auf die Schuldfrage wird dort nicht gegeben werden, vielleicht aber gelingt es, den Kreis der Schuldigen zu vergrößern. Die vom Prokureur erwähnte Möglichkeit von Geldzahlungen für die Brandstiftungen ist nicht von der Hand zu weisen. Ist es doch bereits aufgefallen, daß die an sich nicht bemittelten Angeklagten sich Verteidiger beschaffen konnten, die ihnen bedeutende Kosten verursachen müssen. Aus welcher Quelle solche Geldsummen stammen, das ist einstweilen noch unbekannt. — Dem aufmerksamen Beobachter wird neben manchem andern aufgefallen sein, daß in dem öffentlichen Ankleben von aufreizenden Proklamationen durch den Kirchenvormund Zerrin nichts Strafbares gesehen worden ist.

3. Okt. Es wird bekannt, daß Seine Majestät der Kaiser unter dem 22. August d. J. Allergnädigst zu befehlen geruht hat: den ehemaligen Prediger zu St. Michaelis, Pastor Hermann Lezius, von allen gesetzlichen Folgen der mittels Urteils des St. Petersburger Appellhofes vom 11. Mai 1900 erfolgten Verurteilung zu befreien. Pastor Lezius war zur Remotion vom Amte auf 3 Jahre verurteilt worden, von welcher Frist seit dem Inkrafttreten des Urteils noch nicht $1^1/_2$ Jahre verflossen sind. („Nordl. Ztg.")

3. Okt. Zum Rektor der Jurjewschen Universität wird auf 4 Jahre der Professor der Astronomie Dr. astr. Lewitzki ernannt.

3. Okt. Fellin. Laut einem Beschluß der Stadtverordneten-Versammlung vom 29. Sept. c. tritt eine besondere freiwillige Schutzwache ins Leben, die mit der Ortspolizei nachts Patrouillengänge ausführt. Die häufigen Einbrüche der letzten Zeit, die Bildung ganzer Diebsbanden drängte zu diesem Akt der Selbsthilfe, der bereits früher mit Erfolg angewandt worden ist. Die ersten Patrouillen werden vom Stadthaupt Baron Engelhardt und einigen Kaufleuten abgegangen.

3. Okt. Jurjew (Dorpat). Vor einiger Zeit war vom Morgensternschen Denkmal die Platte mit der deutschen Aufschrift: „Morgensterns Garten" gestohlen

worden und die Universität ließ unlängst eine neue Platte aus Gußeisen mit der Aufschrift: „Садъ Морепштерна“ in russischer Sprache anbringen. . . Diese wertlose Platte wird nun auch gestohlen.

4. Okt. In Alt-Kusthof im Jurjewschen (Dörptschen) Kreise wird eine Ministeriumsschule eröffnet, die an die Stelle der evangelisch-lutherischen Gemeindeschule tritt.

7. Okt. Die Landschaftversammlung von Opotschka (Pleskau) beschließt, bei der Regierung um den Bau einer Zufuhrbahn von Smolensk nach Walk, und zwar über Poretschje, Welisch, Newel, Opotschka und Pondery, zu petitionieren. Diese neue Schienenverbindung zwischen Livland und dem Innern des Reiches hat in erster Linie die wirtschaftliche Hebung der getreidearmen Gouvernements Pleskau und Witebsk im Auge.

8. Okt. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, dem Gouverneur mitzuteilen, daß die Stadt bei der Verminderung ihrer Einnahmen aus den Hafengeldern und bei der Steigerung der Forderungen auf allen Gebieten des Stadthaushaltes nicht in der Lage sei, das Arrestlokal der Polizei zu vergrößern und den Stadtteilsaufsehern Wohnungen in natura oder höhere Quartiergelder anzuweisen, zumal da die Stadt bereits 22,625 Rbl. mehr für die Polizei verausgabe, als durch den Allerhöchst bestätigten Etat vorgesehen ist.

8. Okt. In einem „Warum häufen sich die Verbrechen?“ überschriebenen Leitartikel weist der „Uus Aeg“ zunächst darauf hin, daß mit dem Heranziehen fremder Eisenbahnarbeiter, unter denen es so manchen abgefeimten Schelm und Abenteurer geben könne, die Zahl der Verbrechen in den betreffenden Gegenden einen besonderen Zuwachs aufzuweisen pflege, wobei man gewohnt sei, alles dem eigenen Landvolk aufs Kerbholz zu schreiben. Man beachte auch zu wenig, daß die Eisenbahnen neben ihrem hohen Kulturwert den Nachteil hätten, das heimatlose Verbrechertum zu vermehren. — Des weiteren bedauert das genannte Blatt, daß unsre Volksschule auf Irrwege geraten sei: „Es ist nicht unsre Art, den alten Schulmeistern, die vor der Reform wirkten, Loblieder zu singen, aber das müssen wir zugeben, daß sie auf die Herzensbildung der ihnen anvertrauten Kinder weit mehr Gewicht legten, ihre Gesittung mit weit größerem Eifer zu fördern trachteten, als die spätere Lehrgeneration. An Wissenschaftlichkeit ist ja ein Teil der modernen Lehrer den alten voraus, aber in Schule und Volksleben sind eben Unterricht und Erziehung genau gleichwertig. Sowohl die früheren als auch der weitaus größte Teil der modernen Schulmeister haben keine eigentliche pädagogische Ausbildung erhalten. Wenn der Schulmeister der älteren Epoche die Kinder trotzdem das Böse besser hassen lehrte, so tat er es einfach nach der Väter Weise, während der moderne Schulmeister die Erziehung für nebensächlich hält,

in der Voraussetzung, daß die erzieherischen Resultate bei der Schulrevision schwer festzustellen sind. Infolge des bei der geringen Besoldung erklärlichen Mangels an guten Volksschullehrern haben wir in letzter Zeit eine erschreckende Zahl junger Schulmeister erhalten, die von erzieherischen Unterrichtsmethoden keine Ahnung haben. Solche Pfuscher sind eine Volksplage. Nebenbei verleiten sie das Volk zu schiefen Ansichten über die Grundprinzipien der Schulreform. Fragt man solch einen Schulmeister, warum seine Zöglinge so und so geraten sind, so antwortet er: „Das ist nicht meine Sache, die Hauptsache ist das Russische — genüge ich damit dem Inspektor, so ist alles in Ordnung..." Die Ausrede, als ständen Erziehung und Herzensbildung nicht im Programm unsrer gegenwärtigen Volksschule, ist eine Erfindung unsrer jämmerlichen Volksschullehrer. . . . (Rev. Ztg. Nr. 228.)

9. Okt. Riga. Zum Direktor des Alexandergymnasiums wird der Vorsteher der Kanzlei des Kurators Oppokow ernannt.

9. Okt. Jurjew (Dorpat). Der russische Verein „Rodnik" veranstaltet bei einem Besuche des Kurators Iswolski in der Stadt eine feierliche Begrüßung dieses Regierungsvertreters, deren bisherige Unterlassung der „Rish. Westn." dem Verein so übel genommen hatte (Balt. Chr. 1902 Okt. 2). In seiner Ansprache bemerkt der Vorsitzende des Vereins u. a., daß der „Rodnik" zu seiner Befriedigung nicht wenige Glieder mit Familiennamen habe, die nicht russisch klängen. Der Kurator wurde zum Ehrenmitglied des Klubs proklamiert.

In einer Rede auf diesem Fest konstatiert der Direktor des Veterinärinstituts Raupach die mit jedem Jahre inniger werdende Verbindung der hiesigen Bevölkerung mit den Russen, die hauptsächlich der weisen Stufenfolge bei der Durchführung der „Reformen" zu danken sei, und sprach den Wunsch aus, daß der Klub die verschiedenstämmigen Elemente der Stadt Jurjew vereinigen möge. Dazu gab Raupach eine interessante historische Notiz über die Initiatoren der Einführung der russischen Sprache für die Kollegien am Veterinärinstitut, die ihre Analogie finde in der Geschichte der Universität. — Raupachs einziger, resp. Hauptgenosse bei diesem Werke war ein Deutscher aus Preußen, der am Veterinärinstitut und an der Universität Vorlesungen hielt und nicht ein Wort russisch verstand. Er wußte sehr wohl, daß er bei der Einführung der Reform auf seine Kollegia verzichten müsse, aber für ihn, einen preußischen Untertan, waren die baltischen Sitten, in einer höheren Staatslehranstalt junge Leute für den Dienst im weiten russischen Reich derart vorzubereiten, daß sie die Sprache des weitaus gewaltigsten Teiles Rußlands durchaus nicht kannten, vollständig unverständlich und vertrugen sich nicht mit seiner Überzeugung.

9. Okt. Finnland. Der Generalgouverneur wohnt der ersten Sitzung des Senats bei, in der russisch verhandelt wird.

Die Einführung der russischen Sprache als Geschäftssprache im Finnländischen Senat gibt der „Finländskaja Gaseta" Gelegenheit zu einem ihrer historischen Rückblicke. Die Einführung der russischen Sprache als Geschäftssprache ist, wie das Blatt behauptet, im Prinzip bereits unmittelbar nach der Eroberung Finnlands beschlossen worden, doch blieb infolge verschiedener Umstände das Schwedische die Geschäftssprache in den Administrativbehörden Finnlands und das Konsistorium der Helsingforser Universität nahm daraus Veranlassung zu erklären, daß das Lehren der russischen Sprache in den Schulen eine nutzlose Zeitvergeudung sei. Mit dem Unterricht der russischen Sprache in den Schulen wurde es daher nicht genau genommen, bald wurde er eingeführt, bald wieder eingestellt.

Als im J. 1898 die russische Regierung die Einführung der russischen Geschäftssprache anregte, suchte der damalige Senat nachzuweisen, daß Kaiser Alexander I. seine Absicht, die russische Sprache einzuführen, aufgegeben habe und daß die Einführung der russischen Sprache im Senat und in den Gouvernements-Verwaltungen einen vollständigen Bruch mit den seit 1809 geübten Usancen bedingen würde. Dennoch wurde sie durch das Allerhöchste Manifest vom 7. (20.) Juni 1900 vorgeschrieben. Auf diese Allerhöchste Willensäußerung hin nahmen die meisten damaligen Senatoren ihren Abschied und wurden entlassen. Ferner verweigerte der Senat die sofortige Veröffentlichung des Manifests und machte eine untertänigste Vorstellung über die Unvereinbarkeit der neuen Ordnung mit den Grundgesetzen des Landes. Die Vorstellung wurde ohne Folgen gelassen. Darauf sandten 79 Mitglieder des Landtags eigenmächtig eine besondere Deputation an den Minister-Staatssekretär mit der Forderung die indigenen Sprachen in der Geschäftsführung des Gebiets beizubehalten. Ferner weigerten sich die Beamten Schriftstücke in russischer Sprache zu erledigen und schließlich weigerten sich auch die damaligen Gouverneure kategorisch, die Bedingungen für die Anwendung des neuen Gesetzes zu schaffen. Alle diese Widerstände sind jetzt beseitigt.

10. Okt. Libau. Der Großfürst Thronfolger passiert Libau auf der Reise von Dänemark nach Woronesh.

11. und 12. Okt. Reval. 1. Estländischer Aerztetag. Die Beteiligung von 53 Ärzten kann als sehr rege bezeichnet werden. Zum Präses wird Dr. v. Wistinghausen-Reval gewählt, zum Sekretär Dr. Kupfer-Kuda, zum Kassaführer Dr. Weiß-Reval.

11. Okt. Windau. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, bei der Regierung um den Bau einer Eisenbahnbrücke über die Windau bei der Stadt zu petitionieren.

12. Okt. In Wilna ist ein lettischer Verein bestätigt worden. („Rig. Aw.").

12. Ok. Beim griechisch-orthodoxen Sipasso-Preobraschenskischen Frauenkloster, 12 Werst von Mitau belegen, besteht seit 1900 eine Schule, die 45 Schüler zählt, von denen 35 lutherischer Konfession sind. („Kurl. Gouv.-Ztg.")

13. Okt. Jurjew (Dorpat). Generalversammlung des Livländischen Vereins zur Förderung der Landwirtschaft und des Gewerbefleißes. Die Nordlivländische Augustausstellung hat an Ausgaben 4500 Rbl. beansprucht, ca. 1000 Rbl. weniger als im Vorjahre, und einen Reingewinn von 3500 Rbl. gebracht. Die Ausgaben für die Prämiirung sind beständig gesteigert worden nnd erreichten in diesem Jahr 2200 Rbl. Sehr zurückgegangen ist die Einnahme aus den Verkaufsprozenten. — Im Januar soll eine Kommission aus je drei Vertretern der drei größeren einheimischen Ausstellungsunternehmen (in Reval, Wenden und der Embachstadt) zusammentreten, um ein von möglichst einheitlichen Gesichtspunkten beherrschtes und auf einheitliche Ziele hinarbeitendes Vorgehen auf diesen Ausstellungen zu vereinbaren.

16. Okt. Libau. Ein Beschluß der Stadtverordnetenversammlung verdient festgenagelt zu werden. Die Versammlung beschließt nämlich auf einen Antrag des Vorsitzenden der Krankenhauskommission, Stadtrat Schneiders, und des Stadtverordneten W. Dreyersdorff, beim Stadtkrankenhaus Kontrollbücher einzuführen, in die die diensthabenden Aerzte täglich ihre Namen eintragen sollen als Beweis dafür, daß sie den Stationen einen Besuch abgestattet haben. Zur Begründung des Antrages war ein Aktenmaterial, dessen Verlesung $2^1/_2$ Stunden beansprucht hatte, vorgelegt worden, aus dem hervorging, daß während der Beurlaubung eines der Ordinatoren die Infektionsabteilung zwar nicht regelmäßig von seinem Stellvertreter besucht worden war, die Kranken aber von dem Assistenzarzt der Anstalt während dieser Zeit durchaus sachgemäß ärztlich bedient worden waren. Der Beschluß der Stadtverordnetenversammlung wird mit 34 gegen 15 Stimmen gefaßt, und eine Anzahl der Gegner desselben gibt ein Separatvotum zu Protokoll.

Das Separatvotum, das von den Stadtverordneten Heymowski, Adolphi und 12 andren Stadtverordneten unterschrieben worden ist, erklärt: „Die von Herrn Schneiders vorgeschlagene Maßnahme halten wir für genügender Begründung entbehrend, zwecklos und beleidigend für die beim Libauschen Stadtkrankenhause dienenden Ärzte." Das Separatvotum gibt in erster Linie zu, daß während der Beurlaubung des Ordinators in formeller Hinsicht unrichtig verfahren worden ist, daß aber solcher modus procedendi nur zeitweilig vorgekommen sei und der Wiederholung durch die einzig richtige und vollkommen genügende Anordnung des Stadtamts vorgebeugt werde, daß der Oberarzt unabweichlich darauf zu achten habe, daß als Stellvertreter der Ordinatoren nicht Ärzte vorgestellt werden, die den besonderen Eigenschaften ihrer Privatpraxis nach der Möglichkeit beraubt sind, sämtliche Kranke der betr. Abteilung zu besuchen. Die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit des Beschlusses der Stadtverordneten wird dann folgendermaßen auseinandergesetzt:

„Der Zweck der Stadtverwaltung bestehe im gegebenen Falle darin: den Kranken zu richtiger und sorgfältiger Behandlung zu verhelfen und dieser Zweck kann durch eine solche formelle Maßnahme, wie die Nötigung der Ärzte, täglich in den in den Abteilungen ausgelegten Büchern ihre Namen einzutragen, nicht erreicht werden. Die einzige wirksame Nötigung zur sorgfältigen Behandlung kann für die Ärzte nur das Pflichtgefühl und die Hingebung an den Beruf sein und besteht die Aufgabe der Stadtverwaltung ausschließlich darin, nur solche Ärzte zum Dienst zu berufen und in demselben zu belassen, bezüglich deren sie auch nicht einen Augenblick daran zweifelt, daß sie diese Eigenschaften in genügendem Maße besitzen. Von diesem Gesichtspunkt wäre die Einführung der von Herrn Schneiders beantragten Kontrollbücher gleichbedeutend mit dem Ausdruck eines Zweifels daran, daß die Ärzte im Libauschen Krankenhause diese Eigenschaften besitzen und käme somit diese Maßnahme einer sehr empfindlichen und durch nichts verdienten Beleidigung gleich. Als Resultat würde die sehr wahrscheinliche Folge der Einführung der von Herrn Schneiders beantragten zwecklosen und für die Ärzte beleidigenden Maßnahmen die sein, daß der gegenwärtige Bestand der Ärzte des Krankenhauses, welcher volles Vertrauen genießt und der Stadtverwaltung durch seine nützliche Tätigkeit bekannt ist, um seinen Abschied einkommen würde und daß es der Stadtverwaltung nicht möglich sein dürfte, für dieselben würdige Nachfolger zu finden. Demnach schädigt die von der Stadtverordnetenversammlung einzuführende Maßnahme offenbar die Interessen der lokalen Bevölkerung." (Pkt 2, Art. 83 der Städteordn.)

Die Ärzte des Krankenhauses Dr. Dr. Johannsen, Lackschewitz, Meyer und Liedke suchen darauf um die Entlassung aus dem Dienst des Krankenhauses nach mit der Begründung, daß seit der Ernennung des Stadtrat Schneiders

zum Präses der Krankenhauskommission durch ihn und auf seine Veranlassung durch das Stadtamt und die Stadtverordnetenversammlung eine Einmischung in die Sphäre der ärztlichen Thätigkeit am Krankenhause stattgefunden habe, die sie als ungünstig für dieselbe und für unvereinbar mit der Würde des ärztlichen Standes ansehen.

Am 30. Okt. geben 21 Teilnehmer einer abends zuvor abgehaltenen Versammlung Libauer Ärzte in der „Lib. Ztg." die Erklärung ab, daß durch das Vorgehen der Kommunalverwaltung die Würde des ärztlichen Standes angegriffen und die Gewissensarbeit der Ärzte herabgesetzt werde. Dagegen erklärt der Libausche Arzt Dr. Waeber in seinem Namen und dem einiger andrer Teilnehmer der Versammlung, daß ohne eine eingehendere Prüfung des Verhaltens der Krankenhausärzte eine Stellungnahme zur Frage ihnen nicht möglich sei. Ganz im Sinne der Minorität der Stadtverordnetenversammlung und der Erklärung der 21 Libauer Ärzte spricht sich ein vom 14. Nov. datiertes, in der „Lib. Ztg." veröffentlichtes Gutachten des Vorstandes der Livländischen Abteilung des Petersburger ärztlichen Vereins zur gegenseitigen Hilfe aus, das von den Krankenhausärzten erbeten worden war, und verurteilt gleichzeitig das Vorgehen Dr. Waebers. Bedauerlicher Weise gibt der Umstand, daß das Gutachten von dem Präses des Vorstandes Dr. Truhart, dessen Unbefangenheit als Vater eines in die Affaire verwickelten Assistenzarztes bestritten wird, mitunterzeichnet worden war, Anlaß, den persönlichen Angriffen, die bei der Behandlung des Ärztekonflikts in der Presse ihre Rolle spielen, eine neue Nahrung zu geben.

Auf die in der „Lib. Ztg." sich bis in den Dezember hinein fortziehenden polemischen Erklärungen und das in Nr. 8 des „Lib. Sonntagsbl." veröffentlichte Aktenmaterial des Libauer Stadtamts näher einzugehn, erübrigt sich an dieser Stelle.

Der Kontrollbücherbeschluß der Stadverordnetenversammlung wird von der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten nicht bestätigt und dieser Umstand veranlaßte die Ärzte des Krankenhauses, die ihre Stellung zum 1. Dez. gekündigt hatten, aber auf Bitten des Stadamts ihr Amt interimistisch noch einige Tage darüber hinaus versahen, ihr Entlassungsgesuch zurückzuziehen, worauf das Stadtamt aber nicht einging. Es wird darauf nach Abgang der alten Ärzte eine provisorische ärztliche Leitung für das Krankenhaus bestellt, die von der Stadtverwaltung zu definitiver Übernahme berufenen Ärzte lehnen aber entweder den Ruf ab oder werden vom Gouverneur nicht bestätigt.

Der Stadtrat Schneiders, dessen Wahlperiode abläuft, wird am 16. Dezember von der Stadtverordnetenversammlung mit nur 28 gegen 24 Stimmen wiedergewählt, aber vom Gouverneur nicht mehr im Amt bestätigt.

16. Okt. Libau. Die Grundsteinlegung zu einer griechisch-orthodoxen Kirche, die 900 Personen fassen soll, wird in der Festung vollzogen.

16. Okt. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, eine fünfte städtische Elementarschule im Januar n. J. zu eröffnen. — Vom Kurator ist eine Mitteilung eingetroffen, daß er den Stundenplan einer Selekta der Elementarschulen für 13 bis 15jährige Knaben nicht bestätigt habe und Stelle der obligatorischen 10 Stunden Estnisch und Deutsch nur drei Stunden Estnisch und drei fakultative Stunden Deutsch ansetze. Die Versammlung vertagt die Angelegenheit bis zur Entscheidung über die Petition der Stadt in Sachen des fakultativen deutschen Unterrichts in ihren Elementarschulen. — Das Gesuch des Kuratoriums des hiesigen Puschkin-Gymnasiums um Überweisung eines Grundstücks für ein Schulgebäude oder um Assignierung der für den Ankauf eines solchen Grundstückes erforderlichen Summe wurde angesichts dessen, daß dem Gymnasium von der Krone hunderttunddreizehntausend Rbl. für den Bau eines neuen Schulgebäudes angewiesen sind und die Stadt alle verfügbaren Mittel für Elementarbildung verwenden wolle, einstimmig abgelehnt.

17. Okt.—2. Nov. In Mitau findet eine Heraldische Ausstellung im Museumsgebäude statt, die erste, die in den Ostseeprovinzen veranstaltet wird. Außer dem rein heralaldischen und sphragistischen Material sind Arbeiten des alten und des modernen Kunstgewerbes ausgestellt. Die Ausstellung ist von der Sektion für Genealogie, Heraldik und Sphragistik der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst veranstaltet worden, die in 10jährigem Bestehen anregend und erfolgreich auf den von ihr gewählten Gebieten der baltischen Geschichte gearbeitet hat.

17. Okt. Wie im Vorjahre werden in diesen Tagen von den Mittelschulen mehrtägige Schülerexkursionen nach Moskau

und Petersburg veranstaltet (s. Balt. Chr. 1902/3 S. 19). Die Exkursion der Libauschen Kommerzschüler nach Moskau nimmt ein unerwartetes Ende, da der Oberpolizeimeister den jüdischen Schülern den Aufenthalt in der Residenz verbietet, worauf die ganze Gesellschaft nach Hause reist.

18. Okt. Zum Reformationsfest stattet die Unterstützungskasse der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands den Bericht für 1902 ab. Die Gesammtausgaben beliefen sich auf 126,118 Rbl. und haben um 5000 Rbl. gegen das Vorjahr zugenommen. Der Kollektenertrag aus den Ostseeprovinzen ist ungefähr der gleiche geblieben wie 1901, und betrug ca. 29,000 Rbl., von denen die Hälfte von den Bezirkskomitees direkt für Bedürfnisse der hiesigen Gemeinden verausgabt wird. Vom Zentralkomitee wurden den baltischen Bezirkskomitees ca. 4600 Rbl. zugewandt, so daß der Beitrag der Ostseeprovinzen für die Diaspora nur ca. 10,000 Rbl. ausmacht.

20. Okt. Von der Gemeindelehrerwahl in Katzdangen (Kreis Hasenpoth) berichtet die „Rig. Aw." die typische Erscheinung, daß die Gemeindevertreter, da sich 10 Bewerber gemeldet hatten, die Gagen soweit herabsetzten, daß die Kandidaten sich dahin einigten, von der Bewerbung zurückzutreten. Nachdem die Konkurrenz so beseitigt worden war, erklärten sich zwei von ihnen doch bereit, auf die Bedingungen einzugehen und wurden dann natürlich gewählt. — Ein Gegenstück dazu bietet eine Verhandlung des Rigaschen Bezirksgerichts in Sachen einer Lehrerwahl in Lubahn (Kreis Wenden). Dort hatten 2 Gemeindedelegierte beim Bauerkommissar darüber Klage geführt, daß Agenten des schließlich gewählten Bewerbers, der nicht einmal die geforderte Lehrqualität hatte, die Delegierten am Wahltage derart mit Getränken bewirtet hätten, daß einige von ihnen keinen klaren Begriff von der Verhandlung gehabt hätten. Darauf strengten die Angeschuldigten eine Verläumdungsklage an; vor dem Bezirksgericht wurde indeß die Wahrheit der angeblichen Verläumdungen nachgewiesen und es erfolgte Freispruch. (Düna-Ztg. Nr. 261). — Nach den Zeichen ethischer Unreife, die bei den Lehrerwahlen zu Tage treten, wird

man nicht gern auch die Wahl der Pastoren schon jetzt in die Hände der Bauerschaft legen.

21. Okt. Zur Einführung der russischen Geschäftssprache in den baltischen Ritterschaftsinstitutionen bringen der „Rish. Westn." und die „Now. Wrem." die Notiz, daß einer der baltischen Gouverneure neuerdings die Frage angeregt habe, ob für die innere Geschäftsführung dieser Institutionen nicht die russische Sprache vorgeschrieben werden solle. — Nach der „Düna-Ztg." (Nr. 144) handelt es sich darum, daß für Livland die Frage angeregt worden ist, die russische Geschäftssprache nur für die Angelegenheiten einzuführen, die die Landesverwaltung betreffen, nicht aber für die ständischen Angelegenheiten der Ritterschaft. — Der „Rish. Westn." erhält seine Nachricht für Kurland aufrecht.

22. Okt. S. M. der Kaiser hat in Wiesbaden eine Zusammenkunft mit Kaiser Wilhelm. Am folgenden Tage stattet der Deutsche Kaiser einen Gegenbesuch in Wolfsgarten ab.

22. Okt. Walk. Vom Geiste der neuen Stadtverordnetenversammlung zeugt folgendes Referat des „Walk. Anz.": Der Stadtverordnete Dr. Grauding hatte in einer die Freiwillige Feuerwehr betreffenden Verhandlung vorgeschlagen, die Hausbesitzer der Vorstädte zum Besten der Feuerwehr zu besteuern und falls sie diese Steuer nicht leisten, bei einem Brande in der Vorstadt die Feuerwehr nicht ausrücken zu lassen! — Der Verwaltungsrat der Freiwilligen Feuerwehr hat dagegen erklärt, daß die Besteuerung zwar sehr wünschenswert sei, daß die Feuerwehr aber bei jedem Brande, sei er in der Stadt oder in der Vorstadt, ausrücken müsse.

22. Okt. In der Wiek wird die erste Ministeriumsschule eröffnet, und zwar in Orrenhof, nachdem die Taibelsche Gemeinde ihren Beschluß hinsichtlich der Gründung einer solchen Schule in ihrem Gebiet rückgängig gemacht hat, — wie der „Rish. Westn." natürlich sagt, „unter dem Einfluß privater Überredungen".

23. Okt. Das Notstandskomitee für Marienburg, Seltinghof und Oppekaln (s. Balt. Chr. 1903 Jan. 7.) hält seine Schlußsitzung ab, in der über den Überschuß von 1270 Rbl. bar und 518 Pud Korn Beschluß gefaßt wird. Das Geld wird

dem Marienburgschen Frauenverein und dem dortigen orthodoxen Wohltätigkeitsverein überwiesen.

23. Okt. Riga. Der evangelische Marien-Diakonissenverein beschließt sein bisheriges Immobil der Stadt zu verkaufen und auf dem neuen, bereits vor einigen Jahren erworbenen Grundstück ein neues Kranken- und Schwesternhaus für 154,000 Rbl. zu erbauen.

24.—25. Okt. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses.

26. Okt. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin treffen mit Höchstihren Kindern und dem Großherzog von Hessen mit der Prinzessin Elisabeth aus dem Auslande in Skiernewice ein.

27. Okt. Durch gerichtliches Urteil ist dem Besitzer von Dagoe-Großenhof das Eigentum am Lande zweier Gemeindeschulen mit allen darauf befindlichen Baulichkeiten zugesprochen worden. (Teataja).

Darob erheben sich im „Rish. Westn." die bekannten verlämderischen Klagen über die „schulfeindlichen" Gutsbesitzer.

30. Okt. Fellin. Unter den 104 gegenwärtig die orthodoxe Kirchenschule besuchenden Kindern befinden sich 30 Zöglinge evang.-lutherischer Konfession, die, — nach den dem „Fell. Anz." vom Schulleiter gemachten Angaben — ohne irgend welche Unterweisung in den Lehren ihres Glaubens zu genießen, den Religionsunterricht sowie die Kirchengesangstunden gemeinsam mit den Kindern griechisch-orthodoxen Bekenntnisses erhalten. Ao. 1901 betrug die Zahl der lutherischen Kinder in der orthodoxen Kirchenschule 100, Ao. 1902 — 70. — Der erfreuliche Rückgang auf 30 Zöglinge wird dadurch erklärt, daß neuerdings keine lutherischen Kinder mehr Aufnahme in der betr. Schule finden, — eine Maßnahme der Schulverwaltung, die nur Anerkennung verdient, da die griechisch-orthodoxe Kirchenschule nicht in der Lage war, lutherischen Kindern den ihnen zukommenden Religionsunterricht zu geben. — In Fellin ist in diesem Schuljahr eine neue Kronselementarschule mit 120 Kindern eröffnet worden.

31. Okt. Einweihung der estländischen Irrenanstalt „Seewald" bei Reval in Gegenwart des Gouverneurs Bellegarde, des Ritterschaftshauptmanns Baron Dellingshausen, des Landmarschalls von Livland, der Vertreter Revals und verschiedener

Kronsinstitutionen, des Verwaltungsrats und zahlreicher Mitglieder der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke in Estland. Ein Priester vollzog einen Einweihungsgottesdienst nach orthodoxem Ritus, worauf Pastor Hesse die Weihrede hielt. Daran schlossen sich verschiedene Ansprachen und ein Rundgang durch die Anstalt.

Es sind zunächst 2 Krankenpavillons mit 120 Betten fertig, es fehlen noch zwei weitere, die Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude sind aber bereits für die ganze Anlage vorhanden, die rund 235,000 Rbl. gekostet hat. Die ganze Summe ist durch Willigungen des Landtags und freiwillige Spenden aufgebracht worden bis auf 35,000 Rbl., die aufgenommen werden mußten; doch ist die Deckung dieser Summe durch den Beschluß der Krugsbesitzer Estlands sichergestellt, 3 pCt. der zu erwartenden Entschädigungssumme diesem Zwecke zuweisen zu wollen. Das Budget der Irrenanstalt balanciert mit ca. 40,000 Rbl. — Zum leitenden Arzt ist Dr. Ernst v. Kügelgen, zum 2. Arzt Dr. W. v. Holst bestellt.

31. Okt. Reval. Der Polizeimeister Kollegienrat v. Glasenapp wird verabschiedet.

31. Okt. Der „Rish. Westn." empfiehlt in einem Leitartikel den abenteuerlichen Vorschlag, die juristische und die historisch-philologische Fakultät von der Jurjewschen Universität abzutrennen und nach Riga überzuführen. Die zurückbleibenden Fakultäten würden in den freiwerdenden Universitätsräumen besser untergebracht werden können und die nach Riga versetzten Studenten hätten dort mehr Gelegenheit zur Beschaffung von Existenzmitteln, die Professoren aber würden ins graue und traurige Leben Rigas einen Strom von Neuheit, Frische und Gehobenheit bringen.

Der „Rish. Westn." verspricht auf dieses Projekt *hundertmal* zurückzukommen.

2. Nov. Wolmar. Die vereinigten Wolmarschen Handwerksämter begehen ihr 50jähriges Jubiläum.

7. Nov. Der Schulprozeß gegen Pastor Ernst Treu—Dickeln (s. Balt. Chr. 1903 Mai 8) wird auf die gegen das freisprechende Urteil des Rigaschen Bezirksgerichts eingelegte Berufung der Prokuratur vor dem St. Petersburger Appellhof verhandelt. Die Verteidigung führte der Rechtsanwaltsgehülfe Landesen. Der Appellhof bestätigt das freisprechende Urteil der ersten Instanz.

8. Nov. In Jurjew (Dorpat) werden zu Delegierten der hiesigen Darlehnnehmer des Livländischen Stadt-Hypothekenvereins auf Vorschlag des Redakteurs Tönisson (der selbst nicht Mitglied des Vereins ist, aber auf der Wahlversammlung als Bevollmächtigter eines Mitgliedes stimmte) lauter Esten gewählt. Statt der bisherigen 19 in weiten Kreisen bekannten geschäftskundigen, fast ausschließlich deutschen Delegierten werden 19 bis auf vereinzelte Ausnahmen völlig unbekannte Esten gewählt. Die Folgen dieser Wahl zeigen sich sofort darin, daß die bis dahin sehr gangbaren Pfandbriefe des Livl. Stadt-Stadthypothekenvereins mit einem Schlage unverkäuflich werden.

Zur Organisation des Livl. Stadt-Hypothekenvereins sei bemerkt: Da die Zahl der Darlehnnehmer oder Vereinsglieder sich auf viele Hunderte beläuft, die sich auf die kleineren Städte Livlands verteilen, sind alle Befugnisse der Generalversammlung auf die Versammlung von 36 Delegierten aus den zum Verein gehörenden Städten übertragen worden. Diese Delegiertenversammlung wählt also die Direktoren und Revidenten und hat die oberste Direktive für die Leitung aller Geschäfte. Sie besteht aus 36 auf 3 Jahre gewählten Delegierten, darunter 19 aus Jurjew (Dorpat) und 17 aus den andern kleineren Städten Livlands (aus Pernau 5, Werro, Wolmar und Walk je 2 usw.), so daß die 19 Dorpater Delegierten, wenn sie geschlossen stimmen, die absolute Majorität haben.

Der Livländische Stadt-Hypothekenverein trat am 4. März 1884 auf Initiative des Pernauschen Stadthaupts O. Brackmann ins Leben und ist in langsamer, aber stetiger Entwicklung erstarkt. Die Summe der Pfandbriefdarlehen betrug zum 1. Januar 1903 — 2,688,200 Rbl., der Reservefonds hatte die Höhe von rund 60,000 Rbl. erreicht.

Bei den in den nächsten Wochen folgenden Delegiertenwahlen in den kleinen Städten, wo überall eine nationale Agitation vorgearbeitet hat, werden in Werro statt der früheren Delegierten 2 Esten, in Wenden von 7 Kandidaten, 4 Deutschen und 3 Letten, die letzteren gewählt, auch in Walk unterliegen die Deutschen, in Fellin und Pernau dagegen werden die deutschen Kandidaten durchgesetzt.

8. Nov. Nach dem „Personal der Jurjewschen Universität" beträgt die Zahl der Studierenden 1849 (mit Ausnahme der Pharmazeuten) gegen 1733 im Vorjahre. Die Zahl der Studenten der Theologie ist von 133 auf 145 gestiegen, die der Juristen von 449 auf 490; die größte Fakultät, die medizinische, weist nach einem bedeutenden Rückschritt im vorigen Jahre wieder

einen weiteren von 767 auf 733 auf, dagegen hat die historisch-philologische Fakultät einen bedeutenden Zuwachs von 136 auf 181 Mitglieder zu verzeichnen. Die physiko-mathematische Fakultät ist von 248 auf 294 Studierende gekommen.

Aus dem Innern Rußlands stammen 1396 Studierende, gegen 1306 im Vorjahre. Die Zahl der aus den Ostseeprovinzen gebürtigen Studenten ist wieder, wie in den allerletzten Jahren regelmäßig, um einiges angewachsen und zwar von 429 auf 477. Aus Livland stammen 294 (gegen 273), aus Estland 73 (gegen 66), aus Kurland 80 (gegen 83). — Evangelischer Konfession sind 461 (gegen 430), griechisch-orthodoxer 1157 (gegen 1086), römisch-katholischee 72 (gegen 76), Juden gibt es 132 (gegen 116).

Wieviel Absolventen geistlicher Seminare sich unter den Studenten befinden, geht aus dem „Personal" nicht hervor. Die „Nordl. Ztg." schätzt ihre Zahl auf ca. 900.

Die Zahl der Pharmazeuten beläuft sich auf 94 (gegen 91); davon stammen 52 aus den Ostseeprovinzen (gegen 36), aus dem Innern 42 (gegen 54). Dementsprechend ist die Zahl der evangelischen Pharmazeuten von 36 auf 46 gestiegen, der griechisch-orthodoxen von 14 auf 9, die der römisch-katholischen von 30 auf 24 gefallen; mosaisch sind 15 (gegen 10).

9. Nov. Aus Marienburg (Livland) wird dem „Rish. Westn." geschrieben, die griechische Orthodoxie erwerbe unter der hiesigen Bevölkerung immer mehr Sympathien, da das Luthertum die geistlichen Bedürfnisse des Volkes nicht zu befriedigen vermöge. Es fange an sich häufiger zu wiederholen, daß Lutheraner in dem orthodoxen Tempel Gebete abhalten; unlängst wäre z. B. auf Bitte von Lutheranern im orthodoxen Tempel eine Fürbitte für Gefangene abgehalten worden.

10. Nov. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, die Sanitätskommission des Stadtamts in ein Sanitätsamt umzuwandeln und ein Betriebsamt neu zu schaffen, dem die Verwaltung des städtischen Gas- und Wasserwerks, des im Bau begriffenen Elektrizitätswerks und anderer städtischer

Betriebe übertragen werden soll. Mit der Bildung dieser neuen Exekutivorgane soll die Zahl der Stadträte von 5 auf 7 erhöht werden.

10. Nov. Riga. Wegen der Zunahme von Überfällen nicht nur auf Privatpersonen, sondern auch auf Polizeichargen, hat der Polizeimeister befohlen, die Aufsicht über die Kneipen und die Abpatrouillierung der Distrikte zu verschärfen. („Düna-Ztg." Nr. 257).

Die „Düna-Ztg." berichtet u. a. über folgenden Exzeß: Während eines Rundganges am Abend des 10. November hörte der Revieraufseher Gogolewsky in einer Bierbude bei der Alexanderpforte wüstes Geschrei und Lärmen; er trat in die Bierbude und fand dort einen Haufen von Fabrikarbeitern vor, die er, als er sah, daß sie betrunken waren, aufforderte, ihm ins Polizeibureau zu folgen. Die Arbeiter traten auf die Straße hinaus, konferierten hier eine Zeitlang in lettischer Sprache, deren der Revieraufseher nicht mächtig ist, und stürzten sich plötzlich auf ihn, schlugen ihn blutig und rissen ihm die Achselklappen vom Mantel und vom Rock herunter. Der auf den Pfiff des Aufsehers herbeigeeilte Schutzmann und ein Nachtwächter konnten nichts ausrichten, und erst als mehrere Revieraufseher und Schutzleute, mit dem Pristav an der Spitze, requiriert waren, konnten die Exzedenten abgeführt und am nächsten Tage dem Friedensrichter übergeben werden. Der Richter verurteilte noch am selben Tage, indem er das höchste Strafmaß anwendete, zwei der Exzedenten zu 3 Monaten und drei derselben zu 2 Monaten Arrest.

12. Nov. Bei der diesjährigen Rekrutierung in Livland haben die Lehrer an den griechisch-orthodoxen Kirchenschulen teilweise unangenehme Erfahrungen gemacht. Sie wurden nur dann von der Militärpflicht befreit, wenn ein Allerhöchster Befehl vorlag oder wenn sie ein Lehrerzeugnis vorweisen konnten. Der erstere ist nicht leicht zu erlangen und das letztere besitzen die wenigsten dieser Lehrer. Nach dem „Rish. Westn." haben von den Lehrern an den lutherischen Gemeindeschulen nur 40 pCt. keine Lehrberechtigung, nach dem offiziellen Bericht für 1901/2 gab es an den 263 griechisch-orthodoxen Hilfsschulen dagegen nur 40 Lehrer mit einem Lehrerzeugnis, die übrigen 223 konnten keins aufweisen. Tatsächlich sei ihr Bildungszensus selten höher als der einer Kirchspielsschule und unter diesen seltenen gebe es noch 33 pCt. ebenfalls zum Unterricht nicht berechtigter Psalmensänger (vergl. Balt. Chr. 1903 Juni 1). Der „Rish. Westn." meint,

auch diese unberechtigten Lehrer würden nicht alle im Amt bleiben, wenn ihnen bekannt wird, daß sie zur Ableistung der Wehrpflicht herangezogen werden. („Rish. Westn." Nr. 250.)

15. Nov. Jurjew (Dorpat). Zum ersten Mal bringt die Stadt ein Wertpapier auf den Geldmarkt. Es ist eine $4^1/_2$ prozentige Anleihe zum Zweck der Erbauung eines Schlachthauses in Höhe von 190,000 Rbl.

16. Nov. Riga. Die auf dem linken Dünaufer neu erbaute und bis auf den Ausbau der Türme vollendete römisch-katholische Albertuskirche erhält eine vorläufige Weihe und wird für den Gottesdienst in Gebrauch genommen.

16. Nov. Jurjew (Dorpat). Auf der Generalversammlung des estnischen Vereins „Wanemuine" wird der Veranstaltung eines allgemeinen estnischen Gesangfestes im Jahre 1905 oder 1906 zugestimmt, das von den hiesigen estnischen Vereinen arrangiert werden soll. Die Generalversammlung beschließt ferner auf den Vorschlag einer vom Redakteur Tönisson geleiteten Baukommission, sein Grundstück im 3. Stadtteil zu verkaufen und sich an einer zentraleren Stelle der Stadt anzusiedeln, da der „Wanemuine" das Recht haben dürfe, zur geistigen Zentralstätte des estnischen Lebens der Stadt emporzustreben. Am 13. Dezember wird zu diesem Zweck der Ankauf zweier Grundstücke auf dem Thunschen Berge beschlossen.

17. Nov. Riga. In Sachen der Veterinäraufsicht über Handelspferde und eine Besteuerung derselben findet unter dem Vorsitz des Vizegouverneurs von Livland und unter Teilnahme des residierenden Landrats, des Gouvernements-Veterinärinspektors u. a. eine Sitzung statt, die eine temporäre Veterinäraufsicht für die Pferdemärkte in Fellin und in Jurjew (Dorpat) und eine ständige für den Transport von Pferden in Riga, Pernau und Walk als wünschenswert feststellt. Eine Steuer von dem Wert der Pferde erscheint unzweckmäßig und wird daher eine gleichmäßige Steuer von 25 Kop. pro Pferd empfohlen. Die Beschlüsse werden dem Minister des Innern übersandt.

17. Nov. Reval. Der Gesangverein „Lyra" ist vom Gouverneur geschlossen worden, weil er seine Statuten nicht eingehalten hat. („Estl. Gouv.-Ztg.")

18. Nov. Die Herbstjuridik des estländischen Konsistoriums beginnt. Leider haben sich, wie bereits im Vorjahre, keine Kandidaten zum Konsistorialexamen gemeldet.

19. Nov. Walk. Nachdem die lettisch-estnische Stadtverordnetenversammlung die Frage nach der Pensionierung städtischer Beamten durch die Auflösung der Pensionskasse auf ihre Weise gelöst hatte (s. Balt. Chr. 1902 Okt. 26 und Nov. 29), erhob das frühere Stadthaupt von Dahl dagegen Einspruch bei der Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten, aber erfolglos. Eine darauf von Dahl beim Bezirksgericht anhängig gemachte Klage auf Auskehrung einer einmaligen Abfindungssumme von 4000 Rbl. ist, nach dem „Post.", kostenpflichtig abgewiesen worden.

20. Nov. Jurjew (Dorpat). Das Stadtamt teilt der Stadtverordnetenversammlung mit, daß es, da die Steuergemeinde ihren pekuniären Verpflichtungen gegen die Stadt nicht nachgekommen sei, den Gouverneur ersucht habe, der Steuerverwaltung vorzuschreiben, sie solle sofort die Fürsorge für ihre bisher in städtischen Anstalten verpflegten mittellosen Gemeindeglieder selbst übernehmen und der Stadtverwaltung ihre Schuld von 8800 Rbl. zurückerstatten. Die Versammlung beschließt, das Stadtamt zu bevollmächtigen: die eben in den städtischen Armenanstalten befindlichen Armen und Kranken der Steuergemeinde dort bis auf weiteres zu verpflegen, die Neuaufnahme von solchen aber einzustellen und beim Gouverneur darum nachzusuchen, daß die in den Armenhäusern befindlichen Glieder der Steuergemeinde weggebracht und auf Kosten der Gemeinde verpflegt würden.

Die diesen Beschluß der Stadtverordnetenversammlung zeitigenden schlechten finanziellen Verhältnisse der Steuergemeinde sind typisch für die Städte der Ostseeprovinzen. Die Ursachen des finanziellen Verfalls der Steuergemeinden in den Ostseegouvernements werden von einem in der „Düna-Ztg." (Nr. 258) veröffentlichten Aufsatz entwickelt. Zur Zeit der alten Stadtverfassung ließ die durch Rat und Gilden verkörperte Stadtverwaltung von dem gesamten Stande der Handelstreibenden und Industriellen besondere Abgaben zum Besten des Armen- und Krankenwesens

erheben und diese Abgaben durch die Steuerverwaltung bei Ausreichung der Handelspapiere realisieren. Nach Einführung der Städteordnung von 1870 konnten die Steuerverwaltungen nicht mehr Abgaben zum Besten der ganzen Stadtgemeinde erheben, sondern mußten sich nur auf ihre Gemeindeglieder und diejenigen Kaufleute beschränken, die tatsächlich zur Kaufmannsgemeinde verzeichnet waren. Der dadurch bedeutend verringerte Kreis der Steuerzahler wurde durch das neue Reichsgewerbesteuer-Gesetz noch enger gezogen, indem es nun in das Belieben jedes einzelnen gestellt wird, ob er Glied der ständischen Kaufmannsgemeinde werden will oder nicht; Edelleuten und Ausländern ist die Zugehörigkeit zu ihr ganz verschlossen worden. Die Beitreibung der Steuern von den Steuerpflichtigen wird ferner durch das neue Paßgesetz erschwert, das die Ausreichung von Paßbüchern auf 5 Jahre gestattet und verbietet Pässe vorzuenthalten, wenn nur die Steuer für das laufende Jahr rückständig ist. Weitere Hemmnisse für das Gedeihen der Steuergemeinden sind das mangelhafte Exekutionsverfahren der überbürdeten Polizei, die Steuerfreiheit der Frauen und die Aufhebung der administrativen Verschickung nach Sibirien, durch die sich die Gemeinden vieler lasterhafter nur Kosten verursachender Glieder entledigen konnten.

Aus Ausweg aus der bedrängten Lage weist der Artikel darauf hin, daß das Gesetz die Steuergemeinden nicht verpflichtet, für die Versorgung ihrer Armen in fremden Armenhäusern Zahlung zu leisten, sondern bloß dazu, die Kosten für Behandlung und Heilung ihrer erkrankten Glieder in Krankenhäusern zu erstatten. Wenn die Steuergemeinden bisher auch die Kosten der Verpflegung von armen Gemeindegliedern den Stadtverwaltungen bezahlt haben, so hätte sie dazu nur eine moralische Verpflichtung getrieben, die aufhöre, wenn den Gemeinden keine Mittel mehr zur Verfügung ständen. Die Steuergemeinden wären um so eher berechtigt die Zahlungen für die Armen einzustellen, als die Wohltätigkeitsanstalten der alten Stadtverwaltungen, die eigentlich Eigentum der Steuergemeinden gewesen seien, kostenlos an die neuen Stadtverwaltungen übergegangen sind.

Der Punkt 4 des Allerhöchst bestätigten Reichsratsgutachtens vom 26. März 1877 zur Einführung der Städteordnung in den Ostseegouvernements faßte eine Reorganisation der städtischen Steuergemeinden ins Auge. Sie läßt noch immer auf sich warten.

22. Nov. Reval. Der neuernannte Polizeimeister Leutnant d. R. Norbekow, bisher Chef der Detektivabteilung in Wilna, tritt sein Amt an.

22. Nov. Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin kehren von Skiernewice nach Zarskoe Sselo zurück.

24. Nov. Der Finanzminister Pleske wird krankheitshalber auf unbestimmte Zeit beurlaubt, zu seinem Vertreter der Ministerkollege Romanow ernannt.

24. Nov. Der Anzensche landwirtschaftliche Verein beschließt, auf dem ihm vom Ministerium der Landwirthschaft zu diesem Zwecke auf 12 Jahre überlassenen Krongute Kasseritz eine niedere Ackerbauschule für Mädchen zu eröffnen. („Teataja").

25. Nov. Lemsal. Das Diebswesen nimmt in dem Städtchen und der Umgegend überhand. Der Friedensrichter hat vom 1. Januar bis zum 24. November c. nicht weniger als 147 Diebstahlssachen deliert, in denen kein Schuldiger ermittelt worden ist. („Rig. Rundschau").

25. Nov. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung bestätigt das Budget der Stadt für 1904, nach dem die Einnahmen und Ausgaben mit 571,740 Rbl. balancieren.

26. Nov. Jurjew (Dorpat). Eine zweite lettische Studentenkorporation, die den Namen „Darbs" (Arbeit) führen soll, ist in der Bildung begriffen. („Uudised").

27. Nov. Zur Propinationsfrage in den Ostseeprovinzen wird in der „Sammlung der Senatsentscheidungen" eine wichtige Senatsentscheidung vom 28. Januar 1902 publiziert. Nach dieser Entscheidung bewahren die von den Rittergutsbesitzern beim Verkauf von Bauerlandgrundstücken in die Kaufverträge aufgenommenen Bedingungen, gemäß denen es den bäuerlichen Käufern verboten ist, auf den von ihnen erworbenen Ländereien erwähnter Rittergüter irgendwelche Anstalt für den Verkauf starker Getränke zu eröffnen oder irgend jemandem zu erlauben, sich in den Grenzen der erworbenen Grundstücke mit dem Getränkeverkauf zu beschäftigen, ihre Kraft auch nach Einführung des staatlichen Getränkeverkaufs in den baltischen Gouvernements, und sind, zweitens, derartige Abmachungen, auch wenn sie bereits nach Aufhebung der Geltung der Artt. 883 und 892 des III. Bds. des Provinzialrechts der Ostsee-Gouv. (die den Rittergutsbesitzern das ausschließliche Recht zum Verkauf von Kornbranntwein außerhalb der städtischen Ansiedlungen vorbehalten) geschlossen worden sind, für die bäuerlichen Käufer und ihre Rechtsnachfolger bindend.

1. Dez. Mitau. Zum Polizeimeister ist an Stelle des auf sein Ansuchen nach Tomsk versetzten Baron Behr, der dim. Oberst Baron Medem-Rumbenhof ernannt worden.

1.—10. Dez. Riga. Sitzungen des Adelskonvents der livländischen Ritterschaft. — In Sachen der Entschädigung der Krugsbesitzer für die durch das Branntweinmonopol erlittenen Einbußen teilt das Landratskollegium mit, daß von den 635 Krugsbesitzern, an die Anfragen ergangen waren, ob sie den ritterschaftlichen Verteilungsvorschlägen zustimmen, 2 auf eine Entschädigung verzichtet hätten, 2 keine Erklärung abgegeben und 631 (= 97 pCt. aller Krugsbesitzer) zugestimmt hätten (s. Balt. Chr. 1903 Mai 5).

Die Entscheidung über die von der Gouvernementsregierung angeregte Frage der Schließung der Livländischen Bauerrentenbank wird dem Landtag vorbehalten. — Der Konvent beschloß folgende vom Landratskollegium mit Zustimmung der Gouvernementsregierung zur Bekämpfung der Unsicherheit im Pernauschen Kreise getroffenen Maßnahmen zu ratihabieren: Dem Fellinschen Kreischef sind zur Errichtung einer temporären Detektivabteilung einmalig 300 Rbl. aus der Landeskasse und dem Pernauschen Kreischef zur Verstärkung der Fahrgelder der Kreispolizei einmalig 150 Rbl. aus der Landeskasse bewilligt worden; dem Pernauschen Kreischef ist ferner ein Kredit von 500 Rbl. zur Aussetzung von Prämien auf Ergreifung der Verbrecher bewilligt worden, doch ist dieser Kredit bisher nicht in Anspruch genommen worden. Dem Landratskollegium wird zu etwaigen weiteren Maßnahmen in dieser Angelegenheit ein Kredit auf die Landeskasse eröffnet. — Die Ritterschaftsrepräsentation wurde ersucht, dahin zu wirken, daß die zum Unterhalt des Torgelschen Gestüts angewiesenen Kronsgüter Torgel und Awwinorm nach Ablauf des Pachtkontratts im Jahre 1905 der Ritterschaft von neuem überlassen werden; falls Awwinorm wieder an die Krone zurückfallen sollte, soll um eine Erhöhung der Staatssubvention für das Gestüt von 6000 auf 8000 Rbl. nachgesucht werden. In der Decksaison 1902 sind 1040 Stuten auf den Beschälstationen im Lande gedeckt worden. — In Sachen der Grundsteuerreform wird berichtet, daß im J. 1903 die Bonitierung von ca. 450,000 Lofstellen oder ca. 1000 Quadratwerst landwirtschaftlich genutzter Flächen in 9 Kirchspielen ausgeführt worden ist (Livland weist im Ganzen

ca. 6,512,000 Lofstellen oder 21,300 Quadratwerst landwirtschaftlich genutzten Landes auf); die Forsttaxatoren haben bisher 760 Quadratwerst = 230,000 Lofstellen Wälder klassifiziert. Auf die Bitte des estnischen landwirtschaftlichen Vereins in Dorpat hat das Landratskollegium beschlossen, die bäuerlichen Glieder in den Kirchspielsschätzungskommissionen von Sachverständigen über ihre Aufgaben unterrichten zu lassen. — Nach dem Bericht über das Wegebaukapital sind aus dem Budget für 1902 218,171 Rbl. ausgegeben worden, aus dem Budget für 1903 153,007 Rbl. Das für 1904 zusammengestellte Budget beläuft sich auf 1,323,256 Rbl. — Der Adelskonvent beschloß ein vom Verwaltungsrat der Gesellschaft zur Fürsorge für Geisteskranke ausgearbeitetes Statut der livländischen Landesirrenanstalt dem Minister des Innern zur Bestätigung vorzustellen und wählte zum Direktor der Anstalt Dr. med. Albert Behr, der mit beratender Stimme zu den Arbeiten der Baukommission hinzugezogen werden soll. — Das Leprosorium zu Rennal soll vom 1. Januar 1904 bis zur Einführung des Isolirzwanges geschlossen werden und die Kranken sind in das Tarwastsche Asyl überzuführen. Der Konvent ersucht den Landmarschall Schritte zu tun, um die Einführung des Isolirzwanges für Lepröse zu beschleunigen. — Für Maßnahmen zur Bekämpfung epidemischer Krankheiten bewilligt der Konvent 2000 Rbl. jährlich, für die Verpflegung syphilitischer Landgemeindeglieder in Alexandershöhe (Riga) 1000 Rbl. und für die Übersetzung einer Flugschrift gegen die Lues ins Estnische und Lettische und deren Drucklegung 490 Rbl.

2. Dez. Das Polytechnikum in Kiew ist auf Anordnung des Finanzministeriums bis auf weiteres geschlossen worden.

3. Dez. Mitau. Die lettisch-literärische Gesellschaft wählt an Stelle des krankheitshalber zurücktretenden Pastors Sacranowicz-Groß-Autz zum Präsidenten den Pastor emer. Th. Döbner und zum kurländischen Direktor Pastor Strautmann-Bauske; der livländische Direktor Pastor Erdmann-Versohn nimmt die Wiederwahl an.

4. Dez. Walk. Ein neuer „Walkscher landwirtschaftlicher Verein" wird feierlich eröffnet.

Der Verein hat Letten und Esten zu Mitgliedern. Die Vertretung der Nationalitäten wird besonders genau von dem „Postimees" registriert: Die feierliche Eröffnung fand im Saale des lettischen Vereins statt. Die Vorstandsglieder sind lauter Letten, verstehen aber, abgesehen vom Schriftführer, auch die estnische Sprache. In die beratende Versammlung sind auch einige Esten gewählt worden, darunter freilich einer, der seiner Geburt nach zwar ein Este, seiner Gesinnung nach aber ein Lette ist. Die Statuten wurden lediglich in lettischer Sprache verlesen, doch wurde auf Verlangen der Esten beschlossen, auch estnische Statuten anfertigen zu lassen. Die Eröffnungsrede war lettisch, worauf der Luhdesche Prediger Gaigal erst in lettischer und dann in estnischer Sprache eine geistliche Anrede hielt. Beim Festmahl wurden 5 lettische und 4 estnische Tischreden gehalten. . . (Nach der Wiedergabe in der „Nordl. Ztg." Nr. 277.)

5. Dez. Baron Ernst v. d. Brüggen, Historiker und Nationalökonom, stirbt in Riga, 63 J. alt.

6. Dez. Der Landmarschall von Livland Dr. Baron Meyendorff wird zum Hofmeister, der kurländische Landesbevollmächtigte Fürst Lieven zum Hofmeister en fonctions des Allerhöchsten Hofes ernannt.

7. Dez. Jurjew (Dorpat). Die Weihe des Turmes der estnischen St. Petrikirche wird im Beisein des Livländischen Generalsuperintendenten G. Oehrn, der die Festpredigt hält, vollzogen. Die Kirche wurde in den Jahren 1882—1884 nach den Plänen des St. Petersburger Architekten Schroeter erbaut, der Turm konnte erst jetzt vollendet werden.

Die „Nordl. Ztg." rühmt den Eifer der Gemeinde, die nicht müde geworden ist im Sammeln und Geben für den Bau; sie hebt aber auch hervor, daß diese Kirche ein Denkmal des Zusammenhaltens unsrer evangelisch-lutherischen Bevölkerung sei, denn die livländische Ritterschaft, die evang.-lutherische Unterstützungskasse, der ehemalige Dorpater Rat und die Stadtverwaltung und die Gilden hätten reichlich mitgeholfen und die deutschen Mitbürger hätten bei den Kollekten und sonstigen Veranstaltungen für den Kirchenbau seit drei Jahrzehnten eifrig mitgearbeitet.

9. Dez. Riga. Das Erscheinen der vom Dr. phil. Arnold Plates herausgegebenen und vom Dr. phil. Sahlit redigierten lettischen Tageszeitung „Deenas Lapa" wird auf Grund des § 154 des Preßgesetzes vom Minister des Innern auf 8 Monate sistiert.

Der § 154 des Preßgesetzes lautet: Der Minister des Innern hat das Recht, einer periodischen Edition, die der Präventivzensur unterliegt, im Falle einer schädlichen Richtung das Drucken von den

in den §§ 97 und 98 erwähnten Betrachtungen zu verbieten oder das Erscheinen des Blattes für die Zeit von nicht mehr als 8 Monaten zu sistieren.

10. Dez. Jurjew (Dorpat). Der Zustand des verstärkten Schutzes wird für die Stadt auf ein weiteres Jahr, bis zum 1. Dezember 1904, verlängert.

11. Dez. In welcher Weise die „Rigas Awise" versucht, die bestgemeintesten deutschen Bestrebungen, der Jugend, sowohl der deutschen als der lettischen, wahrhaft zu nützen, in Mißkredit zu bringen und zu verleumden, das zeigt u. a. eine Korrospondenz aus Mitau gegen den Mitauschen Jünglingsverein, in der es heißt:

„Es kann nicht geleugnet werden, unserer Baltischen Deutschen politische Haupttätigkeit besteht darin, das Deutschtum auf Kosten des lettischen Volkes zu kräftigen. Sobald sie nur merken, daß das gesellschaftliche und geistige Leben inmitten der Letten irgendwo zu kränkeln beginnt, sind die Deutschen sogleich zur Hand, um diesen Umstand für sich auszunutzen. Indem sie Freundlichkeit zeigen, wo sie es für nötig halten, fällt es den Deutschen nicht schwer, die obdachlosen Letten in ihre Vereine aufzufordern, in denen gegenwärtig in Mitau die Hälfte, wenn nicht mehr, der Mitglieder aus unsren Leuten besteht.

Damit allein genügt es aber bei uns nicht: es ist eine von lutherischen Predigern geleitete Einrichtung in Aufnahme gekommen, der Mitausche Jünglingsverein, wo man angefangen hat, Halbdeutsche in Masse zu fabrizieren. Die Kaufleute, meist aber wohl die Handwerker, sind und werden noch heute dazu herangekriegt, ihre Lehrlinge in den erwähnten Verein zu senden. Dort ist alles so geschickt eingerichtet, daß es dem Alltagsmenschen nicht leicht fällt, den eigentlichen Zweck der Arrangeure zu merken, da den Jünglingen, wie es den Anschein hat, alles das geboten wird, was zu ihrer besseren Ausbildung nötig ist, was ihnen für den Lebensweg taugen kann. So z. B. werden allerhand Vorlesungen geboten, natürlich im genugsam bekannten Geiste, es ist eine deutsche Volkslieder exekutierende Bläserkapelle gebildet worden, ebensolche Lieder singt der Sängerchor des Vereins, es ist ein besonderer Turnlehrer engagiert und geistige Nahrung kann man in der Bibliothek und auf dem Lesetisch finden. Ist das alles nicht prächtig?" (Übers. d. „Rig. Rdsch." Nr. 280.)

Was bietet die „Rigas Awise" wohl für einen Ersatz für den Verein, wo den Jünglingen anscheinend „alles das geboten wird, was zu ihrer besseren Ausbildung nötig ist, was ihnen für den Lebensweg taugen kann"?!

13. Dez. Die „Livl. Gouv.-Ztg." publiziert die Vereinigung der Bauergemeinden von Stubbensee und Stopiushof im Rigaschen Kreise, von denen die letztere bereits aus der Kurtenhofschen und Stopiushofschen zusammengezogen ist. Über

Zweck und Wirkung der Verschmelzung von Landgemeinden vgl. Balt. Chr. 1896/97, S. 151 und 1902/3, S. 83.

14. Dez. Zum Gedächtniß des Dr. Friedrich Reinhold Kreutzwald, des Schöpfers des estnischen Nationalepos „Kalewipoeg" werden an seinem 100. Geburtstage in Jurjew (Dorpat), Reval, Pernau u. a. Orten im Gebiet der estnischen Sprache von den estnischen Vereinen und Gesellschaften Festakte veranstaltet.

15. Dez. Riga. Der Stadtverordnetenversammlung liegt ein Gesuch des Rigaer Lettischen Vereins vor, ihm die Esplanade zur Veranstaltung eines großen lettischen Sängerfestes, das im nächsten Sommer abgehalten werden soll, zeitweilig zu überlassen. Der Antrag des Stadtverordneten Merkuljew, daß im Hinblick auf den Stillstand in der Industrie und in der Bautätigkeit und auf die dadurch bedingte wirtschaftliche Notlage der Arbeiterbevölkerung, sowie im Hinblick auf den drohenden Krieg gegen das Sängerfest selbst Stellung genommen und versucht werde, seine Vertagung zu erreichen, wird vom Stadthaupt nicht zur Diskussion gestellt, da das Fest mit Erlaubnis des Ministers zur Feier der 10jährigen Regierungszeit Sr. Majestät begangen werde, überdies diese Frage nicht auf der Tagesordnung stehe. — Das Stadtamt empfahl die Hergabe der Esplanade für das Fest, obwohl es im Prinzip die temporäre Bebauung der Esplanade nicht mehr gestatten will; die Stadtverordnetenversammlung vertagt indeß die Entscheidung.

15.—17. Dez. Reval. Sitzungen des Ritterschaftlichen Ausschusses. Es wurde beschlossen, die Überführung von Geisteskranken der estländischen Landgemeinden aus der stark überfüllten Irrenabteilung des Kollegiums der allgemeinen Fürsorge in die Irrenanstalt „Seewald" dadurch zu ermöglichen, daß die Differenz zwischen der Zahlung im Kollegium der allgemeinen Fürsorge und der in „Seewald", die 6 Rbl. pro Kranken monatlich beträgt, aus der Ritterkasse gedeckt wird. Die Zuschlagszahlung für die Überführung nach „Seewald" soll im Maximum für 30 Kranke gewährt werden. — Eine Kommission wird unter dem Vorsitz des Ritterschaftshauptmanns niedergesetzt zur Bearbeitung der Frage einer Steuer-

reform in der Richtung der Heranziehung der nicht landwirtschaftlich genutzten Gebäude auf dem flachen Lande und der Schaffung eines neuen Systems der Einschätzung des Nutzlandes an Stelle des bestehenden aus den Pachtwerten abgeleiteten sog. Multiplikators. — In Sachen der Beheizung und Beleuchtung der Gefängnisse beschloß der Ausschuß, den Ritterschaftshauptmann noch zur Lieferung der betr. Materialien zu ermächtigen, aber unter Vorbehalt des Rechts, die Refundierung der dafür verausgabten Summen zu beanspruchen. — Vorgelegt wurde ferner ein auf Grund einer Enquête zusammengestellter Bericht über die große Zunahme von Verbrechen auf dem Lande.

16. Dez. Riga. Eine neue russische Zeitung, die „Rishskija Wedomosti", beginnt zu erscheinen. Sie wird he ausgegeben und redigiert von dem vor einen Jahre entlassenen Redakteur des „Rishskij Westnik" Leonid Witwitzki.

Der Programmartikel Witwitzkis lautet: „Nach fast viertelhundertjähriger publizistischer Tätigkeit im baltischen Gebiet an die Herausgabe einer neuen Zeitung tretend, durchlaufen wir unwillkürlich in Gedanken diesen Zeitraum. Wie viel wichtiges ist in diesen 25 Jahren in unsrem baltischen Strandgebiet geschehen! Welche Veränderungen, ja man kann sagen Umwälzungen! Am Anfang dieser Periode war die sogenannte baltische Frage eben erst auf die Tagesordnung gesetzt worden. Allerdings war bereits ertönt die prophetische Stimme Juri Samarins, der die Wege zu ihrer Entscheidung im Geiste der Reichsbedürfnisse und der Hoffnungen der Masse der hiesigen Bevölkerung bezeichnete; die das Meer des russischen Volkes tief aufwühlenden Reformen des Zarbefreiers fanden bereits lebendigen Widerhall im Baltikum; aber die Ströme des hiesigen Lebens fanden noch immer nicht ein klar bezeichnetes Bett, um in ihm zusammenzufließen und als mächtiger Zufluß dem weiten russischen Meer zuzuströmen. In dieses sichere Bett führten das baltische Leben die denkwürdigen Reformen Kaiser Alexander III., und das so unwiderruflich, daß die baltische Frage in ihrer Hauptgrundlage jetzt als entschieden angesehen werden kann. Ihre Schlußentscheidung in Einzelheiten ist nur eine Frage der Zeit, und wenn es noch Bäche gibt, die außerhalb des Hauptbettes laufen, so wälzt sich doch das baltische Leben als ein wasserreicher Fluß schon auf diesem Wege hin. Und wie „die Wolga nicht rückwärts läuft", so wird auch das Leben im baltischen Grenzgebiet nicht mehr umkehren. Anders denken hieße träumen am hellen Tage, über Unmöglichem phantasieren. Wenn es um uns solche Phantasten gibt, so können sie den Lauf des hiesigen Lebens natürlich nicht ändern, der bereits sozusagen elementare Kraft gewonnen hat. Am Ausgang der betrachteten 25 Jahre

nähert sich die baltische Frage in ihrer nationalstaatlichen Bedeutung bereits ihrem natürlichen Ende und wenn das letzte Vierteljahrhundert erfüllt war mit dem Kampf um diese Frage, „der Donner brüllte und die Blitze leuchteten", so ist jetzt auf diesem Gebiete nur noch vereinzeltes Aufflammen möglich, — „die letzten Wolken des Sturmes, der sich verteilt hat". Als Ersatz treten bereits andre Fragen in den Vordergrund: innere Strömungen des hiesigen Lebens erlangen eine vorwiegende Bedeutung für die verschiedenen Gruppen der baltischen Bevölkerung. Es hat ein Prozeß der Verschiebung der gesellschaftlichen Kräfte und wirtschaftlichen Einflüsse im Lande begonnen und ist in schnellem Fluß. Das sozial-ökonomische Zentrum des ganzen baltischen Lebens verschiebt sich. Diese neuen Strömungen berühren tief die vitalsten Interessen sowohl von Einzelpersönlichkeiten als von ganzen gesellschaftlichen Gruppen und wenn in diesem Kampf vorläufig noch nationale Losungen am häufigsten zu vernehmen sind, so geschieht das nur noch aus alter Gewohnheit. Das eigentliche Wesen der gegenwärtigen örtlichen Fragen liegt aber nicht darin, wenn sie auch noch in nationalem Gewande auf die Szene treten. Diese Fragen sind eigentlich gar nicht so sehr nationalpolitische, als vielmehr sozial-wirtschaftliche. Das aber müssen vor allem diejenigen Elemente begreifen, die noch auf dem Gipfel des örtlichen Lebens stehen. Wenn sie aber das begreifen, wird auch ein schweres und für sie nicht ungefährliches Mißverständnis ein Ende haben und es wird ihnen klar werden, daß in der Befestigung der Staatsgewalt im Lande die beste Gewähr für eine ihnen günstige Entwicklung der örtlichen Beziehungen liegt.

In der neuen Phase des hiesigen Lebens, wo der sozial-ökonomische Wettkampf der verschiedenen baltischen Bevölkerungsgruppen an die erste Stelle tritt, sind sowohl die russische Staatsgewalt als auch die russische Gesellschaft, die an diesem Kampfe nicht unmittelbar interessiert ist, berufen, eine mäßigende Einwirkung auf den Verlauf der örtlichen Angelegenheiten auszuüben, das allgemeine Wohl und den Nutzen des ganzen Landes und Staates, nicht aber die Interessen einzelner mit einander ringender Gruppen im Auge zu behalten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Einwirkung sowohl für diejenigen wichtig ist, die auf der Höhe des örtlichen Lebens stehen, als für diejenigen, die dorthin streben. Deshalb wäre es unsres Erachtens für alle örtlichen Bewohner eine Sache der einfachen Vernunft, diesen mäßigenden Faktoren sich nicht fernzuhalten und ihr Mißtrauen zu erwecken, sondern Annäherung an sie und eine Stütze in ihnen zu suchen.

Durch das Gesagte werden in genügendem Grade auch die Aufgaben der russischen Presse im gegebenen Moment des baltischen Lebens bestimmt: neben der Mitarbeit an der „Kräftigung der Verbindungen dieses Grenzlandes mit dem Kern des Reiches" — wie wir in unsrer Programmnotiz gesagt haben — die Abschwächung des unter der hiesigen

Bevölkerung herrschenden Zwistes fördern, der durch den Zusammenstoß entgegengesetzter Interessen hervorgerufen ist, und zu ihrer Einigung zu gemeinsamer, friedlicher Arbeit zum Nutzen des Gebietes und zum Wohle des Reiches beizutragen. Wenn die Erhaltung des Lebens menschlicher Gemeinschaften einen Kampf darstellt, so kann dieses Leben „licht und fruchtbringend" nur dann sein, wenn als endliches Ziel die Einigung Aller in der Arbeit für das Allgemeinwohl erscheint!"

Dem aus der Versenkung wieder aufgetauchten Herrn Witwitzki ist es mit seinem an Phrasen und Pathos reichen Artikel natürlich nur darum zu tun, Stimmung für seine Person zu machen. Der fortwährend durch seine nationalen Hetzereien gegen das Deutschtum genährte Haß ist es, der die wirtschaftlichen Gegensätze unnötig verschärft, diese sind an sich lange nicht so bezeichnend für die Situation wie jene.

16. Dez. Libau. Den Herausgebern des „Libauschen Sonntagsblattes" R. Nehring und Zahnarzt Naftal Aronstamm ist gestattet worden, ihrem vom Stadtamt gelegentlich zu offiziösen Mitteilungen benutzten Organ eine Beilage in russischer Sprache unter dem Titel „Libawskaja Nedelja" hinzuzufügen.

16. Dez. Reval. Eine Sitzung des estländischen landwirtschaftlichen Vereins beschließt die Gründung von Kontrollvereinen zur Kontrolle der Fütterung und Pflege des Milchviehs nach dänischem und skandinavischem Muster und wählt E. v. Samson zum Leiter dieser Vereine. — Kurz vorher war bei der I. Estländischen landwirtschaftlichen Genossenschaft die Gründung einer Sektion für Milchverwertung beschlossen worden, der eine stattliche Anzahl von Gütern beitreten wollen. Durch diesen Zusammenschluß der Produzenten ist ein neuer bedeutsamer Schritt auf dem Gebiet des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens getan.

16. Dez. Die „Rigas Awise" (Nr. 283) hat die Unverfrorenheit, die demokratische Strömung unter den Letten den Deutschen zur Last zu legen. Das Blatt schreibt in einem Leitartikel: „Unseres lettischen Demokratismus Ursprünge":

„Als die lettische nationale Bewegung begann, hatte der lettische Demokratismus eine nationale Wurzel. Es war ein Kampf gegen die soziale Herrschaft einer fremden Nationalität über die Letten. Der frühere lettische Demokratismus richtete sich daher beständig gegen Fremde und nicht gegen Letten selbst. Ein jedes Emporsteigen von Letten zu einem höheren Vermögens- und Bildungsstandpunkt wurde mit Freude

und Sympathie begrüßt (selbstverständlich wenn damit kein Abfall von der Volkssache verbunden war).

Ein ganz andres Gesicht zeigt uns unser neuer lettischer Demokratismus. Der schont die Fremden und fällt über die Letten selbst her. Es ist schon längst das wunderliche Faktum beobachtet worden, daß die lettischen Demokraten der Neuzeit in einer jeden wichtigen Frage die deutschen Interessen vertreten und daß sie von deutscher Seite auf alle Weise gehätschelt und geschützt werden. Das hat s. Z. die „Deenas Lapa" bewiesen, das hat jetzt die Haltung des „Balt. Westn." zu beweisen begonnen. Das erweckt den Gedanken, daß unser lettischer Demokratismus der Neuzeit seine eigenen Ursachen haben muß. — Und wenn wir die Sache näher betrachten, so finden wir sie auch. Das sind noch Überreste der früheren geistigen Knechtschaft der Letten. Der neue lettische Demokratismus ist das Produkt der Herrschaft deutscher Ideen und Anschauungen."

In der „Rig. Rundschau" und der „Düna-Ztg." erscheint am 20. Dez. eine „Notgedrungene Erklärung", die es ablehnt, über verleumderische Denunziationen zu verhandeln und es der baltischen Geschichte des 20. Jahrhunderts überläßt, „die Verdächtigung der „Rig. Aw." Lügen zu strafen, die baltische deutsche Gesellschaft hätte jemals gemeinsame Sache mit irgendwelchem Demokratismus gemacht, und gar mit dem von der „Rig. Aw." gemeinten, den sie von den Rockschößen des Lettentums jetzt abzuschütteln eifrigst bemüht ist, nachdem eine jahrelang fortgesetzte Verhetzungspolitik von lettischer Seite ihn notorisch großgezogen hat."

17. Dez. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt in Anbetracht der u. a. durch die Entziehung der Hafensteuer geschaffenen mißlichen Finanzlage der Stadt, das Stadtamt zu beauftragen, zuständigen Ortes um Befreiung der Stadt Reval in gleicher Grundlage wie die übrigen Städte des Reiches von den Ausgaben für das Gefängniswesen nachzusuchen, die sich nach dem Budget für 1904 auf 10,617 Rbl. belaufen, sowie um Befreiung von der Verpflichtung zur Stellung eines städtischen Hauses für das Untersuchungsgefängnis, welches Haus gegenwärtig einen Wert von 55,000 Rbl. repräsentiert.

17. Dez. Walk. Auf ein Schreiben des Gouverneurs bewilligt die Stadtverordnetenversammlung dem Stadtarzt Dr. E. Koch einstimmig eine Pension von 114 Rbl. 36 Kop., die sie ihm früher wegen Mangels an Mitteln verweigert hat.

17. Dez. Die Gemeindeversammlung von Kegel hat die Gründung einer Ministeriumsschule abgelehnt, obgleich der Plan von

mehreren Gemeindegliedern befürwortet wurde und der Besitzer von Kegel seine Sympathien dafür durch das Anerbieten eines Grundstücks und eines Beitrages von 1000 Rbl. zu den Baukosten dargetan hatte. („Teataja").

18. Dez. Der Chef des Postwesens Geheimrat Andrejewski wird verabschiedet.

18. Dez. Walk. An der Stadtschule ist die Einführung des fakultativen Unterrichts in der französischen Sprache gestattet worden.

18. Dez. Das einem Russen gehörige Gut Meddum im kurischen Oberlande, das nach der Schätzung und den Beleihungsregeln des kurländischen Kreditvereins von diesem nur 30,000 Rbl. hätte erhalten können, soll von der St. Petersburg-Tulaer Agrarbank mit 129,000 Rbl. beliehen worden sein. Dieser Fall der Ausdehnung der Operationen einer russischen Agrarbank auf die Ostseeprovinzen gibt einem Teil der Presse Gelegenheit, vor dem allzu leichtfertigen Beleihen der Güter, womöglich bis zum vollen Wert, zu warnen. Der Rigasche Korrespondent der „St. Pet. Ztg." und die „Rig. Rdsch." sprechen die Hoffnung aus, daß die hiesigen Bodenkreditvereine sich durch die neu auftauchende Konkurrenz nicht zu einer unmotivierten Erhöhung der von ihnen zu gewährenden Kredite treiben lassen werden.

Insbesondere betonen die Blätter, daß das Beleihen womöglich bis zum vollen Wert, wie es leider von manchen Agrarbanken geübt wird, erfahrungsgemäß eines der vornehmsten Reiz- und Lockmittel zum verderblichen Güterschacher bildet.

Der „Rish. Westn." hat über die hohe Beleihung von Grundeigentum natürlich seine eigenen Ansichten. Er versteht nicht „die Entrüstung bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit eines Güterschachers": „Die Mobilisation des Grundbesitzes hat außer in einigen Ausnahmefällen größtenteils eine wohltätige Wirkung auf die Ertragsfähigkeit des Landes, auf die Hebung des Wohlstandes weiter Kreise der Bevölkerung und schließlich hinsichtlich der Ausmerzung verschiedenartiger rechtlicher wirtschaftlicher und ständischer Überbleibsel und Anachronismen aus den altgewohnten Kulturformen."

Die „Rig. Rdsch." weist dem gegenüber nur auf ein Moment hin, das in Rußland den Güterschacher wirtschaftlich verderblich macht: die Krepostposchlin von 4 pCt., die beim Besitzwechsel erhoben wird und jedesmal eine Jahresrente des Grundstücks verschlingt. — Das Gut Rönnen in Kurland, das unlängst von einem Petersburger Kaufmann

erworben worden war, ist dieser Tage einer Zeitungsnotiz zufolge wieder verkauft worden, zum vierten Mal in 10 Jahren. In diesen 10 Jahren sind also 16 pCt. vom Wert des Gutes völlig unproduktiv für die Besitzer verausgabt worden. Von Meliorationen kann natürlich bei so raschem Besitzwechsel auch keine Rede sein. („Rig. Rdsch." NNr. 279, 284, 285.)

18. Dez. Finnland. Ein Reskript an den Generalgouverneur in Wehrpflichtssachen stellt fest, daß, obwohl die Komplettierung des 3. Finnländischen Leibgarde-Schützenbataillons (bei dem 190 Mann eingestellt werden sollten) gesichert und die Einberufung erfolgreicher als im Vorjahre verlaufen ist, der Prozentsatz derjenigen, die sich ihrer treuuntertänigen Pflicht entziehen, sich doch infolge böswilliger Agitation höher als gewöhnlich gestellt hat.

Gegen die nicht erschienenen Stellungspflichtigen sollen die im Art. 266 des Finnl. Wehrpflichtsreglements vorgesehenen Strafen n i c h t in Anwendung kommen, dagegen werden folgende administrative Maßregeln erlassen: 1) die in staatlichen und kommunalen Institutionen Angestellten sind zu entlassen; 2) im Laufe von 5 Jahren sind den Nichterschienenen keine Auslandpässe zu verabfolgen; 3) bei der Begutachtung von Bittschriften über die Erlassung von Geldstrafen, sowie bei der Gewährung von Darlehen und Subsidien aus Staatsmitteln an Gemeinden und einzelne Personen ist der Grad ihrer Widersetzlichkeit gegen die Einberufung in Betracht zu ziehen; 4) Zöglinge höherer Lehranstalten, die sich nicht gestellt haben, sind auf nicht mehr als ein Jahr aus der Lehranstalt auszuschließen.

Es wird dem Generalgouverneur anheimgestellt, die für den Dienst bestimmten Rekruten durch nachträglich ermittelte Personen aus der Zahl der Nichterschienenen zu ersetzen; alle übrigen Nichterschienenen sind der Landwehr zuzuzählen.

Zugleich wird eröffnet, daß die Stellungspflichtigen, die sich im J. 1904 der Wehrpflicht entziehen sollten, in außerhalb Finnlands stehende Truppenteile eingereiht werden würden.

19. Dez. Die Ernennung des Geheimrats P. v. Schwanebach zum Kollegen des Ministers der Landwirtschaft und der Domänen wird publiziert.

19. Dez. Riga. Auf der Generalversammlung des Lettischen Vereins ereignet sich ein charakteristischer Vorfall. Der Vorsitzende der Versammlung wurde bisher durch offene Abstimmung gewählt und seit Jahren war die Wahl auf den jetzigen Redakteur der auf die Vereinigung der Letten mit dem Slawentum hinarbeitenden „Rigas Awise", Friedrich Weinberg, gefallen. Dieses Mal hatte der Vorstand verdeckte Wahl beantragt, der Ausschuß der Vertrauensmänner aber per majora vota für Beibehaltung der offenen sich

erklärt; die Generalversammlung ihrerseits beschließt verdeckte Wahl. Das Skrutinium ergab für Weinberg 159, für den Gegenkandidaten Samuel 119 Stimmen. Weinberg blieb also noch auf seinem Platze.

20. Dez. Die Wilddieberei in Estland hat einen bedenklichen Umfang erreicht, ebenso die Frechheit der Wilddiebe. Am 20. kommt es in Jendel zu einem Kugelwechsel mit der Forstwache, am 21. werden der Verwalter des Gutes Seibel und seine Begleiter von einem ganzen Trupp Bewaffneter im Walde überfallen und auf das ärgste mißhandelt. Die Verfolgung führt zur Entdeckung eines organisierten „Wilddiebvereins" mit zahlreichen Mitgliedern, der seinen Sitz in Reval hat.

21. Dez. Ein Kartell der Kurländischen Spar- und Leihgenossenschaften wird in einer Versammlung des Mitauschen (lettischen) landwirtschaftlichen Vereins besprochen; man einigte sich auf die Annahme der Statuten des Berdjanskischen Kartells. Neben den auf die Förderung und Entwicklung der einzelnen Kassen gerichteten Statutenbestimmungen findet sich eine, die die Bildung eines Kapitals zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken vorsieht. — Der Versammlung wurde ferner ein Projekt einer Zentrale für die landwirtschaftlichen Vereine Kurlands vorgelegt und von den anwesenden Vertretern von 16 Vereinen im Prinzip beschlossen, eine solche Zentrale zu gründen. Beide Fragen wurden besonderen Kommissionen zur weiteren Behandlung überwiesen. — Endlich wird die Frage der Gründung einer nationalen gegenseitigen Feuerversicherung beraten, für die bereits eine Kommission niedergesetzt ist.

21. Dez. Gesuche von Studenten der Jurjewschen Universität, um die Erlaubnis zum Übergang an eine andere Universität sollen in Zukunft nicht mehr berücksichtigt werden. (Rish. Wed.)

22. Dez. Ein neues Programm für den evangelisch-lutherischen Religionsunterricht in den Lehrerseminaren und Volksschulen, das am 21. September c. vom Ministerium der Volksaufklärung bestätigt worden ist, wird in dem „Zirkular für den Rig. Lehrbezirk" publiziert.

In Schulen mit Zöglingen verschiedener Nationalität ist der Religionsunterricht in nach der Muttersprache der Schüler gebildeten Gruppen zu erteilen. Wo die geringe Anzahl von Schülern einer Nationalität der Durchnahme des ganzen Programms Schwierigkeiten macht, kann der Religionsunterricht nach einem verkürzten Programm erteilt werden.

23. Dez. Der „Rish. Westn." handelt über Schwierigkeiten, die dem orthodoxen Bauer in den Ostseeprovinzen bei der Erwerbung von Landbesitz angeblich gemacht werden, und erwähnt dabei ein Referat, das Fürst Wolkonski im J. 1902 in der theologisch-philosophischen Gesellschaft über Gewissensfreiheit gegeben hat, in dem u. a. auch das baltische Gebiet berührt worden sei. Nach Ansicht des Fürsten Wolkonski — dessen Referat auch in den Salons verlesen worden sei, wo es Eindruck gemacht habe — erscheint als verfolgte Religion in den baltischen Gouvernements die protestantische. „Was würde Fürst Wolkonski sagen", ruft der „Westnik" pathetisch aus, „wenn ihm die wirkliche Lage der Dinge im baltischen Gebiet bekannt wäre?"

Leider bleibt der „Rish. Westn." den Beweis dafür schuldig, daß dem Fürsten diese Lage nicht bekannt ist, und leider führt das Blatt nicht an, wie der Fürst, dessen Referat hier unbekannt ist, zu der Ansicht kommt, daß die protestantische Religion in den Ostseeprovinzen verfolgt werde und was für Gründe er für seine Ansicht hat! Der „Rish. Westn." hätte sie nicht vorenthalten sollen.

26. Dez. In St. Petersburg wird der III. Kongreß für professionelle Bildung, der auch von den Ostseeprovinzen beschickt worden ist, eröffnet. — Am 4. Januar wird auf Anordnung des Stadthauptmanns in Grundlage des Art. 321 der Allg. Gouvernementsverfassung der Kongreß geschlossen. Als die Komiteeglieder des Kongresses am 5. Januar zu einer Sitzung im Kongreßlokal (der Universität) erschienen, waren die Akten des Kongresses bereits fortgeschafft.

27. Dez. Betreffend die Leistung der Prästanden von Quotenlandgesinden lautet eine in einem konkreten Falle ergangene Senatsentscheidung, daß wenn kein in gehöriger schriftlicher Form abgefaßter und vom Bauerkommissar korroborierter Pachtkontrakt vorliegt, es so anzusehen sei, als ob das betreffende Gesinde überhaupt nicht verpachtet wäre und daß demgemäß der Gutsbesitzer selbst und nicht der private Pächter verpflichtet sei, die Prästanden zu leisten. (Wortlaut der Senatsentscheidung mit Motiven in den „Rish. Wed." Nr. 9).

27. Dez. Reval. Der Klub „Harmonie" wird vom Gouverneur wegen Zulassung verbotener Kartenspiele und anderer Verletzungen der Statuten geschlossen.

27. Dez. Der „Baltijas Westnesis" teilt seinen Lesern mit, daß es ihm verboten worden sei, weiter Leitartikel und Feuilletons zu bringen, da diese Rubriken in dem bisherigen Programm des Blattes nicht vorgesehen seien. Der Herausgeber habe aber bereits ein neues Programm zur Bestätigung vorgestellt.

Die „Rigas Awise" äußert ihre unverhohlene Genugtuung über die der Kollegin unvermutet erwachsene Schwierigkeit.

28. Dez. Rujen. Der Rujensche landwirtschaftliche Verein hält eine Sitzung ab zum Gedächtnis des 50jährigen Bestehens des Kleingrundbesitzes in Livland. In angemessener Weise wurde die Entstehung und Entwicklung des Kleingrundbesitzes in Livland und die Bedeutung des Vorgehens der Barone Fölkersahm und Krüdener dargelegt. Durch Delegierte wurden der Versammlung Grüße überbracht von der Livl. gemeinnützigen und ökonomischen Sozietät, vom Mitauschen landwirtschaftlichen Verein, vom Rigaer lettischen Verein u. a.

Ein anonymer Skribent hatte in der „Rig. Aw." versucht, als diese den beiden ersten Gutsbesitzern Livlands, die zum Bauerlandverkauf geschritten sind, zugedachte posthume Ehrung geplant wurde, ihr Andenken herabzusetzen, indem er erzählt, die beiden Männer hätten sich zum Verkauf der Gesinde entschlossen, weil sie die heruntergekommenen Gebäude nicht mehr hätten remontieren können.

Demgenüber wird in der „Rig. Rundschau" das prophetische Wort des Barons Nolcken-Lunia vom J. 1842 zitiert, das den Charakter des Bauerlandverkaufs als eine politische Tat der livl. Ritterschaft überzeugend erkennen läßt: „Das Entstehen einer zahlreichen Klasse von Bauergrundbesitzern, die ihre Grundstücke mit demselben Recht besitzen, wie wir die unsrigen, nämlich titulo oneroso, scheint mir von gar zu entscheidender Wichtigkeit zu sein, und ich wage zu behaupten, daß mehr als ein Fall denkbar ist, wo unsre ganze Existenz von dem Vorhandensein eines solchen konservativen Elements in dem politischen Organismus unsres Landes abhängen kann."

30. Dez. Die „Revalsche Zeitung" geht in den Besitz ihres Redakteurs Chr. Mickwitz über.

30. Dez. Jurjew (Dorpat). Gedruckte Listen hiesiger meist estnischer Geschäftsleute sind in Umlauf gesetzt worden, die den Zweck

verfolgen, das deutsche Publikum zur Einschränkung seiner geschäftlichen Beziehungen zu den dort genannten Personen zu veranlassen.

Der „Postimees" ermahnt die auf die Liste gesetzten Geschäftsleute, sich durch die drohenden Verluste nicht beirren zu lassen und bezeichnet als den Anlaß zu dem Vorgehen mit den Listen — die Spektatorartikel des Dr. Seraphim in der „Düna-Ztg." (s. Balt. Chr. 1902 März 9), in denen u. a. auch von der wirtschaftlichen Stärkung des Deutschtums die Rede war.

Dem gegenüber nennt die „Nordl. Ztg.", die übrigens nicht mit der Art des Vorgehens (dem Boykott) sympathisiert, den wahren Grund für die agressive Maßnahme deutscherseits. Es ist das die letzte Delegiertenwahl für den livländischen Hypothekenverein, bei der unter Führung des nur in Vollmacht erschienenen Tönisson die sachlichen Interessen schlankweg den nationalen unterworfen wurden. Das war der Boden, aus dem der Gedanke aufschoß, auch einmal zu aggressiven Kampfmitteln zu greifen!

Bemerkenswert ist, daß der „Postimees" vor allem wirtschaftliche Bedenken gegen diese Kampfesweise hat: „Vor allem halten wir das nicht für richtig, daß bei uns zulande der nationale und gesellschaftliche Kampf zu jetziger Zeit eine so feindselige Form annimmt, daß sie jedes Verstehen des Gegners ersticken kann, während doch die Zukunft unsrer Heimat erheischt, daß ihre Einwohner auf der Basis wahrhafter Rechtlichkeit und der Gegenseitigkeit in Zukunft den gemeinsamen Bedürfnissen mit geeinter Kraft zu entsprechen suchen. — Dann aber meinen wir, daß, selbst wenn bei uns zulande der Zwiespalt zwischen den Deutschen einer- und den Esten und Letten anderseits ohne schärfere Zusammenstöße nicht in das natürliche Geleis gebracht werden kann, so wäre es dennoch fraglich, ob schon jetzt die Zeit dazu gekommen ist, daß die Gegner mit einander den wirtschaftlichen Kampf aufnehmen müssen. Denn ein solcher Kampf schwächt auf beiden Seiten die Kraft; wir aber haben Kraft nötig, um über die auswärtige Konkurrenz zu siegen."

Wenn der „Postimees" von seinem Standpunkt aus den Zeitpunkt für diesen Kampf nicht geeignet hält, so wird man wohl auf der andern Seite gerade der entgegengesetzten Ansicht sein dürfen.

Das neue Konkurrenzblatt des „Postimees", die „Uudised", erklärt sich in der Listenaffaire für neutral; sein oberster Wunsch gehe dahin, sowohl wider die deutschen als auch wider die estnischen Geschäfte und Personen einen Boykott in Gang zu setzen. Weil man aber einen derartigen Boykott noch nicht inszenieren könne, da die Kaufgenossenschaften noch fehlen, so erteilt die Redaktion des neuen Blattes den Rat, zunächst dort zu kaufen, wo man die bessere und billigere Ware erhalte.

31. Dez. Der Export aus den baltischen Häfen Riga, Libau, Reval, Windau, Pernau gestaltete sich (nach Berichten der Börsenkomitees) im Jahre 1903 folgendermaßen:

Rigas Export zur See im J. 1903 hatte einen Wert von 123,420,240 Mill. R. = ca. 14 pCt. der russischen Gesamtausfuhr. Das bedeutet im Vergleich zu dem bisher besten Jahre, 1902, eine Steigerung von nicht weniger als 30 Mill. — An diesem Export hatten die großen Kommissionshäuser bei weitem den größten Anteil, während die für eigene Rechnung exportierenden Häuser viel kleinere Zahlen aufweisen. Für über eine Mill. Rbl. haben folgende Firmen exportiert:

	Rubel.
Aktiengesellschaft Gerhard u. Hey	26,410,479
Helmsing u. Grimm	21,967,189
Ed. R. Lange	8,377,823
Orientgesellschaft	6,354,440
Kniep u. Werner	5,444,427
A. Sellmer	3,345,690
Schaaff, Wolzonn u. Ko.	3,312,458
Em. Cauderlier	2,920,714
Edg. Lyra u. Ko.	2,791,904
Thos. Robinsohn Söhne u. Ko.	2,626,529
W. Meslin	1,950,836
Malcolm u. Ko.	1,950,836
Gustav Becker	1,770,208
And Larsson	1,742,379
Bett u. Ko.	1,690,782
J. Becker u. Ko.	1,543,117
S. Schalit	1,381,862

Eine beträchtliche Steigerung zeigte der Export von Lebensmitteln, aber auch von Flachs und Hanf, Häuten und Fellen usw., kurz aller wichtigen Exportartikel, mit Ausnahme von Getreide, von dem über ½ Mill. Pud, und Schlagleinsaat, von der fast ½ Mill. Pud weniger exportiert wurden. Die wichtigsten Ausfuhrartikel waren:

Getreide	— 6,175,229	Pud	= 12,2 %	des Totalexp. d. Ostseehäfen und 1,1 % des russ. Totalexports.
Flachs	— 7,205,781	„	= 46,6 %	des russ. Totalexports.
Flachsheede	— 289,001	„	= 14,1 %	„ „ „
Hanf	— 843,906	„	= 34,1 %	„ „ „
Schlagleinsaat	— 618,750	„	= 21,2 %	„ „ „
Säeleinsaat	— 524,253	„	=	
Ölkuchen	— 2,849,462	„	= 12,2 %	„ „ „
Häute, Felle	— 632,900	„	= ca. 45 %	„ „ „

Eier	—	4,555,851	„	= 40,8 % des russ. Totalexports.
Butter	—	1,277,215	„	= über 50 %
Wild, Geflügel		448,635	„	= 81,6 % des balt. Totalexports.
Mineralöl	—	550,142	„	
Holzwaren	—	47,200,000	Kbf.	

Das wichtigste Absatzgebiet für Riga ist England, das im J. 1902 — für 1903 liegen bisher (Mai) noch keine zuverlässigen Daten vor — mit 46,6 pCt. am Gesamtwert des Exports beteiligt war; nächstdem Deutschland (20,9 pCt., doch geht viel auch im Transithandel über Holland und Belgien dahin, so daß sich der Prozentsatz in Wirklichkeit wohl höher stellt); dann Belgien (12,7 pCt.), Frankreich (9,7 pCt.), Holland (4,5 pCt.).

Der Wert des Rigaschen Imports zur See betrug im J. 1903 — 61,095,714 Rbl.; über die Landgrenze 2,564,904 Rbl. und an Waren finnländischer Herkunft 296,072 Rbl. Das sind im Ganzen 10,6 pCt. des russischen Gesamtimports. — Der wichtigste Lieferant ist England; von da kamen 1902 — für 1903 liegen bisher (Mai) noch keine zuverlässigen Daten vor — 55,7 pCt. der importierten Waren; nächstdem Deutschland (27,9 pCt.) und Belgien (4,8 pCt.). — Die wesentlichsten Einfuhrartikel waren:

Steinkohlen	—	26,982,615	Pud	= 14,9 % des russ. Totalimports.
Maschinen	—	973,915	„	= 15,4 % „ „ „
Blei	—	290,579	„	= 9,6 % „ „ „
Baumwolle	—	1,368,584	„	= 9,8 % „ „ „
Kaffee	—	40,807	„	= 7 % „ „ „
Tee	—	366,367	„	= 10,3 % „ „ „
Heringe	—	88,179	Tonnen.	
Farbhölzer	—	1,593,522	„	= 55,1 % „ „ „
Korkholz	—	374,933	„	= 43,9 % „ „ „
Düngemittel	—	2,127,291	„	= 31 % „ „ „
Kreide	—	4,316,780	„	= 80,5 % „ „ „
Rohgummi	—	144,851	„	= 36,2 % „ „ „
Tonerde	—	1,513,286	„	= 34,7 % „ „ „

Der Wert des Gesamtumsatzes in Riga betrug:

in den J.	1896—1900	— 123,6	Mill. Rbl. durchschnittlich.
	1901	— 132,5	„ „
	1902	— 167,0	„ „
und	1903	— 184,515,954	Mill. Rbl.

Das Jahr 1903 war demnach allen früheren weit überlegen und übertraf auch das bisher günstigste, 1902, noch um 17½ Mill. Rbl.

Libaus Export im J. 1903 betrug 35,5 Mill. Pud und hatte einen Gesamtwert von 32,215,628 Rbl., was gegen das J. 1902 einen Rückgang von 5,2 Mill. Pud oder dem Werte nach von 12,5 Mill. Rbl. ausmacht. Die hauptsächlichsten Exportartikel waren:

Getreide	—	18,679,068 Pud	= 37 %	des Totalexports der Ostseehäfen und 3,5 % des russ. Gesamtexports.
Flachs	—	75,250 Pud	= 0,5 %	des russ. Totalexports.
Hanf	—	58,273 „	= 2,4 %	„ „ „
Schlagleinsaat	—	735,640 „	= 13,8 %	„ „ „
Säeleinsaat	—	11,725 „		
Ölkuchen	—	3,857,225 „	= 16,5 %	„ „ „
Eier	—	218,092 „	= 2 %	„ „ „
Butter	—	65,200 „	(gegen 241,510 Pud im J. 1902).	
Holzwaren	—	6,05 Mill. Kbf.		
Kleie	—	1,44 Mill. Pud.		

Von den 51 Libauer Exportfirmen haben 9 über 1 Mill. Pud Waren exportiert. Die größte Pudzahl erzielten:

Gerhard u. Hey, Akt.-Ges.	4,8	Mill. Pud
Libauer Exportverein . .	4,25	„ „
Eliasberg u. Ko. . . .	2,49	„ „
N. J. Kostolansky . . .	2,35	„ „

Der Wert des Libauer Imports betrug 16,526,816 Rubel. — Die hauptsächlichsten Einfuhrartikel waren:

Maschinen	—	197,794 Pud	= 6,1 %	des russ. Totalimports.
Düngemittel	—	1,086,371 „	= 15,8 %	„ „ „
Blei	—	52,094 „		
Heringe	—	247,661 Tonnen.		
Korkholz	—	197,103 Pud.		

Der Gesamtumsatz des Libauer Handels im J. 1803 betrug demnach: 48,742,444 Rbl.

Aus Reval wurden im J. 1903 im Ganzen exportiert: 11,674,715 Pud im Werte von 23,090,567 Rbl. In den letztverflossenen drei Jahren hat der Revaler Exporthandel infolge der ungünstigen Konjunkturen im Getreidegeschäft sich in nur sehr mäßigen Grenzen bewegen können. Daher denn auch das Resultat des gesamten Exports im J. 1903, trotz des im allgemeinen gegen das Vorjahr günstigeren Ausfalls, im Vergleich mit dem Durchschnitt der J. 1896—1900 nicht unerheblich zurückgeblieben ist. Betrug der Getreideexport in diesem Quinquennium durchschnittlich

13,361,819 Pud, so im J. 1903 bloß 7,802,403 Pud. Hat zwar auch die Ausfuhr z. B. von Asbest, Buchweizengrütze, Flachs und Heede, Holzwaren, Mineralöl u. a. in den letzten drei Jahren ihre aufsteigende Tendenz beibehalten und dadurch nicht unwesentlich zur günstigeren Gestaltung des Gesamtresultats beigetragen, so ist doch namentlich im letzten Jahre die Butterausfuhr derartig zurückgegangen, daß dieser wertvolle Artikel für den Revaler Export kaum mehr als beachtenswerter Faktor in Betracht zu ziehen ist; 1902 wurden 520,980 Pud nach Dänemark ausgeführt, 1903 nur 7882½ Pud. Es wurden im Ganzen aus Reval zur See nach dem Auslande befördert:

Getreide	— 7,802,404 Pud	= 15,5 %	des Totalexports der Ostseehäfen.
Flachs	— 1,909,607 „	= 12,3 %	des russ. Totalexports.
Mineralöl	— 368,378 „		
Holzwaren	— 319,850 „		
Heede u. Codilla	— 273,231 „	= 13,3 %	„ „ „
Buchweizengrütze	— 218,585 „		
Asbest	— 123,804 „		

Außerdem wären von den Exportartikeln noch zu bemerken: Borsten, Butter (1901: 726,921 Pud; 1902: 663,936 Pud; 1903: 46,690 Pud), Erbsen, Gerste, Häute und Felle, Leinsaat, Ölkuchen, Wild und Geflügel, rohe Wolle.

Exportiert wurde nach

England	für 9,499,438 Rbl.	= 41,14 pCt.	des Gesamtwertes
Frankreich	„ 4,830,714 „	= 20,92 „	„ „
Belgien	„ 2,688,768 „	= 11,64 „	„ „
Holland	„ 2,525,051 „	= 10,94 „	„ „
Deutschland	„ 2,292,777 „	= 9,93 „	„ „
Dänemark	„ 821,983 „	= 3,56 „	„ „
Schweden	„ 431,862 „	= 1,87 „	„ „

Weitaus günstiger als der Export hat sich im J. 1903 der Revaler Import gestaltet, der an Menge und Wert nicht nur die beiden Vorjahre, sondern auch den Durchschnitt der J. 1896—1900 um ca. 4 Mill. Pud oder 2 Mill. Rbl. übertrifft. Die Einfuhr betrug 1903 — 15,486,923 Pud im Werte von 59,595,815 Rbl.

Diese günstige Gestaltung ist hauptsächlich eine Folge der besonders starken Einfuhr von Rohbaumwolle, die überhaupt für die Revaler Importverhältnisse maßgebend ist; beträgt diese doch seit 1880 konstant etwa ein Drittel der

gesamten Baumwolleneinfuhr des Reiches. Im J. 1903 wurden über die europäische Grenze Rußlands 12,831,000 Pud Baumwolle importiert, davon 4,505,895 Pud, = 35,1 pCt., über Reval. In welcher Weise die Baumwolleneinfuhr auch den gesamten Revaler Import beeinflußt, ergibt sich daraus, daß sie im J. 1903 — 29,1 pCt. vom gesamten Importquantum Revals betragen hat.

Was die Herkunft der Waren anlangt, so kamen aus:

Deutschland für	33,530,378 Rbl.	= 56,26 pCt.	des Gesamtwertes
England „	20,634,235 „	= 34,62 „	„ „
Dänemark „	2,844,466 „	= 4,77 „	„ „

Der Import aus deutschen Häfen behauptet somit, wie auch schon im Vorjahre, die erste Stelle. Überhaupt kommt neben der Einfuhr aus deutschen, englischen und dänischen Häfen die aus andern (ausländischen) europäischen oder außereuropäischen Häfen nur wenig in Betracht.

Der Gesamtumsatz des Revaler Handels, aus Export und Import zusammen, betrug:

im Durchschnitt der	J. 1896—1900	— 85,858,768	Rbl.
im	J. 1901	— 70,989,378	„
im	J. 1902	— 67,081,906	„
im	J. 1903	— 82,686,382	„

In Windau hatte der Export im J. 1903 einen Gesamtwert von 22,346,907 Rbl. Daran waren mit über einer halben Million folgende Firmen beteiligt:

Gerhard u. Hey, Aktiengesellschaft . . .	17,379,070	Rbl.
Kommerzagentur d. Mosk.-Wind.-Rybinsk. Eisenbahngesellschaft	1,640,013	„
Kniep u. Werner	749,799	„
Helmsing u. Grimm	513,247	„

Hauptartikel waren: Flachs (ca. 1,868,000 Pud = ca. 12,3 pCt. des russ. Totalexports); Butter (811,000 Pud = 34,5 pCt. des russ. Totalexports gegen 4,4 pCt. im J. 1902 und 0,1 pCt. im J. 1901); Holz (für ca. 1,68 Mill.); Hafer (ca. 1,56 Mill.); Heede (ca. 0,85 Mill.); Geflügel und Wild (ca. 0,25 Mill.); Leinsaat (ca. 0,23 Mill.). — Exportiert wurde namentlich nach folgenden Ländern:

nach	Dänemark	— für ca. 7	Mill.	Rbl.
„	England	— „ ca. 5,5	„	„
„	Belgien	— „ ca. 4,5	„	„
„	Frankreich	— „ ca. 4	„	„

Der Wert des Windauer Imports betrug 7,055,537 Rbl., woran mit über einer halben Million folgende Firmen beteiligt waren:

Gerhard u. Hey, Akt.-Ges.	3,921,242	Rbl.
Gebr. Laßmann	1,260,347	„
Helmsing u. Grimm . .	620,491	„
Edg. Lyra u. Ko. . . .	599,313	„

Hauptartikel waren: Maschinen (für ca. 4,03 Mill.); Schiffe (ca. 1,26 Mill.); Baumwolle (ca. 0,57 Mill.); Gummi (ca. 0,50 Mill.). — Importiert wurde hauptsächlich aus:

England	— für ca.	4,5	Mill. Rbl.
Amerika	— für ca.	1,5	„ „
Dänemark	— für ca.	0,5	„ „

Der Gesamtumsatz des Windauer Handels betrug demnach: 29,404,544 Rbl.

Aus Pernau wurde im J. 1903 exportiert an Flachs (749,621 Pud = 4,8 pCt. des russ. Totalexports), Flachsheede (144,163 Pud = 7 pCt. des russ. Totalexports), Gerste (67,118 Pud), Säeleinsaat, Schlagleinsaat (11,525 Pud), Zellulose (954,074 Pud), Korkabfällen, Grubenstützen (326,243 Stück), Nutzhölzern, Brettern (441,325 Stück), Brennholz, frischen Fischen, Matten, Spirituosen:

nach Großbritannien und Irland (direkt und über Riga oder Reval	für	3,532,754	Rbl.
„ Deutschland (direkt und über Riga oder Reval)	„	682,194	„
„ Frankreich (direkt und über Riga oder Reval)	„	399,616	„
„ Holland (direkt und über Riga)	„	326,391	„
„ Belgien (direkt und über Riga oder Reval) .	„	145,753	„
„ Südamerika direkt oder über Reval)	„	142,258	„
„ Portugal (Zellulose)	„	81,746	„
„ Spanien (direkt oder über Riga)	„	70,175	„
„ Nordamerika über Riga	„	19,000	„
„ Dänemark	„	12,745	„
	Gesamtwert:	5,412,632	Rbl.

Davon haben verschifft:

H. D. Schmidt	für	1,776,059	Rbl.
Jakob Jacke u. Ko.	„	1,202,694	„
Zellstofffabrik Waldhof	„	957,325	„
W. Bett	„	718,291	„
James Angus u. Ko.	„	316,611	„
Wylhuizen u. Ko.	„	289,004	„
J. Dicks u. Ko.	„	60,245	„
Waldverwertungsgenossensch. ‚Livonia'	„	43,819	„
Chr. Fröhling	„	43,427	„

Der Gesammtwert des Exports aus allen genannten 5 baltischen Häfen im J. 1903 betrug demnach etwa 206½ Mill. Rbl., d. h. etwa 23 pCt. des russischen Totalexports. — Der Gesamtumsatz in diesen baltischen Häfen (ohne den Pernauer Import) betrug 345,346,324 Rbl., d. h. etwa 24,2 pCt. des russischen Totalumsatzes.

Nachtrag zur Chronik des J. 1903.

20.—26. August. 69. livländische Provinzialsynode in Wenden, geleitet vom Generalsuperintendenten G. Oehrn und besucht von 155 Synodalen und Gästen. Vorträge werden gehalten von Oberpastor Th. Girgensohn-Riga über zeitgemäße Predigt, Pastor Dr. Schröder-Neuermühlen über das Vaterunser, Pastor Rechtlich-Gutmannsbach über das Thema: In welcher Weise könnten die riesengroßen Kirchspiele Livlands geteilt werden?, Pastor Rieckhoff-Torgel über die Frage: Wie will sich die Kirche unserer Zeit zum Arianismus stellen?, Pastor Pawassar-Aahof über die Verpflichtung des angehenden Pastors zur Beschäftigung mit kirchlicher Musik, Pastor Hesse über geistliche Vagabondage, Universitätsprediger Mag. Hahn hielt einen Vortrag über das Thema: Ist unsere Kirche verpflichtet, den Konfirmationszwang aufzuheben?, in dem der Redner die Synode anregt, die Staatsgewalt zu bitten, diesen Zwang abzuschaffen; der Vorschlag wurde zur Beratung an die Sprengel verwiesen. — Im Anschluß an einen Vortrag von Pastor Mickwitz-Fellin über den Kampf gegen die Unsittlichkeit wird über die Vereinigung des Magdalenenasyls mit dem Verein Bethabara debattiert und die Materie einer Kommission überwiesen. — In Sachen der Volksschule referierte Schulrat Pastor Pohrt-Rodenpois, daß die Ministerschulen in Nordlivland erheblich zugenommen haben. Da die Repetitionsschule sicher auszusterben scheine, empfehle es sich, überhörende Katecheten anzustellen; ein Katechetendienst sei auch in Bezug auf den Unterricht an der Unterstufe der Hauskinder besser, als ein Helferdienst. Pastor Reimann, Klein St. Johannis motiviert einen Antrag des Fellinschen

Sprengels: Die Synode wolle durch das Konsistorium zu veranlassen suchen, daß die Volksschulbehörden ihre Tätigkeit wieder aufnehmen möchten. Der Antrag wird an die Sprengel verwiesen. — In Sachen des Küsteramts wird der Beschluß gefaßt, daß die Vorbildung des Küsters mindestens der eines guten Schullehrerseminar-Abiturienten entsprechen solle, und einer Kommission die Abfassung eines Prüfungsprogramms aufgetragen; die Kommission soll auch über die Gründung von Küsterwitwenkassen beraten. Die Ablösung des niederen Glöcknerdienstes vom Küsteramt wird für wünschenswert erklärt. — Die Synode votierte dem Generalsuperintendenten ihren Dank für sein persönliches Eingreifen in der Mäßigkeitssache, in deren Interesse das Konsistorium vorgegangen ist. Über die Arbeiten der zur Beschaffung des Materials für eine Petition in der Mäßigkeitssache niedergesetzten Synodalkommission berichtet Pastor Reimann. — Der Synode wurden ferner die üblichen Berichte abgestattet. — Je eine Kommission wurde niedergesetzt zur Fixierung der Schreibweise der estnischen und letttischen Vor- und Familiennamen.

1904.

1. Jan. Das vom Finanzministerkollegen Romanow aufgestellte Reichsbudget für 1904 sieht vor an ordentlichen Einnahmen 1,980,094,493 Rbl., an außerordentlichen 2,750,000 Rbl., zusammen 1,982,844,493 Rbl.; an ordentlichen Ausgaben 1,966,458,251 Rbl., an außerordentlichen 212,178,804 Rbl., zusammen 2,178,637,055 Rbl. Die Differenz zwischen Einnahmen und Ausgaben im Betrage von 195,792,562 Rbl. soll aus dem freien Barbestande der Reichsrentei gedeckt werden. Die ordentlichen Einnahmen sind gegen das Vorjahr um ca. 33 Millionen höher angesetzt worden; die Einnahmesteigerung ist zum Teil der Erweiterung der Reichsbetriebe, z. B. der Erweiterung des Netzes der Kronsbahnen und der Ausdehnung des Kronsbranntweinmonopols auf zwei Gouvernements und zwei Gebiete Sibiriens in Rechnung zu setzen; dann aber wird auch mit einer Entwicklung von

Handel und Verkehr gerechnet und deshalb sind fast bei allen Budgetposten höhere Beträge eingestellt als im Vorjahre. Auch im Ausgabenbudget sind die Aufwendungen für die meisten Ressorts vermehrt worden, insbesondere die für das Kriegsministerium um 30 Millionen. Für die Landwirtschaft wird diesmal durch die Einstellung von 12 Millionen für den Ausbau von Lokalwegen und von 2 Millionen zur Entwicklung des Kleinkredits gesorgt. Für Bahnbauten zu strategischen Zwecken sind wieder 200 Millionen ausgeworfen: zur Vollendung der nach Asien führenden Bahnen Orenburg-Taschkent und Petersburg-Wjatka und der nach Westen laufenden Bologoje-Sjedlez. In Zukunft soll der Ausbau neuer Linien auf Rechnung der Krone eingeschränkt werden, da, wie es in dem Budgetbericht heißt, „bei dem schnellen Anwachsen der ordentlichen Ausgaben und der geringen Aussicht, Jahr für Jahr derartige Einnahmeüberschüsse erwarten zu dürfen, wie sie in diesem und dem vorigen reichen Erntejahre erzielt worden sind, auf einen freien Barbestand der Reichsrentei in der Höhe von mehreren Millionen nicht gerechnet werden kann, dagegen eine Inanspruchnahme der Hilfsquellen des Staatskredits ohne besondere Notwendigkeit selbstverständlich durchaus zu vermeiden ist." Die Periode der großen Bahnbauten ist also als abgeschlossen zu betrachten.

Für das Jahr 1903 konstatiert der Finanzbericht für fast alle Einnahmeposten mehr oder weniger große Mehrerträge, die wesentlich auf die gute Ernte zurückgeführt werden. Die Ausfuhr betrug 902 Mill. Rbl., d. h. 120 Mill. mehr als im J. 1902 und 250 Mill. mehr als der Durchschnitt der J. 1897—1901. Der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr betrug 362 Mill. Rbl. (1897—1901 im Durchschnitt nur 126 Mill). Dementsprechend ist der Goldvorrat von 1664 Mill. Rbl. auf 1835 Mill. Rbl. gestiegen. Die industrielle Krisis hat nach dem Bericht an Schärfe nachgelassen.

1. Jan. Der Kollege des Ministers des Innern Generalleutnant V. v. Wahl wird seines Amtes enthoben und zum Mitglied des Reichsrats ernannt.

1. Jan. Riga. Eine Gruppe übelwollender Leute, deren destruktive Tendenzen kein Geheimnis sind, hat durch Ausstreuen von Flugblättern lutherische Gotteshäuser zum Schauplatz einer verbrecherischen Tätigkeit zu machen begonnen. Nachdem schon früher tumultuöse Vorfälle in den Kirchen, die lettische Gemeinden beherbergen, stattgefunden hatten, vollzogen sich während des Neujahrsgottesdienstes in vier Gotteshäusern derartige empörende Szenen. („Düna-Ztg.")

Die lettische Presse nimmt gegen diese verbrecherische Propaganda entschieden Stellung und am 19. Januar findet mit obrigkeitlicher Erlaubnis eine Versammlung der Vertreter von 23 lettischen Vereinen statt, die den Beschluß fassen, mit allen Kräften gegen die Symptome moralischer und politischer Verwilderung aufzutreten.

3. Jan. Der zur Aufsuchung des Polarforschers Baron Eduard Toll abgesandte Leutnant Koltschak telegraphiert aus Jakutzk, daß er auf Bennet-Land Aufzeichnungen Baron Tolls gefunden habe, die bis zum 26. Okt. 1902 reichen. Dann ist Toll mit seinem Begleiter, dem Astronomen Seeberg (aus Kurland) und zwei Jakuten über das Eis nach dem Süden aufgebrochen; es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die kühnen baltischen Forschungsreisenden den Tod gefunden haben.

5. Jan. Da „die Sorge für die Erleuchtung der Masse der hiesigen Bevölkerung in dem gehörigen Geiste" eine von ihren wichtigsten Aufgaben bilde, freuen sich die „Nish. Wed." der Tätigkeit der Rigaschen orthodoxen Peter-Paul-Bratstwo auf dem Gebiete der Traktatliteratur. 200,000 religiös-moralische Heftchen in russischer Sprache und mit lettischem oder estnischem Paralleltext hat die Bratstwo in vier Jahren herausgegeben. Gegenwärtig werde eine mit besonderem Interesse aufgenommene Broschüre über den Wundertäter Serafim von Ssarow, lettisch, in 3000 Expl. gedruckt.

5. Jan. Ein Reichsratsgutachten über eine neue Ordnung für die Wahlen der Gemeindeältesten, ihrer Gehilfen, der Bauerrichter und ihrer Substitute in den Bauergemeinden der Ostseeprovinzen wird Allerhöchst bestätigt.

Für jede Gemeinde soll auf Vorschlag des Bauerkommissars von der Gouvernementsbehörde für bäuerliche

Angelegenheiten unter Berücksichtigung der Erfordernisse der Landarbeiten ein für alle Mal die Jahreszeit festgesetzt werden, in der die Wahlen stattzufinden haben. Alsdann hat jeder Bauerkommissar seine Gemeinden in drei Kategorien zu teilen, von denen in jedem Jahr nur eine ihre Beamten zu wählen hat. Es finden also jährlich nur in einem Drittel der Gemeinden eines Bezirks Gemeindewahlen statt. Scheidet ein Gemeindeältester vor Ablauf der dreijährigen Wahlperiode aus, so wird der Posten bis zur nächsten Versammlung der vollen Gemeinde durch einen der Gehilfen des Gemeindeältesten nach Wahl des Bauerkommissars verwaltet. Die dreijährige Dienstzeit der Gemeindebeamten beginnt mit dem nächsten auf die Wahlversammlung folgenden 1. Januar. (Kurl. Gouv.-Ztg. Nr. 14.)

7. Jan. Der Flecken Rujen in Livland hat um Stadtrechte nachgesucht. Die Regierung veranstaltet infolgedessen eine Enquête über die Beschaffenheit der persönlichen und der Besitzverhältnisse der Einwohner des Fleckens.

8. Jan. Jurjew (Dorpat). Ein Korrespondent der „Mosk. Wed." beklagt sich darüber, daß die früheren Männer von der Szene verschwunden und neue Zeiten gekommen wären; der einzige orthodoxe Lokalfeiertag, der Tag des hl. Isidor und seiner Genossen im Martyrium (8. Jan.) werde nicht mehr mit feierlichen russischen Versammlungen und Reden gefeiert; es gibt auch kein Komitee mehr zur Veranstaltung solcher Feiern. Ja, in diesem Jahr waren selbst die orthodoxen Schüler und Schülerinnen nicht vom Unterricht befreit, um in die Kirche gehen zu können. Wenige Beter waren in der einzigen orthodoxen Stadtkirche, die Universitätskirche war ganz leer.

8. Jan. Dem Minister des Innern wird anheimgestellt, die Präsidenten und die Glieder des Twerschen Gouvernements- und des Nowotorshokschen Kreislandschaftsamts von sich aus zu ernennen, die laufenden Angelegenheiten ohne Einberufung der Landschaftsversammlungen erledigen zu lassen, und Personen, die auf den Gang der Landschaftsangelegenheiten schädlich einwirken, aus dem Gouvernement Twer oder einzelnen Orten desselben auszuweisen. Dem Gouverneur von Twer wird anheimgestellt, für die Ruhe und Ordnung schädliche Personen aus dem Landschaftsdienst zu entfernen.

Diese Maßnahmen werden vom „Regierungsanzeiger" damit motiviert, daß die schon längst bekannte, von den Forderungen der Staatsordnung abweichende Richtung der Twerschen Landschaftsversammlung in der letzten Zeit in ungehörigen Erörterungen auf den Sitzungen schärfer zum Ausdruck gekommen sei. Daneben hat man sich Abweichungen von der gesetzlichen Organisation der Landschaftsinstitutionen erlaubt, indem die Landschaftsgeschäfte vielfach besonderen Exekutivorganen übertragen wurden, die zu einem erheblichen Teil aus mietweise angestellten Personen bestanden; in ihrer Hand konzentrierte sich schließlich die unmittelbare Leitung einiger Zweige der Landesverwaltung. Durch den Einfluß dieser Personen sei eine große Zahl politisch unzuverlässiger Leute in den Landesdienst gezogen worden und besonders in den Schulen wäre Propaganda gegen die Staats- und Gesellschaftsordnung gemacht worden. — Als besonders bezeichnend für den Geist der Twerschen Gouvernementslandschaftsversammlung wird angeführt, daß sie empfindliche Repressivmaßregeln gegen die Twersche Kreislandschaft ergriff, als diese ihre Landschaftsschulen dem geistlichen Ressort zu übergeben beschlossen hatte.

9. Jan. Ein Allerhöchster Ukas an den Senat ordnet die Zusammensetzung der Gouvernementskonferenzen an, die durch das Manifest vom 26. Febr. 1903 (s. Balt. Chr. von diesem Datum) zur Revision der Agrargesetzgebung in Aussicht gestellt worden waren.

Die Gouvernementskonferenzen sollen in allen Gouvernements zusammentreten, in denen das Institut der Landhauptleute eingeführt ist, und außerdem in den Gouvernements Kiew, Wolhynien und Podolien. An den Konferenzen, die unter dem Vorsitz des Gouverneurs stattzufinden haben, nehmen teil eine Reihe höherer Beamter der Provinzialregierung und Justiz und Vertreter der Adelsversammlung und der Landschaft. Die Vertreter der Landschaft bestimmt der Gouverneur von sich aus, für die Vertretung des Adels macht ihm die Adelsversammlung Hinweise.

10. Jan. Die „Rishskija Wedomosti" des Herrn Witwitzki wollen ihre Leser mit den Personen der livländischen Landesvertretung bekannt machen und geben als Einleitung zu den biographischen Daten eine Charakteristik dieser Vertretung in den Ostseeprovinzen im allgemeinen. Es heißt darin:

Man muß bemerken, daß die Ritterschaft bei den Wahlen mit großer Umsicht verfährt. Bei der Wahl dieser oder jener Personen werden ihre individuellen Eigenschaften immer in Betracht gezogen, d. h. wie weit der Kandidat die ihm anzuvertrauenden Interessen zu vertreten und seiner Aufgabe gerecht zu werden vermag; für bestimmte Geschäfte sucht

man wiederum Kandidaten mit entsprechenden, für diese Geschäfte nötigen Eigenschaften zu ermitteln. Von Begünstigungswesen, Nepotismus, Protektionen, „Tantchen", „Großmütterchen", kann hier nicht die Rede sein. In erster Reihe stehen die sachlichen Interessen, natürlich in dem Sinne, wie sie die Ritterschaft versteht. Daher wird, wem es gelingt die Erwählten der Ritterschaft in der Nähe zu sehen, sich davon überzeugen, daß es in intellektueller Hinsicht wertlose Persönlichkeiten hier überhaupt nicht gibt. Im Gegenteil, jeder stellt eine gewisse geistige Größe, einen Charakter dar." Des weiteren führt das Blatt aus, daß der Mangel an Publizität hier nicht zum Schlendrian führe, sondern alle Angelegenheiten ernsthaft behandelt werden, rühmt die Arbeitsfähigkeit der Ritterschaft ꝛc.

Die Absicht des Herrn Witwitzki, sich durch solche Artikel bei der deutschen Gesellschaft gut zu insinuieren, ist leicht zu erkennen; ein deutsches Blatt hat hervorgehoben, daß der Artikel „von objektiver Anerkennung" zeuge; ein andres reproduziert den Artikel, weil er „so sehr von der gewohnten Schablone bei der Betrachtung dieses Gegenstandes" abweiche. Demgegenüber muß gesagt werden, daß die geistigen und moralischen Eigenschaften der Ritterschaftsvertreter auch in der hiesigen russischen Presse kaum jemals herabgemindert worden sind. In dem oben gesperrt gedruckten Satz aber liegt die Versagung der Anerkennung, auf die der größere und größte Wert zu legen wäre, die Versagung der Anerkennung ehrlicher Arbeit für den wahren Nutzen des Landes. Sich eine solche Anerkennung abzuringen, dazu sind jedoch die „Rishsk. Wed." bisher nicht im stande. Erstens wollen sie gar nicht, und zweitens können sie wohl auch nicht; die Unfähigkeit ohne Brille zu sehen, läßt sie die Tatsachen an ihrem vorher fertigen, aprioristischen Urteil messen, und so mangelt eben immer die Einsicht in die Wirklichkeit der Dinge.

12. Jan. Riga. Bei einer Feier des 60. Geburtstages des Redakteurs Friedr. Weinberg im lettischen Verein entwickelt ein W. Plutte (Olaws), seinem Studium nach lutherischer Theolog, in einer längeren, von der „Rig. Aw." Weinbergs als „scharfsinnig" bezeichneten Rede folgende historische Anschauungen: „Vor 700 Jahren, als die Letten den christlichen Glauben von den Russen erhalten und sich mit ihnen schon gut eingelebt hatten, sind einige Fremdlinge, die niemand kannte, hierher gekommen und haben sich als die eigentlichen Glaubens- und Lichtträger ausgegeben. Gegen diese hätten nun alle einmütig sich erheben müssen, aber in ihrer Dummheit und in ihrem Aberglauben machten sie alles davon abhängig, ob ein Pferd mit dem linken oder rechten Fuß über einen Speer gehen werde. Der Pferdefuß entschied dahin, daß man sich den Deutschen ergeben müsse und daraus erfolgte eine 700jährige Knechtschaft. Ähnlich stehe die Sache jetzt. Von der russischen Verwaltung haben die Letten schon manches Gute erhalten und können sie noch vieles erwarten. . . . Daher gebühre Weinberg, der am kräftigsten und mutigsten gegen diejenigen auftrete, die den Pferdefuß anbeten, der Dank aller, und er, Redner, wünsche ihm ein langes Leben und mannhafte Unverzagtheit."

12. Jan. In der griechisch-orthodoxen Kirchenschule zu Falkenau (Nordlivland) ist die estnische Sprache aus dem Unterrichtsprogramm der oberen Abteilung ausgeschieden worden, wie der Schullehrer erklärt, weil die Kinder keine Lust hätten, diese Sprache zu lernen. Nach dem offiziellen Schulplan ist in der oberen Abteilung einklassiger Kirchenschulen der Unterricht in der Muttersprache obligatorisch. (Postimees).

12.—19. Jan. Schifffahrtskongreß in Wilna. Die Ostseeprovinzen betrafen u. a. Referate über die Hinderung der Flößung und Schifffahrt durch die Aabrücken bei Mitau, Bauske und Schlock, über die Regulierung der Windau (dim. Stadthaupt Adolphi-Goldingen), ein Gutachten des Rigaschen Börsenkomitees über die Regulierung der Düna und die Verbesserung der Schifffahrtsverhaltnisse auf dem Beresinakanalsystem. Nach einem Vortrage des Ingenieurs Schistowski über den Windau-Njemen-Kanal beschloß der Kongreß Telegramme an den Großfürsten Alexander Michailowitsch und den Kommunikationsminister Chilkow mit der Bitte um Förderung dieses Kanalbaus.

14. Jan. Das Organ des Herrn Witwitzki benutzt jede Gelegenheit, die Vortrefflichkeit Friedrich Weinbergs und seiner „Rig. Aw." herauszustreichen. Die „Risch. Wed." sagen aus diesem Anlaß: „Die Letten verdanken alles, was sie in der Verbesserung ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Position erreicht haben, der Fürsorge der russischen Regierung für sie und der Sympathie des russischen Volkes. Die Regierungsreformen haben sie davor bewahrt, von einem fremden Kulturelement verschlungen zu werden und schufen die Grundlage für ihre Erfolge auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiet." — Den Deutschen verdanken die Letten also einfach nichts.

15. Jan. Reval. Die in ganz Estland rühmlich bekannte Mädchenschule der Baronesse v. d. Howen begeht unter großer Teilnahme ihr 25jähriges Jubiläum, die Leiterin den Gedenktag einer 50jährigen pädagogischen Wirksamkeit.

15. Jan. Der Propst Hoffmann zu St. Jakobi (Wierland) wird nachts in seinem Schlafzimmer auf brutale Art ermordet. Der Mord ist ein Racheakt eines Menschen, gegen den der Propst berechtigter Weise die Kirchenzucht angewandt hatte.

16. Jan. Jurjew (Dorpat). Im „Teataja" wird konstatiert, daß der Verlust der deutschen Kundschaft einigen Geschäftsleuten bereits fühlbaren Schaden gemacht habe, insbesondere aber die Unverkäuflichkeit der Pfandbriefe des

Livl. Stadthypothekenvereins eine völlige Stockung der Bautätigkeit zur Folge haben werde.

Die „Düna-Ztg." wünscht, daß die „Rish. Wedom.", die „mit erfreulicher Unparteilichkeit unsre Zustände zu beurteilen" begonnen hätten, ihre Leser über die Ursachen der Indignation der Deutschen nicht im Zweifel lassen.

19. Jan. Die Zahl der Ministeriumsschulen in Estland ist auf 23 gestiegen, von denen 14 seit dem J. 1898 geschaffen worden sind. Seit dem 1. Januar 1903 werden 1754 Kinder in diesen Schulen unterrichtet, 12 pCt. aller Schulkinder in Estland (25,619). (Rev. Isw.)

19. Jan. Ein Reichsratsgutachten über die Ersetzung der Getreidevorräte der Bauergemeinden in den Ostseeprovinzen durch Geldkapitalien erhält die Allerhöchste Bestätigung. — Die Ersetzung der Getreidevorräte durch Geldkapitalien ist danach zulässig, wo sie für die Versorgung der Bevölkerung mit Korn keine Schwierigkeiten entstehen läßt. Ein darauf bezüglicher Beschluß des Gemeindeausschusses muß mit $^2/_3$ der anwesenden Stimmen gefaßt werden und durch den Bauerkommissar der Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten vorgestellt werden, die derartige Gesuche mit der Volks-Versorgungs-Kommission in gemeinsamer Session erledigt. Wenn die gemeinsame Session das Gesuch bewilligt, so bestimmt sie auch die obligatorische Höhe des Versorgungskapitals, die dem Werte der vorgeschriebenen Getreidevorräte zum Durchschnittspreise der letzten 10 Jahre entsprechen muß. — Das durch den Verkauf der Vorräte gebildete Versorgungskapital der Gemeinde wird nach Anleitung des Art. 186 des Ustaws für die Sicherung der Volksversorgung zur Befriedigung des Bedarfs an Verpflegungs- und Saatkorn verwandt, die Zinsen aber zur Fürsorge für arme und kranke Gemeindeglieder.

20. Jan. Die Livländische Abteilung der Kais. Russ. Gesellschaft für Fischzucht und Fischfang beschließt auf der Generalversammlung in Jurjew (Dorpat) auf Anregung des Barons v. Maydell-Krüdnershof die Anbahnung eines geregelten Fischfanges auf den kleinen Landseen. Bisher ist man in dieser Hinsicht ganz auf die Peipusfischer angewiesen, die sich nur ungern und unregelmäßig auf das Befischen isolierter

Landseen einlassen. Es wird beschlossen eine Organisation in der Art zu schaffen, daß die Seen unter Aufsicht des Fischmeisters des Vereins mit Netzen, die von den zu einem Konsortium zusammenzufassenden Interessenten angeschafft werden, in regelmäßigem Turnus befischt würden.

20. Jan. Jurjew (Dorpat). Ein Gesuch des Stadtverordneten Dr. med. Alexander Paldrock, ihm die venia legendi als Privatdozent zu erteilen, wird von dem Universitätskonseil abschlägig beschieden, nachdem darauf hingewiesen worden war, daß Dr. Paldrock sich an den Umtrieben der Tönisson, Koppel, Kiwastik usw. lebhaft beteiligt habe und noch beteilige. (Rev. Ztg.)

21.—24. Jan. Öffentliche Jahressitzungen der Kaiserl. Livländ. Gemeinnützigen und Ökonom. Sozietät in Jurjew (Dorpat). In der Eröffnungsrede führt der Präsident Landrat Baron Pilar v. Pilchau aus, daß die von der Sozietät im Vorjahre aus Rußland beschaffte Hafersaat im allgemeinen eine befriedigende Ernte ergeben habe, die Gerstenernte hat jedoch nicht befriedigt. Diese Saatenbeschaffung sei eine der vielen Lehren der letzten Jahre für den Landwirt gewesen, dessen Tatkraft trotz aller Mißgeschicke stetig steige, das beweisen u. a. die sich steigernden Aufträge für die Entwässerungsanlagen beim Landeskulturbureau. Die Rede berührte ferner die Regierungsbestrebungen zur Förderung der Landwirtschaft, speziell die Bekämpfung unreellen Saatenhandels und die frappante Entwicklung des Molkereiwesens im Nordosten. Von den Fragen, die die Sozietät eingehend beschäftigt haben, ging der Präsident auf die Versicherung landwirtschaftlicher Arbeiter und die Frage des Kleinkredits näher ein. Beide sind noch nicht zum Abschluß gekommen wegen der unverhältnismäßig großen Schwierigkeiten, die sie bieten. — Auf den Sitzungen wurden Referate und Vorträge gehalten von Viehzuchtinspektor Hoffmann über die Holländerzuchten, von A. v. Sivers-Euseküll über Hebung der bäuerlichen Rindviehzucht, von Buschmann über den Einfluß einiger Kraftfuttermittel, von Dozent Stegmann über die Anglerzuchten, von E. v. Samson über die Kontrollvereine für Milchvieh, von Baron Wolff-Stomersee über Flachsbau u. a.

22. Jan. Libau. Der Stadtverordnetenversammlung wird mitgeteilt, daß die Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten den Beschluß der Stadtverordnetenversammlung über die Einführung von Kontrollbüchern für die Ärzte des Stadtkrankenhauses aufgehoben habe. Der Stadtrat Schneiders, der Urheber des Kontrollbücherbeschlusses, beantragt, von einer Beschwerdeführung beim Senat über diese Verfügung der Gouvernementsbehörde abzusehen. Die Darlegung der Gouvernementsbehörde, daß die Kontrollbücher ihren Zweck nicht erreichen würden, da die Bücher nur die Anwesenheit des Arztes, nicht aber die Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten feststellen können, habe ihn von der Unzulänglichkeit seines früheren Antrages überzeugt. Allerdings habe er damals eine bessere Meinung von den Ärzten gehabt, „in der Voraussetzung, daß ein Arzt, der seinen Besuch in einer Krankenabteilung durch seine Unterschrift bestätigt, ohne Zweifel auch die ihm obliegenden Verpflichtungen erfüllen wird", und habe er nicht voraussehen können, „daß die Gouvernementsbehörde gerade in dieser Beziehung Bedenken hegen könnte." — Mit dieser Erklärung, gegen die die „Lib. Ztg." — und mit ihr jeder verständige Beurteiler der Affaire — protestiert, schließt die wunderliche Kontrollbücherfrage in der Stadtverordnetenversammlung endgiltig ab.

Die Stadtverordnetenversammlung wählt den Architekten Louis Melville zum Stadtrat; die Wahl wird in der Folge vom Gouverneur bestätigt.

Ferner wird der Versammlung mitgeteilt, daß der Dirigierende Senat in Berücksichtigung einer Klage der Stadt Libau die Verfügung der kurländischen Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten betr. die Aufhebung eines Beschlusses der Libauschen Stadtverordnetenversammlung seinerseits aufgehoben habe. Am 15. Juni 1900 hatten die Stadtverordneten einstimmig beschlossen: 1) dem geistlichen Ressort der griechisch-katholischen Kirche zum Bau einer Kathedrale ein Grundstück von 1350 Quadratfaden anzuweisen; 2) dem Kirchenrat der evang.-lutherischen Kirche zum Bau einer neuen Kirche ein Grundstück von 2450 Quadratfaden, sowie das Grundstück, auf dem das Petrhaus erbaut werden soll, in

der Größe von 1350 Quadratfaden abzutreten; 3) der römisch-katholischen Kirche aber eine Summe von 6000 Rbl. zum inneren Ausbau anzuweisen. Dabei bestimmte die Versammlung, daß diese Darbringungen nur dann in Kraft treten dürften, wenn sie gemeinsam bestätigt würden, da die Stadt ihre Einnahmen von allen Einwohnern ohne Unterschied der Religion erhalte und deshalb nicht berechtigt erscheine, bloß eine dieser Kirchen zu bedenken. — Die kurländische Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten hatte am 27. Juni 1900 diesen Beschluß inbezug auf die Zuwendung an die lutherische und die römisch-katholische Kirche aufgehoben. — Der Senat hat nun diese Verfügung seinerseits auf Grund folgender Erwägung aufgehoben: Den Stadtverwaltungen ist nicht das Recht genommen, städtische Mittel zum Bau von christlichen Kirchen nicht-griechisch-orthodoxen Bekenntnisses zu verwenden, da ihnen gemäß Art. 4 der Städteordnung nicht nur die Fürsorge für die Errichtung griechisch-orthodoxer Kirchen und für Institutionen, die sich die Stärkung und Verbreitung des griechisch-orthodoxen Glaubens angelegen sein lassen, sondern auch überhaupt für solche Institutionen anheimgestellt worden, die sich die Hebung des religiösen Gefühls und der allgemeinen Sittlichkeit als Ziel gestellt haben; zu diesen Institutionen gehören auch die christlichen Kirchen nicht-griechisch-orthodoxen Bekenntnisses. Auch müßten diese Kirchen zu den gemeinnützigen Gebäuden gerechnet werden, für die nach dem Sinne der Art. 2 und 159 der Städteordnung städtische Mittel verausgabt werden dürfen.

24. Jan. Der Minister der Volksaufklärung Geheimrat v. Sänger wird seines Amtes enthoben und zum Senateur ernannt.

24. Jan. Der japanische Gesandte in St. Petersburg erhält von seiner Regierung den Befehl, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen und aus Petersburg abzureisen.

26. Jan. Pernau. Stadthaupt Oskar Brackmann feiert unter Beteiligung von Stadt und Land sein 25jähriges Jubiläum als Stadthaupt von Pernau, um das er sich große Verdienste erworben hat. Die Einwohnerschaft Pernaus bringt dem Jubilar 5000 Rbl. zu einer Stiftung für das Schulwesen

dar und sämtliche Vereine Pernaus ernenneu ihn zum Ehrenmitglied. — Die gleiche Zeit wie das Stadthaupt haben die Stadträte Landrat Baron Pilar v. Pilchau und Winter und der Stadtsekretär Simson im Stadtdienst gestanden. Die Kontinuität der Verwaltung ist für das Gemeinwesen sehr günstig gewesen.

26. Jan. Jurjew (Dorpat). Vor dem Friedensrichterplenum kommt ein sensationeller Prozeß auf dem Appellationswege zur Verhandlung. Der Präsident des Oberbauergerichts in Werro, Kusik, hatte gegen den Privatanwalt Koselewski eine Klage auf Verleumdung angestrengt, weil dieser offen erzählt habe, Kusik lasse sich bestechen. Koselewski ließ durch seinen Verteidiger anführen, es sei bekannt und in einem Fall bewiesen worden, daß Kusik als Oberbauerrichter gegen Honorar und Geschenke Ratschläge erteilt habe; der Nachweis in solchen Sachen sei meist schwer zu führen, da sie ihrer Natur nach insgeheim abgemacht würden. Im Übrigen habe Koselewski auch eine Disziplinarklage gegen Kusik eingereicht und öffentlich nichts anders behauptet, als was in der Klage gesagt sei. Koselewski wurde freigesprochen.

27. Jan. Ein Allerhöchstes Manifest kündigt den Ausbruch des Krieges mit Japan an.

27. Jan. Der „Teataja" sucht die Bemühungen der estländischen und livländischen Ritterschaft um die Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit auf dem Lande zu verdächtigen. Seiner Angabe nach sammeln die Gutsbesitzer Nachrichten über Verbrechen, um eine Statistik zusammenzustellen, die sie der Regierung als Beweis dafür vorstellen wollen, daß sich die Kriminalität in den Ostseeprovinzen in der letzten Zeit infolge der Schwäche der Regierungspolizei vermehrt hat. Dadurch hoffe man die Regierung von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Regierungspolizei abzudanken und ihre Rechte und Obliegenheiten wieder den Ritterschaften zu übertragen (!!!).

29. Jan. Jurjew (Dorpat). Die Stadtverordnetenversammlung beschließt auf ein Schreiben der livländischen Gouvernementsregierung, in dem das Gesuch der Stadtverordnetenversammlung um Befreiung von der Versorgung der mittellosen Glieder der städtischen Steuergemeinde (vgl. Balt. Chr. 1903 Nov. 20) abgelehnt wird, einstimmig, vor dem Dirigierenden Senat gegen solchen Beschluß der Gouvernementsregierung Beschwerde zu führen, da allerdings die Versorgung von Armen zu den Pflichten der Stadtverwaltung gehöre, die Auswahl dieser Armen und der Betrag der Ausgaben zu ihrer Unterstützung aber einzig und allein von der Stadt-

verwaltung und keineswegs von andern Institutionen abhänge. — Ein Gesuch der Steuerverwaltung um Übernahme der Verpflegung der mittellosen Glieder der Steuerverwaltung, die sich in den städtischen Armenhäusern befinden, durch die Stadt und um Assignierung einer jährlichen Summe an die Steuergemeinde zum Unterhalt des Arbeitshauses wurde unter Hinweis auf die eben beschlossene Beschwerdeführung beim Senat einstimmig abgelehnt.

Die Stadtverordnetenversammlung assigniert 1000 Rbl. aus den Repräsentationsmitteln zum Besten des Roten Kreuzes.

1. Febr. Ein estnisches griechisch-orthodoxes geistliches Monatsblatt „Waimulik Sönumetooja" beginnt unter der Redaktion des Zintenhoffschen Priesters Wjärat (Balt. Chr. 1902 Febr. 1) zu erscheinen. Das Blatt wird von der Rigaschen Peter-Paul-Bratstwo herausgegeben, die auch die Herausgabe des seit 1902 erscheinenden ähnlichen lettischen Blattes „Rigas Garigais Wehstnesis", Redakteur Priester Joann Arent in Tuckum, übernommen hat.

Solche Zeitschriften in estnischer und lettischer Sprache waren bereits in einem Protokollbeschluß der orthodoxen Eparchialkonferenz in Riga im J. 1899 als ein dringendes Bedürfnis bezeichnet worden. Die Motive der Konferenz waren, wie der „Rig. Eparchialzeitung" 1904 Nr. 4 zu entnehmen, dabei teils geistlich aufklärender, teils religiös-erzieherischer Natur, zum Teil aber auch politischer, und in dieser Hinsicht lauten die Ausführungen des Konferenzbeschlusses folgendermaßen: „Die daran interessierten hiesigen Elemente hatten längst begonnen die eingeborene Bevölkerung nach den Grundsätzen des Protestantismus und zugleich nach denen des Deutschtums zu erziehen. Seitdem dann die allgemeinen Reichsordnungen und Institutionen eingeführt worden sind, haben die Gegner dieser letzteren ihre Tätigkeit in der von ihnen gewünschten Richtung verstärkt. Mit dem Volke — und zwar leider nicht immer vergeblich — auf dem Boden nationaler Empfindungen kokettierend, bemühten sie sich, ihre schädlichen Tendenzen teils durch listige Politik in volkstümlichen Vereinen und Unternehmungen, teils durch Zeitschriften ins Volk zu tragen. Unter den letzteren zeichnet sich durch besondere Tendenziosität ein geistliches Organ aus, das in einer bedeutenden Anzahl von Exemplaren zu einem geringen Preise oder umsonst im Volke verbreitet wird. In diesem Organ wird alles Reichsdeutsche und hiesige Deutsche gepriesen, die russischen Ordnungen aber werden beiseite gelassen. Das Luthertum wird hoch erhoben, die Werke der Orthodoxie aber, von denen manchmal

gesprochen wird, werden in verkehrtem Lichte dargestellt. Bis ins Detail wird von hiesigen Deutschen oder reichsdeutschen Männern, von der Heimat, von Deutschland, von protestantischen Missionen in Asien und Afrika geschrieben, über Rußland aber fast gar nichts. Letzteres wird übrigens manchmal in versteckten, aber für die Leser wohlverständlichen Ausdrücken und Unterstellungen in Vergleich gesetzt mit dem „blühenden und aufgeklärten" baltischen Gebiet, als ein unkultiviertes und schlecht geordnetes Land, von wo für die baltische Kirche (die lutherische) „Stürme blasen" und die „Hölle" droht, vor denen „die evangelische Kirche nur ihr Gott rettet". Eine derartige Tätigkeit ist natürlich den Interessen und dem Nutzen des Reiches entgegengesetzt. Die Geschichte des baltischen Gebiets bezeugt, daß ein wesentlicher Faktor bei dem Werk der Vereinigung des Gebiets mit dem Kern Rußlands die orthodoxe Kirche war. Der orthodoxe Hiesige hält sich für einen Russen und nennt sich einen solchen, während die Andersgläubigen sich Hiesige, Esten oder Letten nennen und in ihrem Verhältnis zu Rußland „russische Untertanen". Erst mit dem Auftreten einer beträchtlichen Anzahl von Orthodoxen, mit ihrer Vertretung und ihren Stiftungen entstand jene baltische Frage, die in der letzten Zeit gelöst wird durch die Kardinalreform des hiesigen Organismus und durch die Einführung der allgemeinen Reichsordnungen und Institutionen. Im Hinblick auf die verstärkte Tätigkeit des Protestantismus für Interessen, die dem Reichsnutzen fremd sind, durch Mittel, die in der jetzigen Zeit so mächtig sind, wie Zeitschriften, ist es zeitgemäß und äußerst notwendig, als Gegengewicht zu dieser Tätigkeit auch die Wirksamkeit der russischen Orthodoxie im Gebiet durch eine so mächtige Waffe zu verstärken, indem man sie mit einem geistlichen Organ in den hiesigen Volkssprachen versieht, das mit streng orthodox-russischem Geist und Richtung durch eine Chronik der zeitgenössischen politischen Ereignisse im Vaterlande und im Auslande, durch ausgewählte Artikel aus der russischen Kirchen- und Profangeschichte usw. bei den Eingeborenen fremde Einblasungen zerstreue und ihnen ihr politisches Ideal klar mache und eingebe, das bestehen muß in dem Streben zu einer in allen Beziehungen engsten Vereinigung mit dem großen russischen Vaterlande und zur Verschmelzung mit dem orthodoxen russischen Volke."

Die deutschen baltischen Blätter, die diese Auslassungen wiedergeben, bemerken dazu, daß ihnen ein protestantisches Organ, das in dem geschilderten Geiste in den Ostseeprovinzen wirken soll, gänzlich unbekannt ist.

2. Febr. In Klagesachen des Allendorfschen und des Trikatenschen Kirchenkonvents über Verfügungen des Ministers der Volksaufklärung sind Entscheidungen des Senats ergangen. Der Minister hatte das von den Kirchenkonventen bestrittene Recht der Kirchspielsschulen in Allendorf und Trikaten auf Besitz und Nutzung gewisser Immobilien anerkannt. Die Verfü-

gungen des Ministers werden in beiden Fällen vom Senat als gesetzlich begründet anerkannt; hinsichtlich der Frage nach dem Eigentumsrecht an besagten Immobilien aber erkennt der Senat, daß diese Frage auf Antrag der Konvente durch einen Zivilprozeß zur Entscheidung gebracht werden könne. Eine ähnliche Entscheidung ist auch auf eine Beschwerde des Lösernschen Konvents erfolgt. (Zirk. f. d. Rig. Lehrbez. 1903, Nr. 11.)

4. Febr. In der lettischen Wochenschrift „Balss" verabschiedet sich nach 25jähriger journalistischer Tätigkeit der Redakteur A. Waeber von seinen Lesern. Er bekennt sich in seinem Abschiedswort zu der positiven Arbeit, die die Entwicklung der geistigen und materiellen Kräfte des lettischen Volkes zum Ziele hat, und bemerkt, daß dieses Ziel nur langsam, Schritt vor Schritt, zu erreichen ist: „Nichts kann ihrer (der Letten) Zukunft so schädlich sein, als jene Straßenpolitik, zu der sie in letzter Zeit sowohl durch übermäßige Schmeicheleien als durch heftige Hetzereien verlockt werden. Wie der Friede aufrichtet und aufbaut, der Haß aber verwüstet und zerstört, so wird auch das lettische Volk an Wohlfahrt und Ehre wachsen, wenn es nach Möglichkeit Frieden hält und in Eintracht lebt mit den Angehörigen andrer Nationalitäten in unsrer Heimat."

Die Rigasche deutsche Presse zollt der Persönlichkeit Waebers die Achtung, die ein ehrlicher Gegner verdient.

Die Redaktion des „Balss" übernimmt W. Plutte-Olaw, der sich durch seine historischen Reminiszenzen bekannt gemacht hat (Balt. Chr. 1904 Januar 15). Er will die Wochenschrift den Bedürfnissen der Landleute anpassen.

5. Febr. Der Finanzminister Pleske wird zum Mitgliede des Reichsrats ernannt. Finanzminister wird der Reichssekretär Kokowzew.

6. Febr. Riga. Der Kirchenbericht des Stadtpropsts für das J. 1903 (Rig. Kirchenbl.) beleuchtet das Streben der Letten nach nationalen Predigern. Einige lettische Gemeindeglieder der Jesuskirche petitionierten um die Anstellung eines weiteren Pastors an dieser Kirche, dem sie eine Jahreseinnahme bis zu 1500 Rbl. „garantieren" wollen (ohne Sicherstellung des

Betrages durch Kapitalien!), wofür die Garanten das Recht haben sollten, den Pastor zu wählen. Auf ähnliche Weise wollen sich lettische Gemeindeglieder der Lutherkirche eine Art Patronat für einen Prediger zu verschaffen suchen, der natürlich nur lettischer Nationalität sein darf. Der Kirchenbericht tadelt die Leichtfertigkeit und Leichtgläubigkeit dieser Agitation. Der scheinbare Idealismus, der in der Opferwilligkeit für das Kirchenwesen zu tage tritt, gewinnt durch sozialpolitische und nationale Nebengedanken eine sehr materielle Färbung. Das treibende Motiv ist nicht Willigkeit, feste Pflichten auf sich zu nehmen, sondern die Erwartung gewisser Rechte!

7. Febr. Riga. In einer Abfertigung des am 15. Januar gefeierten Redakteurs der „Rig. Aw." Weinberg sagt A. Waeber im „Balss" u. a. folgendes zur Charakteristik des Erstgenannten: „Wenn die „Rig. Aw." sich auf ihre Ergebenheit der Regierung gegenüber beruft, so ist diese eine Pflicht jeder lettischen Zeitung und kein Verdienst, das besonders zu betonen wäre. Wenn daher die „Rig. Aw." sich selbst das Zeugnis ausstellt, daß „keine lettische Zeitung eifriger und ernstlicher als sie die Interessen der Russischen Regierung und Verwaltung" vertreten habe, so wirft sie mit diesen Worten einen dunklen Schatten von verdächtigen Gedanken auf alle andern Zeitungen. Ich bin wohl grau geworden als Journalist, glaube auch nicht allein die lettischen, sondern auch die russischen und deutschen Gepflogenheiten in der Journalistik gut zu kennen, aber in meinem ganzen Leben bin ich auf keine Zeitung gestoßen, die mit so dreister Stirn sich als die einzige hinstellte, die so treu ihrer Regierung und Verwaltung diente." — Zum Schluß bezweifelt Waeber, daß die „Rig. Aw." zum Nutzen des Volkes arbeiten könne, „denn für jeden Arbeiter, der segensreich auf dem Felde der Öffentlichkeit arbeiten will, gilt als erste Anforderung daß er sich auf die Grundlagen fester Moral und Ehrenhaftigkeit unentwegt stelle." (Referat der „Düna-Ztg." Nr. 31.)

7. Febr. Mit der Verwaltung des Kriegsministeriums wird an Stelle des zum Oberkommandierenden der Mandschurischen Armee ernannten Generaladjutanten Kuropatkin der Generalstabschef Ssacharow betraut.

9. Febr. Riga. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt im Schwefelbad Kemmern ein Sanatorium für Offiziere und Untermilitärs, die im Kriege mit Japan invalid geworden sind, zu errichten und assigniert für diesen Zweck 100,000 Rbl.

9. Febr. Ein Reichsratsgutachten bezüglich der Regierungspublikationen in Livland und Estland erhält die Allerhöchste

Bestätigung. Nach diesem Gutachten sind Regierungsverfügungen und Bekanntmachungen, die bisher mit einer lettischen oder estnischen Übersetzung in den Gouvernementszeitungen abgedruckt werden mußten, fernerhin ausschließlich in russischer Sprache abzudrucken.

10. Febr. Ad vocem Hetzpolitik gibt die „Düna-Ztg." folgende Auslassung des „Olewik" wieder: „Der Rappinsche Kirchenkonvent hat endlich den Beschluß gefaßt, im nächsten Sommer ein neues Konfirmandenhaus zu bauen. Der Pastor ist so gütig, ein Stück von dem Pastoratslande für den Bau abzutreten — selbstverständlich gegen entsprechendes Entgelt. Das Haus soll auf Vorschlag der Deutschen aus Feldsteinen erbaut werden, die die Gesindewirte anführen müssen. Da im Rappinschen keine Feldsteine zu haben sind, wird die Anfuhr für die Wirte ziemlich schwierig sein . . . seinerzeit war allerdings geplant worden, das Haus aus Ziegelsteinen zu bauen, aber mit Hilfe einiger neuer Konventsdelegierten, die sich zu den Deutschen halten, ist der Plan der Gutsbesitzer durchgegangen. Die Viehställe der Herren sind aus Feldsteinen gebaut, wie darf denn zum Konfirmandenhaus ein menschenwürdigeres Material verwandt werden! Für Kinder aus dem Volke sind stallähnliche Gebäude gut genug!

12. Febr. Das Abschiedsgesuch des Estländischen Generalsuperintendenten und Vizepräsidenten des Estländischen Konsistoriums Leopold Hörschelmann wird Allerhöchst genehmigt. (Estländ. Gouv.-Ztg.)

12. Febr. Zum Primas der römisch-katholischen Kirche in Rußland wird Georg Szembek, zum Bischof von Wilna Baron Eduard v. d. Ropp Allerhöchst ernannt. (Reg.-Anz.)

15. Febr. Wenden. Die Gouvernementsbehörde für städtische Angelegenheiten hat den Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 19. Dezember 1903, dem lettischen Verein für ein lettisches Theater in Wenden 300 Rbl. aus dem Reservekapital der Stadt zu überweisen, aufgehoben.

21. Febr. Libau. Der Steuerälteste Titulärrat F. Röhrich übernimmt wieder sein Amt in der Steuerverwaltung. Seine am 30. Oktober 1902 von der Stadtverordnetenversammlung vollzogene Wiederwahl zum Steuerältesten für das laufende Triennium war vom Gouverneur nicht bestätigt worden, da angeblich nur Personen steuerpflichtigen Standes in die Steuerverwaltung gewählt werden dürfen und nicht Exemten. Einer Klage der Stadtverordnetenversammlung über die

Nichtbestätigung Röhrichs ist jetzt vom Senat Folge gegeben worden, worauf der inzwischen für das Triennium gewählte Steuerälteste B. de Boer freiwillig zurückgetreten ist.

21. Febr. Vor dem Bezirksgericht in Petersburg wird ein Diffamationsprozeß der Baronin Buxhöwden und des Barons Budberg gegen den Redakteur des „Sswet", Komarow, verhandelt, der insofern allgemeines Interesse beanspruchen darf, als die seinen Gegenstand bildende Darstellung zweier Vorgänge auf den Gütern der Baronin Buxhöwden und des Baron Budberg, nach der Meinung des Blattes, das Verhältnis deutscher Barone zu ihren Dienstboten charakterisieren sollte. Komarow wurde freigesprochen, da die Ausführungen des „Sswet" nicht „die Ehre, die Würde und den guten Namen" tangieren und nur tendenziöse Verallgemeinerungen seien, keine ehrabschneidenden Angriffe.

Der „Sswet" hatte zum ersten die Geschichte eines jungen Stallknechts erzählt, der bei der Baronin Buxhöwden in Dienst genommen worden war, in die Hände eines bösen Aufsehers geriet, der ihn malträtierte, infolge dessen er vor Ablauf der Dienstfrist (2 Jahre laut Dienstkontrakt) seinen Dienst quittierte. Daraufhin erfolgte seitens der Dienstgeberin Klage wegen Kontraktbruchs und Forderung des ausbedungenen Lohnes nebst Nahrungsgeldern für zwei Jahre, nach örtlichem Recht. Daran war der Kommentar geknüpft: „so kommt man zu billig kostenden Dienstboten". — Zum zweiten wurde eine Geschichte erzählt, wie der Baron Budberg einst eine Stallmagd aus seinem Stall hinausgeworfen hätte und daran Gedanken über „Despotismus der Barone" geknüpft. (St. Pet. Ztg.)

23.—26. Febr. Riga. Konferenz der Steuerinspektoren des Gouvernements Livland. Die Konferenz arbeitete in zwei Sektionen, die eine für direkte Steuern, die andre für die Gewerbesteuer. Ein wichtiger Verhandlungsgegenstand war die Feststellung eines bestimmten unantastbaren Fonds an Inventar, Saatgut und Nahrungsmitteln auf dem Bauergesinde, der bei dem Verkauf von bäuerlichem Mobiliarvermögen zur Deckung von Forderungen der Krone, von Kommunen und Privatpersonen dem Ausgepfändeten gelassen werden muß. In der Praxis sind solche Normen in den Pachtverträgen vorgesehen, doch sind diese nur für die betr. Kontrahenten bindend, nicht aber für die Gerichtsbehörden, so daß im gegebenen Fall auch die letzte Habe des Bauern

veräußert werden kann. — Ferner beschloß die Konferenz eine Vorstellung beim Finanzministerium zu machen gegen die primitive Besteuerung von Händlern, die sich mit der Holzfällung und Lieferung beschäftigen, nach der Zahl der Arbeiter.

25. Febr. Ein außerordentlicher livländischer Adelskonvent in Riga beschließt: 1. dem Landmarschall sind 20,000 Rbl. aus den Mitteln der ritterschaftlichen Korpskasse für das vom Adel des Reichs zu errichtende Feldlazarett zur Verfügung zu stellen; 2. a) dem Gouverneur von Livland sind zum Besten der livländischen Sanitätskolonne des Roten Kreuzes 19,747 Rbl. 21 Kop. zur Verfügung zu stellen, die den durch Zinseszins angewachsenen Rest des für die Verwundeten des türkischen Feldzuges von der Ritterschaftsrepräsentation gesammelten Fonds bilden; b) dem Komitee des evangelisch-lutherischen Feldlazaretts in St. Petersburg sind 5000 Rbl. aus den Mitteln der Ritterkasse zur Verfügung zu stellen.

25. Febr. Ein Pferdeausfuhrverbot wird für das Reich erlassen.

26. Febr. Die Kasterschc und Wendausche Landgemeinde (Livland) sind gemäß Verfügung der livl. Gouvernementsbehörde für bäuerliche Angelegenheiten zu einer verschmolzen worden.

26. Febr. Der „Regierungsanzeiger" (Nr. 46) veröffentlicht ein Verzeichnis verschiedener Angelegenheiten, deren Entscheidung von nun an nicht mehr in den Zentralinstitutionen, sondern in den Provinzialbehörden stattfinden soll. Es repräsentiert dieses Gesetz das Resultat der sog. Platonowschen Dezentralisationskommission. Es handelt sich nur um ganz untergeordnete Befugnisse: den Gouverneuren wird die Bestätigung der Statuten städtischer Armenkuratorien, die Bestätigung von Veterinärfeldscheren, die Konzessionierung der Verladung und Ausladung von Tieren auf Eisenbahnstationen und dergl. zugestanden, den Gouvernementsbehörden wird die Bestimmung von Vergünstigungen bei Bezahlung der Mietsteuer überlassen usw.

28. Febr. Jurjew (Dorpat). Die Delegiertenversammlung des livländischen Stadt-Hypothekenvereins wählt zum Präses des Vereins Dr. med. H. Koppel und zu Direktoren den Uhrmacher Kiwastik, den Stadthauptkollegen Konst. Bokownew

und Baumeister Pohlmann, zu Direktorsubstituten den Oberbauerrichter Parts und den Predigtamtskandidaten Männing. Da die Herren Bokownew und Pohlmann die Annahme der Wahl ablehnen, so treten die Subsistituten ins Direktorium. In die Revisionskommission werden lauter neue Persönlichkeiten gewählt, darunter nur vier Delegierte des Vereins. Gegen die Wahl von Nicht-Delegierten zu Vereinsämtern wurde, als den Statuten zuwiderlaufend, Protest eingelegt und der Protest zu Protokoll gegeben.

Sämtliche Verwaltungsbeamten des Vereins nehmen ihren Abschied.

In der „Nordl. Ztg." vom 28. Febr. erscheint folgende Annonce: Zur Klärung der Situation. Das hiesige deutsche Publikum wird seitens der deutschen Presse über die Bestrebungen in den estnischen Kreisen bedauernswerter Weise äußerst einseitig und tendenziös unterrichtet, infolge dessen sich innerhalb der deutschen Gesellschaft durchaus irrige Ansichten über die wahren Ziele und Maximen der Handlungsweise der estnischen Mitbürger gebildet zu haben scheinen. Man spricht von einer planmäßigen Verdrängung des deutschen Elements aus dem kommunalen und gesellschaftlichen Leben, von einer grundsätzlichen Ausrottung des deutschen Wesens usw.

Von alledem ist nichts wahr.

Auf estnisch-nationaler Seite wird streng in den Grenzen der Gesetzlichkeit lediglich dafür gearbeitet, daß die Einwohner unsres Landes deutscher und estnischer Zunge in der Sphäre des kommunalen und gesellschaftlichen Lebens in Grundlage der Gleichberechtigung ihre Kräfte der Förderung allgemeiner Interessen widmen dürfen. Dieses erscheint nur auf der Basis einer gesunden Gegenseitigkeit, keinesfalls aber unter den bisherigen Voraussetzungen möglich, wonach das deutsche Element trotz seiner Minorität in Stadt und Land die ausschließliche Herrschaft ausübte, während die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung unter Erfüllung schwerer Pflichten rechtlos in lähmender Passivität verharren müßte.

Daß es auf der andern Seite nicht ohne schmerzliche Empfindungen zur Entäußerung der bisherigen ausschließlichen Herrschaft in kommunaler und gesellschaftlicher Beziehung kommen kann, weiß man auf estnischer Seite sehr wohl zu würdigen, an der Sache selbst jedoch dürfen solche Erwägungen nichts ändern, ebensowenig wie Unmut atmende Drohbriefe, wie solche in letzter Zeit in verstärkter Anzahl an die Adresse des Unterzeichneten gelangen. Soviel sei doch betont, daß blinde Leidenschaftlichkeit und hetzerische Aktivität auf der andern Seite die estnisch-nationalen Kreise nicht zu gleichem Vorgehen veranlassen wird. Im Bewußtsein unsres Rechts und unsrer Pflichten werden wir im Geiste der Gerechtigkeit den berechtigten Forderungen der deutschen Mitbürger in jedem Falle Rechnung zu tragen wissen. J. Tönnisson, Redakteur.